Auerbach.

Das

Landhaus am Rhein.

Digitized by Google

12
A3
L3

Cornell University Library
Ithaca, New York

FROM THE
BENNO LOEWY LIBRARY
COLLECTED BY
BENNO LOEWY
1854-1919
BEQUEATHED TO CORNELL UNIVERSITY

Digitized by Google

Date Due

Cornell University Library
PT 1812.A3L3
v.1-3
Landhaus am Rhein :
3 1924 026 169 288

Digitized by Google

Das

Landhaus am Rhein.

Roman

von

Berthold Auerbach.

In drei Bänden.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Digitized by Google

~~1470~~

~~A 9390~~

A 605484

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

„Nur noch Augenblicke Geduld! dort winkt ein Mann, der mitfahren will," sagte der Ferge. Im Kahne saß ein Mann mit Frau und Tochter.

Der Mann war von kleiner Gestalt, mit grauen Haaren und röthlich funkelnder Gesichtsfarbe, blaue Augen schauten gutmüthig aber träumerisch müde drein; ein die Oberlippe ganz bedeckender struppiger Schnurrbart schien sich in dies harmlose Gesicht verirrt zu haben; er trug ein graues Sommergewand von jenem neumodischen Stoff, der überall derart weiß besprenkelt ist, als hätte sich der Träger in einem Federbett gewälzt; eine zierliche mit blauen und rothen Perlen gestickte Bügeltasche hing an einem Riemen über der rechten Schulter.

Die Frau, groß und stattlich, mit unruhigen Augen und scharfen Zügen, die einstmals wohl einnehmend gewesen waren, trug ein Kleid von mattgelber Seide; der weiße Schleier am grauen Hut war wie eine Binde am Turban um die Rundung gewunden. Sie warf den Kopf rasch zurück, sah dann vor sich nieder, als wollte sie sich nicht um den Fremden kümmern und bohrte die Zwinge ihres großen Sonnenschirms in das Bord des Kahns.

Neben dem Manne saß eine schlanke blonde Mädchengestalt in blauem Sommergewand; den kleinen, mit einem Vogelflügel verzierten braunen Hut hielt sie am Gummiband in der Hand.

Digitized by Google

Der Kopf war groß und schwer, die mächtige Stirn durch reichüberquellendes, in Flechten gelegtes Haar noch gewaltiger, und zwei dicke Locken legten sich rechts und links auf Schulter und Brust. Das Antlitz des Mädchens war heiter und unbefangen, klar wie der helle Tag, der über der Landschaft leuchtete.

Jetzt setzte sie den Hut auf, und die Mutter rückte ihr denselben noch etwas zurecht. Dann wechselte sie schnell die rauhledernen Stulpenhandschuhe mit glanzigen, die sie aus der Tasche nahm, und während sie mit Behendigkeit das Leder über die Hand zog, schaute sie nach dem Ankömmling.

Ein großer und schöner junger Mann von markigem Körperbau, mit vollem, braunem Bart, einen Plaid über der Schulter und einen breitkrämpigen grauen Hut mit schwarzem Flor auf dem Haupte, kam rüstigen Schrittes den Zickzackweg am steilen Ufer herab. Er stieg in den Kahn, grüßte stumm, indem er den Hut abzog; eine edle weiße Stirn, von tief braunem Haar beschattet zeigte sich; Kühnheit und Entschlossenheit sprach aus seinem Gesicht, das zugleich einen Vertrauen erweckenden Ausdruck hatte.

Das Mädchen schaute vor sich nieder, die Mutter knöpfte ihr das Hutband nochmals auf und zu und wußte dabei scheinbar unabsichtlich eine lange Locke auf die Brust, die andere auf die Schulter rückwärts zu legen.

Der Fremde setzte sich fern von den Anderen nieder und schaute in den Strom, während der Kahn rasch dahinfuhr.

Der Kahn landete an der Insel, auf welcher das weitläufige Kloster, das nunmehr eine von Nonnen geleitete Erziehungsanstalt für Mädchen ist.

Man stieg aus.

„O wie schön!" rief das Mädchen und deutete auf eine am Ufer stehende hochstämmige Gruppe von Bäumen, die in der Runde und so nahe an einander standen, als ob die Stämme aus Einer Wurzel erwachsen wären; ringsum innerhalb der Baumgruppe waren niedrige Bänke angebracht.

„Geh voran!" sagte die Frau mit einem verweisenden Blicke und gab schnell ihrem Manne den Arm. Das Mädchen ging voran, der Fremde hinterdrein.

In den Büschen sangen die Nachtigallen, die Amseln, Finken, Plattmönche, als wollten sie laut verkünden: Hier ist Paradieses-

Digitized by Google

ruhe und Niemand stört uns. Die dunklen Kiefern am Ufer mit ihrem breiten Schirmdach und die lange Reihe hellfarbiger Lärchenbäume landeinwärts waren von keinem Lüftchen bewegt, und in den blühenden Kastanienbäumen summten die Bienen.

Man kam an das Kloster.

Das Gebäude war verschlossen, nirgends ein menschliches Wesen zu sehen.

Der alte Herr zog die Klingel, die Pförtnerin öffnete ein kleines Fenster und fragte nach dem Begehr. Es wurde um Einlaß gebeten, aber die Pförtnerin erwiderte, das sei heute nicht mehr möglich.

„Geben Sie meine Karte ab," sagte der ältere Herr, „und sagen Sie der würdigen Mutter, daß ich mit Frau und Tochter da sei."

„Erlauben Sie, daß auch ich meine Karte hinzufüge," sagte der Fremde; die Drei schauten um beim Wohlklang dieser Stimme. Der Fremde gab der Pförtnerin seine Karte, indem er hinzufügte: „Wollen Sie der würdigen Frau Oberin sagen, daß ich Grüße von meiner Mutter bringe."

Auf der Karte stand: Erich Dournay.

Die Pförtnerin schloß das Schiebfenster schnell.

„Ich hatte Sie für einen Franzosen gehalten," sagte der alte Herr in freundlichem Ton zu dem jungen Manne.

„Ich bin ein Deutscher," erwiderte dieser.

„Sie haben wol eine Verwandte im Kloster und kennen die würdige Mutter auch?"

„Ich kenne hier Niemand."

Die Antworten Erichs waren rund und knapp, es gab keinerlei Anhalt zu Fortsetzung des Gesprächs. Der alte Herr ging mit den Frauen nach einem schönen Blumenbeet und setzte sich mit ihnen auf die dort angebrachte Bank. Das Mädchen mochte aber keine Ruhe haben, es ging am Rande der Wiese auf und ab und pflückte Veilchen.

Der junge Mann war wie eingewurzelt stehen geblieben und betrachtete die steinernen Stufen, die zur Klosterthüre führten, als müßte er erkunden, welcherlei Schicksale bereits über diese Stufen aus- und eingegangen waren.

Nach einer Weile winkte die Pförtnerin; die Klosterthüre wurde geöffnet, die Fremden traten ein. Hinter der zweiten Gitterthüre

Digitized by Google

standen zwei Nonnen in langen schwarzen Kleidern, mit dem hänfenen Knotenstrick um die Hüfte. Die Größere, eine ältere Dame mit auffallend großer Nase, sagte: Die Frau Oberin bedaure, heute Niemand empfangen zu können; es sei der Vorabend ihrer Namensheiligen und da bleibe sie bis zu Sonnenuntergang immer allein. Ueberhaupt sei heute kaum thunlich, Fremde zuzulassen, denn die Kinder — so wurden die Zöglinge genannt — hätten ein Festspiel angeordnet, mit welchem die Oberin nach Sonnenuntergang begrüßt werden solle. Darum sei heute Alles in Unordnung; im großen Speisesaal sei ein Theater aufgeschlagen; indeß habe die Oberin befohlen, daß man den Fremden die Einrichtung des Klosters zeige.

Man ging nun im Geleite der beiden Nonnen durch den großen Kreuzgang. Der Schritt der Nonnen war laut und hart, denn sie trugen dicke hölzerne Sohlen, sogenannte Trippen, die mit zwei über die Strümpfe gezogenen Riemen am Fuße befestigt waren. Die kleinere, zierliche Nonne, deren feines Antlitz wie gepreßt und gefangen in der enganliegenden Capuze war, hielt sich scheu zurück und ließ der Andern das Wort. Jetzt sprach sie indeß mit dem Mädchen in französischer Sprache. Die Mutter nickte dem Vater zu mit dem vergnügten Ausdrucke: Da siehst Du nun, wie gut es war, das Kind etwas Rechtes lernen zu lassen.

Der Vater sagte der deutschen Nonne, daß seine Tochter Lina erst vor einem halben Jahre aus dem Kloster zu Aachen zurückgekehrt sei.

Auch der junge Mann sagte einige Worte in französischer Sprache zu der zierlichen Nonne. Aber jetzt, und so oft er sie noch ansprach, zog sie sich immer wie verscheucht zurück, auffällig lächelnd und in sich zusammenkauernd, als ob sie fürchte, berührt zu werden.

Der Frühstücksaal, Lehrzimmer, Musikzimmer, die großen Schlafsäle wurden den Fremden gezeigt und überall mußte man Sauberkeit und Ordnung bewundern. In den Schlafgemächern der Kinder war es, als ob nicht wirkliche Menschen und nun gar unruhige Kinder hier wohnten, sondern als wäre Alles nur bereit, um Märchengestalten zu erwarten. Nur in einem Bettchen war es unruhig. Lina zog den Vorhang zurück und ein Kind mit großen braunen Augen schaute um. Auch der junge Mann war hinzugetreten.

Digitized by Google

„Was fehlt dem Kinde?“ fragte Lina.

„Weiter nichts, es hat nur Heimweh.“

„Wie heilen Sie das Heimweh?“ fragte die Frau.

„Ein Kind, das über Heimweh klagt, wird krank erklärt und muß zu Bette bleiben; wenn es dann aufstehen darf, fühlt es sich befreit und zu Hause.“

„Geht Alle fort! Alle fort! Manna soll kommen! Manna soll kommen!“ rief das Kind.

„Sie kommt noch zu dir,“ beschwichtigte die Nonne und erklärte, daß das Kind eine Amerikanerin meine, von der allein es sich beruhigen lasse.

„Das ist unsere Manna,“ sagte Lina zu ihrer Mutter.

Die Dämmerung war eingebrochen, und über die Corridore, durch den goldenen Duft der Abendsonne huschten in langen grünen, blauen und rothen Gewändern seltsame Gestalten, die in den Zellen verschwanden.

Man kam in den Speisesaal, wo im Hintergrund eine Waldlandschaft mit Einsiedlerhütte aufgestellt war, und da lag mit rothem Bande angebunden ein junges Reh, das die Fremden mit seinen glänzenden Augen wundersam anblickte, jetzt sich aufraffte, am Bande zerrte und davonrennen wollte.

Die Französin erklärte, daß die Kinder in Gemeinschaft mit einer Schwester, die sehr viel Geschick dazu habe, die Decorationen selbst gemacht und große Chöre eingeübt hätten, eine Schülerin, ein vorzügliches Kind, habe das Stück verfaßt, das eine Scene aus dem Leben der Tagesheiligen behandelt.

Die deutsche Nonne mit der großen Nase bedauerte, daß Niemand Fremdes zusehen dürfe.

Als man den Speisesaal verließ, sagte Lina zu der zierlichen Französin, wie leid es ihr thue, ihre Jugendfreundin Hermanna Sonnenkamp nicht sehen zu können, denn sie müßte mit ihren Eltern schon heute Abend wieder zurückreisen.

Man ging wieder durch lange Corridore, und als man die Treppe hinabstieg, kam dieselbe herauf eine schneeweiße Gestalt mit Flügeln an den Schultern und einem schimmernden Diadem auf dem Haupte, von dem lange schwarze Locken auf Brust und Nacken herniederflossen. Ein dunkles, schwarzes Auge mit langen Wimpern und dichten Brauen glänzte aus dem blassen Antlitze heraus.

Digitized by Google

„Manna!“ rief Lina laut, und „Manna!“ tönte der Widerhall von der Wölbung.

Die Angeredete faßte ihre Hand, führte sie die Treppe hinauf, von den Anderen weg und sagte:

„Du, Lina? Ach, ich war nur bei dem armen Kinde, das sich in Heimweh verzehrt. Ich dürfte sonst heut mit keiner Menschenseele sprechen.“

„O, wie wunderbar siehst Du aus, wie herrlich! Du mußt dem Kinde ja wie ein lebendiger Engel erschienen sein! O und wie werden sich daheim Alle freuen, wenn ich ihnen erzähle ...“

„Sprich nicht davon. Entschuldige mich bei Deinen Eltern, daß ich so an ihnen vorbeiflog, und wer ... wer ist der junge Mann da bei Euch?“

Erich schien zu fühlen, daß von ihm die Rede sei; er schaute auf nach der wundersamen Erscheinung, konnte aber nichts von den Formen des Antlitzes erkennen; er sah nur die märchenhafte Gestalt und zwei hellleuchtende Augen.

„Wir kennen ihn auch nicht,“ erwiderte Lina, „wir haben ihn erst im Kahn gesehen. Aber ja,“ setzte sie lachend hinzu, „Du kannst erfahren, wer er ist, er hat einen Gruß von seiner Mutter an die Oberin; da frag' einmal. Nicht wahr, er ist schön?“

„O Lina, wie sprichst Du! Möge die heilige Genovefa beim lieben Gott Dir Verzeihung erbitten, daß Du das gesagt und mir ...“ sie bedeckte das Gesicht mit der Hand ... „daß ich es gehört. Leb' wohl, Lina, grüße Alle draußen.“

Wie schwebend huschte die geflügelte Erscheinung den langen Corridor dahin, sie verschwand und hörte nicht mehr, daß Lina ihr nachrief, sie werde morgen bei der Gräfin Wolfsgarten erzählen, wie sie sie gesehen.

Man verließ das Kloster. Vor dem Thore sagte der ältere Herr zu dem jungen Manne:

„Es ist ein Glück für die Mädchen, von aller Welt entfernt auf einer Insel im Kloster erzogen zu werden.“

„Die Mädchen im Kloster und die Jünglinge in der Kaserne! Schöne Welt das!“ entgegnete Erich in scharfem Ton.

Ohne ein Wort der Erwiderung wandte sich der ältere Herr ab und ging mit den Frauen einige Schritte davon; er schien

keine fernere Gemeinschaft mit einem Fremden von solcher revolutionären Gesinnung haben zu wollen.

Erich eilte zu dem Kahne und ließ sich rasch über setzen. Der Strom war wie lauter glühendes Gold; Erich tauchte die Hand in den Strom und wusch sich Stirn und Auge.

Er sprang behend ans Land und schaute hinüber nach dem Inselkloster; da sah er den Mann mit Frau und Tochter ebenfalls zum Kahn herabsteigen; er grüßte von ferne mit dem Hute und ging den jenseitigen Berg hinan nach der Burgruine, von wo man das Kloster überschauen konnte. Lange saß er hier oben und starrte hinüber nach dem Kloster auf der Insel. Er hörte Gesänge von Mädchenstimmen, er sah die lange Fensterreihe hell erleuchtet.

Die Nachtigall in den Büschen sang unablässig und Erich horchte hin nach dem Gesange des Vogels und dem Gesang der Kinder im Kloster, die sich ein Stück vom Ewigkeitstraume in die Wirklichkeit zauberten und eine Stunde zu singenden Engelchören wurden.

Er stieg den Berg hinab, und als er eben an den Gasthof kam, traf er den Mann mit den beiden Frauen, die sich zur Abreise auf den Bahnhof begaben.

Die Gaststube war leer. Während er aß, nahm er unwillkürlich ein Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag. Was sind Klöster? Was sind Burgruinen? Da ist die Welt, die bewegte, die heutige, die wirkliche.

Du kommst von einer Ausschau auf der Bergeshöhe ermüdet in der Gaststube an, unwillkürlich greifst Du nach der Zeitung — warum das? Vielleicht weil das ermüdete Schauen und Denken, das auf die unbewegte Erscheinung der Natur gerichtet war, nun sich erfrischt, indem es sich auf die bewegte Erscheinung der Zeitgeschichte wendet; und Du bist allein, Du bedarfst eines anrufenden Wortes — da ist ein solches, das Jemand an Alle gerichtet hat; es erzählt Dir von der Welt, die ihren Gang fortsetzt, derweil Du träumtest und in weiter Ausschau Dich verloren und Dich gefunden hast.

Wir können uns kaum mehr denken, wie es zu anderen Zeiten war, da man ein Begegniß still austräumen konnte. Zu allen Stunden, sei es in schwerer Bedrängniß, wo uns das eigene Leben zur Last und die Welt gleichgiltig geworden, sei es in

gehobener Empfindung, wo wir uns wie hinausversetzt aus aller Wirklichkeit fühlen — da kommt die Zeitung und fordert unsere Aufmerksamkeit und ruft uns an, als sollten wir in Gestaltung der Weltverhältnisse überall mitwirken.

Was ist dem jungen Manne jetzt Amerika? Und doch las er aufmerksam einen Bericht über die dortigen Zustände, worin der unausbleibliche, in Frieden vielleicht nicht zu schlichtende Kampf zwischen den südstaatlichen Sklavenhaltern, den sogenannten Feuerfressern, und den nordstaatlichen Abolitionisten dargestellt war. Die Französin hatte gesagt, daß eine Amerikanerin das an Heimweh leidende Kind tröste und sie agirt nun auch in dem heiligen Feststück. Da spielt ein Kind mit der frommen Mythe, während es in seinem Heimatlande gährt!

Wieder waren die Gedanken Erichs im Kloster und bei der wundersamen Erscheinung.

Als er eben das Blatt weglegen wollte, fiel sein Auge auf eine Anzeige. Er las sie wiederholt, dann bat er den Kellner, daß er das Blatt behalten dürfe, und begab sich mit demselben auf sein Zimmer.

Zweites Capitel.

Name: Erich Dournay. Charakter: Doctor der Philosophie, Hauptmann a. D. . . . Ort woher: Name einer kleinen Universitätsstadt . . . Reise wohin: 0 . . . Zweck der Reise: 0 . . .

So schrieb Erich früh am Morgen in das ordnungsmäßige Fremdenbuch des Gasthofs und jetzt bemerkte er, daß vor seinem Namen eingeschrieben stand: Landrichter Vogt mit Frau, geb. Landen, und Tochter aus . . . . ., ein kleines Städtchen singenden Namens vom Oberrhein war genannt.

Das war also der Gesprenkelte von gestern mit den beiden Damen.

Erich machte sich mit seinem Reisegepäck auf den Weg nach der Landungsbrücke, wo das Dampfschiff anlegte. Der Morgen war frisch und klar, ringsum jauchzendes, singendes Leben, nur ein schmaler Wolkenstreif hing noch wie ein Nebel in der halben

Höhe der Gebirgskette. Mit festem Schritt, hoch aufgerichtet, frei aufathmend in der frischen Morgenfrühe ging Erich dahin. Er stand am Geländer der Landungsbrücke und schaute hinein in die Wellen, wo jetzt ein Nebelstreif sich hob und in der Luft zerfloß. Dann starrte er lange nach der Insel hin, wo nun die Frühglocke läutete und die Kinder aus dem Schlafe rief, die gestern Abend vor sich selber zum Märchen geworden waren.

Er zog das Blatt aus der Tasche und las noch einmal die Anzeige, in der die Bewerbung um eine einträgliche Hofmeisterstelle ausgeschrieben war.

Das Dampfschiff brauste heran, die Brust den Wellen entgegendrängend.

Erst auf dem Schiffe bemerkte Erich, daß auch zwei Nonnen aus dem Kloster — die Eine war die zierliche, scheue Französin — mit eingestiegen waren. Er grüßte; er wurde ohne Erwiderung verwundert angesehen. Die Nonnen nahmen ihr Brevier, setzten sich auf dem Verdecke nieder und beteten.

Auf dem zu Berg gehenden Schiffe waren noch wenig Reisegefährten, und die Morgenfrühe läßt ungesellig.

Erich setzte sich nicht weit von dem Steuermann, der fort und fort leise vor sich hinpfiff. Nachdenklich schaute er in den aufgewühlten Strom und in die Landschaft. Er preßte die feingeschnittenen Lippen fest zusammen, es schien als ob er mit stummer Lippe den noch nie gehobenen Nibelungenschatz der Schönheit dieses Stromes und dieser Landschaft erkennen wolle. Er schüttelte oftmals den Kopf, wenn er hörte, wie da und dort zwei Menschen durch sogenannte Unterhaltung sich die Frische des Morgens und die stille Erquickung des landschaftlichen Anblicks verplauderten.

Erich hatte das Glück des schönen wohlumhegten Familienlebens und der höchsten Bildung genossen. Von den Eltern sorgfältig erzogen, war er in den Militärdienst eingetreten, gab denselben freiwillig auf und widmete sich den Studien. Es sind heut erst wenige Tage, seitdem er den Doctorgrad erworben. Er hatte mit großer Anstrengung diesen Abschluß beschleunigt, denn erst zwei Monate sind es her, seitdem sein Vater gestorben war.

Es war am Abend, als Erich zum Doctor ernannt war, da die Mutter mit ihm ging und ihn ermahnte, sich nun einige Tage freien Athemschöpfens zu gönnen.

Erst wenn Erich von der Reise zurückgekehrt war, wollten sie bestimmen, was nun aus ihnen werden solle. Die Mutter empfand es dabei schmerzlich und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß man aus dem stetigen, ordnungsmäßig sich fortsetzenden Lebensgange heraustreten und stündlich einem fraglichen, erst selbst zu schaffenden Dasein gegenüberstehe; sie hatte das nie gekannt und nie geahnt. Und mit einem Kummer, den sie zu unterdrücken suchte, aber nicht ganz verbergen konnte, sah sie, sich eines Wortes von Lessing erinnernd, ihren Sohn am Markte stehen und nach Arbeit ausschauen. Sie hoffte indeß, daß sich das Widerstreben des Sohnes, sich durch eine Gunst eine Lebensstellung geben zu lassen, legen würde; vor Allem aber sollte er wieder seine Jugendfrische erhalten. Hätte die Mutter ihn jetzt gesehen, sie hätte gestaunt, wie schnell sich das bewerkstelligte; es war ein Glanz in seinen Augen und eine Farbe in seinem Antlitz, die in den besten und ruhigsten Tagen nicht leuchtender und blühender gewesen.

Nur um ihm ein Ziel zu geben, hatte sie ihm einen Gruß an die Oberin des Klosters aufgetragen. Jetzt war Erich bereits auf dem Rückwege. Eine einfache Anzeige in der Zeitung hatte seiner Reise eine ungeahnte Richtung gegeben.

Er hatte indeß jugendliche Spannkraft genug, um wegen des Zieles die Freuden des Weges nicht zu vergessen. Mit hellem Blick betrachtete er das Getriebe auf dem Schiffe, das Leben auf dem Strom und an den Ufern.

Schon an der zweiten Station stiegen die beiden Nonnen aus und die zierliche Französin nickte ihm rückwärts zu, als sie die kleine Flügeltreppe hinabstieg. Im Kahn faltete sie die Hände und schaute vor sich nieder; auch als sie ans Ufer stieg, schaute sie nicht mehr rückwärts.

Von Ort zu Ort wechselten die Reisegefährten; an einem Dorfe kam eine Schaar Wallfahrer, meist Frauen mit weißen Tüchern auf dem Haupte. An dem Halteplatz, wo sie ausstiegen, kam ein Trupp Turner in hellgrauen Gewändern auf das Schiff und stimmte auf dem Verdeck ein Lied an, während die Wallfahrer am Ufer sangen. In allen Städten und Dörfern, an denen man vorüberfuhr, tönten die Glocken, es war ein heller, klingender, blühender Frühlingstag und Erich fühlte jene Berauschung, die das rheinländische Leben über das Gemüth bringt, eine Spannung

und Erhöhung aller Lebensgeister, von der sich nicht sagen läßt, von wannen sie kommt, wie sich nicht scheiden läßt, was dem Weine an den Bergen hier seine Würze, sein Feuer gibt. Es ist der Hauch des Stromes, der Duft der Berge, die Kraft des Bodens, es ist das Sonnenlicht, das wie im Weine, auch im Menschen glüht, einen beflügelten Frohmuth erzeugt, den Niemand abwehren und Niemand erklären kann.

Oftmals wurde auch Erich angesprochen, er hielt aber jede Genossenschaft ab; er wollte in sich allein sein inmitten der Menschenbewegung, inmitten der wonnigen Landschaft.

Es war hoher Mittag, als er bei dem Städtchen mit altersgrauem Thurme, das einen fröhlichen Namen in der ganzen Welt hat, ans Land stieg. Ein schlanker blonder junger Mann stand hier am Ufer und sah ihn scharf an, endlich rief er:

„Dournay!“

„Herr von Prancken!“ erwiderte Erich.

Die Beiden reichten sich die Hände.

Drittes Capitel.

„Das ist der Rhein! Kaum hat man sich die Willkommhand gereicht, so heißt es: Laß uns trinken! Es muß der Strom vor Euren Augen sein, der Euch beständig die Lust nach Flüssigem erregt.“

So sagte Erich zu dem jungen Mann gleichen Alters, der ihm gegenüber saß und seine Hand mit dem stramm zugeknöpften Handschuh auf den Kopf eines braunen Hühnerhundes gelegt hatte.

„Nun bitte; hier ist die Weinkarte. Welchen Jahrgang und welches Gewächs? Trinken wir neuen, der noch lustig ist und sich nicht zur Ruhe gesetzt hat?“

„Ja, jungen Wein, und von dem Berge hier, drauf der Sonnenschein so wohlig ruht.“

Prancken befahl in knapper militärischer Betonung dem wartenden Kellner:

„Eine Flasche Auslese!“

Der Wein kam, er floß golden in die blinkenden Gläser; die

beiden Männer stießen an und tranken. Sie saßen in der Rebenlaube am Ufer, dort wo die Landschaft sich weit ausdehnt und der Blick sich erlabend dahinstreift über grünende Inseln im Strom, über hellblinkende Wohnorte, über Wald, Berge und Rebengelände und prächtige Landhäuser.

Die Triebwellen des Dampfschiffes hatten sich geglättet; die Kähne am Ufer waren wieder ruhig, hüben und drüben dröhnten die Bahnzüge nur von ferne; auf dem glatten Strom, in dem sich da und dort weiße Wolken vom Himmel abspiegelten, blinkten die Strahlen der Mittagssonne, und im blühenden Fliederbusch bei der Laube schlug die Nachtigall.

Otto von Pranken hatte in der Ueberraschung sich vielleicht zutraulicher gegen Erich benommen als erforderlich war; nun, da Erich ihn mit Sie ansprach, während sie sich früher Du genannt hatten, nickte er zufrieden. Pranken zog den Handschuh rasch aus, reichte Erich nochmals die Hand und sagte:

„Sie sind wol auf einer Vergnügungsreise?"

„Sie wissen vielleicht noch nicht, daß vor zwei Monaten mein Vater gestorben?"

„Doch, doch ... und ich bleibe unserm guten Professor ewig dankbar; das Bischen, was ich in der Cadettenschule gelernt habe — es ist freilich wenig genug — verdanke ich ihm ausschließlich. Ach, welche Geduld und welchen unablässigen Eifer hatte Ihr guter Vater! Stoßen Sie mit an auf sein Andenken!"

Die Gläser klangen.

„Wenn ich einmal gestorben bin," sagte Erich bewegten Tones, „so wünsche ich, daß auch mein Sohn so mit einem Genossen beim Wein am hellen Mittag mein gedächte."

„Ach, sterben!" entgegnete Pranken. „Sehen Sie, dort hat man gerade mitten in die Weinberge hinein den Friedhof verlegt. Man sollte gar nicht ans Sterben denken und nun wird man immer daran erinnert."

Erich erwiderte nichts, er starrte nur hinüber und hörte, wie jetzt eben der Kukuk vom Kirchhof aus rief.

„Sind Sie Landwirth?" fragte er, wie sich aufraffend.

„Provisorisch. Ich habe auf unbestimmte Zeit den Lieutenantsrock ausgezogen und mir das Piedestal hoher Wasserstiefel erkoren."

Während Pranken dies sprach, nahm er eine Taschenbürste heraus und glättete sein untadelhaft gescheiteltes, etwas dünnes Haar.

Eine kurze Weile saßen die Beiden lautlos da und sahen einander scharf musternd an. Zwei linkische Menschen, die sich unbehilflich gegenüber stehen, bringen sich gegenseitig in Verlegenheit; zwei Gewandte, die ihre Gewandtheit kennen, sind wie zwei Fechter, von denen Jeder zuerst Haltung und Waffenführung des Andern kennen und deßhalb keinen Ausfall und keinen Hieb machen will.

Prancken beugte sich über sein Glas, roch die Blume des Weins und sagte endlich halb lächelnd:

„Sie werden nun auch von Ihren weiland communistischen Ansichten bekehrt sein."

„Communistisch? Das ist eine bequeme Bannformel. Ich wünschte, ich könnte Communist sein; ich wünschte, daß ich den Communismus für eine gestaltungsfähige Form der Gesellschaft halten könnte, was er doch nie und nimmer werden kann. Wir müssen auf anderem Wege daran arbeiten, unser Dasein von der Barbarei zu befreien, daß unsere Mitmenschen, gleichberechtigt wie wir, an den gemeinsten Bedürfnissen Noth leiden. Wir trinken hier in Ruhe den Wein des Berges, darauf jetzt dort arme gedrückte Menschen sich abmühen, die kaum je einen Tropfen dieses Weines kosten."

„Wir haben heute Feiertag und da arbeitet Niemand," erwiderte Prancken und lachte laut auf.

Erich ging gerne auf die scherzhafte Wendung ein, er war reif genug, um nicht einen Widerspruch der Principien persönlich besiegen zu wollen. Das Gespräch kam in freundliche Gebiete und floß ruhig hin in Erinnerung an die Knabenzeit und an das Garnisonsleben. Erich hatte mit den Gardeofficieren in kameradschaftlicher Weise verkehrt; er stand in einer besondern Ehrenhaltung, durch sein zurückgezogenes, den Studien gewidmetes Leben; aber bei aller Charakterstrenge war er harmlos im Verkehr und seine Freudigkeit am Leben schien, oberflächlich betrachtet, sich nicht in Widerspruch zu setzen mit dem wilden Treiben um ihn her.

Die beiden Männer gingen in leichter Wechselrede im Garten auf und ab.

In der steifen Haltung des Halses, in der Art, wie sie beim Gehen die Arme bewegten, erkannte man die beiden jungen Männer als Soldaten; aber das Stramme war bei Erich durch eine gewisse Geschmeidigkeit gemildert. Prancken war elegant, Erich edel und zart; Prancken hatte in jedem Ton und jeder Bewegung etwas

verbindlich Einnehmendes, Erziehung und Natur hatten ihm eine Weltgefälligkeit verliehen, sein Benehmen hatte etwas Läßliches und dabei doch Gemessenes; Erich hatte nicht minder sichere Formen, aber dabei Ungezwungenheit und Würde. Seine Stimme war ein schöner, kräftiger Bariton, während die Prandens tenorartig war. Auch in der Art des Sprechens ließ sich die Verschiedenheit der beiden jungen Männer erkennen. Erich sprach jedes Wort ganz voll, er gab jedem Buchstaben sein Tonrecht; Prancken dagegen sprach als wären ihm Vocale und Consonanten zu viel, als müßte er jede Anstrengung der Sprachorgane vermeiden; die Worte fielen ihm sozusagen von den Lippen und doch sprach er gern und mit sehr gewählten Spitzen. Prancken hatte jene gewaltsame Tonart des kurzen Galopps, der der fürstlichen Leibgarde eigen war; in jeder gewöhnlichen Aeußerung war etwas Rasselndes, Lärmendes, als ob man mit dem Wehrgehänge hantire und beständig aus einer Gesellschaft zur Vertilgung verschiedener Flaschen Sect käme oder sich dorthin begebe.

Erich hatte nun geraume Zeit in ernstem Studium in einer geschlossenen, fast klösterlich stillen Häuslichkeit gelebt, so daß ihm dieses ganze Behaben wieder neu und auffällig war.

„Herr Baron," unterbrach der hinzutretende Kellner, der eine Flasche hieländischen moussirenden Weines brachte, „Ihr Kutscher läßt fragen, ob er ausspannen soll?"

„Nein!" lautete die Antwort, und während er die Flasche im Eiskübel umhertrieb, fuhr er zu Erich fort:

„Ich will mir die kurze Freude dieser Begegnung mit Ihnen nicht stören lassen. Ach, Sie glauben nicht, wie entsetzlich langweilig die hochgepriesene Poesie der Landwirthschaft ist!"

Aus der entkorkten Flasche einschenkend, rief er lachend:

„Compost, und noch einmal Compost ist die Parole! Der Olymp ist ein Komposthaufen und der darüber thronende Gott heißt Jupiter Ammoniak!"

Prancken sagte dies leichthin scherzend, dann trank er und drehte sich vergnüglich mit beiden Händen die Spitzen seines Schnurrbartes.

Erich lenkte zurück auf die Schönheit des rheinischen Lebens, aber auch hier fiel Prancken ein:

„Wenn nur einmal Jemand käme und dem lügnerischen Loreleiern von der Schönheit des rheinischen Lebens die Schminke

wegätzte! Da sprechen die Poeten allzeit vom thauduftigen Morgen, und wir hatten heute einen Höhenrauch, als ob den Engeln im Himmel die Milch von ihrem Kaffee ins Feuer gelaufen wäre."

Erich lachte über den Einfall und am Glase nippend, sagte er: „Aber die Lust des Weines!"

„Jawol," fiel Prancken ein, „das Trinken üben die hieländischen Schoppenstecher, aber ohne alle Poesie, wie ein Geschäft. Da sitzen sie stundenlang beisammen, es ist immer dieselbe Gesellschaft; sie haben dasselbe halb Dutzend Anekdoten in Garnison und tauschen ein verjährtes Witzwort aus. Dann gehen sie heim mit rothem Kopf und mit Taumel in den Füßen und brüllen ein Lied, und das nennt man rheinische Fröhlichkeit. Das einzige Lustige dieser gemachten Rheinlüge ist noch die Straußwirthschaft."

„Was ist denn das?"

„Da hat der ehrsame Pfahlbürger ein Fäßchen eigen Gewächs einliegen, das er nicht allein austrinken kann und mag. Nun steckt er einen grünen Strauß an seinem Hause aus, und die urdeutsche Familienstube mit gemüthlich grünem Kachelofen und grauer Katze unter der Bank wird zur Wirthsstube. Ist man in der Schmiedgasse fertig, geht's in die Hasengasse, in die Kirchgasse, die Salzgasse und in die Capuzinergasse. Die Bürger trinken einander hilfreich ihren Wein ab; das ist noch das einzig Schöne."

„So wollen wir uns des Weines freuen," entgegnete Erich. „Sehen Sie, wie die Sonne das edle Getränk, dem sie so hold zugelächelt und das sie so mühsam gezeitigt, noch einmal verklärt."

Mit einer Hast, die seinem sonst ruhigen Wesen fremd schien, leerte er das Glas.

„Ich habe es immer gedacht," entgegnete Prancken, „in Ihnen steckt ein Dichter. Ach, ich beneide Sie; ich möchte die Kraft haben, ein satyrisches Gedicht zu schreiben, so gepfeffert, daß sich die ganze Welt die Zunge dran verbrennte."

Erich lächelte und erwiderte, daß er auch einmal geglaubt habe, er sei zum Dichter berufen; er habe indeß erkannt, daß es ein Irrthum war, und sei nun entschlossen, sich in einem thätigen Lebensberufe zu versuchen.

„Ja," sagte er und zog das Zeitungsblatt aus der Tasche, „Sie können mir vielleicht einen lebenentscheidenden Dienst leisten."

„Mit Freuden, wenn es nicht gegen . . ."

„Beruhigen Sie sich, es hat nichts mit principiellen oder gar politischen Dingen zu thun. Sie könnten vielleicht als Freiwerber für mich auftreten.“

„Also verliebt? Der schöne Erich Dournay, der Adonis der Garnison, bedarf eines Freiwerbers?“

„Nichts von dem. Es handelt sich nur um eine Hauslehrerstelle. Sehen Sie die Zeitung, hier stehts: Ich suche für meinen fünfzehnjährigen Sohn einen Mann von wissenschaftlicher Bildung und weltmännischen Formen, der Unterricht und Leitung für eine höhere Stellung zu übernehmen geneigt ist. Honorar nach Vereinbarung. Bei Abschluß der Erziehung lebenslängliche Jahresrente. Adresse und Zeugnisse abzugeben Bahnstation *** am Rhein.“

„Ich kenne diese Anzeige, habe ja selber daran mitgearbeitet. Ich gestehe indeß, daß wir bei der Wahl des Ausdrucks „weltmännische Formen“ an etwas Besonderes dachten.“

„War damit vielleicht ein Adeliger gemeint?“

„Allerdings. Es handelt sich darum, daß ein Erzieher in einem bürgerlichen Hause und besonders einem eigenwilligen Zögling gegenüber eine unantastbare Ehrenstellung bewahrt.“

„Gewiß, das ist durchaus angemessen und vortheilhaft. Vielleicht habe ich indessen statt des Barons einen Titel einzusetzen, der ein Rechtstitel für den Erzieher ist; seit wenigen Tagen heiße ich Doctor!“

Pranken nickte glückwünschend, aber schnell setzte er hinzu:

„Und daß Sie mit Hauptmannsrang den Dienst quittirten, vergessen Sie ganz? Ich gestehe, daß ich gerade die militärische Befähigung in dem Aufrufe ausdrücklich betonen wollte. Aber nein, Sie taugen nicht zum Bärenführer. Der Junge ist unbändig und tückisch wie eine amerikanische Rothhaut und weiß für jeden Charakter die Skalp-Locke zu finden, an der er ihn faßt und skalpirt; er hat das schon bei einem Halbdutzend Pädagogen erprobt.“

„Vielleicht wäre dann der Versuch um so anreizender; vielleicht ist der Knabe nur was man verzogen nennt, und solche Kinder sind nicht so schwer zurecht zu führen.“

„Und wissen Sie, daß Massa Sonnenkamp Besitzer von vielen Millionen ist, und der Golderbe das weiß?“

„Das hindert nicht, reizt vielleicht nur noch mehr zum Versuch.“

„Gut. Ich bringe Sie selbst zu dem mysteriösen Mann; ich

habe das Glück, mich seiner besonderen Gunst zu erfreuen. Doch nein... besser, Sie fahren mit mir auf das Gut meines Schwagers; Sie müssen sich ja noch meiner Schwester Bella erinnern?"

„Wohl, und ich nehme Ihre Gastfreundschaft an. Nur bitte ich, Herrn Sonnenkamp — mir ist, als hätte ich den Namen schon einmal gehört ... doch immerhin — von meiner Ankunft zu benachrichtigen und mich dann allein bei ihm eintreten zu lassen."

Prancken warf einen fragenden Blick auf Erich, und dieser fuhr fort:

„Ich weiß Ihre freundliche Bereitwilligkeit wohl zu schätzen, aber Sie wissen, daß ein Fremder, der als Dritter eingeführt ist, sich nicht so leicht und frei geben kann, wie sich das in einem Zwiegespräche findet."

Prancken zog ein Taschenbuch heraus, und hielt den Silberstift eine kurze Weile an die Lippen gedrückt. Er erwog, ob er recht thue, Erich zu empfehlen, ob es nicht besser wäre, ihn sofort zu beseitigen und einen Mann, der sich ganz als seine Creatur erkannte, dafür zu setzen. Aber Erich wird dann selbst einen Versuch machen und vielleicht, ja höchst wahrscheinlich die Stelle gewinnen; da wäre es doch besser, ihn durch Dank gebunden zu haben. Und mitten in diese Erwägungen mischte sich auch eine Regung von Gutmüthigkeit.

Er schrieb sofort auf eine Karte an Herrn Sonnenkamp, dieser möge kein Engagement eingehen, da ein gelehrter vormaliger Artillerie-Officier zur Erlangung der Stelle bei ihm erscheinen würde. Behutsam vermied er einstweilen jede nähere freundschaftliche Beziehung.

Die Karte wurde sofort abgeschickt. Als Prancken das Gummiband an seinem Taschenbuche wieder zuschnellte, ließ er es noch mehrmals auf- und niederspielen, bis er das Taschenbuch wieder einsteckte.

Er war nachdenklich geworden.

Viertes Capitel.

Im offenen Wagen fuhren die beiden jungen Männer die Straße dahin, die bald bergan lenkte. Die Luft war voll thauiger Frische und hoch über den Rebengeländen im Laubwalde sangen die Nachtigallen, es war wie eine endlose Kette von Gesang.

Die beiden Männer saßen schweigend. Jeder wußte, daß der Andere in seinen Lebenskreis eingetreten, und man konnte nicht ahnen, was daraus erfolgen würde.

Als Erich jetzt den Hut abthat, und Prancken das jugendfrische Antlitz und den Ausdruck ruhiger Sicherheit in demselben betrachtete, war es ihm, als hätte er ihn noch gar nicht gesehen. Er erwog, in welches Verhältniß von unberechenbaren Folgen er sich gebracht. Spott und gütiges Lächeln wechselten in seinen Mienen, er murmelte sogar unverständliche Worte vor sich hin und stieß ein kurzes unerklärbares Lachen aus.

Er legte den Kopf zurück in die Wagenkissen und schaute in den Himmel hinein. Er wird schon dafür sorgen, daß der Mann ihm nicht in die Quere kommt, und was er selber nicht vermag, wird Schwester Bella fertig bringen.

Prancken hatte, seitdem er Civilkleider trug, etwas Gewaltsames in seiner Haltung. Von Kindheit an in die Uniform gesteckt, hatte ihm diese nicht nur ein Gefühl der Geschlossenheit, sondern auch einen bestimmten, jederzeit kenntlichen Charakter gegeben, der ihn von dem gewöhnlichen Troß ausschied. In der Gemeinschaft der Genossen, in Reih und Glied, war er stramm und frischauf; er zeichnete sich durch nichts Besonderes aus, aber er war ein guter Officier, der seine Pferde und seine Leute gut zu regieren und einzuüben wußte. Nun, da er die Uniform ausgezogen, war es ihm, als müsse er in dem bürgerlichen Gewande auseinanderfallen; er hielt sich daher gewaltsam stolz aufrecht und suchte in jeder Bewegung kundzugeben, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menschenkindern gehöre. Im Regimente hatte es stets feste Ordre gegeben, jetzt war er in das Commando der Pflicht und der lästigen Selbstbestimmung eingetreten; auf sich allein gestellt, ward er schmerzlich inne, daß er ohne Kameradschaft Nichts war. Das Leben erschien ihm öde und schal, er hatte sich daher in eine ironisch bittere Stimmung hineingearbeitet; das gab ihm

vor sich selber eine gewisse Erhabenheit über dieses trockene Getriebe ohne Parade, ohne Spiel, ohne Ballet.

Mit einer Art Verwunderung sah er auf Erich, der, von aller äußeren Stellung entblößt, ja in Armuth versetzt, so ruhig und zuversichtlich dreinschaute und sich am Ausblick in die Landschaft ergötzte, als wäre das ein Fest.

Erich war in der That besser gestellt. Er war auch in Reih und Glied ein Mensch für sich geblieben, nie ganz in das kameradschaftliche Leben aufgegangen, und nun, da er das Bürgerkleid trug, hatte sich seine Erscheinung neu und frei entfaltet.

„Es ist vielleicht ein Glück, wenn man sich um des Erwerbes willen zu Etwas zu bestimmen hat," sagte Prancken, nachdem man lange lautlos dahingefahren.

„Das eben," erwiderte Erich, „wird die schwere Aufgabe bei dem jungen Millionär sein. Die Idee und das materielle Erträgniß bewegen die Menschenkraft. Die steile Bergwand würde nicht mit Wein bepflanzt, der Wald nicht gerodet, das Schiff nicht gelenkt, der Pflug nicht geführt, wenn nicht die Noth riefe. Wo ein höherer Antrieb sich damit vereinigt — und mir scheint das möglich in jeder Sphäre — da ist das schön Menschliche."

Wieder waren die Beiden still.

Im Thale lagen bereits die Schatten, während oben auf den Bergen die Sonne noch hell glänzte. Man fuhr durch das Städtchen; aus den offenen Fenstern klang Musik, es war fröhliches Tummeln in den Straßen, die Mädchen wandelten Arm in Arm dahin, die jungen Männer vereinzelt oder in Gruppen, es gab heiteres Grüßen, Necken und Scherzen; die Alten saßen vor den Häusern, der Marktbrunnen rauschte, und weiter hinauf, die Landstraße am Ufer entlang, war lustiges Singen.

„O, wie erquicklich ist unser deutsches Leben!" rief Erich unwillkürlich. „Die gewerblich thätigen Menschen vergnügen sich am Abend, der Kühlung und Schatten gibt in dem baumlosen Weinlande."

Prancken schwieg und plötzlich zuckte er zurück, da ihm — er wußte nicht woher — wie ein Traum, wie ein Gesicht in der Ferne, die Vorstellung kam, daß er dem Manne, der neben ihm saß, mit der Pistole in der Hand im Duell gegenüberstehe.

Gewaltsam zwang er sich zum Sprechen und erzählte, wie er auf Anrathen seines Schwagers, des Grafen Clodwig von Wolfs-

garten, einen Besuch bei einem hochangesehenen Landwirth in der Umgegend gemacht, um, falls man sich gegenseitig gefiele, dort sich zum Landwirth auszubilden.

Der Gutsbesitzer Weidmann galt in der ganzen Umgegend als Autorität in landwirthschaftlichen wie in politischen Dingen.

„Ich möchte wissen,“ sagte Prancken, „wie Ihnen dieser Mann erscheinen würde. Er hat auch“ — bei diesem Worte stockte er und setzte schnell hinzu — „auch wie die großen Weltverbesserer beständig einen Train von guten Lehren, daß man ein ganzes Capuziner-Kloster damit verproviantiren könnte.“

Erich entgegnete scherzend, daß es vielleicht auch eine Gastfreundschaft durch Lehren gäbe, und Prancken fuhr fort:

„Ach, die Welt besteht aus lauter Aberglauben! Die gepriesene Poesie der Landwirthschaft ist nichts als Erwerbssucht, die die Schminke des Abendroths und Morgenroths auflegt. Dieser Herr Weidmann mit seinen Söhnen denkt an nichts als an Gelderwerb. Er hat sechs Söhne, fünf davon kenne ich, sie sehen alle impertinent gesund aus, mit prätentiös weißen, fehlerlosen Zähnen und sind alle ungeschornen Bartes. Die Berge, die von Reisenden mit Entzücken bewundert werden, müssen der Weidmannischen Sippe auf der Oberfläche Wein geben und aus ihrem Innern Schiefer und Braunstein, Erz und Chemikalien. Sie haben fünf verschiedene Fabriken, der Eine ist Bergmann, der Andere Maschinenbauer, der Dritte Chemiker, und so arbeiten sie für einander und mit einander. Ich habe mir sagen lassen, daß sie vierzig verschiedene Stoffe aus dem Buchenholz ziehen, und dann senden sie die ausgemergelte Kohle noch nach Paris in die Restaurants. Ist das nicht eine schöne Naturschwärmerei? Und nun gar Vater Weidmann. Nicht wahr, Sie freut der Gesang der Nachtigall? Vater Weidmann hat bei der Regierung ein Toleranzedict erwirkt, weil die Nachtigallen Ungeziefer fressen und für Land- und Forstcultur überaus nützlich sind. Wenn heute ein Sänger nach Burg Mattenheim käme, er fände kein Gehör, wenn er nicht ein Lied sänge von der edlen Minne, durch die sich Stickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak verbindet. Mir ist ganz wirbelig von lauter Superphosphat und Kali. Glauben Sie,“ fragte Prancken, jetzt geradezu, „glauben Sie, daß das ein Loos ist, des Strebens werth, den Nahrungsstoff der Menschheit um einige Säcke Kartoffeln zu vermehren?“

Ehe Erich antworten konnte, setzte aber Prancken hinzu:

„Ach! Es gibt eigentlich gar nichts, was man sein möchte. Soldat ist doch das Einzige."

Als man jetzt einen steilen Berg hinanfuhr und den weiten Strom mit den Inseln übersah, deutete Prancken stromaufwärts auf ein hellweißes Gebäude am Ufer und sagte:

„Sehen Sie, dort ist Villa Sonnenkamp, auch Villa Eden genannt. Die große Glaskuppel, auf der die Abendsonne glänzt, ist das Palmenhaus. Herr Sonnenkamp ist passionirter Gärtner, seine Gewächshäuser und Obstpflanzungen übertreffen die des Fürsten."

Erich stand im Wagen aufrecht und schaute rückwärts auf die Landschaft und auf das Haus, in welchem er vielleicht eine neue Lebenswendung zu erwarten hatte.

Fünftes Capitel.

„Nach Wolfsgarten", stand auf dem Wegweiser am Rande des gutbestandenen Hochwaldes, in den man jetzt einfuhr.

Wir sind hier auf Grund und Boden des Edelmanns.

Jeder Fremde, der des Weges kam und sich nach dem weithin blickenden einfachen Herrenhause mit dem gestaffelten Giebel dort oben näher erkundigte, erhielt die Antwort, daß dort zwei glückliche Menschen wohnten, denen nichts fehlte als der Kindersegen.

Graf Clodwig von Wolfsgarten war ein Edelmann in der besten Bedeutung des Wortes. Er gehörte zwar nicht zu den zuvorkommenden Menschen, die Jeden mit freundlicher Ansprache gewinnen, er hatte eine vornehme Zurückhaltung und Stille; aber der unabhängige Gutsbesitzer, der Fabrikant wie der Taglöhner, der Pfarrer wie der Handwerker, der Beamte und der Kaufmann in den Städten — Jeglicher glaubte, daß er ihn ganz besonders zu ehren und zu lieben verstehe. Man betrachtete ihn wie eine Zierde der Umgegend, wie einen mächtigen Baum auf der Bergeshöhe, unter dem man sich des Schattens und des freien Ausblicks erfreut und dem man Sicherheit vor allem Unwetter wünscht.

Clodwig war lange im Auslande gewesen und erst seit fünf

Jahren, seitdem er sich zum zweitenmal verheirathet hatte, wohnte er auf dem Schlosse. Seine Gemahlin Bella war schön, Manche sagten, fast zu schön für den alten Herrn. Sie war gesprächsamer als ihr Gatte, und wenn sie in dem niederen kleinen Wagen, der mit zwei gescheckten Ponies bespannt war, über Land und durch die Dörfer fuhr, grüßte Alles staunend, denn Bella führte die Zügel, während ihr Gatte neben ihr und der Bediente auf dem Rücksitz saß. Man hätte glauben mögen, daß sie auch im Hause die Zügel führe; das war aber keineswegs der Fall. Sie war gegen ihren Gatten voll Demuth und Hingebung, ja es war diesem oft mißfällig, daß sie ihn, und sogar manchmal in seinem Beisein, übermäßig lobte; seine Güte, seine gleichmäßige Ruhe und seinen großen Blick in alle Weltverhältnisse mit beredter Zunge rühmte.

Erich erinnerte sich nur dunkel des Aufsehens, das in der Residenz die Verheirathung Clodwigs mit Bella erregt hatte, denn das Ereigniß fiel gerade in die Zeit, als er aus dem Militärdienste trat. Er hatte Bella oft gesehen, aber den Grafen Wolfsgarten nie. Der Graf hatte viele Jahre den Gesandtschaftsposten des Fürstenthums bei dem päpstlichen Hofe in Rom bekleidet, wo auch der Vater Erichs ihn kennen lernte.

Clodwig war in der wissenschaftlichen Welt durch eine kleine archäologische Schrift mit sehr kostspieligen Zeichnungen bekannt, denn neben Musik, die er leidenschaftlich liebte, betrieb er mit jener Sauberkeit und jenem Ernste, die sein ganzes Wesen bezeichneten, die Alterthumswissenschaft. Man rühmte ihm überhaupt nach, daß es kaum eine Wissenschaft und eine Kunst gäbe, der er nicht eifrige Pflege angedeihen ließ.

Kinderlos, in Rom verwittwet, kehrte er ins Vaterland zurück, war ein angesehenes, dem sogenannten gemäßigten Fortschritte huldigendes Mitglied des Hauses der Standesherren, und verkehrte während der Session viel mit dem alten Herrn von Prancken, der ebenfalls Mitglied dieses Hauses war. Bald bildete sich eine anmuthende Beziehung zu Bella von Prancken, die eine imponirende Erscheinung war und namentlich durch ihr wunderbares Clavierspiel glänzte. Bella war, wenn man es unhöflich ausdrücken wollte, überständig geworden; sie war in ihrer Blüthezeit die schöne Dame des Hofes gewesen, jetzt sah sie bereits einen Nachwuchs in der Gesellschaft glänzen, zu dem sie keine Beziehung hatte.

Digitized by Google

Bella hatte ein schönes Stück Welt gesehen. In Gemeinschaft mit zwei Engländerinnen bereiste sie Italien, Griechenland und Egypten; sie hatte einen gewandten Courier gemiethet, der Alles für sie besorgte. Nun wieder an den Hof zurückgekehrt, wo der Vater Oberstallmeister war, betheiligte sie sich an den Gesellschaften mit jener Resignation, die einer höheren Natur solchen Alltäglichkeiten gegenüber zusteht. Mit Clodwig von Wolfsgarten unterhielt sie sich sehr viel, und er ging von der Voraussetzung aus, daß die Nichtigkeiten der Gesellschaft kaum ihre Beachtung fanden; sie erklärte sich geradezu als eine reifere Natur, die nur noch in höheren Interessen lebte. Mit großer Aufmerksamkeit und lebhafter Theilnahme ging sie selbst auf die archäologischen Liebhabereien Clodwigs ein.

Sie hatte auf ihrem Nipptisch keine Porcellanfiguren und dergleichen Schnörkeleien, sondern nur ausgewählte Nachbildungen von Antiken, und sie trug eine große Bernsteinkette, die man in dem Grabe einer vornehmen Römerin gefunden. Sie hatte ein großes photographisches Album, Ansichten von ihrer Reise, mitgebracht, und war glücklich, mit Clodwig Alles noch einmal zu betrachten und sich von ihm belehren zu lassen. Dafür spielte sie ihm auch manchmal vor, während sie sich in Gesellschaften nicht mehr zum Musiciren bewegen ließ.

Die ganze Hofgesellschaft that einmal etwas Neues; sie trug zwischen Clodwig und Bella hin und her, was das Eine vom Andern Begeistertes gesprochen hatte, und selbst die höchsten Herrschaften betheiligten sich an der Ermuthigung Bella's und Clodwigs; denn die Beiden waren zaghaft, als sie inne wurden, daß ihr Verhältniß ein anderes werden sollte. Sie entschlossen sich indeß, und die Verlobung wurde im engsten Kreise der Hofgesellschaft gefeiert.

Clodwig hatte einmal kurz vor der Hochzeit einen Schwindelanfall gehabt, und von jenem Tage an hatte es Bella eingerichtet, daß Clodwig, wohin er ging, und meist ohne daß er es wußte, von einem Diener begleitet war. Mit der größten Sorgfalt pflegte sie den alten Herrn, und als sie sich nun auf das Erbgut zurückgezogen, gewann Clodwig neue Rüstigkeit.

In den Bädern, wohin sie allsommerlich gingen, waren Clodwig und Bella hoch angesehene Erscheinungen. Bella wurde nicht nur ihrer Schönheit wegen verehrt, sondern auch wegen ihrer treuen

Hingebung und bis zur Aengstlichkeit gesteigerten Sorgfalt für ihren alten Gatten.

Erich erinnerte sich vieler dieser Thatsachen, während er mit Prancken den Berg hinanfuhr.

Sechstes Capitel.

Hier auf der Bergeshöhe war noch heller Tag. Als man durch den Park die letzte Höhe hinanfuhr, stand Lina in blaugeblümtem Sommergewande am Weg zwischen den grünen Bäumen. Als sie des Wagens ansichtig wurde, kehrte sie schnell um. Zwei hellblaue Bänder, nach der Mode rückwärts geknüpft, spielten im Abendwinde.

„Ah," rief Prancken, „wir treffen heute die Gesellschaft zur kalten Küche bei meiner Schwester. Das holde Kind, das dort geht, ist die Tochter des Landrichters, frisch gebacken aus der Pfanne des Klosters Sacré Coeur zu Aachen. Da werden Sie ein echtes rheinisches Kind kennen lernen. Das freundliche Kind meldet uns der Gesellschaft an. Die Familie ist sehr ehrenwerth, sehr achtbar, die Kleine zu einem Interims-Verhältniß eigentlich zu gut."

Frohgemuth sprang er aus dem Wagen, reichte Erich die Hand und sagte:

„Willkommen auf Wolfsgarten!"

Im Hofe standen mehrere Wagen und im Garten traf man die Gesellschaft der Frauen; sie saßen mit Fächern und Sonnenschirmen in der Hand auf zierlichen Stühlen um ein großes rundes Beet üppig wuchernden Vergißmeinnichts, in dessen Mitte sich blühende rothe Rhododendren erhoben.

„Wir sind keine Ruhestörer, lassen Sie sich nicht stören, meine gnädigen Damen," rief Prancken schon aus der Ferne in muthwilligem Ton.

Bella grüßte ihren Bruder und sodann Erich, den sie sofort wieder erkannte. Er wurde vorgestellt. Frau Landrichter, Fräulein Lina — diese Beiden waren so glücklich, eine Begegnung von gestern erneuern zu können — dann wurde Frau Kreisphysikus und Schwester, Frau Oberförsterin und Schwester, Frau Apothekerin, Frau Bürgermeisterin, Frau Schuldirector, zwei

Kaufmannsfrauen und zwei Fabrikantinnen vorgestellt. Die ganze Honoratiorenschaft des Städtchens schien vollzählig.

Die Herren, hieß es, seien nach einem nahen Aussichtspunkte gegangen und würden bald zurückkehren.

Die Unterhaltung mochte nicht sehr lebhaft gewesen sein; die Erscheinung Erichs erregte Interesse. Die Frau Directorin, eine große üppige Gestalt — Frau Bella nannte sie Frau Kleiderleib, denn sie wußte sich vortrefflich zu kleiden und Alles stand ihr gut — nahm ihre Lorgnette auf und schaute in die Landschaft, benutzte aber diesen Ueberblick, um Erich näher in Augenschein zu nehmen. Die Art, wie sie dann die Lorgnette in der Hand wiegte, schien zu sagen, daß sie einen nicht unangenehmen Anblick gehabt habe.

Nach den ersten Fragen, wie lange Erich den Rhein nicht gesehen, und nachdem er mitgetheilt, wie ihm Alles wieder ganz neu erschien und fast berauschend auf ihn gewirkt habe, erinnerte Bella, daß sie ihn zum letztenmal gesehen, als er ein Solo in einem Wohlthätigkeits-Concerte sang. Sie fragte dann nach seiner Mutter und scheinbar beiläufig, aber nicht ohne Betonung erwähnte sie, daß deren einziger Bruder, der Baron von Burgholz, so plötzlich auf Madeira gestorben sei.

Bella sprach so leicht, das Sprechen schien ihr durchaus Nebensache, sie veränderte beim Sprechen kaum einen Gesichtszug, ja sie bewegte kaum die Lippen; nur beim Lächeln zeigte sie die volle Reihe kleiner weißer Zähne.

Bella wußte, daß Erich sie genau betrachtete, während er sprach, und mit einer Ruhe, als stünde sie nur einem Spiegel gegenüber, schaute sie drein.

Mit großer Freundlichkeit stellte sie dann Erich der anmuthigen Oberförsterin, die eine vortreffliche Liedersängerin sei, noch besonders vor und fragte dabei, ob er auch noch fleißig singe; er erwiderte, daß er jede Möglichkeit benutzt, um in der Uebung zu bleiben.

Der Abend war ungewöhnlich schwül, eine beklemmende Spannung lag auf dem Berge und über dem Thal. In der Ferne zog ein Gewitter herauf. Man überlegte, ob man das Gewitter auf Wolfsgarten abwarten oder sofort zurückkehren solle.

Die anmuthige Oberförsterin sagte, sie gestehe offen, daß sie sich vor einem Gewitter fürchte.

„Ah, da kommen die Herren!“ hieß es plötzlich. Zwei schöne

Hühnerhunde sprangen voraus in den Garten, sie umkreisten den Hund Branckens, der in der Fremde gewesen war, und beschnüffelten ihn, als wollten sie auswittern, was er draußen erlebt habe. Hinter den Hunden drein folgten die Männer.

Erich erkannte sofort den Grafen Clodwig. Es war eine saubere, wohlgepflegte Erscheinung; das glattrasirte, ältliche Gesicht, das aber keinerlei Abspannung und Schlaffheit bemerken ließ, zeigte ständige Freundlichkeit. Clodwig hatte zwei Eigenschaften, die sich selten vereinen: er war liebenswürdig und imponirend; obgleich er nie etwas von aristokratischer Ueberhebung zeigte und Jeden gleich freundlich und gütig behandelte, verstand es sich von selbst, daß sich ihm Alle unterordneten.

Als ihm Erich vorgestellt wurde, sagte er:

„Seien Sie mir willkommen als Sohn meines römischen Freundes.“ Er drückte dann die feine goldene Brille mit dem kleinen Finger der linken Hand etwas schärfer ans Auge.

Als nun Erich erwiderte, sagte er in bewegtem Tone:

„Sie haben ganz die Stimme Ihres Vaters.“

Nur einen Augenblick schaute er vor sich nieder und preßte die feinen Lippen zusammen.

Die Art, wie Clodwig sprach, war maßvoll und anmuthend.

„Hier stelle ich Sie einem guten Kameraden vor,“ sagte er aufschauend und lächelte auffällig, indem er auf einen alten Herrn mit dickem, rothem Kopfe und schneeweißen, kurzgehaltenen Haaren wies. „Das ist unser Major, Herr Major Graßler.“

Der Major nickte wohlwollend und reichte Erich eine Hand mit vier Fingern, der Zeigefinger fehlte; aber der Alte wußte doch die Hand des Fremden kräftig zu drücken. Er nickte nochmals, sagte aber kein Wort.

Die anderen Herren wurden ebenfalls genannt. Ein schöner junger Mann mit gebräuntem Gesicht und schönem Kinn- und Schnurrbart wurde als Architekt Erhardt vorgestellt. Er verabschiedete sich aber sofort bei dem Grafen, da er noch in dem Kalksteinbruche eine Bestellung zu machen habe.

Der Schuldirector sagte Erich, daß auch er ein Schüler des Professor Einsiedel sei.

Der Major wurde von den Frauen aus dem Männerkreise abgerufen. Man schalt, daß er, der sonst immer aufmerksam gegen die Frauen und ihr treuer Beschützer, sie heute auch ver-

lassen hatte und mit den Männern gegangen war. Jetzt sollte er Alle entschädigen.

Die Mädchen hatten spielend einen Kranz gewunden.

Kaum hatte der Major sich gesetzt, als die Mädchen ihm den Kranz auf sein weißes Haupt legten. Er nickte fröhlich und wünschte, daß man einen Spiegel hole, damit er sich auch sehen könne. Gegen Lina hob er den Zeigefinger der linken Hand auf und fragte, ob sie das im Kloster gelernt habe.

Es zeigte sich bald, daß der Major die Zielscheibe für die Witzbolzen war, denn es gibt nicht leicht eine Gesellschaft, wo nicht Einer sich dazu hergeben muß oder sich freiwillig zu Gebote stellt. Der Major machte jedem Menschen, der ihn kannte, mehr Freude, als er selber wußte, denn Jeder lächelte freundlich, wenn er an ihn dachte oder wenn von ihm gesprochen wurde.

Ein Windstoß flog über die Hochebene dahin, die Flagge auf dem Herrenhause wurde eingezogen, man trug die gepolsterten Stühle schnell unter den bedeckten Vorbau. Mit behaglichem Gefühl saß dann die Gesellschaft im erleuchteten Saale beisammen, während es draußen stürmte.

Eine Weile konnte noch kein anderes Gespräch aufkommen, als vom Gewitter. Der Major erzählte von einem kleinen Scharmützel, das sie einmal ausgeführt hätten, während es entsetzlich donnerte und blitzte; er brachte es sehr ungeschickt vor, aber man verstand doch, daß er sagen wollte: wie gräulich es war, daß man einander mordete, während der Himmel drein sprach.

Der Landrichter erzählte, daß ein Bursche, der einen falschen Eid schwören wollte, plötzlich, als er eben die Hand aufhob und ein Donnerschlag dreinschallte, die Hand sinken ließ und rief: „Ich hab's gethan.“ Der Oberförster berichtete vergnüglich, daß das Gewitter dem Jäger besonders willkommen sei, denn nach demselben komme gewiß das Wild schußgerecht heraus. Der Schuldirector gab eine Schilderung, wie die Kinder während eines Gewitters so schwer in der Schulstube zu beschäftigen seien; man könne im Unterricht nicht fortfahren, und wisse doch nicht, was man mit ihnen anfangen solle.

Erich bemerkte in leichtem Ton:

„Was uns hier als tobendes Gewitter die Seele einnimmt, ist drunten am Niederrhein, droben im Elsaß ein fernes Wetterleuchten, das die bedrückende Hitze des Tages kühlt. Mit Behagen

sitzen die Menschen dort in Gärten und auf Balconen und athmen die reine Luft ein."

Er führte das in heiterer Weise aus und wußte das Gegenwärtige ganz vergessen zu machen. Die Oberförsterin, die in einer Nebenstube im Dunkeln gesessen und sich die Augen zugehalten hatte, kam bei den Worten Erichs, die sie vernommen haben mußte, in den Saal und war ganz unbefangen. Erich fuhr fort zu berichten, wie ihn am vergangenen Abend die Zeitungsnachrichten aus Amerika berührt haben; jetzt erscheine ihm die Luftspannung überm Ocean auch als ein Gewitter, das vielleicht die beklemmende Atmosphäre der alten Welt reinige.

Der Landrichter und der Schuldirector zuckten die Achseln. Die Energie, mit welcher Erich aus geschlossener Sammlung sein Gedankenleben kundgab, hatte etwas Befremdendes, ja für einen Theil der Männer etwas Verletzendes. Sie fühlten, daß diese fremde Tonart und dieses Herausheben des Besten, das man in sich wußte, die Frauen anzog und Diejenigen in Schatten stellte, die nur gelegentlich und da noch ohne Sammlung und Abrundung etwas mittheilten. Der Landrichter sah in das strahlende Auge seiner Tochter und der Oberförsterin und sagte leise zum Schuldirector:

„Das ist ein gefährlicher Mensch."

Das Gespräch zertheilte sich in Gruppen. Erich stand mit Clodwig im Erkerfenster; sie schauten in die Nacht hinaus. Ueber den jenseitigen Bergen zuckten die Blitze auf, bald eine glühende Höhe am Horizont zeigend, bald nur den Himmel zerreißend, wie wenn hinter ihm noch ein zweiter Himmel wäre, und der Donner rollte drein, daß die Decke zitterte und die herabhängenden Prismen an den Kronleuchtern klirrten.

„Wie jetzt hier mit Ihnen, stand ich einst mit Ihrem Vater in der Campagna bei Rom", begann Clodwig: „Ich bin nie dazu gekommen, ihm ganz zu sagen, was ich ihm von damals an verdanke. Wir lebten damals in einer künstlichen Welt, Ausbildung unserer Individualität erschien uns als einziges Ziel; jedes Einwirken auf das Leben Anderer erschien uns störend. Ich weiß nicht, wie es kam, wir sprachen über jene Anschauung, die die Dinge der Welt unter dem Gesichtspunkt der Unendlichkeit trachtet. Da sagte Ihr Vater . . . ich meine, ich höre seine Stimme noch: Indem wir das Leben der Menschheit als Ganzes fassen, finden wir jene Ruhe, die die Gläubigen haben, da wir mit ihnen dann die Welt in der

Einheit des Gottesgedankens halten. Wer den Gang der einzelnen Ameise verfolgt, begreift ihre Zickzackwege nicht und das Schicksal, wie sie plötzlich in die Grube des Ameisenlöwen fällt, der doch auch leben muß. Wer aber den Ameisenhaufen als Einheit sieht . . ."

Clodwig hielt in seiner Rede inne. Aus dem Thal herauf hörte man den schrillen Pfiff der Locomotive und das dumpfe Rollen des Bahnzuges.

„Damals freilich," setzte er nach einer Pause hinzu, und sein Antlitz wurde von einem raschen Blitz erleuchtet, „damals störte die stille Betrachtung noch kein Pfiff der Locomotive."

„Und doch," entgegnete Erich, „ist dieser schrille Ton eigentlich keine Dissonanz. Die Menschen führen ihr gesetztes Leben fort mitten im Aufruhr der Natur. In unserer Zeit zieht sich ein unabänderliches System von Bewegungen unaufhaltsam über unsere Erde. Man könnte sagen, all unser Schaffen und Wirken ist ein Bereiten von Wegen, ein Offenhalten der Bahn, daß sich die ewigen Naturkräfte frei bewegen. Bahndienst hat der neue Mensch auf Erden."

Clodwig faßte die Hand Erichs. Ein lang anhaltender, sich mehrfach fortsetzender Blitz zuckte über der Landschaft und beleuchtete das strahlende Antlitz des jungen Mannes und das klare des alten Herrn. Fest drückte Clodwig die Hand Erichs.

Mit bewegter Stimme, als offenbare er ein Geheimniß, das sich ihm schwer von der Lippe ringe, das er aber doch kundgeben müsse, sagte Clodwig:

„In solchen Gewittern dachte ich mich schon oft in jene Zeit zurück, da alles Land hier bis zum Odenwald hin ein großer Landsee war, woraus einzelne Berge wie Inseln hervorragten, bis der Strom sich sein Bett durch die Felswand riß. Und haben Sie, junger Freund, sich schon einmal dem Gedanken hingegeben, daß das Chaos wieder hereinbricht?"

„Ich habe es versucht, aber wir können uns weder in die vormenschliche, noch in die nachmenschliche Zeit denken. Wir können nur die Arbeitsstunde, die man siebzig Jahr nennt, nach bester Kraft ausfüllen."

Der Major kam und bat die beiden Herren, in den inneren Saal einzutreten, wo sich die Gesellschaft versammelt habe.

Ein heller Glanz lag auf dem Antlitz der Beiden, die in die Gesellschaft zurückkehrten.

Siebentes Capitel.

Man hatte sich in den inneren Musiksaal zurückgezogen, dessen Kuppelbau jetzt, da Alles beleuchtet war, sich fast feierlich ausnahm. Vier Balcone waren in der halben Höhe des Saales angebracht, in der Mitte stand der große Flügel, ein Rundsitz war auf einer Erhöhung. Dort thronte jetzt Bella mit der Landrichterin zur Rechten und der Oberförsterin zur Linken.

Die jungen Mädchen gingen Arm in Arm durch den Saal und Prancken geleitete sie scherzend; er trug eine Rose aus dem Kranz Lina's in der Hand.

Als jetzt Clodwig und Erich sich mit dem Major in den Kreis setzten, kamen auch die jungen Leute hinzu.

Bella fragte den Major, ob der Bau der Burg, die Herr Sonnenkamp neu herrichten lasse, fortschreite. Der Major nickte; er nickte stets mehrmals, ehe er sprach, als bestätigte er im Voraus, was er sagen wollte. Mit großer Zuversicht erklärte er, daß man einen Brunnen im Burghof finden müsse. Clodwig ersuchte ihn, ja recht behutsam jeden Fund aus dem Mittelalter oder aus der Römerzeit zu bewahren; er versprach, bald selbst einmal zu kommen und Nachgrabungen anzuordnen. Der Oberförster sagte scherzhaft:

„Herr Sonnenkamp" — Jedes nannte ihn Herr, aber in anfremdender Betonung, als obman ihm fern sein wollte — „Herr Sonnenkamp wird sich nun wol zu seinem Namen den der restaurirten Burg beilegen."

Bei der Erwähnung des Herrn Sonnenkamp war es, als ob ein Damm durchgebrochen wäre; von allen Seiten strömte die Unterhaltung wild einher.

„Herr Sonnenkamp hat viel Verstand," sagte der Schuldirector, „aber Molière behauptet boshaft, der Verstand der Reichen steckt in ihrer Börse."

Der Apotheker fügte hinzu:

„Herr Sonnenkamp liebt es, sich als hartgesottener Sünder zu zeigen, in der Hoffnung, daß man ihm das nicht glaube; aber man glaubt es ihm."

Erich hörte die Namen Herr Sonnenkamp, Frau Ceres, Manna, Roland, Fräulein Perini, es war wie ein Zwitschern im Walde,

wo die Vögel durcheinander singen und sich keine Melodie fassen läßt. Nicht ohne boshaften Blick auf Prancken sagte die Frau Landrichterin: Männer könnten eher mit solchen räthselhaften, aus der Fremde angesiedelten Menschen Umgang pflegen, Frauen müßten da zurückhaltender sein. Sie gab dann noch zu verstehen, daß alteingesessene Familien streng zuwarten, bevor sie fremde Eindringlinge aufnehmen.

Mit etwas gewaltsamem Scherz spöttelte Bella über die langen Nägel der Frau Ceres; ihre Lippen verzogen sich, als Clodwig in ruhigem Tone, aber doch mit Schärfe sagte:

„Bei den Indiern vertreten lange Nägel die Stelle des Stammbaums, und sind vielleicht ebenso gut."

Die Gäste staunten, da Clodwig so wegwerfend vom Adel sprach. Er schien durch das Losziehen über das Haus Sonnenkamp gereizt. In ihm war nichts Unsauberes, alles Kleinliche und Gehässige war ihm zuwider, wie ein unangenehmer Geruch, wie ein greller Ton. Zu Erich gewendet sagte er:

„Der Herr Sonnenkamp, von dem die Rede, ist Besitzer von vielen Millionen. Einen solchen Reichthum zu erwerben ist immerhin eine Kraft. Ich möchte sagen: viel Geld erwerben ist eine Art Tapferkeit, Geld bewahren erfordert eine gewisse Weisheit und Geld schön ausgeben ist eine Kunst."

Er machte eine Pause, und da Niemand das Wort nahm, fuhr er fort:

„Ich finde, daß Reichthum ein gewisses Recht auf Ehre hat. Selbsterworbener Reichthum ist Zeugniß von Thatkraft, Umsicht. Eben so schwer, vielleicht noch schwerer als die Aufgabe, ein Fürst zu sein, erscheint mir die, ein Mann von so übermäßigem Reichthum zu sein. Da häuft sich eine Macht in dem Menschen an, die dem Charakter leicht etwas Gewaltthätiges gibt; solch ein Mann lebt in einem Dunstkreis des Allmacht-Bewußtseins und hört fast auf, eine einzelne Persönlichkeit zu sein; die ganze Welt erscheint ihm unter dem Gesichtspunkte des Kaufpreises. Haben Sie schon je einen solchen Mann kennen gelernt?"

Bevor Erich antworten konnte, fiel Prancken ein:

„Der Herr Hauptmann Dournay will Erzieher des jungen Sonnenkamp werden."

Alle Augen richteten sich auf Erich; die Gesellschaft betrachtete ihn, als wäre er plötzlich verwandelt und in ein Bettlergewand gehüllt. Ein Mann, der in Privatdienst tritt und in einen solchen,

verliert alle Würde. Die Männer schauten einander an und zuckten die Achseln, die Frauen betrachteten Erich mitleidig.

Erich blickte zur Erde. Er wußte nicht, was Prancken mit dieser überraschenden Kundgebung beabsichtigte; er glaubte etwas erwidern zu müssen, aber er konnte das rechte Wort nicht finden und schwieg.

Eine peinliche Pause war eingetreten. Clodwig hatte die Hand an die Lippen gelegt, die erblaßt waren.

„Eine solche Stellung," sagte er endlich, „würde Ihnen zur Ehre und Herrn Sonnenkamp zu Ehre und Glück gereichen."

Erich fühlte, wie eine breite Hand sich auf seine Schulter legte, und als er umblickte, sah er in das lächelnde Gesicht des Majors, der, mehrmals mit der linken Hand auf sein Herz deutend, endlich die Worte hervorstieß:

„Der Herr Graf hat gesagt, was ich sagen wollte; aber es ist mir lieb, daß Er es gesagt hat, und er hat's auch besser und schöner gesagt, als ich. Führen Sie Ihren Vorsatz aus, Kamerad."

Prancken bemerkte in sehr leutseligem Ton, daß er es gewesen, der Erich veranlaßt und empfohlen habe.

Lina hatte ein Fenster geöffnet und rief jetzt mit heller Stimme:

„Das Gewitter ist vorüber!"

Ein frischer, würziger Luftstrom drang in den Saal und löste die Spannung der Gemüther; Alles athmete frei auf. Noch rieselte ein leiser Regen nieder, aber schon sangen wieder die Nachtigallen im Busch. Jetzt wurde auch in die Oberförsterin gedrungen, daß sie singe. Sie sträubte sich, aber sie konnte nicht widerstehen, da Bella, die man noch fast nie hatte spielen hören, sich erbot, sie zu begleiten.

Die Oberförsterin sang einige Lieder mit frischer und jugendlicher Stimme, so klar und einfach, daß es allen Hörern das Herz erfreute. Auch Lina sollte singen; sie betheuerte, daß sie heute nicht singen könne, aber die Mutter sah sie mit strafendem Blick an. Lina trat an das Clavier, sang einige Töne, konnte aber nicht weiter. Ganz unbefangen, als ob gar nichts geschehen wäre, rief sie:

„Nun hab' ichs gezeigt, daß ich heute nicht singen kann."

Die Landrichterin biß die Lippe und schnaubte vor innerem Aerger, daß ihre Nasenflügel zitterten, über das alberne Mädchen, das dabei noch so that, als ob es sich passend benommen.

Die Oberförsterin sang noch ein Lied und jetzt gesellte sich Lina zu ihr und sagte, daß sie nur nicht allein aber ein zweistimmiges Lied wol singen könne. Und in der That sang sie einen frischen Sopran, zwar noch etwas ängstlich, aber gediegen.

Mit einer Harmlosigkeit, als ob er ein alter Kamerad von ihr wäre, forderte sie nun auch Erich auf, daß er singe. Die ganze Gesellschaft vereinigte sich mit ihren Bitten, aber Erich lehnte es entschieden ab, und er schaute wieder betroffen auf, als Prancken ihm beistimmte, mit dem Zusatze:

„Der Herr Hauptmann hat Recht, daß er nicht auf Einmal seine Talente kundgeben will."

Es war im verbindlichsten Tone gesagt, aber die boshafte Spitze war doch unverkennbar.

„Ich danke Ihnen für Ihren kameradschaftlichen Beistand," erwiderte Erich.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt, nur über dem Taunusgebirge wetterleuchtete es noch. Die Gesellschaft verabschiedete sich; man dankte sehr redselig für den herrlichen Tag und den genußvollen Abend. Selbst Frau Kleiderleib sprach jetzt und zeigte sich in ihrer neumodischen Kapuze, dem sogenannten Baschlik, die sie sehr geschickt gelegt hatte. Als man sich eben zum Aufbruch anschickte, kam der Kreisphysicus. Er hatte im Nachbardorfe einen Krankenbesuch gemacht und war durch das Gewitter aufgehalten worden; er hatte kaum noch Zeit, den Grafen Clodwig und Bella zu begrüßen.

Bella athmete tief auf, als die Gesellschaft zur kalten Küche endlich davonfuhr.

In den verschiedenen Wagen wurde viel gesprochen, in einem aber wurde geweint, denn Lina mußte eine scharfe Strafpredigt hören, wie sie so gar kein Benehmen habe, sie sei doch nichts als die dumme Einfalt vom Lande; statt neckisch zu sein und sich geltend zu machen, benehme sie sich immer, als ob sie vor einer Stunde die Gänse gehütet hätte. Lina war an diese gewaltsamen Zurechtweisungen gewöhnt, aber heute schienen sie ihr besonders zu Herzen zu gehen. Sie war so heiterer Seele gewesen, und jetzt ward ihr die Strafrede doppelt empfindlich. Sie weinte still vor sich hin.

Der Landrichter mischte sich nicht in das Weibergezänk. Erst als er an der ausgerauchten Cigarre eine neue ansteckte, sagte er:

„Dieser redefertige Herr Dournay scheint mir ein gefährlicher Mensch."

„Ich finde ihn sehr liebenswürdig."

„Frauenlogik! Als ob Liebenswürdigkeit die Gefährlichkeit ausschließe und nicht vielmehr einschließe. Merkst Du denn nicht die leicht zu durchschauende Intrigue?"

„Nein!"

„So reime Folgendes zusammen: Wir treffen ihn im Kloster, wo die Tochter des unermeßlich reichen Herrn Sonnenkamp sich aufhält; er thut, als ob er Niemand kenne und von nichts wisse. Jetzt will er Erzieher des jungen Sonnenkamp werden. Ei, wie das blitzt!"

Ein langer Blitz leuchtete auf, so daß die Landschaft plötzlich aus dem Dunkel hervortrat. Vor allem leuchtete Villa Eden auf, so kenntlich in allen Formen des Gebäudes, als ob man nur wenige Schritte davon entfernt wäre.

„Sieh nur," fuhr der Landrichter fort, „wie dieser große Bau und der Park beleuchtet ist, und Niemand weiß, was hier oben gebraut wird. Wunderliche Welt! Der Baron Pranken führt Herrn Dournay bei seinem Schwager und Schwiegervater ein wie einen Freund, und doch sind die beiden Männer, wie mir scheint, Feinde."

Die Frau Landrichter war ärgerlich über ihren Mann. Mit ihr allein und im Hause war er so belebt und fein beobachtend, in Gesellschaft aber benahm er sich immer so einsilbig und trocken und ließ Andere glänzen.

„Wer ist der Schwiegervater?" fragte sie.

„Natürlich Herr Sonnenkamp; er soll es wenigstens sein. Das unermeßliche Geld des Herrn Sonnenkamp ist Guano für den Baron Pranken; er hat ihn nöthig; was hat er viel danach zu fragen, woher dieser Guano kommt?"

Lina warf den Schleier über ihr Angesicht und schloß die Augen. Der Landrichter setzte nun noch ausführlich auseinander, daß weder er noch seine Frau sich in diese Sachen mengen dürften.

„Dieser Hauptmann-Doctor ist ein gefährlicher Mensch, gefährlich nach vielen Seiten hin."

So schloß er und war nun wieder still, bis man zu Hause ankam.

Achtes Capitel.

Otto von Pranken ging mit seiner Schwester Bella im Garten auf und ab und erklärte, daß er Erich an Herrn Sonnenkamp empfohlen habe, dies aber bereits entschieden bereue.

Bella, die immer gereizt war, wenn sie sich für die bürgerliche Gesellschaft geopfert hatte, wendete nun ihren Aerger gegen den Bruder, der ihr einen Mann als ebenbürtigen Gast zugeführt habe, der doch eigentlich ein Diener war oder werden wollte und nun gar bei Herrn Sonnenkamp. Mit schadenfroher Lust setzte sie dann hinzu, daß Otto sich wol am kühnen Ueberspringen der Hindernisse freuen müsse, da er einen Mann von so bezaubernder Persönlichkeit, wie dieser Doctor — sie sagte das Wort wie eine Degradation gegen Hauptmann — in das Haus empfehle. Es sei einfache Methode, daß sich die Tochter des Hauses in den Hofmeister des Bruders verliebe.

„Herr Dournay," schloß sie, „ist eine sehr gewinnende Erscheinung, nicht blos, weil er ein ungewöhnlich schöner Mann ist, noch mehr zieht eine gewisse träumerische Offenherzigkeit und Biederkeit an. Mag das nun wahr oder gemacht sein, wirksam ist es jedenfalls, und nun gar einem siebzehnjährigen Klosterkind gegenüber."

Mit gutem Humor erwiderte Otto, daß er seiner Schwester eine minder alltägliche Phantasie zugetraut habe; überdies sei Erich ein anerkannter Weiberfeind, der von Allem, was weiblich genannt wird, nichts liebe als die Idee. Dennoch sprach Pranken seinen Vorsatz aus, am anderen Morgen, bevor Erich nach der Villa gehe, Herrn Sonnenkamp zu besuchen und ihm vertraulich mitzutheilen, daß er widerwillig habe eine Empfehlung geben müssen. Er wolle Herrn Sonnenkamp rathen, den Bewerber in guter Manier abzuweisen, denn man könne ja mit Fug und Recht sagen, daß Erich den Knaben mit Freiheits-Ideen anstecken würde; ja man könnte noch weiter gehen und Herrn Sonnenkamp mittheilen, daß die Aufnahme Erichs mißfällig bei Hofe angesehen würde. Dieser letzte Grund mußte Alles schlagen. Pranken hatte ja selbst mit daran gearbeitet, daß eine Geltung in den Hofkreisen für Herrn Sonnenkamp das Höchste war, was er zu erstreben hatte.

Bella verwarf diesen Plan; sie fand eine Lust darin, den Bruder zu stacheln; gerade einem solchen Mitbewerber gegenüber Sieger zu sein, werde ihn neu beleben. Ueberdies wäre es vielleicht gut, der Dame Perini gegenüber, deren clericales Ziel doch Niemand vollständig erforsche, einen Mann zu haben, der die Weltlichkeit vertritt und den man sich durch Dank verpflichtet hat. Ja noch mehr: würde sich, wie unzweifelhaft, ein ständiger, geheimer Krieg zwischen Signora Perini und diesem höchst zuversichtlichen Dournay etabliren, so habe man in allen Fällen das Schiedsrichteramt und die Entscheidung.

Bella vergaß den Aerger über die kalte Küche, da sich ihr ein durchsichtiges Gewebe von Intriguen aufthat, die angenehm unterhielten und zum Ziele führten. Sie war die Vertraute des Fräulein Perini, Otto sollte der Vertraute Erichs bleiben, und so hatte man das Haus Sonnenkamp in der Hand; denn es sei kein Zweifel, daß Erich großen Einfluß gewinnen könne.

Otto sträubte sich gegen die ihm zuertheilte Rolle, aber sie wurde ihm nicht abgenommen.

Eine Katze, die, still und beharrlich den Athem anhaltend, vor einem Mauseloch sitzt, läßt sich nicht wegbringen; sie weiß, die Maus kommt heraus, sie knappert schon und dann gibt's einen guten Fang. Bella hatte ein Mittel, ihren Bruder zu dem zu bestimmen, was sie wollte; sie durfte ihm nur vorhalten, wie unwiderstehlich er sei und daß er das Selbstvertrauen, das ihm ehedem so schön stand, wieder gewinnen müsse. Otto schien beruhigt; er war es noch nicht ganz, er redete sich aber ein, daß er es noch werde. Ueberdies war dieser Dournay doch ein armer Mann, dem man helfen mußte, und er hatte heute die plötzliche Kundgebung seiner Lebensstellung mit vielem Anstand hingenommen und gutes Benehmen bewahrt.

Nach geraumer Weile sagte Bella:

„Wenn Du mit Deiner Mittheilung über die Stellung des Doctor Dournay eine Absicht hattest, und Du hattest sie . . .“

„Allerdings.“

„Dann hättest Du nicht so brüsk dreinfahren dürfen. Du konntest vertraulich Diesem und Jenem die Sache mittheilen, das wirkte sicherer und stellte Dich nicht bloß.“

Prancken mußte bekennen, daß seine Schwester recht habe, und jetzt, da Bella Recht hatte, verfolgte sie ihren Sieg über die

Grenze des Berechtigten. Sie wollte nun sofort in Allem Recht haben und fügte hinzu, daß Clodwig durch die zufahrende Weise Otto's eine Gelegenheit gegeben worden, seine Bissigkeiten gegen den Adel vorzubringen, und Herr Dournay als ein Verfolgter werde nun sein besondrer Günstling; denn Clodwig liebe die Menschen, denen Unrecht geschehen. An Allem dem sei nun Otto schuld. Eine Weile herrschte stumme Verdrossenheit und Mißstimmung zwischen den Beiden . . .

Während Bruder und Schwester draußen im Garten umhergingen, saß Erich beim Grafen Clodwig in dessen Arbeitszimmer, das von einer zweiarmigen Lampe beleuchtet war. Sie saßen einander gegenüber in Lehnsesseln an der Langseite des Schreibtisches.

„Ich bedaure," begann Clodwig, „daß der Arzt so spät gekommen; er ist herb, aber eine Kernnatur. Ich glaube, Sie werden sich mit ihm befreunden."

Erich schwieg und Clodwig fuhr fort:

„Ich weiß nicht, warum mein Schwager in seiner Weise Ihr Vorhaben so plötzlich der Gesellschaft kundgegeben hat. Es wird nun viel besprochen und ein gewisser naiver Duft Ihres schönen Vorhabens ist damit weggewischt."

Erich entgegnete, daß wir darauf gefaßt sein müssen, ein stilles Vorhaben vorzeitig in die scharfe Luft der Außenwelt versetzt zu sehen.

Clodwig betrachtete ihn mit wohlgefälligem Blick und nahm wieder auf:

„Ich habe heute an Ihnen oder vielmehr durch Sie eine Erfahrung erneuert. Die Menschen halten den Privatdienst für eine Degradirung, ohne zu bedenken, daß es nicht darauf ankommt, wem man dient, sondern nur in welchem Geist man dient. Ich dien', ist der Wappenspruch meiner Ahnen."

Der alte Herr hielt inne; Erich wußte nicht, ob er eine Pause mache oder eine Erwiderung erwarte; Clodwig fuhr aber bald fort:

„Man findet es höchst ehrenvoll, wenn ein höherer Officier oder Staatsbeamter die Erziehung eines Prinzen übernimmt; ist es aber minder ehrenvoll, die Erziehung von dreißig Bauernknaben zu übernehmen oder auch, wie Sie, sich der Leitung dieses reichen Jünglings zu widmen?"

„Ich habe Dienen nie und nirgends für entwürdigend gehalten.

Ich war freiwillig in Dienst getreten bei der Direction des Zuchthauses."

Clodwig sah den Sprechenden mit großen Augen an, dann sagte er: „Wollen Sie mir möglichst genau erzählen, wie Sie zu dem geworden, was Sie sind?"

„Von ganzer Seele; und ich will mir die Ehre, daß ich so zu Ihnen sprechen darf, damit verdienen, daß ich nicht bescheiden bin. Ich will zu Ihnen sprechen wie zu mir selbst."

Clodwig drückte auf eine Klingel, die auf dem Tische stand; ein Diener trat ein.

„Robert, welche Zimmer hat der Herr Hauptmann?"

„Das braune, g'rad über dem Schlafzimmer des Herrn Grafen."

„Geben Sie dem Herrn Hauptmann die Erkerzimmer oben."

„Verzeihen, Herr Graf, es stehen noch Sachen vom Prinzen Leonhard darin."

„Thut nichts. Und noch Eins; ich will nicht gestört sein, bis ich wieder klingle."

Der Diener entfernte sich. Clodwig setzte sich etwas tiefer in den Stuhl und legte sich eine rothe Plüschdecke über die Knie; dann sagte er:

„Wenn ich die Augen schließe, glauben Sie ja nicht, daß ich schlafe."

Es war etwas zutraulich Herablassendes, aber fern von aller gönnerhaften Vornehmigkeit, vielmehr sprach sich eine herzliche Innigkeit darin aus, wie Clodwig nun Erich bat, unumwunden zu berichten.

Neuntes Capitel.

Erich begann: „Ich bin 28 Jahre alt und wenn ich mein Leben überschaue, so ist es bisher nur ein Suchen gewesen. Ein einzelner Beruf läßt so viele Kräfte in uns unthätig, und doch muß eine Wahl getroffen worden, da schließlich in jeder Berufsart der ganze Mensch bestehen und wirken kann.

Ich bin der Sohn einer glücklichen Ehe, in einträchtigem Familienleben herangewachsen. Von meinem dritten Jahre an wurde ich in Gemeinschaft mit Prinz Leonhard erzogen. Es war

ständig eine Widersacherei zwischen uns; die Ursache wurde mir erst später klar, als ein offener Bruch stattfand. Eine gewisse Heuchelei, die gar nicht in den Charakter der Kameradschaft taugte, hatte mich nach Außen gefügig und nach Innen unruhig und empfindlich gemacht. Gewiß widerspricht es auch dem Wesen der Kindheit, sich ununterbrochen ehrerbietig, gefällig und fügsam zeigen zu müssen.

Ich kam in das Cadetten-Institut und genoß dort eine besondere Ehre, weil ich der Kamerad des Prinzen gewesen. Mein Vater war hier zugleich mein Lehrer, und da lebte ich auch zwei Jahre mit Ihrem Herrn Schwager. Ich war kein besonders guter Schüler.

Einer der glücklichsten Tage meines Lebens war der, als ich zum ersten Mal die Epauletten trug; wie sehr der Beruf mich enttäuscht, sah ich daran, daß vielleicht der Tag, an welchem ich die Uniform ablegte, nicht minder glücklich war. Trotzdem empfinde ich noch einen Einfluß jener Zeit. Ich kann noch heut keine Batterie vorbeimarschiren sehen, ohne daß mir das Herz bebt.

Bald nachdem ich Lieutenant geworden, siedelten meine Eltern nach der Universitätsstadt über; ich war nun allein. Ein ganzes Jahr war ich in mir begnügt und heiter, wie Alles um mich her. Ich weiß noch heute die Stunde, an einem schönen hellen Herbstmittag, ich sehe noch den Baum, ich höre noch die Elster drauf, wo ich plötzlich mein Pferd anhielt und in mir fragte: Was thust Du denn auf der Welt? .. Dich und die Rekruten abrichten zur geschicktesten Tödtung deiner Mitmenschen . . ."

„Ist Ihnen die Soldatenschule nie als Männerschule und Wirkungskreis Ihres Lehrberufs erschienen?" fiel Clodwig bescheiden ein.

Erich war betroffen und verneinte; dann sich neu sammelnd nahm er wieder auf:

„Ich verscheuchte die schweren Gedanken, aber sie verließen mich nicht mehr. Ich war in mir und mit meinem Beruf zerfallen. Ich kann nicht sagen, wie unnütz ich mir in der Welt erschien; Alles welk, öde, leer. Es gab Tage, wo ich mich meines Kleides schämte, daß ich als gesunder, starker Mann müßig ging, wohlgekleidet war, und daß mein Pferd vielleicht den Hafer des armen Mannes frißt."

„Das ist übertrieben," schaltete Clodwig ein.

„Gewiß, ich erkenne es jetzt auch, aber damals im ersten Ansturm des Empfindens war es anders. Ich bat um Urlaub,

um den wirklichen Krieg kennen zu lernen. Mein Commandeur, Prinz Leonhard, fragte mich bei den Schießübungen unversehens, in welchem Heere ich den Krieg mitmachen wolle, und noch ehe ich antworten konnte, setzte er scharf hinzu: „Sie würden wol lieber bei den Tscherkessen als bei den Russen stehen?“ Mir war die Zunge gelähmt. Von da ab war mein Verhältniß nach Außen ebenso zerfallen, wie ich in mir war. Soll ich Ihnen die kleinen Plackereien aufzählen? Ich verdiente sie, denn in mir war nichts als Widerspruch, mein Thun erschien mir als eine einzige große Lüge. Ich war ein schlechter Soldat. Ich wollte das Räthsel des Daseins lösen und versenkte mich in das Studium der Philosophie. Eigentlich bin ich eine gesellige, mittheilsame Natur, und doch war mir das beständige Leben in der Kameradschaft unerträglich.

Zwei Jahre hielt ich es noch aus, dann forderte ich meinen Abschied. Ich wurde aus besonderer Rücksicht für meine Eltern mit Hauptmannsrang entlassen. Jetzt war ich frei! Ich war dennoch erschreckt, daß ich dies Leben zu verlassen hatte. Ich war weichlich geworden in der Absonderung. Das sollte sich nun ändern.

Ich war frei. Wunderlich, so in die weite Welt hinein zu fragen: Welt, was willst du von mir? Welt, was soll ich dir? Da liegen die tausend Thätigkeiten . . . welche soll ich erfassen? Ich war zu Allem bereit. Ich hatte eine schöne Singstimme und Viele glaubten, ich würde ausübender Künstler werden; ich erhielt sogar Anerbietungen. Wie ganz anders aber war meine Gemüthsverfassung! In mir brannte eine tiefe Sehnsucht, etwas Opfervolles für meine Mitmenschen zu leisten . . . Wäre ich ein Kirchengläubiger gewesen, ich glaube, ich wäre Missionär geworden.“

Clodwig öffnete das Auge und sah in das strahlende Auge Erichs. Eine kurze Pause entstand. Clodwig legte die Arme wieder auf der Brust übereinander, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Erich fuhr fort:

„Als ich zum ersten Mal in Bürgerkleidung über die Straße ging, war mir's, als ginge ich entblößt vor den Augen der Menschen, wie man das oft so ängstlich träumt. Der Erste, der mir begegnete und mich starr ansah mit dem Ausdruck der Ungewißheit, ob er mich erkenne, war mein alter Hauptmann, der, in Civildienst übergetreten, Vorsteher des Männer-Zuchthauses war. Er erzählte mir, daß er hier sei, um einen Gehilfen zu suchen.

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich wollte mich der Leitung und Hebung der gefallenen Mitmenschen widmen. Erst aus meinem neuen Beruf schrieb ich meinen Eltern. Mein Vater antwortete, daß er mein Streben wol anerkenne, aber mit Bestimmtheit voraussehe, daß ein gewisser Schönheitstrieb mir das Leben unter Verbrechern unmöglich machen würde. Er hatte Recht. Ich suchte die Neigung nach dem höheren Luxus des Daseins mit aller Macht zu unterdrücken, es gelang mir nicht; mir fehlt die Dosis Humor oder auch jener freie Standpunkt, der die Lebenserscheinungen wie naturwissenschaftliche Phänomene ansieht und behandelt . . . In meiner Hauptmanns-Uniform erlangte ich bei den Züchtlingen mehr Respect als in meiner Bürgerkleidung. Das Leben unter den Züchtlingen, die meist verhärtete, gedankenstumpfe Menschen oder abgefeimte Heuchler waren, wurde mir zur Hölle, und diese Hölle hatte noch eine Pein besonderer Art.

Ich hatte damals den schwergemuthen Grübelsinn, ich war in mich gekehrt und konnte doch die Welt nicht vergessen. Ja, es verfolgte mich immer, daß ich mir vorstellen mußte, was wol die Menschen über mein Thun und Lassen denken und sagen. Aus ihren Augen gesehen, erschien ich mir nun so zu sagen als idealistischer Vagabund. Das wollte ich nicht sein, und vor Allem sollten meine Feinde und Spötter den Triumph nicht haben, daß ich in Verwahrlosung und Unstetigkeit verkomme.

Ach, ich quälte mich unnöthig; denn wer hat Zeit, Lust und Trieb, dem Dasein eines Entschwundenen nachzugehen? Die Menschen bestatten Todte und gehen dann wieder ihrem Alltagsleben nach, und so auch bestatten sie Lebendige. Ich mache ihnen heute keinen Vorwurf mehr darüber; es muß so sein.

Mir ward klar, daß ich zu dem jetzt gewählten Berufe nicht geeignet war. Ich lebte noch zu sehr in mir, ich setzte mir alles Gewordene noch beständig um und suchte Gründe und Entstehung der Charaktere zu erforschen. Ich wollte mich damals noch nicht drein finden, daß Wesen und Handlungen der Menschen nicht so folgerecht sich entwickeln, als ich mir dachte. Dabei war ich noch zu leidenschaftlich und vor Allem von einer beständigen Sehnsucht nach dem Schönen beherrscht.

Ich dachte an Auswanderung in die neue Welt. Aber was war ich dort? Sollte ich mir so Mancherlei angeeignet haben, um ein Stück Urwald in ein Fruchtfeld zu verwandeln? Ich hatte

allerdings noch einen besonderen Grund, der mich nach Amerika zog. Dorthin war der einzige Bruder meines Vaters gegangen und ganz verschollen. Früher hatte er eine Bijouteriefabrik gehabt. Er liebte die Schwester meiner Mutter, und als er mit einem Heiratsantrage etwas schroff abgewiesen wurde, verließ er Europa und ging in die neue Welt. Er lehnte jede Beziehung zu Heimat und Familie ab. Als ein Freund meines Vaters sich in Neuyork bei ihm einführte und zuletzt behutsam von uns erzählte, wies ihn der Oheim mit den heftigsten Ausdrücken aus dem Hause. Er wollte nichts mehr von uns und von Europa überhaupt wissen.

Ich bildete mir ein, daß ich den Oheim bekehren könnte, und Sie wissen ja, daß man in verzweifelter Lage gern vom Abenteuerlichsten eine Rettung erwartet.

Mein guter Vater half mir. Was er immer als meinen Beruf erkannt und wogegen ich nur, vom blendenden Soldatenstande angezogen, widerstrebt hatte, das war mir nun deutlich. Der Durst nach Einsamkeit erwachte in mir; mir war, als müßte ich einen Fleck Erde suchen, wo kein Ton in das Innenleben störend einzudringen vermag. Diese Einsamkeit, die doch alles Leben in sich schließt, brachte mir nun die Wissenschaft. Mein Vater half mir, indem er mir deutlich machte, daß meine Vergangenheit nicht verloren sei, sondern mir eine Besonderheit und neue Aufnahme gebe. Er kam und brachte mir ein Angebinde, das mir in die Wiege gelegt war; denn der Senat der Universität, an welcher mein Vater vor seiner Berufung als Erzieher des Prinzen docirt hatte, hatte mich bald nach meiner Geburt mit der Universitäts-Matrikel beschenkt, wie man einem neugebornen Prinzen eine Militär-Charge verleiht."

Clodwig sah Erich lächelnd an und bat, daß er fortfahre.

„Ich habe nur noch wenig zu erzählen. Ich widmete mich dem Studium der Alterthums-Wissenschaft, und jener Trieb nach dem Schönen fand nun Befriedigung in der Aufnahme der classischen Welt. Seines Fleißes darf sich Jeder rühmen, sagt der Dichter. Ich habe redlich gearbeitet und hatte nun im Elternhause das Glück eines Kindes und als Mann die Freude des geistigen Wachsthums. Mein Vater hatte die Hoffnung, daß ein erfolgreiches Gelingen dessen, was er verfehlt hatte, mir beschieden sei; er gab mir das Erbe jener Ideen, die er weder in der Wissenschaft

niederlegen, noch auf dem Lehrstuhl kundgeben konnte. Wenn es je ein glückliches, von ständiger Tempelweihe erfülltes Haus gab, so war es das meiner Eltern.

Da starb mein jüngerer Bruder. In wenigen Wochen wird es ein Jahr, seitdem wir ihn begraben; mein Vater, der überdies eine Kränkung in der Seele trug, konnte bei aller stoischen Kraft diesen Schlag nicht überwinden. Zwei Monate sind es her, daß auch er starb. Ich habe den Schmerz des Verwaisten niedergekämpft und meine Studien absolvirt. Vor einigen Tagen erhielt ich die Doctorwürde. Meine Mutter und ich, wir haben allerlei Pläne, noch ist nichts bestimmt. Ich habe nach meiner Mutter Rath diesen Ausflug nach dem Rhein gemacht, denn ich hatte übermäßig gearbeitet, und wir wollten uns nach meiner Rückkehr fest entschließen. Da traf ich Ihren Herrn Schwager und ich halte es für meine Pflicht, die dargebotene Gelegenheit nicht von mir zu weisen. Ich bin bereit, in den Privatdienst zu treten. Ich weiß, was ich unternehme, und meine, dafür ausgerüstet zu sein. Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, nur in der Wirkung auf eine große Gemeinsamkeit Befriedigung finden zu können; jetzt würde ich mich begnügen, ein einziges Menschenkind zu erziehen, und noch dazu ein solches mit dereinstiger Herrschaft über großes Besitzthum zum edelwirkenden, für seine große Aufgabe entsprechend vorbereiteten Menschen bilden zu helfen.

Ich bin zu Ende. Ich wünsche nicht, daß Jemand von mir besser denke, als ich verdiene, aber ich wünsche auch als das zu gelten, was ich zu sein glaube. Ich kann in einer gefährlichen Unwissenheit stehen, da ich ja nicht weiß, wie mich Andere ansehen; ich habe mich auch nur gegeben, wie ich mich im ehrlichen Bekenntniß vor mir selbst ansehe. Ich glaube, ein Lehrer zu sein. Was von künstlerischer Neigung und Befähigung in mir sein mag, will ich auf die Bildung eines Menschen anwenden. Ich habe Ihnen nach bestem Wissen mein ganzes Sein dargelegt; wo noch Lücken sein sollten, bitte ich mich zu fragen."

Clodwig stand auf, trat rasch auf Erich zu und sagte:

„Ich reiche Ihnen nochmals die Hand. So lange diese Hand vom Leben bewegt ist, wird sie sich Ihnen nicht entziehen. Ich hatte Anderes mit Ihnen vor, ich kann es Ihnen jetzt nicht mehr sagen, ist auch nicht mehr nöthig. Doch genug. Gehen Sie ruhig und fest Ihrem Ziele entgegen; was ich zur Erreichung thun kann,

haben Sie ein Recht zu beanspruchen. Hören Sie? Sie haben ein Recht auf mich in jeder Lebenslage, in jeder Weise. Gute Nacht, lieber junger Freund."

Der Graf zog sich rasch, wie einer Rührung entfliehend, zurück.

Der Diener kam und geleitete Erich mit großer Ehrerbietung auf sein Zimmer.

Zehntes Capitel.

Drunten im Städtchen tönte hell eine mitternächtliche silberne Glocke vom Thurm, sie war in alten Zeiten von einer edlen Frau gestiftet und sollte den Verirrten im Walde Kunde von der Menschenheimat geben. Erich hörte das Läuten, und im Gedanken sah er jetzt den Beichtstuhl in der Kirche; dort beichten Gläubige und schreiten, mit dem Segensspruch gestärkt, wieder in das Leben hinaus. Er hatte einem Mann gebeichtet, in dem die Weihe des reinen Geistes lebte; erhoben und gekräftigt fühlte er sich, im Selbstbewußtsein gerüstet zu jedem schönen Menschenbunde.

Er öffnete das Fenster und sog den Athem der kühlen würzigen Nachtluft ein. Im Thal wogten feine Nebel, die Glocken in den Dörfern schlugen Mitternacht, zart und bescheiden schlug auch die Glocke zu Wolfsgarten. Erich versenkte sich in das Wallen und Wogen der Natur, wo es auf- und niederrieselt in den Baumstämmen, in den Zweigen sich regt und jede Knospe getränkt ist. Von fern dröhnte noch ein nächtlicher Bahnzug, die Nachtigall im Walde sang laut, und plötzlich, wie vom Schlaf überwältigt, brach sie ab.

Wie wolkige Schaaren drängte sich alles Leben, eigenes und fremdes, zu Erich heran.

O, wie groß und reich ist die Welt, und Genossen bester Art leben in ihr und harren nur des Anrufs und des grüßenden Augenstrahls!

Jetzt kam der Mond herauf über den jenseitigen Bergen, ein flüsternder Schauer rieselte durch den Wald, die Nachtigall sang wieder laut, die Nebel im Thal hoben sich und verschwammen und ein breiter Strahl glitzerte auf einer Glaskugel in der Ferne. Dort ist Villa Eden!

Nur gewaltsam widerstrebend gab Erich endlich der Müdigkeit nach und schloß das Fenster. Er betrachtete lange eine Büste der Medusa: fesselnd war das große, gewaltige und schöne Antlitz; auf dem wildlockigen Kopf liegen zwei aufstrebende Vogelflügel, unter schwellend zusammengezogenen Brauen starrt das große Auge, als wollte es niederschmettern; der Mund ist trotzig verzogen und auf den Lippen liegen höhnende schadenfrohe Worte; unter dem Kinn sind wie ein Kopftuch zwei Schlangen zu einer Schlinge gebunden. Der Anblick dieses Hauptes war abstoßend und anziehend zugleich.

Der Medusa gegenüber stand eine Büste der Victoria von Rauch, jenes wundersame Frauenbild, an das Antlitz der Königin Louise erinnernd, das edle Haupt mit dem schweren Eichenkranz, nicht erhoben, sondern in sich gebeugt, wie sinnend und anhaltend ... Wunderliche Gegenüberstellung solcher zwei Büsten!

Der Schlaf übermannte Erich, aber schon nach wenigen Stunden, da kaum der Tag zu dämmern begann, erwachte er wieder.

Es gibt Stunden und Tage, wo im Gemüthe eine frohmuthige Zuversicht ist, als hätte man den Schlüssel gefunden, der alle Herzen öffnet, als hielte man die Zauberruthe in der Hand, die alle Quellen erschließt und uns jedem Mitathmenden nahebringt, als einem Genossen und Bruder. Die Welt ist durchklärt, und die Seele tief erlabt vom Gefühle reinen Glückes, das nichts ist als Dasein, Leben, Athmen, Lieben.

Von solchem Gefühl umfangen stand Erich am Fenster und schaute hinaus über den Strom nach den jenseitigen Bergen, den Burgen, den Städten, den Dörfern am Ufer und auf der Höhe. Da überall bist Du wenn auch nur flüchtig daheim, Du lebst auf der schönen Welt!

Schnell war Erich im Freien; er ging durch den Park und den Wald; er ging dahin als schritte er nicht selbst, als trüge ihn eine unnennbare Macht. An den frischen Frühlingsblättern der Waldbäume, auf Gras und Blume hingen noch die Tropfen des nächtlichen Gewitterregens, kein Lüftchen regte sich, und doch schüttelten die Bäume oft plötzlich die auf ihnen ruhenden Tropfen prasselnd ab. Das ist der Sonnenstrahl, der jetzt Zweig und Blatt trifft und eine dem Auge unerkennbare Bewegung hervorbringt. Im Busche sang die Schwarzamsel laut und hell und übertönte all das durcheinander wirrende Gejauchze der Waldgenossen.

Bei einer offenen Halle auf dem Bergeskamme stand Erich still und sah lange nach einer Gabelweihe, die frei sich schwingend über dem Berge schwebte, dann über den Strom hinweg im jenseitigen Walde sich niederließ.

Was war's, daß ihm jetzt Herr Sonnenkamp einfiel?

War's Neid und Furcht der kleinen Vögel, die einem Gewaltigen böse Nachrede halten, und hat dieser nicht das Recht zu leben nach seiner Kraft?

Zu dem Knaben hin dachte sich Erich, als müßte er sich in seine Träume senken und ihm sagen: Ich komme zu Dir.

Erich forschte lange umher, ob er die Glaskuppel sehe, er fand sie nicht. Er schritt auf der Hochebene landeinwärts dahin, wo sich bald wieder Thalgründe, Höhen und Berge darstellten.

An einem großen Felde hielt er an und sah zum ersten Mal in seinem Leben einen neuen Weinberg anlegen. Die Männer hielten Werkzeuge wie große Bohrer in der Hand; sie senkten sie in die lockere Erde und fügten dann in geordneten Reihen die Setzlinge ein. Erich grüßte die Arbeitenden, und sie dankten ihm wohlgemuth; sie mochten am Ton seiner Stimme hören, daß er jeden Fremden grüßte als wäre er sein Bruder. Er ließ sich berichten, wie lange es dauere, bis man zum ersten Male keltern könne, und als ein Alter ihm ausführlich Alles erklärt hatte, ging er dankend davon.

Er begegnete Arbeitern, die zu einem Kalksteinbruche gingen. Er gesellte sich zu ihnen und vernahm, daß dieses Vorwerk dem Grafen gehöre, daß er aber Alles verpachtet habe und auch sein Gut nicht selbst bewirthschafte.

Der Aufseher zeigte ihm die in der Nähe befindliche Cementfabrik; Erich sah hier Ziegelsteine zu Fliesen von gutem Muster aus der Zeit der Renaissance; Clodwig hatte die Fabrikation nach diesem Muster empfohlen und sie fand guten Absatz.

Als Erich in das Schloß zurückkehrte, meldete ihm ein Diener, daß der Graf ihn erwarte. Dieser war bereits vollkommen gesellschaftsmäßig angekleidet und reichte seinem Gast die Hand, indem er sagte, daß er heute schon viel an dessen Vater gedacht. Er fragte, wie er gestorben sei.

Erich schilderte wie sein Vater noch in der letzten Nacht vor seinem Tode den Sohn glücklich gepriesen habe, der in die neue Zeit eintrete, die sich nicht mehr blos darin verbrauche, um das

Widrige und die Gewaltsamkeiten abzuthun. „Mein Sohn," sagte er, „mir zittert das Herz vor Freude, wenn ich in die Jahrhunderte hineinsehe, wie da Schönheit, Freiheit, Fürsorge für die Mitlebenden sich aufthut, die wir erst im Keime sehen. Sieh nur das Eine, mein Sohn. Die Alten wollten, daß der Staat die Kinder erziehe, und jetzt thut er's und in einer Weise, die kein Solon, kein Sokrates ahnen konnte. Du wirst die Zeit erleben, wo man kaum mehr ahnt, daß es Sklaven, Leibeigene, Hörige gab und das ganze Gerümpel einer sich selbst belügenden Welt."

Clodwig drückte halb murmelnd seine Freude aus, welch ein schönes Erbe es sei, wenn der Sohn, die Ideen des Vaters erbend, dieselben fortwirkend bethätige. Und in die Landschaft hinausschauend setzte er hinzu:

„Da drunten sind Manche, die nicht wollen können, daß die Kinder ihre Gedanken und Thaten fortsetzen. Doch bitte," wendete er sich laut an Erich: „Nur noch eine Frage. Hat Ihr Vater Ihnen nie erklärt, was dem plötzlichen Zerfall mit dem Hofe voranging?"

„Gewiß."

„Und dürfen Sie es einem Andern mittheilen?"

„Ihnen allerdings; er gestattete mir ausdrücklich, es Denjenigen mitzutheilen, die ich aus voller Seele hochhalte."

„Sprechen Sie etwas leise," bat Clodwig und Erich fuhr fort:

„Mein Vater sollte in jener letzten Audienz, von der Niemand etwas erfuhr, aus der Hand des Fürsten das Adelsdiplom empfangen, um nunmehr zu einer Hofstellung würdig zu sein. Er sagte zum Fürsten: „Hoheit, Sie vernichten den Segen meiner jahrelangen Lebensarbeit, in der ich meine beste Kraft der Bildung meines jungen Fürsten widmete, wenn Sie glauben, daß ich das annehme, oder daß ich es überhaupt noch für Etwas halte, was unserer Zeit zusteht." — „Ich scherze mit solchen Dingen nicht," erwiderte der Fürst. — „Und ich auch nicht," entgegnete mein Vater. — Es waren Jahre verflossen, als der Vater mir dies erzählte, und doch zitterten seine Lippen, und er sagte, daß er in jenem Augenblicke, da er und sein Zögling lautlos einander gegenüber standen, das Herbste seines Lebens erfahren habe."

„Wunderbar! Wunderlich! Und Sie reisen heute zu dem Manne ... Doch kommen Sie, es ist Zeit zum Frühstück."

Man ging in den Saal des Erdgeschosses, dessen Thüren weit geöffnet waren. Bald erschien auch Bella; sie ahnte, daß Erich sie scharf betrachtete, sie wendete sich rasch, um an einem Seitentisch den Kaffee zu bereiten.

„Meine Frau," sagte Clodwig, „hat heute bereits einen Boten an Fräulein Perini geschickt, und ich habe dabei Herrn Sonnenkamp sagen lassen, daß Sie erst heute Abend oder noch besser morgen in der Frühe bei ihm vorsprechen werden."

„Und ich soll meinen Bruder bei Ihnen entschuldigen, er ist heute in aller Frühe mit einem jungen Manne, sie nennen ihn hier den Weincavalier, zum Pferdemarkt nach Mannheim gereist. Belieben Sie Kaffee oder Thee?"

„Wenn ich bitten darf, Kaffee."

„Das ist recht, daß Sie ohne Umstände sagen was Sie wollen," sagte Bella hell. „Es ist eine abscheuliche Höflichkeit, wenn die Menschen auf solch eine Frage antworten: Es ist mir gleich! Wenn es Dir gleich ist, liebe höfliche Seele, so sag Eins oder das Andere und wälze nicht mir die Entscheidung zu."

Ein heiterer Ton war damit angeschlagen und man setzte sich zu Tische.

Bella wußte, daß sie im Morgenanzuge noch wohlgefälliger erschien, als im Gesellschaftskleide. Sie war eine stolze, wohlgebaute Erscheinung; ihr reiches, dunkelblondes Haar, jetzt halb aufgelöst, war von einem feinen Spitzentuche gehalten, das improvisirt und nachlässig übergeworfen schien und unter dem Kinn geknüpft war. Ihre Gesichtsfarbe war frisch, als hätte sie sich eben erst in Milch gebadet, und in der That wusch sie sich täglich beim Schlafengehen und nach dem Erwachen in Milch. Ihr Gesichtsausdruck war scharf und fein, Alles war edel geformt, nur hatte sie eine gekniffene Oberlippe, die ein boshafter Cavalier am Hofe einmal die Giftmischerlippe genannt hatte. Ihre Bewegungen waren voll Elasticität und Grazie und das einzig Unharmonische schien ihre tiefe Sprechstimme zu sein; sie hatte fast eine Männerstimme.

Im leichten Gespräche beim Frühstück machte sie ihren ganzen Liebreiz, verständnißvolles Eingehen und neckische Schelmerei zugleich geltend. Dazwischen betrachtete sie Erich scharf, sie war überrascht von seiner Erscheinung; gestern hatte sie ihn nur in der Abenddämmerung und dann bei Licht gesehen. Er war offenbar

auch eine Tageserscheinung, und in der That lag jetzt ein frischer Glanz auf seinem Antlitz, denn die Erregung seines Innern zeigte sich in seinen Mienen. Er schaute Bella an, als wollte er sagen: Ich bin fast der Sohn deines Gatten geworden, laß auch zwischen uns den reinen Gleichklang sich bilden!

Bella war ausnehmend freundlich, vielleicht im Gefühle, daß sie heute bereits eine Hinterlist bereitet hatte. Ein italienisch geschriebenes Brieschen an Fräulein Perini enthielt die ebenso behutsam im Ausdruck als entschieden in der Sache gegebene Anweisung, daß der neue Ankömmling scharf zu prüfen sei.

Als Clodwig dem Boten sagte, daß Erich erst Abends oder am andern Tage kommen werde, fühlte sie sich indeß in ihrer vorausgegangenen Hinterlist berechtigt und beruhigt, denn noch nie hatte Clodwig mit solcher Eigenwilligkeit einen Gast zurückbehalten.

Clodwig und Bella hatten einander versprochen, nur sich allein zu leben, und sie hatten es bisher treulich gehalten. „Ich bin eine müde Seele,“ hatte Clodwig damals zu Bella gesagt, da er ihr seine Hand angeboten, und sie hatte erwidert, daß sie den Müden erfrischen wolle. Bella hatte seitdem jede Beziehung mit der Außenwelt abgeschnitten, denn sie wußte, solche Freundschaftsbesuche kommen nur auf Stunden und Tage und machen dann die Einsamkeit nur um so bemerklicher.

Bella war sehr liebenswürdig gegen Jedermann und jederzeit, wenn Jedermann zu jeder Zeit ihr den Willen that und zu Gefallen lebte. Im Grunde aber liebte sie die Menschen nicht, sie hatte kein Verlangen nach ihnen; sie wollte nichts von Anderen, und man sollte auch sie in Ruhe lassen. Die hundertfältigen Beziehungen, die Clodwig ehedem mit Männern und Frauen gehabt, waren ihr zuwider, und Clodwig fügte sich in ihren Wunsch, seine ausgebreitete Correspondenz und seinen persönlichen Verkehr auf das geringste Maß zu beschränken. Nur mit zwei Gesellschaftskreisen der nächsten Umgebung hielt man noch zeitweise Verbindung. Die Einen, die sogenannte bürgerliche Gesellschaft oder die Gesellschaft zur kalten Küche, wie man sie hier oben nannte, haben wir gestern kennen gelernt; dagegen wurden die zerstreut wohnenden Adeligen jährlich zweimal zu einem Kreise geladen.

Sollte nun dieser desertirte Hauptmann das Alles stören?

Im Triumphe, daß sie ihn auswies, wurde Bella immer beredter.

Erich konnte nicht umhin, jene Weinlaune, jene angeheiterte

Stimmung zu preisen, die die Rheinlande durchzieht und Jeden ergreift, der in den Kreis der Bewohner eintritt. Endlich lenkte er das Gespräch wieder auf Sonnenkamp, da ihm die Art, wie des Mannes gestern erwähnt wurde, räthselhaft war.

Mit lebhafter Zuvorkommenheit erklärte nun Bella, daß sie, im Widerspruch mit der festgesessenen Philisterei, den Mann sehr anziehend finde; er habe nichts Triviales und sei ein Eroberer, ein kühner Recke; in dieser auf Aktien gestellten Welt gebe es ja nichts weiter zu erobern als Geld.

Das Abenteuerliche in Sonnenkamp schien eine Anziehung auf Bella zu üben.

Bedachtsam fügte Clodwig hinzu:

„Ich habe oft gesehen, so lange ein Mann im Wachsthum des Reichthums ist, erscheint den Menschen sein Glück wie eine Befriedigung des Weltverstandes; es thut ihnen wohl, als wüchsen sie mit ihm. Hat er aber sein Ziel erreicht, werden ihm die Menschen abtrünnig und der Weltverstand, der sich vorher so befriedigt zeigte, mäkelt nun an ihm. Verstehen Sie etwas von Gartencultur?"

„Nein."

„Herr Sonnenkamp ist ein sehr bedeutender Gartenkünstler. Ist es nicht seltsam! In Parkanlagen haben wir die französische Gartenkunst, die den Naturwuchs stylisirt, überwunden; nun hat sie sich in die Obstcultur geflüchtet und findet da einen hohen Schutz in dem Alles beherrschenden Nutzen und erzielt fast märchenhafte Erzeugnisse. Das werden Sie bei Herrn Sonnenkamp sehen, der diese französische Obstcultur betreibt. Ja," fügte er lächelnd hinzu, „Herr Sonnenkamp ist ein Baum-Erzieher, man könnte sagen ein tyrannischer Baum-Zerreißer. Ich kann mich heute Ihnen gegenüber näher aussprechen. Mir war Herr Sonnenkamp immer fremd und wird es wohl bleiben. Bei aller guten Manier, ja bei einer wachsamen Beflissenheit für gute Manier, sieht aus seinem Wesen eine Brutalität heraus; ich meine Brutalität im ursprünglichen Sinne des wilden Naturmenschen."

„Sie würden da einen schweren Stand haben, und bei Roland besonders," wendete Bella ein.

„Heißt der Knabe Roland?" fragte Erich.

„Ja, dies ist sein Name. Der Knabe möchte gern viel wissen und nichts lernen."

Bella schaute vergnüglich um, da sie diese Worte gesagt hatte. Der Papagei, der im großen Käfig auf der Veranda stand, schrie laut, wie zankend.

„Sehen Sie," rief Bella, indem sie aufstand, „das ist mein Schüler, der seine Lehrerin tyrannisirt."

Sie nahm den Papagei heraus, setzte ihn auf ihre Schulter, hätschelte und liebkoste ihn, daß man fast neidisch werden konnte auf diese Verschwendung; die Biegung des Halses und Nackens, und alle ihre Bewegungen waren schön.

Eilftes Capitel.

Bella ging und Clodwig sah auf Erich, als begrüßte er ihn auf's Neue.

Nur einem arglosen Blicke konnte die Veränderung entgehen, die im Benehmen Clodwigs lag; er hatte in Anwesenheit Bella's eine Befangenheit und Aengstlichkeit, als hätte er etwas zu hüten, das nicht verletzt werden dürfe.

Bella kam indeß bald wieder, den Papagei auf der Hand tragend und ihn streichelnd. Sie ging im Zimmer auf und ab und wendete sich oft zurück, da Erich erzählte, daß er heute landeinwärts gegangen sei und schon viele Menschen gesprochen habe.

Clodwig verbreitete sich über seine Lieblingsansicht, daß sich in Physiognomie und Charakter der Einwohner noch Spuren der römischen Ansiedler zeigen. Bella schien unwillig, dies wiederum hören zu müssen; sie warf mit übermüthiger Laune dazwischen:

„Wenn man sich vom Rhein abwendet, so hat man —.wenigstens habe Ich das Gefühl, daß Jemand, wahrscheinlich Vater Rhein, mir nachsieht, ja, als riefe er: Sieh Dich doch um!"

„Wir Männer haben nicht immer das Gefühl, gesehen zu werden," entgegnete Clodwig in einem Tone, der scherzhaft klang, aber doch an den Ernst streifte. Er bat Erich, die Thonvase, ein Geschenk, das der Landrichter gestern überbracht hatte, nach ihrer Zeit zu bestimmen. Erich, der frisch aus der Wissenschaft kam, konnte das mit Leichtigkeit, und als man in das anstoßende Gemach ging, das mit bunten, verschiedenartigen Ausgrabungen

angefüllt war, zeigte er sich bewandert in allen einschlagenden Verhältnissen.

„Sie sind ein guter Lehrer," sagte Bella, „und es muß eine Lust sein, sich von Ihnen unterrichten zu lassen. Ja, viele Menschen geben nur widerwillig Belehrungen, Andere um dabei glänzend zu erscheinen; Sie aber belehren wie ein freundlicher Wohlthäter, der sich freut, eine Gabe reichen zu können, noch mehr aber, daß sie dem Empfänger wohlthut, und Sie geben Alles so, daß man nicht nur überzeugt ist, Sie verstehen die Sache, man glaubt auch, man verstehe selbst etwas davon."

Clodwig sah staunend auf, ganz dasselbe Wort hatte er noch gestern Abend vom Vater Erichs gebraucht, indem er dessen gedachte, daß seine einzige kleine Schrift unter der uneigennützigsten Beihilfe des Professor Dournay zu Stande gekommen war.

Die beiden Männer gingen mit einander auf die Zimmer Erichs. Hier übergab Erich dem Grafen ein Exemplar seiner Doctorabhandlung und jetzt erst fiel ihm auf, wie seltsam sich das fügte. Er hatte Untersuchungen angestellt über die apokryphe Schrift Plato's: „Ueber den Reichthum," und nun sollte er gerade berufen sein, die Erziehung im Reichthum zu leiten.

Auf den Wunsch Clodwigs las Erich die lateinisch geschriebene Abhandlung deutsch vor.

Clodwig knüpfte die Betrachtung daran, daß es wohlgethan wäre, geschichtlich und psychologisch darzuthun, wie der Reichthum auf die Frauen wirke; das ließe sich freilich nur abstract aber nicht bildlich darstellen wie Zartsinn und Kraft. Er wies auf die Medusa und Victoria hin, die er hier einander gegenüber gestellt. Die Wissenschaft werde allerdings seine Betrachtung nicht gelten lassen. Die Medusa sei ihm die Erscheinung der Alles verzehrenden Leidenschaftlichkeit, die, wenn sie der irrende Mensch sehe, ihn vor seinem eigenen Selbst erstarren mache. Es sei sehr bedeutungsvoll, daß die Alten das äußerste seelische Chaos im Weibe dargestellt hätten, denn die zur Liebe geschaffene schöne Erscheinung, die zu Bosheit und Zerstörungslust geworden, sei gerade in der Gestalt des Weibes um so krasser. Die Rauch'sche Victoria dagegen erscheine ihm als Verkörperung eines hochsittlichen modernen Seelenzustandes.

Auf die Victoria deutend rief er:

„Dieses Antlitz gleicht wunderbar —" er vollendete den Satz

nicht, sondern ging stotternd in einen anderen über und fuhr fort: „Das ist nicht jene Siegesgöttin, die stolz und erhaben den Kranz auf der schimmernden Stirn trägt; das ist die Darstellung des Sieges, der innerlich darum trauert, daß er über einen Gegner siegen mußte. Ja, noch mehr, diese Victoria ist mir die Göttin des Sieges über sich selbst, der immerdar der höchste Sieg ist."

Als ob er fürchte, noch mehr zu sagen und vielleicht an Jenes zu rühren, das nicht verletzt werden sollte, entfernte sich Clodwig fast unvermittelt mit einer kurzen Entschuldigung. Er ging zu Bella und sagte ihr, wie er sich freue, noch mit dem nachfolgenden Geschlecht in verständnißvollen Zusammenhang treten zu können.

„Diese neue Jugend," sagte er, „ist anders als wir waren, sie schwankt nicht mehr zwischen den beiden Polen Begeisterung und Verzweiflung; es ist vielmehr eine intellectuelle Begeisterung in ihr, und ich glaube, sie wird mehr durchführen als wir. Ich bin glücklich, daß ich nicht schon zu alt bin, um noch diese, ich möchte sagen, zur Eisenbahn geborne Jugend verstehen zu können. Ich bewundere und liebe unsre Gegenwart. Noch zu keiner Zeit wußte Jeder in seinem Berufe so bestimmt, was er will und soll, als die heutige Welt; so in aller Wissenschaft und in allem Leben."

Bella hörte ihren Gatten geduldig an. Als er jetzt inne hielt, fragte sie:

„Und was willst Du nun damit?"

Sich sammelnd erwiderte Clodwig, wie er wünschen möchte, einen Mann so reiner Sinnesart wie Erich bei sich zu behalten.

„Ich bin in der Lage," sagte er, „diesem jungen Manne für Jahre ein freies Asyl bei mir zu geben. Und warum soll ich es nicht?"

Bella antwortete nicht gerades Weges, sie entgegnete nur:

„Auch ich finde, er hat etwas Gehobenes in seinem Wesen, er gibt viel und gern und hat etwas geistig Förderndes."

„Und warum soll er nun nicht für Jahre bei uns bleiben?"

„Weil wir allein bleiben wollen. Clodwig, laß uns allein bleiben. Es ist mein Wunsch, daß auch mein Bruder uns bald wieder verlasse."

Sie hatte, während sie sprach, ihre Hand auf Clodwigs Arm gelegt, jetzt faßte sie seine Hand und streichelte sie.

Clodwig ging gebückten Hauptes davon.

Zum Mittag erschien Bella schön geschmückt, mit einer einzigen Rose im Haar. Sie wußte Erich in seinen heiligsten Gefühlen wohl-

thuend zu berühren, denn sie erzählte, wie glücklich sie sich stets im Elternhause Erichs gefühlt habe. Das war ein Haus, in dem nie ein unedles Wort laut wurde; die Mutter sei wie eine Priesterin, die immer ein ideales Flämmchen auf dem Hausaltar pflegte.

Am Nachmittag fuhr man in die Landschaft hinaus; Bella war schweigsam auf der Ausfahrt. Man besuchte ein ehemaliges römisches Lager. Bella saß auf einer untergebreiteten Decke unter einem Baum allein, während die Männer umherstreiften.

Als man am Abend bei der Lampe versammelt war, erschien Bella wiederum als eine Andere; sie hatte sich heute zum dritten Mal anders gekleidet und war von überraschender Belebtheit. Sie wollte dem neuen Günstling ihres Mannes nicht in falschem Licht oder gar als das nichtssagende Anhängsel erscheinen; Erich sollte erkennen, wer sie ist. Sie ist nicht nur die Gattin Clodwigs, sondern auch und vor Allem Bella von Prancken.

Kaum hatte Clodwig den Wunsch ausgesprochen, daß sie spielen möge, so war sie sofort bereit. Die hastige Art, wie sie die klimpernden und raschelnden Armspangen abstreifte, die Erich sofort ihr aus der Hand nahm und auf den Marmortisch unter dem Spiegel legte; die Weise, wie sie die beiden, gleich flatternden Schwingen erhobenen Hände in der Luft bewegte und dann in die Tasten des Claviers fuhr, wie ein Schwimmer, der in seinem Element ist ... Alles das zeigte, daß sie entschlossen war, nicht in zweiter Linie zu stehen. Noch nie, seit sie die Frau Clodwigs war, hatte Bella im Beisein eines Dritten so gespielt; sie hatte stets nur Clodwig allein ihr meisterhaftes Clavierspiel hören lassen. Heute vollführte sie das mit einer Lust und Meisterschaft, daß selbst Clodwig, der jede Einzelheit ihrer Spielweise kannte, neu erstaunt und entzückt war.

Nach hoher Beglückung im Umgange mit edlen Menschen und weitem Ausblick in die freie Natur ist der Seele nichts gegeben, als ein Ausklingen und Vertönen der Empfindung im unbegrenzten, uferlosen Aether der Musik. Da baut sich ein Reich wachen Träumens, unendlichen Empfindens auf, das über das Wort des Mundes und den Blick des Auges hinaus, aus einem räthselhaft tiefen Urgrunde des Menschengeistes sich aufthut; das ist die reine Phantasie ohne bestimmte Empfindung und ohne begrenzten Gedanken, nichts als rhythmisches Wellenwogen der Töne.

Zur Ueberraschung der beiden Männer erhob sich Bella plötzlich

und sagte gute Nacht. Sie gab zuerst Clodwig, dann auch Erich die Hand, dann gab sie nochmals Clodwig die Hand und verschwand schnell.

Nur noch kurze Zeit blieb Clodwig bei seinem Gastfreunde, dann verabschiedete auch er sich.

Wie taumelnd ging Erich auf sein Zimmer. Wie reich ist die Welt, welch ein Tag war dies, von der Morgenstunde im thauigen Walde an bis jetzt. Und Menschenglück ist eine Wahrheit! Hier sind zwei Menschen zu Ruhe und Glückseligkeit gekommen, wie man solche in der wirklichen Welt kaum denkbar erachtet.

Aus dem unbewußten Denken an das reiche Haus, in das er eintreten wollte, und aus dem bewußten Denken an das vollerfüllte Dasein der Menschen hier, stellte sich ihm die Frage: Ist das schöne Leben, die Erfüllung der Seele im freien Ausblick in die Natur und dann wiederum die freie Sättigung an allem Schönen in Wissenschaft und Kunst nicht dem Reichthum allein möglich, der Befreiung von aller Sorge und Noth, der Erlösung von aller Arbeit um das gemeine Bedürfniß?

Als er mit dem Licht in der Hand in den Erkersaal eintrat, stand er erschreckt vor dem Bilde der Medusa, das ihn mit offenem Munde starren Blickes so gewaltig und zermalmend anschaute.

Was ist das? Woher hat dies Bild plötzlich diese Aehnlichkeit? Hat Clodwig eine Ahnung davon? Und es ist doch so schreckend.

Und jetzt, es ist wie das Spiel eines Dämons... auch der gerade Gegensatz, auch die Victoria hat Aehnlichkeit mit Bella, wenn sie still und ruhig, sanft und bescheiden den Kopf neigt.

Hat Clodwig eine Ahnung von diesem wunderbaren Spiel des Gegensatzes, und hat er doch nicht Alles gesagt, da er heute am Morgen seine Ketzerei bekannte?

Die Pulsadern in den Schläfen Erichs schlugen heftig.

Er löschte das Licht und sah noch lange hinaus in die dunkle Nacht.

Zwölftes Capitel.

Erich zog am Morgen seine Hauptmanns-Uniform an, denn Clodwig hatte ihm dies angerathen; auch ein Pferd hatte er ihm zu Gebote gestellt.

Das Antlitz Clodwigs glättete sich, als er den schönen stattlichen Mann, den die Uniform gut kleidete, in den Gartensaal eintreten sah.

Bella hatte sich entschuldigen lassen, daß sie nicht zum Frühstück komme; sie sage Erich Lebewohl bis auf Wiedersehen.

Clodwig überreichte Erich einen Brief, den er Herrn Sonnenkamp übergeben solle; er setzte aber dringend hinzu, daß er nicht abschließen möge, bevor sie sich wiedergesehen.

Wie eine Mutter ihrem in die Fremde ziehenden Sohne, so suchte Clodwig seinem jungen Freunde noch allerlei Anweisungen zu geben. Erich sagte, wie es ihm so eigen zu Muthe; ohne zu wissen, ob er bei Herrn Sonnenkamp eintreten könne und dieser ihn wünsche, denke er an den Knaben, als wäre er bereits sein Zögling.

„Ich kenne den Knaben wenig," sagte Clodwig, „ich weiß nur, daß er sehr schön ist. Und Sie sind gewiß auch der Ansicht, daß es durchaus verkehrt ist, einer jungen Seele große Grundsätze zu geben, die die Lebensrichtung bestimmen sollen, bevor diese junge Seele das Material des Lebens hat und seine Strömungen kennt."

„Gewiß", entgegnete Erich. „Das ist gerade so, wie wenn man in uncultivirten oder halb civilisirten Ländern Eisenbahnen baute, bevor Straßen gebaut sind, die die Zufuhr der landwirthschaftlichen und industriellen Producte vermitteln. Der Krankheitsgrund der modernen Menschheit liegt, wie mein Vater oft gesagt hat, darin, daß man dem Kinde dogmatisch die Gesetze der Weltregierung einflößt; das ist ein auf den Schein gestellter Luxus, der unfruchtbar ist, weil er eine Vorstufe überspringt."

Endlich war es Zeit zum Aufbruch.

Clodwig sagte, daß er Erich noch ein Stück Weges begleite. Erich nahm das Pferd am Zügel. Und wie sie nun neben einander herschritten, betrachtete der alte Herr seinen jungen Freund oft mit liebevoll sorgendem Blicke. Er empfahl ihm nochmals, jede Zuträgerei über Herrn Sonnenkamp entschieden abzulehnen; Herr Sonnenkamp lasse vielleicht manches Gerede bestehen, weil er entweder zu tugendhaft sei, um sich darum zu kümmern, oder weil vielleicht Thatsachen sein Leben bezeichnen, die er gern durch falsche Gerüchte verdeckt wisse. Auffällig sei allerdings, daß Herr Sonnenkamp, obwol ein geborner Deutscher, noch nie einen Verwandten bei sich gesehen habe. Es sei indeß wahrscheinlich, daß er, von

geringer Herkunft, seinen Verwandten unter der Bedingung Gutes thue, daß sie jeden Verkehr mit ihm vermeiden. Der Major Graßler habe einmal Aehnliches mitgetheilt.

„Noch Eins,“ sagte Clodwig und hielt still. „Sagen Sie Herrn Sonnenkamp nichts davon, daß Sie eine kurze Zeit sich der Leitung der Sträflinge gewidmet haben. Ich will damit keinerlei Makel auf Herrn Sonnenkamp werfen; aber viele Menschen haben eine Scheu vor Männern solchen Berufs.“

Erich dankte; er sah das innerste Bestreben dieses Mannes, ihm seinen Lebensweg zu ebnen. Man ging still weiter.

„Hier will ich umkehren,“ sagte endlich Clodwig; „erlauben Sie mir nur noch eine Warnung.“

„Eine Warnung?“

„Ist vielleicht nicht das rechte Wort ... Wer im Leben etwas Anderes sucht als Nutzen, Vergnügen und Ehre, der wird Vielen, die von solcher Bevorzugtheit keine Ahnung haben, exaltirt erscheinen; die Welt kann nicht gerecht sein gegen solche Menschen, sie muß sie verdammen, weil sie ihr eigenes Bestreben von ihnen verdammt sieht. Sie werden Ihr Lebenlang, wenn Sie sich treu bleiben, ein Martyrium zu tragen haben; tragen Sie es im Stolz Ihres Bewußtseins und wissen Sie, daß ein neuer alter Freund Sie erkennt und mit Ihnen fortlebt.“

Rasch legte der alte Herr seine Hände auf beide Schultern Erichs, küßte ihn, und mit großer Hast wendete er sich und ging davon. Er schaute nicht mehr zurück.

Erich stieg auf und ritt davon. Als er um die Waldecke bog, wendete er sich noch einmal. Er sah Clodwig stille stehen ...

Bella hatte vom Balcon aus, wo man den ganzen Weg überschauen konnte, den Beiden nachgesehen; jetzt ging sie ihrem Gatten entgegen, und sie war nicht wenig betroffen, als sie in dessen Antlitz sah. Es war eine Bewegung darin, die sie noch nicht gesehen hatte.

Bella glaubte etwas sagen zu müssen und sie pries das Glück des jungen Sonnenkamp, solch einen Führer zu bekommen.

„Mich schmerzt es, daß er in dieses Haus soll.“

„Und doch hast Du ihn ebenfalls empfohlen?“

„Ja, das ist's eben. Es rächt sich früher oder später, was man mit halber Wahrheit oder mit Widerspruch in der Seele unternimmt. Ich habe mich nun doch Herrn Sonnenkamp näher gestellt und will es eigentlich nicht.“

Clodwig schien nicht aufhören zu können, von Erich zu sprechen, und indem er jetzt Alles zurückrief, staunte er, was er in so kurzer Zeit von ihm vernommen.

Bella that, als ob sie ihn hörte, sie hörte ihn aber kaum; sie lächelte in sich hinein über den alten Diplomaten, der noch immer etwas unbegreiflich Kindliches, ja fast Kindisches hatte. Sie warf einmal den Kopf stolz zurück, da sie ihrer standhaften Tugend inne wurde, die sich mit Kraft selbst gegen ihren Gatten wehrte, der ihr einen so reich ausgestatteten jungen Mann so nahe bringen wollte.

Unterdeß war Erich im Walde dahingeritten voll frischer Belebung.

Bei einer Waldbiegung hielt er an und nahm den offenen Brief Clodwigs aus der Tasche. Er las:

Ein Nachbargruß nach Villa Eden zu Herrn Sonnenkamp.

Hätte mir das Glück einen Sohn beschieden, ich würde ihm mit ruhiger Zuversicht diesen Mann als Erzieher geben.

Schloß Wolfsgarten, den 4. Mai 186*.

Clodwig Graf von Wolfsgarten.

Erich gab seinem Pferde die Sporen und ritt lustig durch den grünenden, singenden Wald.

Als er durch das Städtchen kam, sah er am Fenster des Gerichtsgebäudes hinter blühendem Goldlack einen rosigen blondhaarigen Mädchenkopf; das Mädchen zog sich zurück, als Erich von ferne grüßte.

Weiter ritt Erich nun im Thale den Strom entlang. Er war so voll heitern Muthes, daß ihm seit langer Zeit zum ersten Mal wiederum Lieder auf die Lippen kamen; er ließ sie nicht laut werden, aber er sang sie sich in der Seele.

Plötzlich hielt er an.

Wie wärs, wenn der ungezählte Millionär, zu dem ich reite, der Onkel Alphons wäre?

Muthig griff das Pferd aus, seine dunkle Mähne flatterte; der Reiter nahm die Mütze ab und ließ den frischen Luftstrom seine heiße Stirne kühlen.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Auf dem Strome schwimmen Schiffe auf und nieder, Bahnzüge rollen hüben und drüben und Menschen aller Lande und Lebensverhältnisse erquicken sich des Ausblickes.

Da, dort möchtest Du wohnen, denkt wol Mancher, Deine Tage verleben im gleichmäßigen Genusse der Natur und in freigesetzter Arbeit.

Die Ufer des Rheins erscheinen als wonnige Ruhstatt, und bieten doch Bewegtheit genug. Vor der Schwelle des Hauses liegt die große Straße des Weltverkehrs; aus der Einsamkeit läßt sich jede Stunde die Verbindung mit dem weltweiten Treiben gewinnen.

Da sind die hellen Städte und Dörfer am Ufer mit ihren Burgen und Weingeländen, und schön umhegte, wohlgepflegte Landsitze zeigen sich aller Orten und bilden eine fast ununterbrochene Kette.

Von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus ließe sich von Schicksalswendung mancher Bewohner erzählen, die mit frei entschlossener Kraft aus dem Strudel sich gerettet oder mit letzter Anstrengung noch das Ufer erreicht; nicht Wenige aber auch, die gewaltsam ans Ufer geworfen wurden.

Wer aus der Fremde unbekannt und beziehungslos sich hier ansiedelt, kann sicher sein, daß es ihm freisteht, entweder Nachbarlichkeit mit den Angesessenen zu pflegen, oder für sich zu bleiben; die Strömung des Fremdenverkehrs auf und nieder läßt dem Verbleibenden die Möglichkeit des Alleinseins.

Wessen ist das schöne Landhaus mit dem Thurme dort, das aus der Ferne sich anschaut wie ein weißer Schwan, der sich am Ufer im Grünen niederlegte?

Diese Frage wird auf den zu Berg und zu Thal fahrenden Schiffen oft ausgesprochen, und man hört bisweilen die Erwiderung:

Die Villa heißt Eden und ist auch ein wahres Eden, in das man freilich nur von Außen hineinsehen kann, denn Alles ist verschlossen und bewacht und längs der Gartenmauer sind Selbstschüsse und Fußangeln. Nur wenn der Besitzer verreist ist, haben die Diener die Erlaubniß, Haus und Park zu zeigen, und nehmen dann viel Geld ein. Man rühmt die Ställe mit den marmornen Krippen, die blüthenvollen Treibhäuser, die fein ausgedachte Schönheit der Hauseinrichtung, die Obstgärten und den Park. Der Besitzer ist ein reicher Amerikaner, er hat dieses Haus gebaut, den schattigen Park angelegt und die Wiese, die halb versumpft, zerrissen und ungeebnet sich bis an den Strom dehnte, in einen Obstgarten verwandelt, der die edelsten Früchte trägt, von einer Größe und Schönheit, wie man sie hierzulande noch nicht gekannt. Dort oben die Burgruine baut er wieder neu auf.

Und der Name des Mannes?

Sonnenkamp. Er hat fast nur fremde Diener, besucht wenig Menschen in der Umgegend und sieht selten Jemand als Gast. Er hat die schönsten Pferde, aber er, seine Frau und ihre Gesellschafterin fahren und reiten nur aus, um an einer beliebigen Stelle auf offener Straße wieder umzukehren ....

An diesem Morgen, als Erich nach der Villa ritt, wurde dort auf der Westseite von mehreren Dienern in Morgenlivree ein großer dicker Teppich auf den breiten Kiesplatz gelegt. In die Nähe einer vielfarbig schimmernden und stark duftenden Blumenpyramide wurde ein runder Tisch gestellt, eine grün-damastene Decke darüber gebreitet, dann eine große geschliffene Krystallvase mit künstlerisch geordneten Gräsern und Blumen darauf gesetzt und vier Gedecke aufgelegt.

Abseits neben einem Gebüsch blühenden Goldregens und verschiedenfarbigen Flieders wurde ein Tisch angebracht mit einer großen silbernen Theemaschine, die angezündet wurde. Zwei große Wiegenstühle wurden an schickliche Plätze gestellt.

Ein junger Mann, der nicht selbst Hand anlegte, stand dabei und schaute in die Landschaft hinaus, wo man über den Obst-

garten und den Springbrunnen mit dem Teich, drin zwei Paar Schwäne schwammen, über Wiesen und gestutzte Kopfweiden den freien Ausblick stromabwärts genoß. Jetzt zog er den Blick aus der Ferne zurück, betrachtete die Anordnung, sagte: „Ist gut!" und entfernte sich mit den Dienern.

Die Theemaschine brodelte, die Stühle und Tische schienen auf die Gesellschaft zu warten.

Ein kecker Fink setzte sich auf die Lehne des einen Wiegenstuhles und pfiff dem Weibchen auf dem Baume zu: das sei eine prächtige Herrichtung, er wünsche nur, er könne das seinen Kindern auch einmal so bieten.

Der übermüthig vorwitzige junge Vater wurde indeß bald verscheucht; es nahten sich Schritte, der Fink flog auf, er wollte unvorsichtigerweise gerade über die Maschine wegfliegen, aber der Dampf schien ihn zu verbrühen, er machte eine Schnellwendung und flog ganz nahe, fast den Hut streifend, über den Kopf des Mannes hin, der jetzt daherkam.

Der Mann hinkte ein wenig auf dem rechten Bein, er wußte dies aber in Haltung zu verwandeln, und dieses Hinken gab seiner mächtig athletischen Gestalt eine Sänftigung, die den Eindruck der Ueberkraft abmilderte.

Er war ein großer, breitschultriger Mann im wohlgeordneten sommerlichen Anzuge, weißer Halsbinde, und einem nach englischer Weise aufrecht stehenden Hemdkragen. Der Mann schien Alles zu thun, um seine herkulische Gestalt zu mildern, zu verkleinern und zu sänftigen; die feinste Kleidung konnte zwar wenig, aber doch etwas helfen. Er trug einen radähnlichen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe, so daß aus einiger Entfernung von seinem beschatteten Antlitze nur wenig zu sehen war; ihm folgte der Kammerdiener, der vor einer Weile die Anordnung gutgeheißen hatte, mit einer großen Mappe. Der Mann im Strohhut setzte sich in einen der Wiegenstühle, der Diener stand mit der Mappe wartend vor ihm.

Der Sitzende that nun seinen Hut ab, den der Kammerdiener schnell empfing. Der Herr im Wiegenstuhl streichelte sich das glatt rasirte, stark ausgearbeitete Kinn mit einer breiten fleischigen Hand, an deren Daumen seltsamerweise ein Ring war, wie ein einfaches Kettenglied, ein goldener Reif, dessen Mitte von Eisen war.

Der Mann ist Herr Sonnenkamp. Er hatte ein röthlich durch-

schossenes Antlitz, eine breite Stirn, auf der eine Schicht ergrauter Haare wohlgeordnet war. Bräunliche Augenbrauen standen borstig auf, zwischen denen eine ungewöhnlich breite Fläche war, die den Brauen etwas gewaltsam Auseinandergerissenes gaben. Wer dies sah, konnte das Antlitz nie mehr vergessen.

Die tiefliegenden wasserblauen Augen mochten auf Entschlossenheit und Verschlagenheit deuten; die breiten Backenknochen standen etwas hervor. Die Nase war groß, aber nicht ohne edle Form; der Mund aber war herrisch, trotzig aufgeworfen. Das ganze Gesicht hatte etwas Welkes, dem indeß der Charakter gebieterischer Energie nicht verloren gegangen war.

Der erste Eindruck war wol, daß man sich diesen Mann nicht gerade zum Feinde wünschte.

„Gib her," sagte er jetzt, und holte einen Ring mit überaus kleinen Schlüsseln aus der Westentasche.

Der Kammerdiener hielt die Mappe sehr geschickt hin. Herr Sonnenkamp öffnete das Schloß, und Joseph reichte die darin befindlichen Briefe. Sonnenkamp ordnete sie schnell; die mit ausländischen Stempeln wurden besonders gelegt, ein großer Haufe inländischer Briefe daneben. Joseph legte nun Hut und Mappe auf den zweiten Wiegenstuhl und machte mit einer bereitgehaltenen Scheere zwei Winkelschnitte in jeden Brief.

Herr Sonnenkamp überflog die geöffneten schnell; von den inländischen betrachtete er nur einige nach Siegel und Adresse, dann that er allesammt in die Mappe und verschloß sie wieder.

Die beiden Flügelthüren zur Terrasse wurden geöffnet; Herr Sonnenkamp stand auf und nahm seinen breiten Strohhut vom Stuhl. Auf der Terrasse zeigten sich zwei Frauengestalten. Die eine, schlank, mit blassem, länglichem und leidensvollem Gesicht, trug eine Morgenhaube mit hochrothen Bändern und dazu einen brandrothen Shawl; die andere, eine zierlich kleine Gestalt mit eckigem, blutlosem Gesichte, braunen, durchdringenden Augen und kohlschwarzem, hart anliegendem Hauptthaar — eines jener Gesichter, das offenbar nie jung gewesen, dem aber auch das vorschreitende Alter wenig anhaben konnte — war in schwarze Seide gekleidet, und trug ein großes perlmutternes Kreuz, das ganz eng um den Hals gebunden schien und auf der Brust flimmerte und glitzte.

Herr Sonnenkamp hatte die löbliche amerikanische Sitte, im eigenen Hause und gegen die Angehörigen voll sorgfältiger Höf-

lichkeit und Ehrerbietung zu sein; er ging den beiden Damen bis an die Treppe entgegen, nickte der in Schwarz wohlwollend zu, reichte der Dame im rothen Shawl die Hand und fragte in englischer Sprache nach ihrem Befinden.

Die Dame — es ist Frau Ceres — schien nicht für nöthig zu halten, etwas zu erwidern. Sie ging nach ihrem Platze am Frühstückstisch; eine Kammerfrau legte ihr schnell eine Decke über die Knie und ein Diener schob ihr einen gepolsterten Schemel unter die Füße.

Die Dame in Schwarz — es ist Signora Borromäa Perini — ging zum Theetisch, ein Diener hielt die Theebüchse in der Hand; sie nahm das Nöthige heraus.

„Wo ist Roland?“ fragte Frau Ceres mit müder Stimme.

„Er wird sogleich kommen,“ erwiderte Sonnenkamp und winkte einem Diener, ihn zu holen.

Fräulein Perini reichte die erste Tasse der Frau Sonnenkamp, und dieser schien es zu viel, nur die Paar Tropfen Milch dazu zu gießen.

Herr Sonnenkamp bat:

„Genieße doch etwas, liebes Kind!“

Frau Ceres schlürfte einen Löffel voll, dann noch einen halben und sah sich gelangweilt um. Es schien ihr lästig, daß sie selbst schlucken mußte.

„Wo ist Roland?“ fragte sie wieder. „Es ist unverzeihlich, daß er nicht Ordnung hält. Wie, Madame Perini, haben Sie nicht etwas gesagt?“

„Nein, gnädige Frau.“

In mildem, beschwichtigendem Tone sagte Herr Sonnenkamp, sie möge nur noch Geduld haben, für Roland sei nun endlich ein Hofmeister gefunden, der ihn an Ordnung gewöhnen werde. Er erzählte von der Karte, die ihm Otto von Prancken geschickt. Fräulein Perini ließ bei Nennung dieses Namens den Zwieback in den Thee fallen und fischte ihn nun wieder heraus, während Herr Sonnenkamp fortfuhr, daß er keinen Brief eines Bewerbers mehr lese, bis er den Empfohlenen des Herrn von Prancken kennen gelernt.

„Ist der Mann von Adel?“ fragte Frau Ceres.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Sonnenkamp, er wußte es aber recht wohl, „er ist Hauptmann.“

Frau Ceres sah nichtssagend drein; sie wollte abwarten, ob der Bewerber adelig sei.

Fräulein Perini mußte wissen, was Frau Ceres sagen wollte, sie sah sie lächelnd an, und gleichsam ihr den Mund leihend, bemerkte sie:

„Einen so vollendeten Cavalier wie den Baron von Prancken findet man selten, wenigstens in Deutschland; er hat fast noch mehr als Gräfin Bella …"

„Ich bitte," unterbrach Herr Sonnenkamp, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, wie wenn eine Bulldogge zärtlich sein will, „ich bitte, Niemand anders auf Kosten der Gräfin zu loben; die Damen finden Herrn von Prancken bezaubernd, ich meinerseits Gräfin Bella."

Frau Ceres zuckte kaum merklich mit den Schultern und hielt den goldenen Löffel an die Lippen gepreßt.

„Wo aber nur Roland bleibt?" fuhr sie plötzlich auf und stieß auf den Schemel, daß der Tisch wankte und die Tassen auf demselben klirrten.

Der Diener kam und sagte, Roland wolle nichts genießen, sondern bei der Mara bleiben, die fünf Junge geworfen habe.

„So sag' ihm," entgegnete Sonnenkamp, und sein Gesicht wurde dunkelroth bis hinauf zu der dünnen Haarschicht, „so sag' ihm, wenn er nicht sofort kommt, lasse ich in dieser Minute alle fünf Junge im Rhein ertränken!"

Der Diener eilte davon. Bald darauf erschien ein Knabe in blauen Sammt gekleidet; er war schlank gewachsen und die Formen seines Gesichts waren so auffallend schön und rein, als seien sie gemeißelt. Er nahm die Jockeymütze ab, und ein wohlgeordnetes, rings um die Stirn in dichte Locken gelegtes dunkelbraunes Haar zeigte sich. Sein Antlitz war blaß und die fein geschnittenen Lippen zitterten. Er hatte offenbar einen schweren Kampf gekämpft.

„Komm zu mir," rief ihm die Mutter zu, „küsse mich, Roland. Du siehst so blaß aus, fehlt Dir etwas?"

Der Knabe küßte die Mutter, schüttelte den Kopf verneinend und sagte mit einer zwischen Fistel und Männerton schwebenden Stimme:

„Ich bin so gesund wie meine jungen Hunde."

Eine frische Röthe trat ihm in die Wangen und seine Lippen wurden purpurroth.

„Ich will Dich an dem Tage, an dem Du einen Hofmeister bekommen wirst, nicht strafen," sagte Sonnenkamp, einem Blicke seiner Frau folgend.

„Ich? Wieder einen Hofmeister? Ich nehme keinen," erwiderte der Knabe, „und wenn Du mir einen gibst, werde ich es ihm so machen, daß er bald wieder davongeht!"

Sonnenkamp lächelte. Dieser kühne Trotz des Knaben schien ihn eigentlich zu freuen.

Als jetzt Roland, der aller Speise hatte entsagen wollen, tüchtig aß, folgte die Mutter seinem Beispiele; in der Freude, daß es ihrem Sohne so wohl schmeckte, regte sich auch in ihr die Essenslust und Fräulein Perini konnte sich nicht enthalten, Roland zu bemerken:

„Sehen Sie, Herr Roland, schon um Ihrer lieben Mutter willen sollten Sie recht ordentlich zu den Mahlzeiten kommen; sie kann nur etwas genießen, wenn auch Sie genießen."

Der Knabe sah Fräulein Perini seltsam an, er antwortete ihr nicht; es schien kein gutes Verhältniß zwischen dem Knaben und der Gesellschafterin der Mutter obzuwalten.

Fräulein Perini setzte indeß ihre Freundlichkeit gegen Roland fort und versprach, nach dem Frühstück mit ihm die jungen Hunde zu besuchen.

„Wissen Sie, warum die Hunde blind geboren werden? fragte Roland.

„Weil das Gott so angeordnet hat."

„Warum aber hat Gott das so angeordnet?"

Fräulein Perini sah verlegen drein, Herr Sonnenkamp half ihr, indem er sagte, wer immer Warum frage, werde nie fertig; Roland habe sich das Fragen angewöhnt, weil er nichts Rechtes lernen wolle.

Der Knabe sah zu Boden; eine Herbheit oder Stumpfheit, vielleicht auch beides zugleich, lag im Ausdrucke seines Gesichtes.

Frau Ceres verließ den Frühstückstisch, setzte sich in einen Wiegestuhl und betrachtete ihre haselnußförmig gebildeten, mit durchsichtigen langen Spitzen versehenen Nägel.

Herr Sonnenkamp berichtete ihr, welch eine Anzahl von Briefen in deutscher, französischer und englischer Sprache er auf die öffentliche Aufforderung erhalten habe; die meisten Bewerber hätten auch ihre Photographien beigelegt und mit Recht, denn die persönliche Erscheinung sei von Bedeutung.

Frau Ceres hörte ihm zu wie Jemand, der schlafen will; sie schloß auch mehrmals die Augen. Als Sonnenkamp nun hinzufügte, wie in der Welt beständig ein Warten auf Erfüllung eines Schicksals sei, wobei Jeder glaube, daß ihm mit Geld geholfen würde, sah ihn Frau Ceres verwundert an; sie schien nicht zu begreifen, wie man leben und dabei nicht reich sein könne.

Fräulein Perini, die Gesellschafterin, war eine gute Vermittlung. Da Frau Ceres scheinbar oder in der That theilnahmlos beim Gespräche blieb, wußte sie dasselbe durch kurze Antworten und Aufmerksamkeiten in Gang zu halten. Sie sah dabei von der Stickerei, die sie vorgenommen, nur manchmal auf und warf einen Blick ... sie hatte den Klosterblick, von unten auf, scheu, aber gütig ... auf Herrn Sonnenkamp. So konnte Frau Ceres hören, ohne sich eigentlich zu bethätigen.

Herr Sonnenkamp und Fräulein Perini standen in einem äußerst höflichen Verhältniß und sie schien Herrn Sonnenkamp zur Uebung in der Höflichkeit zu dienen. Eigentlich hätte er sie schon lange gern weggeschickt, aber sie war ihm angeschmiedet wie der Rheumatismusring, den er am linken Daumen trug.

Durch Fräulein Perini war Frau Ceres immer versorgt. Sie war nie allein, hatte beständig eine Gesellschafterin und Begleiterin. Wenn man ausfuhr, ließ Herr Sonnenkamp Fräulein Perini immer neben seiner Frau sitzen und setzte sich rückwärts; er konnte sich ihrer nicht entledigen und es war daher am besten, wenn man höflich und scheinbar achtungsvoll gegen sie war. Ueberdies hatte sie mehrere treffliche Eigenschaften und ihre beste war: sie hatte gar keine Launen; sie war stets gleichmäßig, drängte sich nie vor, wurde sie aber aufgefordert, so hatte sie immer eine Ansicht, und in der Regel eine solche, die nicht störte. Noch nie war sie verletzt erschienen; berücksichtigte man sie nicht, so wußte sie sich so zu halten, als ob sie es gar nicht bemerkte; zog man sie ins Gespräch, war sie einnehmend, sogar witzig; sie war beständig für Andere bereit und sprach nie von sich selbst.

Jeden Morgen Sommers und Winters ging Fräulein Perini zur Kirche. Sie war allezeit aufgeräumt, wie jede Stunde zur Abreise bereit und wußte, wo Alles im Hause war und lag. Sie stickte viel und es gab bald stundenweit im Umkreise keine Kirche mehr, wo sich nicht eine von ihr gestickte Altardecke oder auch ein Theil des Paraments befand.

Auf Reisen war sie ohne Belästigung. Mit großer Leichtigkeit sprach sie die Sprachen des Continents, nur das Deutsche, behauptete sie, nie lernen zu können; Sonnenkamp war indeß überzeugt, daß sie es vollkommen verstand.

Gegen Roland hatte Fräulein Perini ein eigenthümlich kaltes Verhältniß; sie behandelte ihn als den jungen Herrn, nahm sich aber seiner weiter nicht an, ja sie hatte den Wunsch des Herrn Sonnenkamp, Roland Sprachunterricht zu geben, abgelehnt. Sie trat nie aus dem Kreise heraus, der ihr angewiesen schien; sie war Erzieherin Manna's gewesen, sie wurde Gesellschafterin der Frau Ceres, das war sie nun ganz und ausschließlich und das gab ihr eine sichere Ehrenstellung.

Je mehr Herr Sonnenkamp von dem Empfohlenen des Herrn von Pranken sprach, um so aufmerksamer schien Fräulein Perini zu werden, aber sie sprach kein bestimmtes Wort. Als Herr Sonnenkamp sie fragte, wie es ihr denn zu Muthe gewesen, als sie sich in Nizza zum ersten Mal der Familie vorstellen ließ, sagte sie:

„Ich hatte ja das Glück, von meinem edlen Vormund, dem Domprobst, Ihnen vorgestellt zu werden."

Roland war ungeduldig, er winkte Fräulein Perini, sie solle nun mit ihm gehen, aber Herr Sonnenkamp ersuchte sie, bei der Mutter zu bleiben; er glaubte seinem Sohne eine gewisse Theilnahme an seiner Freude bezeugen zu müssen und begleitete ihn.

Nur Roland allein durfte sich der Hündin nähern. Als Herr Sonnenkamp es wagte, knurrte sie und fletschte die Zähne; er ging davon.

Roland holte seine Armbrust und schoß mit Pfeilen nach den Tauben und Sperlingen.

Plötzlich hielt der Knabe an. Ein Reiter sprengte vor das Thor, den Pfeil in der linken Hand emporhaltend.

Zweites Capitel.

Der Knabe stand regungslos, die Armbrust noch erhoben, und schaute staunend auf den Reiter, der kunstgerecht sein Pferd parirte.

„Warst Du es, der den Pfeil abgeschossen?" rief Erich dem Knaben zu.

„Ja, ich.“

„Sehr unvorsichtig, so über die Straße wegzuschießen! Ich habe den Pfeil glücklich aufgefangen, Du hättest damit einen Menschen treffen können.“

Erich stieg ab. Der Knabe ließ die Armbrust sinken und ging, beide Hände ausstreckend, auf Erich zu; vor ihm stehend hielt er an, sein Angesicht glühte.

„Es soll nie wieder geschehen,“ sagte er.

„Ich glaube dir.“ Weiter setzte Erich kein Wort hinzu.

Der Knabe athmete auf.

Erich hatte viel von der Schönheit Rolands gehört und doch war er jetzt überrascht von diesem Bilde anziehenden Reizes.

„Es ist mir lieb, daß ich Dir zuerst begegne. Du bist doch der Sohn des Hauses, Du heißest Roland?“

„Roland Franklin Sonnenkamp. Und Du?“

„Erich Dournay.“

Der Knabe stutzte, er glaubte den Namen jüngst gehört zu haben, aber er wußte es nicht genau.

„Sie sind Artilleriehauptmann,“ sagte er auf die Uniform deutend.

„Ich war's. Du kennst also die Uniformen?“

„Ja, und Herr von Prancken nennt mich Sie.“

„Ich denke, wir bleiben beim Du, wie wir begonnen, und zwar gegenseitig,“ erwiderte Erich und reichte dem Knaben die Hand. Die Hand des Knaben war kalt, alles Blut schien sich ihm zum Herzen gepreßt zu haben.

Jetzt fragte der Knabe:

„Das ist wie ein Reitpferd des Grafen Wolfsgarten?“

„Es ist das seine.“

„Iwan!“ rief der Knabe.

Ein Stallknecht kam herbei und führte das Pferd in den Stall. Erich und Roland gingen nach. Aus einem Verschlage in der Nähe hörte man Winseln.

„Du hast junge Bernhardinerhunde hier in der Nähe,“ sagte Erich.

„Ja; kennst Du sie am Winseln?“

„Die Rasse erkenne ich nicht, ich sah solche Hunde vorn im Hofe; aber den Tönen nach sind diese Hunde noch blind und noch nicht acht Tage alt.“

Der Knabe sah Erich betroffen an, er öffnete den Verschlag und bat, nicht näher zu treten, da die Hündin sehr bissig sei, und jetzt eben saugten alle fünf Junge an ihr.

Erich trat doch näher; die Hündin sah ihn an und knurrte nicht.

Und wieder betrachtete Roland den Fremden.

„Du kannst mir gewiß auch sagen," begann er, „warum die Hunde blind geboren werden."

Erich antwortete, daß man sich allerlei Gründe denken könne, da auch andere Thiere mit schärfstem Sehorgan, wie Adler, Katzen, Geier blind geboren werden; wir müßten uns aber bescheiden und bekennen: das wissen wir nicht.

Ein Schauer ging durch die Gestalt des Knaben; Wesen und Ton Erichs schien eine unmittelbar ergreifende Wirkung zu üben.

„Wenn Du willst," begann der Knabe wieder, „kannst Du auch einen meiner jungen Hunde haben. Zwei behalte ich, einen ziehe ich für meine Schwester Manna auf, den vierten bekommt Baron von Prancken und der fünfte ist für Dich."

Freudestrahlenden Antlitzes betrachtete Erich den Knaben und sagte:

„Du kennst wol die Sitte der homerischen Zeit, daß man dem Gaste ein Ehrengeschenk zu bleibendem Gedenken gibt?"

„Ich weiß nichts von Homer."

„Hat Dir keiner Deiner Lehrer davon gesagt?"

„Alle. Sie haben viel Rühmens davon gemacht, aber es ist langweilig."

Erich lenkte zurück und fragte:

„Wer hilft Dir die Hunde aufziehen?"

„Ein Meister, der Jäger Klaus, man heißt ihn auch den Krischer; der wird sich freuen, wenn ich ihm sage, daß Du am Winseln erkannt hast, wie alt die Hunde sind."

Erich ersuchte den Knaben, ihn zu seinem Vater zu führen.

Als sie den Stall verlassen wollten, bog sich ein Pony mit langer Mähne ganz herum und wieherte.

„Das ist mein Puck," sagte der Knabe.

Er war offenbar froh, dem Fremden seine Herrlichkeiten zu zeigen, fast wie ein kleines Kind, das einem Vertrauten sein Spielzeug zur Bewunderung aufweist. Erich konnte nicht anders als das schöne Thier loben, das ihn mit großen, gutmüthig blöden Augen anschaute.

Er führte den Knaben an der Hand und sie gingen mit einander durch den großen Pflanzengarten.

„Kennst Du auch die Pflanzen?" fragte er.

„Nein, darin bin ich ganz unwissend."

„Ich auch," sagte der Knabe erfreut, daß Erich eine Unwissenheit eingestand, und daß diese gerade mit der seinen zusammentraf, schien die Beiden noch näher zu verbinden.

Sie kamen über einen Platz, wo Gartenerde gesäubert und hergerichtet wurde. Ein altes Männchen mit blöden und zugleich verschmitzten Augen arbeitete hier; es zog die Mütze ab und grüßte.

„Hast Du meinen Vater gesehen?" fragte Roland.

„Er ist dort!" erwiderte das Männchen und wies nach den Treibhäusern.

Die langen, aus mattblauem Glase bestehenden Treibhäuser zeigten sich. Eine Thür stand offen, man sah einen Springbrunnen in einem Bassin von grauem Marmor, darin Felsblöcke lagen, in allen Fugen von Wasserpflanzen besetzt. Die überwinternden Bäume standen theilweise noch hier, im Vordergrunde einige kranke, vielfach umwunden an Stamm und Aesten.

Man hörte eine Stimme.

„Dort im Kalt-Hause ist er," sagte Roland.

Erich bat den Knaben, nun zurückzukehren, da er mit dem Vater allein zu sprechen habe.

In der Art, wie Erich ihn gehen hieß, lag solch eine widerspruchslose Bestimmung, daß der Knabe nicht wußte, wie ihm geschah. Als Erich weiter ging, stand der Knabe unbeweglich, dann aber wendete er sich, schnalzte mit den Fingern und pfiff vor sich hin.

Erich hielt einen Augenblick inne, sich sammelnd. Wenn dieser Knabe sein Blutsverwandter war? Wenn er hier dem verschollenen Oheim Alphons begegnete? Leisen bedächtigen Schrittes ging er weiter und trat in die Thüre des Kalt-Hauses.

Drittes Capitel.

„Wer ist da? Was wollen Sie?" fragte Sonnenkamp, der sich von einer Schicht schwarzer Erde erhob. Ein graues grobleinenes,

sackartiges Gewand hüllte ihn vom Halse bis zu den Füßen ein; es war wie ein Züchtlingsgewand.

„Was wollen Sie? Wer sind Sie? Zu wem wollen Sie?“ wiederholte er.

„Ich wollte zu Herrn Sonnenkamp.“

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Ich möchte mich ihm empfehlen.“

„Ich bin's. — Wer sind Sie?“

„Herr von Pranken hatte die Güte, mich vorgestern bei Ihnen ....“

„Ah! Sie sind's?“ rief Sonnenkamp tief aufathmend. Er nestelte das Sackgewand ab und sagte gezwungen lächelnd:

„Sie überraschten mich in meinem Arbeitsgewand.“

Er wickelte den Sack in eine Rolle zusammen und warf ihn weit weg, dann fragte er:

„War denn kein Diener in der Nähe? Tragen Sie beständig Uniform?“

Also die Uniform war's, die ihn erschreckte? flog Erich durch den Sinn und wie er den Mann betrachtete, war er sicher, daß dies nicht sein Oheim sein konnte. Das Bild des verschollenen Oheims, das noch in der Studirstube seines Vaters hing, stand deutlich vor ihm; der Oheim war eine schlanke, zierliche Gestalt mit einer besonders auffälligen Adlernase; es war keine Spur von Aehnlichkeit mit der athletischen Erscheinung vor seinen Augen.

„Ich bedaure, Sie gestört zu haben,“ nahm Erich das Wort, „und muß um Entschuldigung bitten. Herr Graf von Wolfsgarten, dessen Gastfreund ich war und von dem ich hier einen Brief überbringe, hat mir ....“

„Ein Brief vom Grafen Wolfsgarten? Sehr angenehm!“ unterbrach Sonnenkamp, den Brief in Empfang nehmend.

Er überflog rasch die Zeilen Clodwigs und murmelte dabei:

„Freue mich sehr — sehr angenehm.“

Vom Blatte aufblickend machte er eine Art Verbeugung gegen Erich, indem er sagte:

„Ein Edelmann — der Edelmann wie er sein soll, der Herr Graf Wolfsgarten. Stehen Sie ebenso in der Gunst der Gräfin Bella?“

Es war ein spöttischer Anflug im Ton dieser Schlußwendung.

Gemessen in Blick und Ton erwiderte Erich:

„Ich erfreue mich der Güte beider Ehegatten in gleicher Weise.“

„Schön — sehr schön,“ nahm Sonnenkamp auf. „Doch lassen Sie uns ins Freie gehen. Sind Sie ein Pflanzenkundiger?“

Erich bedauerte, daß er jedes nähere Eingehen auf dieses Gebiet versäumt habe.

Im Freien maß Herr Sonnenkamp nochmals den Ankömmling von Kopf bis Fuß. Erich merkte erst jetzt, daß er, seines militärischen Anzuges ganz vergessend, die Mütze abgezogen hatte. Und wie er nun den musternden Blick wahrnahm, fühlte er doch, was es heißt, in Privatdienst, mit der ganzen Persönlichkeit sich in Botmäßigkeit eines Einzelnen zu geben. Er erkannte, daß er diesem Manne gegenüber gemessene Haltung bewahren müsse.

Sonnenkamp rief sofort einen Diener und befahl, daß man beim Springbrunnen ein Frühstück bereiten solle.

„Sie sind zu Pferde angekommen?“

„Herr Graf Wolfsgarten war so freundlich, mir ein Pferd anzubieten.“

„Sie haben meinen Sohn bereits gesprochen?“

„Ja.“

„Es ist mir lieb, daß Sie in Uniform gekommen,“ entgegnete Sonnenkamp.

Als wäre Erich nur ein vornehmer, wohl empfohlener Besuch, zeigte ihm nun Sonnenkamp seine vollständige Sammlung von Eriken, wie sie selten in der Welt angetroffen wird. Er erklärte die feinen Verschiedenheiten und setzte hinzu:

„Ich war da, wo die meisten dieser Eriken herstammen, ich war auf dem Tafelberge am Cap der guten Hoffnung.“ Erich bemerkte:

„Es muß schwer sein, die Produkte verschiedener Klima's so zusammenzuhalten.“

„Allerdings. Zumal diese Eriken bedürfen einer mäßigen Temperatur und einer gleichbleibenden Feuchtigkeit. Sie werden schon oft gesehen haben, daß ein Erikenstock mit seinen zarten Blüthen, den man einer Dame für ihren Blumentisch schenkt, nach wenigen Tagen verdorrt ist; diese Pflänzchen vertragen keine trockene Zimmerluft.“

Plötzlich hielt Sonnenkamp inne und lächelte vor sich hin. Der Fremde schien einen alltäglichen Kunstgriff anzuwenden, um angenehm zu erscheinen, indem er den reichen Besitzer in seiner Lieb-

haberei redselig machte. Mit solch grobem Köder fängt man mich nicht, dachte Sonnenkamp vor sich hin.

Einem so Wohlempfohlenen wollte er jede Ehre des Hauses erweisen. Er freute sich schon im Voraus, den Mann nach allen Seiten hin zu prüfen, ihn im Bewußtsein sicheren Erfolges sich recht ausbreiten zu lassen und dann ohne Angabe eines Grundes abzulehnen.

Alles dies ging Sonnenkamp durch den Sinn, während er die Klinke an der Thüre des Gewächshauses ins Schloß drückte. Die Sache war so fest und abgeschlossen bei ihm, wie diese Thür.

„Sie sprechen doch Englisch?" fragte er, da er seine Frau noch im Wiegenstuhle sah; sie hatte den rothen Shawl abgelegt und saß in goldglänzendem Atlasgewande da.

„Herr Hauptmann, Doctor .... bitte, wie ist doch Ihr Name?" fragte Sonnenkamp bei der Vorstellung.

„Dournay."

Frau Ceres nickte kaum merklich. Als wäre Erich gar nicht da, sagte sie in ärgerlichem Ton zu ihrem Gatten, er habe kein Auge für sie, denn er habe noch kein Wort über ihr neues Kleid gesagt. Sie hielt es vielleicht für vornehm, dem Fremden so ihre Gleichgiltigkeit zu beweisen.

In der Ferne zeigte sich Roland, die Mutter winkte ihn heran. Er deutete nach der Thurmspitze. Die Mutter sah hinauf und lächelte; auch der Vater schaute hin und sah das blauweißrothe Sternenbanner der amerikanischen Union auf dem Thurme flattern.

„Wer hat das gethan?" fragte Sonnenkamp.

„Ich," erwiderte Roland, glückselig lächelnd.

„Und warum?"

Der Knabe wies augenzwinkernd auf Erich. Sonnenkamp nahm die Unterlippe zwischen Daumen und Zeigefinger, machte ein Halbrund daraus und nickte vor sich hin.

Erich fragte den Knaben:

„Du bist wohl stolz darauf, ein Amerikaner zu sein?"

„Ja."

Fräulein Perini kam, Erich wurde ihr vorgestellt. Sie nahm das Perlmutterkreuz in die linke Hand und hielt es fest, während sie sich sehr ceremoniell verbeugte. Frau Ceres bat sie, mit ihr ins Haus zurückzugehen. Die Damen entfernten sich.

Viertes Capitel.

„Gib mir die Hand, Roland,“ sagte Erich.

Der Knabe bot sie ihm und sah ihn treuherzig und fröhlich an.

„Mein junger Freund,“ fuhr Erich fort, „ich bin Dir dankbar für Deine Ehrenbezeugung, nun aber laß uns allein, Dein Vater hat mit mir zu sprechen.“

Vater und Sohn sahen staunend auf den Mann, der so ungezwungen und frei schaltete. Der Knabe nickte Erich zu und ging davon.

Herr Sonnenkamp bot Erich eine große, krumme und dunkle Cigarre, er trug die Cigarren immer offen in der Tasche. Erich empfing das Angebotene, und als ihm Herr Sonnenkamp Feuer darreichte, nahm er ihm das angebrannte Hölzchen nicht aus der Hand, sondern brachte rasch seine Cigarre in Brand und mit den ersten Zügen sagte er:

„Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen, daß es eine ungeschickte Höflichkeit ist, wenn Manche bitten, man möge ein brennendes Hölzchen ihnen in die Hand geben; mit solchem Hin und Her verbrennen sich Beide in der Regel die Finger.“

So unbedeutend diese Bemerkung war, schien sie doch zu weiterer Einleitung zu dienen; Herr Sonnenkamp legte sich im Stuhle zurück, hielt den Rauch von der Cigarre lang im Munde, rundete die Lippen und stieß nacheinander wohlgeordnete Rauchringe, sogenannte Nullen, in die Luft, die immer größer wurden, bis sie ganz zerflossen.

„Sie haben schon viel Gewalt über den Knaben,“ sagte er endlich.

„Ich glaube, daß beiderseits ein Zuneigen nicht fehlt, und dies gibt mir die Hoffnung, daß ich hier Erzieher sein könnte.“

„Gut. Aber Roland bedarf der Strenge.“

„Die Liebe schließt die Strenge nicht aus, sie stellt die höchsten Forderungen.“

Sonnenkamp lächelte sehr freundlich, aber es war etwas Grinsendes in seinen Mienen, und indem er sich vorbeugend die beiden Arme auf die Kniee legte und zu Boden schaute, sagte er:

„Sprechen wir persönlicher, für Derartiges kann sich ja später Zeit finden. Sie sind also .... ?“

„Ich bin von Fach Philologe."

„Das weiß ich — das weiß ich," sagte Sonnenkamp immer noch in den Boden hineinsprechend; „ich möchte um Persönlicheres bitten."

Erich war es peinlich, daß er als Arbeitsuchender noch einmal sich selber schildern sollte.

Er schaute auf das breite Hinterhaupt und den Nacken des Mannes, der ihm nicht einmal den Blick gönnte; aber schnell verflog die Empfindlichkeit, indem er sagte:

„Ich hatte gehofft, daß die Einführung des Herrn Grafen von Wolfsgarten —"

„Ich schätze Herrn Grafen von Wolfsgarten sehr hoch, höher als irgend Jemand," versetzte Sonnenkamp, „aber —"

„Sie haben recht, ich werde Ihnen erzählen."

„Gut," sagte Sonnenkamp, indem er die rechte Hand mit gekrümmten Fingern auf den Tisch legte und wieder zurückzog, als ob er einen Einsatz beim Spiele aufgelegt hätte.

Kurz und bündig gab Erich nochmals einen Abriß seines Lebens und schloß:

„Ich bitte, mich nicht für einen schwankenden, nirgends Ruhe findenden Menschen zu halten, weil ich meinen Beruf geändert."

„Im Gegentheil," fiel Sonnenkamp ein, „ich habe genug in der alten und der neuen Welt gelebt, um zu wissen, daß gerade das die Tüchtigsten sind, die nicht da verharren, wohin der Zufall sie gestellt, sondern sich selbst ihre Bestimmung geben. Wer seinen Beruf ändert, muß eine wirkliche andere Berufung oder eine äußere Nöthigung dazu haben. — Gestatten Sie mir eine Frage: Halten Sie es für möglich, daß ein Mann, der wesentlich aus . . . sagen wir aus Resignation, eine solche nicht eigentlich dienende aber doch abhängige Stelle übernimmt, zu derselben geeignet ist? Wird er sich nicht gebunden, dienstbar und oft unglücklich fühlen?"

„Ihr offener Einwurf ehrt mich," erwiderte Erich; „ich weiß wohl, der Erzieherberuf erheischt eine Botmäßigkeit vom Erwachen bis zum Niederlegen. Nichts kann mir erwünschter sein, als die Wahrnehmung, daß Sie die Sache so ernst nehmen."

Wieder zuckte etwas durch das Antlitz Sonnenkamps. Erich schien es nicht zu bemerken, denn er fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Es ist nicht Resignation, die mich zur Bewerbung um die Erzieherstelle in Ihrem Hause bewegt. Ich stimme Ihnen bei,

daß wer bloß aus Noth in eine solche Stellung träte, diese nur schwer erfüllen könnte, obgleich auch aus Noth Neigung, oder wie man sagt, aus der Noth eine Tugend werden kann. Soweit ich mich beurtheilen kann, darf ich sagen, ich würde, auch in die besten Verhältnisse gestellt, den Erzieherberuf übernommen haben."

„Sehr ehrenwerth ... sehr ehrenwerth!" rief Sonnenkamp. In einer triumphirenden Art fügte er hinzu:

„Die Liebhaberei ist gut, aber ich ziehe den Mann von Profession vor."

„Ich erkenne das vollkommen," erwiderte Erich. „Ich biete Ihnen meine freie Arbeit."

Bei diesen Worten hob Sonnenkamp rasch den Kopf, ohne seine Lage zu ändern, stierte den Sprechenden an und senkte schnell wieder den Blick.

„Ich biete Ihnen und Ihrem Sohne," fuhr Erich fort, „die Kraft alles Dessen, was ich bin und bisher an Wissen und Erkennen mir anzueignen strebte. Ich fühle mich dabei frei, denn was ich zu leisten vermag, leiste ich zugleich mir selbst, da ich bewähren möchte, was ich mir zumuthete."

„Ich weiß, was freie Arbeit ist," sagte Sonnenkamp in den Boden hinein, dann richtete er sich auf und lächelte so verbindlich, als hätte ihm Erich einen großen Gefallen erwiesen.

„Im Interesse der Sache möchte ich einen Wunsch aussprechen," fügte Erich hinzu.

„Und der ist?"

Sonnenkamp setzte wieder die Hand auf den Tisch, als ob ein Einsatz zu machen wäre.

„Ich wünsche, daß Sie es nicht ungenehm fänden, mich vorerst einige Tage als Gast Ihres Hauses zu betrachten."

Erich hatte gehofft, daß Sonnenkamp sofort bejahe, aber dieser knackte eine Cigarre, die er eben angezündet und die nicht gut im Zuge schien, gewaltsam mitten durch und warf sie ins Gebüsch. Wiederum röthete sich sein Antlitz und ein Grinsen spielte um seine Lippen, denn er dachte: Sehr zuversichtlich! Der junge Mann glaubt, wenn er nur erst einige Tage sich eingenistet, dann hat er Alles so bezaubert, daß er nicht mehr zu entlassen ist. Wollen sehen.

Da er beharrlich schwieg, sagte Erich:

„Es dürfte sowol für Sie als auch für mich erwünscht sein,

daß wir vor einer festen Vereinbarung uns näher kennen lernen, besonders aber wünsche ich das um Rolands willen."

„Welche Summe würden Sie fordern?" fragte Sonnenkamp, ohne auf die Darlegung Erichs einzugehen.

Erich erwiderte, daß nicht er, sondern der Vater dies zu bemessen habe.

Sonnenkamp brachte eine frische Cigarre durch rasche Züge ins lebendige Feuer und erklärte dabei mit großer Salbung, wie er wohl wisse, daß eigentlich keine Summe groß genug sei, um als Lohn für das mühselige Amt der Erziehung und des Unterrichts zu gelten.

Dann fragte er, sich zurücklehnend und die Beine übereinander schlagend, indem er das linke Bein mit der rechten Hand heraufzog und festhielt.

„Wollen Sie mir nicht in kurzen Worten angeben, wie Sie bei Erziehung meines Sohnes verfahren möchten?"

„Die Methode im Unterrichte zeichnet der Lehrgegenstand bestimmt vor, das Verfahren bei meiner erzieherischen Thätigkeit weiß ich selbst noch nicht."

„Wie? Sie wissen das selbst noch nicht?"

„Ich werde mir von Roland hierin meine Methode geben lassen, denn diese kann nur nach der Natur des Zöglings eingerichtet werden. Gestatten Sie mir ein Bild aus Ihrer Umgebung. Wenn Sie bemerken, daß Ihre Dienerschaft zwischen dem Hause und der Dienerschaftswohnung gern den Weg über ein wohl abgezirkeltes Rasenbeet nimmt, so werden Sie, wenn nur irgend thunlich, diesem Naturweg nachgeben und nicht eigensinnig die Form des Beetes erhalten, so angemessen sie auch nach den Gesetzen der Gartenkunst sein möge. Sie werden den Naturweg in einen freiwillig angelegten verwandeln. Dies ist die Methode, die durch die Verhältnisse gegeben ist. Solche Wege sind auch in einem Menschen."

Sonnenkamp lächelte; er hatte in der That nur mit schwerer Mühe und strengem Verbot ein in der Mitte des ersten Hofes mit Gesträuchen bepflanztes Beet vor dem Betreten zu wahren gesucht und endlich doch einen Weg dort angelegt.

„Einverstanden," erwiderte Sonnenkamp. „Aber nach welchen Grundsätzen würden Sie Roland erziehen?"

„Da muß ich etwas weiter ausholen," nahm Erich auf. „Denn wenn auch die Methode der Erziehung sich nach den Umständen richtet, so muß doch das Princip derselben klar erkannt und fest

verfolgt werden. Der große Kampf, der die Geschichte der Menschheit und das ganze menschliche Leben durchzieht, zeigt sich in der Erziehung des einen Menschen durch einen Anderen am schärfsten; die beiden Mächte treten da als lebendige Personen einander gegenüber. Ich möchte sie kurzweg Individualität und Autorität, oder Geschichte und Natur nennen."

„Ich verstehe . . . ich verstehe, fahren Sie fort," entgegnete Sonnenkamp, als Erich ein wenig anhielt in der Besorgniß, daß er sich zu sehr ins Allgemeine verliere.

„Der Erzieher muß die Autorität darstellen, der Zögling ist eine werdende Individualität," fuhr Erich fort. „Es ist also fortwährend ein Ausgleich, ein Friedensschluß zwischen beiden kämpfenden Mächten herzustellen, der zur Harmonie werden soll. Blos individuell erziehen, hieße ein Menschenkind außerhalb des Lebens stellen und um der Freiheit willen ihm die Gemeinschaft des Daseins versagen und erschweren; ihn blos gegebenen Gesetzen unterthan machen, hieße ihm seine angebornen Rechte rauben. Der Mensch bringt sein Gesetz mit, aber er tritt auch in ein Gesetz ein."

Sich ganz aufrichtend fiel hier Sonnenkamp ein: „So ist's! So ist's! Jeder Mensch hat Ahnen, auch der als gemeiner Bürgerlicher Geborene."

Erich fuhr fort:

„Das war der große Irrthum Jean Jacques Rousseau's und der französischen Revolution, daß man aus Verdruß über die vernunftwidrigen Traditionen glaubte, ein Mensch und ein Zeitalter könne Alles aus sich allein haben. Der Mensch ist aber ein Naturprodukt und ein Geschichtsprodukt, ist Erbe der ihm vorgearbeiteten, angesammelten Kraft; Aufgabe der Erziehung ist es nun, die eingeborene und die ererbte Kraft gehörig verwenden zu lehren."

„Wie bringen Sie," fragte Sonnenkamp, „die Erziehung eines Amerikaners in Ihrem System unter?"

„Soll Ihr Sohn Amerikaner bleiben?"

„Warum fragen Sie das?"

„Weil ein großes Erziehungsmittel fehlt, wenn ihm das Bewußtsein der Staatspflicht entzogen bleibt in einem fremden Lande. Soll also Roland sich als Amerikaner fühlen oder als Deutscher?"

„Nehmen Sie an, als Deutscher."

Sonnenkamp war ermüdet von dieser Erörterung, die er eigentlich

zu seiner Unterhaltung veranlaßte; dabei hatte er das Mißgefühl, daß, während er dem Fremden zu imponiren gesucht, dieser ihn zu Darlegungen verleitet hatte, die er nur widerwillig gab.

„Verzeihung, gnädiger Herr," unterbrach ein Reitknecht, als eben Erich von Neuem weit ausholen wollte. Sonnenkamp stand rasch auf, sagte, es sei die Stunde seines Ausritts und nickte Erich vornehm herablassend zu, das Weitere auf später vorbehaltend.

Roland kam des Weges und rief:

„Nicht wahr, Vater, ich darf mit Herrn Dournay ausreiten?"

Sonnenkamp willigte ein und ging eiligen Schrittes davon. Er stieg zu Pferde und bald sah man ihn auf einem muthigen Rappen am Ufer entlang die weiße Straße dahinreiten. Er sah gewaltig aus, wie er zu Pferde saß; hinter ihm drein folgte der Reitknecht.

Fünftes Capitel.

Roland hatte bereits sein Pony und das Pferd für Erich satteln lassen. Die Beiden stiegen auf und ritten zuerst im Schritt durch einen Theil des Dorfes; am Wege stand ein kleines Haus, es war rebenumrankt und die Fensterladen waren geschlossen. Erich fragte, wem das Haus gehöre und warum es verschlossen sei. Roland berichtete, daß es seinem Vater gehöre; hier habe der französische Baumeister gewohnt, der die Villa baute, und auch manchmal der Vater, wenn er während des Baues und der Herrichtung von Park und Garten aus der Schweiz und Italien hieherkam.

„Nun scharfen Trab," sagte Erich. „Nimm die Zügel besser in die Linke."

Lustig sprengten die Beiden Flanke an Flanke dahin. Plötzlich aber scheute das Pferd Erichs und bäumte sich. Roland schrie auf, doch Erich beruhigte ihn, rief nur noch: „Ich zwinge ihn!" und tummelte das Pferd mit solcher Macht, daß es dampfte und ihm nun willig gehorchte. Er ritt wieder zu Roland zurück und ruhig ritten nun die Beiden neben einander dahin.

„Denke Dir," sagte Roland, „ich soll wieder einen Hofmeister bekommen."

„Nun? Und Du freust Dich darauf?"

„Ich will keinen."

„Was willst Du denn?"

„Fort will ich, aus dem Hause, fort — in ein Cadettenhaus! Warum durfte Manna ins Kloster? Sie sagen immer, meine Mutter kann nicht essen, wenn ich nicht mehr da bin; sie muß doch auch essen, wenn ich Officier bin."

„Du willst also Officier werden?"

„Ja, was denn sonst?"

Erich schwieg.

„Bist Du auch von Adel?" fragte der Knabe nach einer Weile wieder.

„Nein."

„Möchtest Du es nicht auch werden?"

„Das kann man nicht werden."

Der Knabe spielte mit der langen Mähne seines Pferdes; jetzt schaute er zurück und sah, wie die Fahne vom Thurm herabgelassen wurde. Er zeigte das Erich und setzte stolz hinzu, er werde sie doch wieder aufhissen. Die feinen, plastisch schönen und farblosen, oftmals auch wie übermüdeten Züge des Knaben gewannen Spannung und Farbe; es lag ein kecker Ausdruck auf seinem Gesichte.

„Es ist gut, daß Du stolz darauf bist, ein geborener Amerikaner zu sein," sagte Erich.

„Du bist der Erste in Deutschland, der mir darin Recht gibt," rief der Knabe; „Herr von Prancken und Fräulein Perini spötteln immer über Amerika, Du allein — aber verzeih', es ist doch nicht recht, daß ich Sie Du nenne."

„Laß es immerhin dabei, wir wollen gute Freunde sein."

Der Knabe streckte ihm die Hand entgegen und Erich drückte sie mit Wärme.

„Sieh, auch unsere Pferde sind gute Freunde," fuhr der Knabe fort. „Hast Du zu Hause auch viele Pferde?"

„Ich habe gar keines, ich bin arm."

„Möchtest Du nicht auch reich sein?"

„Reichthum ist eine große Kraft."

Roland sah ihn staunend an. Das hatte mit denselben Worten auch Kandidat Knopf immer gesagt.

Nach geraumer Weile fragte er:

„Dem Namen nach bist Du ein Franzose?"

„Nein, ich bin ein Deutscher, meine Voreltern sind nur aus Frankreich eingewandert. — Wie alt warst Du, als Du nach Europa kamst?"

„Vier Jahre."

„Hast Du Erinnerungen an Amerika?"

„Nein, aber Manna hat viele. Ich erinnere mich nur eines summenden Liedes von einem Neger, ich kann's aber nicht mehr zusammenfinden, und Niemand kann mir's vorsingen."

Die Beiden ritten die Bergstraße hinan; das kleine Männchen, das Erich bei der Gartenerde hatte arbeiten sehen, ging am Wege und grüßte ehrerbietig. Sie hielten an und Roland fragte den Nicolas, so hieß das Erdmännchen, warum er jetzt schon nach Hause gehe.

Nicolas erwiderte, er gehe nur über Mittag nach Hause und dann in den Wald, um die neue Erde zu holen, die der Herr Sonnenkamp entdeckt habe; droben im Walde sei eine Quelle, die Eisen enthalte, und da habe Herr Sonnenkamp nachgraben lassen und Eisenerde gefunden; in diese Eisenerde pflanze er nun Hortensien, die fleischfarbenen Pflanzen färben sich dadurch himmelblau. Nicolas konnte nicht genug rühmen, was für ein Mann Herr Sonnenkamp sei, der Alles kenne und Alles verwende; da sei es natürlich, daß man so reich werde, denn die anderen dummen Menschen gehen auf der Welt umher, wo überall Millionen liegen, und kennen sie nicht.

Besonders rühmte Nicolas eine einfache Methode des Herrn Sonnenkamp, wenn er Obstkörner säete. Er ließ nämlich in die Erde hinein Nadeln vom Wachholderbaum mischen; dadurch kamen keine Würmer und keine Mäuse an den Samen.

Im Weiterreiten sprach Erich davon, wie einsichtige Männer in unserer scheinbar schon durchforschten und ausgebeuteten Welt Neues zu entdecken wissen, und er schätze es hoch, daß Sonnenkamp die Gartenkunst mit solcher Einsicht zu betreiben wisse. Roland richtete sich in den Bügeln auf; noch nie hatte er seinen Vater so rühmen hören.

„Hast Du Niemand in der Gegend, den Du besuchen möchtest?" fragte Erich.

„Nein — oder doch — den Major, aber der ist jetzt auf der Burg. Schau, dort oben im Dorfe wohnt der Flurschütz Klaus, sie heißen ihn auch den Krischer, der hat unsere Hunde —

willst Du mit zu ihm? Ich muß ihm doch sagen, wie sich die Jungen der Mara befinden; eine Stunde, ehe Du kamst, war er bei mir."

Erich war gern bereit und in kurzem Trab ritten sie die mäßige Steigung hinan, dann lenkten sie abseits, hielten bei einem kleinen Häuschen an und stiegen ab.

Hunde verschiedener Rasse kamen heran und sprangen an Roland empor. Auch Puck schien hier Freunde zu haben, er spielte mit einem braunen Dachshunde. Aus dem Hause kam ein Mann mittleren Alters, er legte die Hand militärisch grüßend an die Mütze. Er trug die kurze hellgraue baumwollene Jacke, die dem ländlichen Rheinbewohner etwas Freies und Bequemliches zugleich gibt; er rauchte aus einer Porcellanpfeife, auf der eine Himmelfahrt Napoleons in grellen Farben abgebildet war.

Die Art und Weise, wie Roland seinen neuen Freund dem Krischer vorstellte, zeigte, daß er mit untergeordneten Menschen in gebieterischer Weise zu verkehren verstand.

„Denke Dir nur," sagte er dem Flurschützen, „der Herr Hauptmann hat, ohne sie gesehen zu haben, am Winseln gleich gewußt, wie alt die Jungen der Mara sind."

„Das kann man, und auch von welcher Rasse sie sind," erwiderte der Krischer; er hatte eine sehr laute Stimme. „Je nachdem ein Hund von einem gescheidten oder dummen Geschlecht ist, hat er ein besonderes Winseln und Bellen; dumme Menschen schreien und weinen auch ganz anders als gescheidte."

Er blickte schelmisch auf Erich und hielt die Pfeife eine Weile in der Hand.

Er führte nun die Beiden in die Stube, hier waren viele Vogelbauer und darin Gezwitscher und Durcheinandersingen, daß man kaum sein eigen Wort hörte. Der Krischer war stolz darauf, Erich erklären zu können, wie er es verstehe, Käfer und Larven fressende Vögel an Körnerfutter zu gewöhnen, wie er auch Maden und Mehlwürmer bereite; dann schalt er über Roland, der gar keine Freude an der Vogelwelt habe.

„Nein, ich mag keine Vögel," bestätigte der Knabe.

„Und ich weiß warum," sagte Erich.

„Das weißt Du?"

„Du hast wahrscheinlich keine Freude an Thieren, die Du nicht besitzen kannst, wenn sie in der Freiheit sind, und gefangen magst

Du sie auch nicht. Die Hunde sind Dir lieber, sie sind in der Freiheit und halten doch zu uns."

Der Krischer nickte Erich zu, wie wenn er sagen wollte: Du bist nicht auf den Kopf gefallen.

„Ja, ich habe euch lieber!" rief Roland, der zwei junge Hühnerhunde auf dem Schooße hatte, während ihre Mutter daneben stand, den Kopf an seine Seite drückte und alle Hunde sich an ihn herandrängten.

„Neid und Eifersucht," sagte Erich, „ist doch die erste Eigenschaft der Hunde. Sobald man den einen streichelt, wollen die anderen auch etwas davon haben."

„Dort ist einer, der kümmert sich nichts drum," lachte der Krischer.

In der Ecke lag ein kleiner brauner Hund, der nur manchmal aufblinzelte. Erich sagte, daß das dem Aussehen nach ein Fuchshund sein müsse.

„Hat Recht, er versteht die Hunde!" rief der Krischer zu Roland gewendet. „Hat Recht! Den Waldmann hab' ich aus einer Fuchshöhle, und er ist und bleibt ein ungutmüthiges Thier, dem nicht zu trauen ist; man mag ihm geben, was man will, er wird nie dankbar und anhänglich."

Der in der Ecke liegende Hund blinzelte nur einmal auf und schloß die Augen wieder, wie wenn er sich um das Gerede der Menschen gar nicht kümmere.

Roland zeigte nun Erich seine Frettchen, er that sie aus dem Käfig, und sie schienen ihn zu kennen. Das eine goldgelbe bezeichnete er als einen durchtriebenen zähen Racker; er hatte ihm den Namen Buchanan gegeben. Den Namen des andern wollte er nicht nennen; es hieß eigentlich Knopf. Jetzt aber sagte er nur, daß er es Magister nenne, denn es besinne sich immer lange, bis es in die Höhle gehe, und ziehe die Lefzen, als ob es eine lange Predigt halten wolle.

Man ging in den Garten und der Krischer zeigte Erich seinen Bienenstand.

Zu Roland gewendet, sagte er:

„Ja, Roland, Ihres Vaters Blumen thun meinen Bienen wohl; wenn die guten Thierchen nur nicht so weit fliegen müßten bis in Euren Garten hinunter. Was thut's? Ich lasse mein Vieh sich auf fremder Weide nähren, und so weit ist es doch noch nicht

in der Welt, daß die Reichen den Bienen des armen Mannes verbieten können, Honig aus den Blumen zu saugen."

Es war ein scharfer Blick, der aus seinen Augen schoß, als er dies sagte; der ganze Ingrimm des Armen gegen den Reichen zuckte darin auf.

Der Krischer klagte, daß Sonnenkamp so viele Nachtigallen hege. Sie singen freilich schön, aber sie fressen den Bienen den Honig, das heißt die Bienen selbst, sammt dem Honig. Die Nachtigall, die alle Menschen so gern haben, ist ein grausamer Bienenmörder.

„Ja," entgegnete Erich, „die Nachtigall weiß nicht, daß die Bienen Honig geben, und sie frißt die Thiere überhaupt nicht uns zuliebe, sondern sich zuliebe."

Der Krischer sah bald Erich, bald Roland an.

Roland fragte, wie weit der Greif dressirt sei. Er erhielt die Antwort, er werde gut auf den Mann gehen, sei aber noch zu wild, sein Sprung noch nicht regelrecht, doch packe er schon an. Roland wünschte das zu sehen; der Taglöhner jedoch, der die Probe an sich machen ließ, war nicht zu Hause. Roland erzählte, daß Nicolas heimgegangen sei, der würde sich auch dazu bereit finden lassen. Er ging selbst und holte den Nicolas.

Als Roland weggegangen war, faßte der Krischer schnell die Hand Erichs und sagte:

„Ich helfe Ihnen, Sie sollen ihn kriegen; ich kann Ihnen den Burschen geschickt in die Hand geben."

Erich sah staunend drein, und der Kirscher fuhr fort, ihm zu erklären, daß er wohl wisse, warum Erich gekommen sei, und wer es verstünde, könne aus Roland einen tüchtigen Mann machen. Er deutete mit verschmitztem Blicke an, daß Erich ihm wol auch einmal dankbar sein würde, wenn er ihm zu der Stelle verhelfe.

Noch ehe Erich etwas erwidern konnte, kam Roland mit Nicolas zurück, der sich nun ein Polster über den Nacken binden ließ und sich am Gartenzaun aufstellte, mit beiden Händen die Latten festhaltend. Ein großer Neufundländer Hund wurde aus einer Hütte herausgeholt, er sprang ungeschickt hin und her, aber auf einen Pfiff des Krischers stellte er sich hinter ihn.

Nun rief der Krischer:

„Greif . . . faß! . . . Auf den Mann!"

Im Sprunge jagte der Hund durch den Garten nach dem

Männchen, das am Zaune stand, sprang an ihm empor, biß in das Polster am Nacken und zerrte das Männchen, bis es niederfiel, dann stellte er ihm die rechte Vorderpfote auf die Brust und schaute zum Krischer zurück.

„Bravo! Bravo! Sehen Sie, das ist ein wahrer Satan!"

„Hast recht!" rief Roland. „Satan! das ist der rechte Name. So soll er heißen! Satan! Nun sollen sie in der ganzen Gegend mich fürchten."

Erich stimmte dem Krischer bei, daß man einem Hunde, der schon alle Zähne habe, nicht den Namen ändern dürfe.

„Gewiß," wiederholte der Krischer, „ein Hund, dem man den Namen ändert, verliert seinen Appell."

„Uebrigens," fügte Erich noch hinzu, „ist es ganz falsch, einen Hund so zu nennen. Ein Rufname für einen Hund sollte wo möglich einsilbig sein und ein E enthalten; ein E ruft sich leicht laut."

„Sie sind ein großer Gelehrter; so einer ist mir noch gar nicht vorgekommen; Sie wissen ja Alles," erging sich der Krischer in Lobpreis und zwinkerte dabei halb verstohlen.

Satan — denn Roland beharrte dabei, daß der Hund nun so heiße — ließ sich von dem am Boden liegenden Männchen nicht wegbringen, obgleich Roland und der Krischer wiederholt riefen. Das war nicht in der Ordnung. Erst als ihm der Krischer die Peitsche zeigte, ließ er ab.

Roland schenkte dem Nicolas ein Stück Geld, er bedankte sich sehr unterwürfig und wünschte nur, daß er täglich dreimal sich so vom Hunde niederwerfen lassen könnte. Erich schaute nachdenklich zu. Die Welt, die sich einem reichen Knaben so zur Verfügung stellt, wie soll er sie lieben, für sie arbeiten und wirken lernen?

Als die Beiden die Hütte verließen, gab ihnen der Krischer mit einem ganzen Rudel Hunde ein Stück Weges das Geleit. Sie führten die Pferde am Zügel, und der Krischer hielt sich ausschließlich zu Erich; er kramte seine ganze Weisheit aus, wie er die Hunde zu erziehen verstehe.

Er schien in schelmischer Weise auch Erich unterrichten zu wollen, indem er sagte: erst, wenn ein Hund sich richtig tragen kann und nicht mehr über seine eigenen Glieder stolpert, könne man etwas mit ihm anfangen. Eine Hauptsache sei aber, man

dürfe mit einem Hunde nicht viel sprechen, lauter kurze Worte müsse man haben, geh! komm! hier! — nur keine langen Reden. Man dürfe ihn nicht gewöhnen, daß er meine, er sei was, ganze Tage müsse man ihn gehen lassen; wenn er freundlich sein wolle, es nicht annehmen; denn sowie man sich zu viel mit dem Hunde abgebe, werde er beschwerlich. Wenn ein Hund vor Einem Respect haben solle, dürfe man auf der Jagd nicht fehlen, besonders wenn man ihn zum ersten Male mitnimmt; hat man was geschossen, das der Hund holen kann, so wird er anhänglich und treu; schießt man vorbei, so hat er keinen Respect und kriegt ihn nie.

„Kennen Sie den Herrn Knopf?“ fragte der Krischer. Erich verneinte.

„Ja, der Herr Knopf,“ rief der Krischer, „er hat mir hundertmal gesagt, die Schulmeister sollten alle bei mir in die Lehre gehen. Die Hunde und die Menschen sind ganz gleich. Die Hunde sind nur ehrlichere Hunde und lassen sich dressiren und beißen nur da, wo der Herr es ihnen befiehlt.“

Erich sah den Mann staunend an, in welchem eine räthselhafte Bitterniß war. Und gerade dieser Mann war der Freund des Knaben!

Der Krischer schmunzelte, da Erich sagte, daß die Thiere etwas vom Verstande der Menschen annehmen, mit denen sie umgehen.

Als man, auf der Ebene angelangt, Abschied nahm, führte der Krischer Roland beiseite und sagte:

„Sie Sausewind, alle Ihre bocksteifen Pfarrer und Schulmeister sind nichts gewesen. Das wäre ein Mann! Solch einen Mann sollte Ihr Vater kaufen, dann könnte etwas aus Ihnen werden. Aber freilich, der ist für all Euer Geld nicht zu haben!“

Der Krischer sagte dies scheinbar nur zu Roland, aber Erich mußte es auch hören, denn er sollte ja wissen, daß er dem Krischer dankbar zu sein habe.

Als man eben aufstieg, sagte der Krischer noch:

„Wissen Sie denn auch, daß Ihr Vater jetzt den ganzen Berg da kauft? Arrondiren heißen sie das! Verfluchtes Arrondiren! Ihr Vater fragt noch: was kostet der Rheingau? Und kauft ihn.“ Knirschend fügte er hinzu:

„In hundert Jahren gehört von all den Weinbergen keine Handbreit mehr Denen, die da harken und graben. Muß das sein? Darf das sein?“

Erich antwortete nicht und ließ auch Roland zu keiner Antwort kommen.

Im frischen Trabe ging es nun nach der Villa zurück. Erich war entschieden.

Sechstes Capitel.

Als Erich und Roland von ihrem Ritt zurückkehrten, hörten sie, daß Herr von Prancken angekommen sei. Auch der Koffer Erichs war bereits auf dessen Zimmer gebracht. Der Kammerdiener Joseph stellte sich Erich als Sohn des Anatomie-Dieners auf der Universität vor, er erzählte, daß der Vater Erichs ihm eine französische Grammatik geschenkt habe, aus welcher er in den Pausen als Billardjunge des akademischen Casino auswendig lernte.

Joseph half Erich bei seiner Einrichtung und gab ihm dabei Nachricht von der Ordnung des Hauses, wozu nun zunächst gehörte, daß man sich vor der Mittagstafel, die als ein Höhepunkt des Tages angesehen wurde, festlich gekleidet im Sommer im Pleasurground und im Frühling in Nizza einfand. So wurde nämlich ein gewölbter an der Terrasse gelegener Gang genannt, wo die Sonne am kräftigsten wirkte.

Erich legte die Uniform ab, und als er in den gewölbten Gang kam, traf er Prancken im Auf- und Niedergehen mit Fräulein Perini. Prancken näherte sich ihm mit einem verbindlichen Lächeln, das ebenso schnell in seinem Gesichte erschien als es schnell verschwand. Im Bewußtsein seines Ranges und seiner gesellschaftlichen Stellung konnte er eine Höflichkeit an den Tag legen, in der man sogar einen gewissen Gemüthston wahrnehmen mochte. Bei einer Biegung gesellte er sich wieder zu Fräulein Perini und setzte Spaziergang und Gespräch mit ihr fort.

Jetzt kam Roland daher, der sich ebenfalls umgekleidet hatte; es war dem Knaben auffallend, nun Erich in bürgerlicher Kleidung zu sehen.

„Heißt Deine Schwester Manna?“ fragte Erich.

„Ja, eigentlich Hermanna, aber sie wird immer Manna genannt. Hast Du etwas von ihr gehört?“

Erich konnte nicht erwidern, daß von Pranken und Fräulein Perini der Name oft genannt war, denn eben kam Herr Sonnenkamp in schwarzem Gesellschaftsanzuge, weißer Halsbinde und tadellosen gelben Handschuhen. Er grüßte ermunternd nach allen Seiten. Nie war Herr Sonnenkamp heiterer, nie elastischer als in der Viertelstunde vor der Mittagstafel.

Man ging nach dem Speisesaale, einem kühlen, viereckigen, gewölbten Gemache, das von Oberlicht beleuchtet war. Die geschnitzten eichenen Möbel waren hier äußerst kräftig. Ein großes mit schönen alten Becken und venezianischen Gläsern geziertes Büffet zeigte reichen Silbervorrath. In der ganzen Gegend war aber die Fabel verbreitet, daß Herr Sonnenkamp nur von goldenen Tellern speise.

Nach einer Weile wurden die Flügelthüren geöffnet, zwei Diener in der kaffeebraunen Livree des Hauses standen wie Wachen hüben und drüben an den Pfosten und Frau Ceres schritt herein wie eine Fürstin. Auf der Schwelle verbeugte sie sich, allerdings etwas steif. Pranken ging ihr entgegen und führte sie zu Tische.

Für jeden Gast stand ein Diener bereit, der den Stuhl hinrückte, während man sich zum Setzen niederließ. Fräulein Perini stand hinter ihrem Stuhl, stemmte die Arme auf die Lehne, hielt das Perlmutterkreuz mit gefalteten Händen, betete, machte das Zeichen des Kreuzes und setzte sich. Der Kammerdiener Joseph, der abseits bei dem mit Flaschen besetzten Tische stand, hatte nur das Amt eines Mundschenks und er hatte ein scharfes Auge für leere Gläser, die er alsbald füllte.

Frau Ceres behielt während des Essens ihre buttergelben Handschuhe an. Sie wartete bei jedem Gericht, bis Herr Sonnenkamp sagte:

„So genieße doch etwas, liebes Kind — ich bitte."

In der Art, wie er sie aufforderte, war ein doppelter, schwer zu bestimmender Ton; es klang manchmal wie Zuruf und Augenwink eines Thierbändigers, der einem gezähmten Wild gestattet, die vor ihm liegende Speise zu verzehren; es klang aber auch, wie wenn man ein trotziges Kind bittet. Frau Ceres aß nur etwas Geflügel und Süßigkeiten.

Pranken benahm sich bei Tische als der anerkannte Ehrengast, der die Verpflichtung hat, sich dem Wirthe gefällig und mittheilsam zu erweisen. Er erzählte vom Mannheimer Pferdemarkte, von

welchem er heute früh mit dem Genossen zurückgekehrt war; er hatte zum herbstlichen Wettrennen eine Schimmelstute gekauft, die er mit freundlichem Erbieten Herrn Sonnenkamp überlassen wollte. Er wußte aber auch Frau Ceres zu unterhalten. Sie hatte eine besondere Abneigung gegen die Familie des Weincavaliers, die sich sehr zurückhaltend gegen das Haus Sonnenkamp benahm. Nun erzählte er einige lächerliche Großthuereien des Weincavaliers, dem er sich doch angeschlossen hatte. Daneben verstand er auch die Redeweise verschiedener Menschen nachzuahmen und Zierlichkeiten vorzubringen, die in das müde Antlitz der Frau Ceres eine Spannung, ja oft ein Lächeln brachten.

Die Unterhaltung wurde in italienischer Sprache geführt, die Prancken ziemlich gut zu sprechen verstand, die aber Erich nicht geläufig war.

Frau Ceres mochte es für ihre Pflicht halten, den Fremden nicht ganz unbeachtet zu lassen; sie fragte ihn in englischer Sprache, ob er noch Eltern habe.

Mit ersichtlicher Gönnerschaft übernahm es Prancken, den Vater Erichs und die Mutter zu schildern; er that dies mit besonderer Freundlichkeit und verweilte mit Nachdruck dabei, daß Erichs Mutter eine Dame von altem Adel sei.

„Dem Namen nach sind Sie eigentlich ein Franzose?“ fragte Fräulein Perini.

Erich wiederholte, daß seine Vorfahren vor zwei Jahrhunderten in Deutschland eingewandert seien; er fühle sich vollkommen als Deutscher und freue sich, von den Hugenotten abzustammen.

„Was ist denn Hugenotten? — Ach ja, das wird ja gesungen!“ rief Frau Ceres, sich kindisch freuend, daß sie das wußte.

Die Tischgenossen mußten an sich halten, um nicht laut zu lachen.

„Warum heißt man sie eigentlich Hugenotten?“ fragte Roland, und Erich erwiderte:

„Einige meinen, die Bezeichnung stamme daher, weil sie im Geheimbunde ihre religiösen Zusammenkünfte bei Tours nur um Mitternacht halten durften, wo der Geist König Hugo's umgehen sollte; Andere sind der Ansicht, daß es ein deutsches Wort ist, Eidgenosse heißt, und nur von den Franzosen in Hugenotte verwandelt wurde.“

„Sie scheinen stolz darauf zu sein, von den Hugenotten abzustammen?“ fragte Sonnenkamp.

„Ich möchte stolz nicht als das eigentliche Wort wählen," entgegnete Erich. „Ein tyrannischer König vertrieb die Hugenotten aus Frankreich und sie wurden wie die Juden zu lebendigen Bestandtheilen verschiedener Völkerschaften . . ."

„Es ist sehr bescheiden von Ihnen," unterbrach Prancken, „daß Sie die Hugenotten, die meist vornehme Geschlechter waren, mit den Juden in Parallele setzen."

„Ob meine Vorfahren vornehm waren, betrachte ich als gleichgiltig," entgegnete Erich, „sie widmeten sich bürgerlichen Gewerben, und meine Ahnen zunächst sind Goldschmiede gewesen. Die Vergleichung mit den Juden aber muß ich doch aufrecht halten. Jede um ihres Glaubens willen in die Fremde vertriebene und zerstreute Genossenschaft ist darauf hingewiesen, über aller Nationalität immer die Einheit der Menschheit im Auge zu halten und mit aller Kraft gegen jeden Fanatismus und jede Ausschließlichkeit zu wirken. Es gibt keine allein selig machende Religion und keine allein menschlich schön machende Nationalität."

Prancken und Fräulein Perini sahen einander verwundert an, Frau Ceres wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und Sonnenkamp schüttelte den Kopf über den Gast, der mit Gewaltsamkeit in das leichte Tischgespräch hinein seine weltgeschichtlichen Ideen mengte.

„Sie müssen mir das einmal näher auseinandersetzen," suchte er abzulenken.

Roland fragte:

„Ludwig der Vierzehnte, der Deine Ahnen vertrieben hat, ist das derselbe, der auch die Burgen hier am Rhein zerstörte?"

„Allerdings."

Das Tischgespräch schien von einem Punkte, der es schwerfällig machte, nicht wegzukommen, aber es wurde plötzlich abgelenkt, denn eine scharfgewürzte Speise wurde aufgetragen. Roland wollte davon essen, der Vater wehrte es ihm. Die Mutter dagegen rief plötzlich mit heftigem Tone:

„So laß ihn doch genießen, was er mag!"

Ein Blick aus Erichs Augen traf Roland, und der Knabe legte den Bissen, den er eben zum Munde führen wollte, nieder und sagte:

„Ich will es doch lieber lassen."

Die Tafel wurde aufgehoben. Fräulein Perini betete wieder

leise. Alles stand still, die Diener rückten schnell die Stühle hinter den Aufgestandenen weg und man ging nach der Veranda, um den Kaffee einzunehmen.

Frau Ceres gab einem schneeweißen Papagei ein Biscuit und der Papagei rief: „God bless you, massa!“ Dann ließ sie sich in einen Lehnstuhl nieder, Prancken setzte sich auf ein niederes Tabouret, er saß ihr fast zu Füßen.

Fräulein Perini wählte einen Platz, der nahe genug war, um, wenn es gewünscht wurde, an dem Gespräche theilzunehmen, und doch wieder entfernt genug, um Frau Ceres mit Prancken allein reden zu lassen.

Sonnenkamp winkte Erich, mit in den Garten zu gehen. Roland schloß sich ungeheißen an.

Ein Diener kam und meldete, daß der Feldhüter Klaus bei den neugebornen Hunden sei, der junge Herr werde gebeten, auch dahin zu kommen.

„Ich erlaube Dir, daß Du hingehst,“ sagte der Vater.

„Ich möchte aber lieber bei Euch bleiben,“ erwiderte Roland. Es lag etwas kindlich Anschmiegendes in Ton und Geberde und er faßte dabei die Hand Erichs.

„Wenn Dein Vater sagt, Du darfst gehen, so sollst Du gehen,“ sagte Erich.

Roland ging mit zögernden Schritten.

Siebentes Capitel.

Sonnenkamp und Erich gingen nach dem Park.

Zwei Menschen wandelten hier im Gleichschritt beim Landhaus am Rhein und sie waren doch so getrennt und verschieden. Sonnenkamp hatte sich mit kühnem Muthe und rücksichtsloser Willenskraft vom Weltbesitze angeeignet, was er habhaft werden konnte; er wollte nun in Ruhe genießen und Alles seinem Egoismus unterthan halten. Erich dagegen hatte nur gestrebt und gearbeitet, die Welt in der Erkenntniß zu durchdringen und für die Mitlebenden zu wirken. Auf jeden Anruf gab er sein volles Denken preis. Er glaubte noch, die Menschen wollten im Gespräche etwas

gewinnen, wollten klarer werden und nicht blos die Zeit vertreiben, und so gab er in der Erregung des Augenblicks sich stets ganz und frei in der vollen Naivetät der Hingebung, Verkennung und Vorwurf der Eitelkeit nicht achtend.

So erging er sich nun auch in der Ausführung, welch ein Glück es sein müsse, hier im ruhigen Hause am bewegten Strome, in sich gehalten in die weite Welt zu wirken.

Sonnenkamp hörte geduldig zu, aber innerlich triumphirte er über den Schwärmer. Da sitzen die Gelehrten im kleinen Universitätsstädtchen, und weil sie keine Welt vor sich sehen, leben sie im Phantasiegebilde der Menschheit und erscheinen sich selber als höchst wichtige Weltregierer.

Leise pfiff Sonnenkamp vor sich hin, so leise, daß Niemand außer ihm dies Pfeifen hörte; ja, er wußte seine Lippen so zu stellen, daß man ihm nicht ansah, daß er pfeife.

An einer Erhöhung setzte er sich und wies auch Erich einen Stuhl an.

„Sie müssen bemerkt haben,“ sagte er, „daß Fräulein Perini streng katholisch ist, und unser ganzes Haus gehört zur Kirche. Ihre Confession ist für mich indeß kein Hinderniß. Nun aber“ — er beugte sich vor, legte beide Hände auf die Kniee und sah Erich scharf an — „nun aber — kurz die Hauptfrage: Wie glauben Sie, daß ein Knabe, der bereits weiß, daß er sich für keinerlei Erwerb zu bethätigen hat., ja, daß er einstmals eine — oder sagen wir, mehrere Millionen besitzen wird — wie glauben Sie, daß solch ein Knabe erzogen werden kann?“

„Darauf könnte es nur eine bestimmte Antwort geben.“

„So?“

„Die Antwort wäre einfach: Er kann gar nicht erzogen werden.“

„Wie? Gar nicht?“

„Ja. Das große Unbekannte, das Schicksal allein kann ihn erziehen. Was wir thun können, ist weiter nichts, als ihn gewöhnen, die ihm gewordene Kraft gehörig zu regieren und zu verwenden.“

„Regieren und verwenden,“ murmelte Sonnenkamp vor sich hin; „das hört sich gut. Sie bestätigen mir eine Wahrnehmung. Nur ein Soldat, nur ein Mann, der natürlichen Muth sich erzogen und gebildet hat, kann in unserer Zeit noch Bedeutsames leisten; mit Predigten und Büchern bewirkt man nichts, bezwingt man nicht die alte und schafft nicht eine neue Welt.“

Mit einem veränderten, fast unterwürfigen Tone fuhr Sonnenkamp fort:

„Ich sehe schon, ich selbst werde vielleicht noch mehr bei Ihnen lernen, als Roland. Also bitte, wie würden Sie — denken Sie sich als Vater in mein Verhältniß — wie würden Sie Ihren Sohn erziehen?“

„Ich glaube,“ erwiderte Erich, „daß die Phantasie sich Vieles ausdenken kann, aber eine geheime Naturbeziehung kann nur erfahren, nicht ausphantasirt werden. Lassen Sie mich also von meinem Standpunkte als Fremder antworten.“

„Gut.“

„Mein Vater war Prinzenerzieher und ich glaube, seine Aufgabe war leichter.“

„Leichter? Und warum?“

„In einem Prinzen wird schon früh das Bewußtsein der Pflicht erweckt; jede Minute wird ihm der Stolz, aber auch die Verpflichtung gegeben, daß er sich als Prinz zu benehmen habe. Die Repräsentation, in der die Fürstlichkeiten so Erstaunliches leisten, erscheint von früh an als Pflicht und wird zur Lebensgewohnheit.“

Sonnenkamp lehnte sich wieder zurück und ließ sich die Darlegungen Erichs munden wie einen seltenen Leckerbissen. Der Mann soll nur sich in Phantasien ergehen, derweil er nicht den Stuhl, auf dem er sitzt, nicht den Fußbreit Erde, auf dem er steht, sein eigen nennt.

„Fahren Sie fort,“ sagte er.

„Es mag lächerlich erscheinen,“ nahm Erich wieder auf, „es ist aber von Bedeutung, daß ein Prinz schon in der Wiege einen militärischen Rang erhält. Zur Vernunft erwacht, sieht er dann den Vater immer unter dem Gebote der Pflicht. Ich will damit keineswegs bestreiten, daß diese Pflicht oft sehr leicht genommen, ja ganz vernachlässigt wird; aber ein gewisser Schein der Pflicht muß immer gewahrt werden. Bei einem reichen Manne hingegen sieht das Kind die Pflicht, die der Reichthum auferlegt, nicht so gebietend vor Augen; es sieht Wohlthätigkeit, Gemeinnützigkeit, Kunstpflege, Gastlichkeit, das Alles erscheint aber als freies persönliches Belieben.“

„Sie kommen also auch auf die historische Verpflichtung?“ versetzte Sonnenkamp, ohne weiter zu erklären, was er damit

meinte, vielmehr wußte er Erich zu immer weiteren Darlegungen zu ermuntern.

Er hatte sich vorgesetzt, Erich nur auszuforschen, nur eine neue Art des Genusses zu haben, einen gelehrten Idealisten sich ausreden zu lassen; er hatte seine besondere Lust daran, daß Erich dies Alles nur zu seinem Vergnügen thun sollte; er empfand eine gewisse Freude, sich auch einmal im Land der Ideale umzuschauen — es sah recht sauber darin aus, aber nur für eine Stunde, für einen halben Tag. Unversehens jedoch sah er sich in lebhaftes Interesse versetzt; er fühlte, daß mit Erich ein gegensätzliches, ja ein feindliches Element in sein Haus eintreten würde. Aber war es nicht vielleicht angemessen, den Sohn diese gelehrte Idealwelt kennen und überwinden zu lassen?

„Wissen Sie,“ fragte Sonnenkamp nachdenklich, „was man am meisten wünscht und was man nicht kaufen kann?“

Erich schüttelte den Kopf und Sonnenkamp fuhr fort:

„Gottvertrauen! Da hat man vorgestern einen armen Winzer begraben; mein halbes Vermögen gäbe ich darum, wenn ich ihm sein Gottvertrauen für meine letzten Lebensjahre hätte abkaufen können. Ich wollte es dem Doctor nicht glauben, aber es ist wahr, der Winzer war ein Lazareth von Krankheiten und bei allen Schmerzen sagte er beständig: mein Heiland hat noch schwerer leiden müssen und Gott wird schon wissen, warum er mir das anthut. — Ich wünschte, daß Sie im Stande wären, meinem Sohne ein Aehnliches zu geben, ohne ihn zum Frömmler oder Pfaffenknecht zu machen.“

„Ich glaube wir können das Gleiche gewinnen in dem Bewußtsein, uns nach Maßgabe unserer Kraft und in Uebereinstimmung mit dem Wohle unserer Mitmenschen zu bethätigen.“

Man sah in einem Seitengange Prancken und Fräulein Perini auf- und abwandern und Sonnenkamp sagte, auf dieselben deutend:

„Ihr Freund Prancken versteht es sehr gut, mit Fräulein Perini zu verkehren.“

Erich erklärte, daß er nicht das Recht habe, sich einen Freund Planckens zu nennen; sie seien in der Cadettenschule und in der Garnison mit einander bekannt geworden, hätten aber nie in ihren Gesinnungen übereingestimmt und sein Streben sei ein ganz anderes, als das eines Majoratsherrn; er erkenne die Güte, mit der Prancken ihm den Eintritt in das Haus Sonnenkamp erleichtert, aber die Wahrhaftigkeit gehe über Alles.

Sonnenkamp pfiff wiederum unhörbar; er war offenbar erstaunt über diese Freimüthigkeit; es kam ihm der Gedanke, daß Erich ein verschlagener Diplomat sei, denn er betrachtete es als eine Haupteigenschaft der Diplomatie, keinerlei Gebundenheit durch Dankverpflichtung zu kennen. Dieser Mann ist entweder der edelste Schwärmer oder der abgefeimteste Weltling, dachte er.

Als man jetzt Prancken und Fräulein Perini begegnete, begrüßte Sonnenkamp den Baron mit großer Herzlichkeit und faßte ihn unter den Arm.

Erich ging mit Fräulein Perini. Diese hatte stets eine kleine feine Handarbeit. Mit kaum sichtbaren Instrumenten und feinem Zwirn brachte sie mit überraschender Schnelligkeit eine Spitzenguirlande zuwege. Erich gab seine besondere Freude an der zierlichen Arbeit kund, die sie Occhi nannte. Uebrigens stand sofort, als wär's ein geschriebener Vertrag, zwischen den Beiden fest: wir werden uns möglichst vermeiden, und wenn wir doch in denselben Kreis gestellt sind, uns verhalten, als ob wir nicht mit einander auf der Welt wären.

Achtes Capitel.

Während Erich mit dem Vater im Garten war, saß Roland mit dem Krischer bei den jungen Hunden. Der Krischer fragte, ob es bereits fest sei mit dem Hauptmann. Roland verstand nicht, was er wollte; der Krischer lachte in sich hinein, er kann sich noch einen doppelten Vortheil verschaffen.

„Was krieg' ich von Ihnen," fragte er mit verschmitzt lauerndem Blick, „wenn ich mache, daß der Hauptmann bei Ihnen bleibt als Kamerad und Lehrer? — Hu!" unterbrach er sich, „Sie machen ja ein Gesicht wie die Hunde, wenn ihnen zum ersten Mal die Augen aufgehen. — Nun reden Sie — was krieg' ich?"

Roland antwortete nicht.

Jetzt kam auch Joseph in den Stall. Er schilderte die Eltern Erichs als wahre Heilige und zuletzt schloß er:

„Sie können stolz sein, Herr Roland, der Vater Erichs hat den Prinzen erzogen und der Sohn erzieht nun Sie."

Noch immer konnte Roland nicht antworten. Er ging davon und sah den Vater und Erich beisammen sitzen, er zürnte auf Erich. Warum hat er denn nicht gleich gesagt, wer er ist? Aber schnell überwand er das wieder. Zutraulich schmiegte er sich an Erich und sein Blick sagte: Ich weiß, wer Du bist.

Erich verstand diesen Blick nicht.

„Jetzt haben Dich die Andern genug gehabt, jetzt geh' mit mir," bat Roland.

Er geleitete Erich auf sein Zimmer, er schien nur zu warten, daß Erich sprechen würde, dieser aber hätte den Knaben gern gebeten, ihn allein zu lassen. Wie eine schwere Last legte es sich ihm auf die Seele, daß, wer sich in Dienstbarkeit begibt, vor Allem aber, wer den Anschluß einer jungen Seele aufgenommen, die er bilden, halten und führen soll, kein Leben für sich hat, nicht müde sein, nicht sagen darf: jetzt laß mich mir. Er muß immer bereit, immer gewärtig, immer für einen Andern da sein.

Roland war traurig, da er das müde Antlitz Erichs sah.

Ein Diener kam und meldete, daß die Wagen zur Ausfahrt angespannt wären.

Erich erschrak. Was ist denn das für ein Leben? Im Garten lustwandeln, ausreiten, ausfahren, essen, dann wieder ausfahren, sich vergnügen — wie soll man da ein inneres Leben wahren und zusammenhalten? Wie soll es da möglich sein, eine junge Seele in einer bestimmten Richtung, einer stetig sich fortentwickelnden Stimmung zu erhalten?

Er ging mit Roland in den Hof und bat, ihn von der Ausfahrt zu befreien, er habe das Verlangen, einige Stunden allein zu sein.

Herr Sonnenkamp sagte, daß er seinen Gästen keinerlei Zwang auferlege; Pranken und Fräulein Perini wechselten schnelle Blicke, in denen eine Schadenfreude zu liegen schien, daß Erich durch Eigenwilligkeit sich eine Blöße gab.

Roland sagte, er wolle zu Hause bei Erich bleiben, aber Pranken entgegnete mit triumphirendem Ton:

„Herr Dournay will allein sein, und wenn Sie bei ihm bleiben, lieber Roland, ist der Herr ja nicht allein."

Er sagte das Wort „der Herr" mit einem eigenthümlich schnarrenden Tone.

Man ließ nun den zweiten Wagen zurück. Fräulein Perini,

Prancken und Roland stiegen ein. Sonnenkamp setzte sich auf den Bock; er lenkte gern selbst vier Pferde vom Bock.

Frau Ceres war ebenfalls zurückgeblieben. Erich sah die Gesellschaft davonfahren, dann kehrte er in sein Zimmer zurück.

Ein Gefühl vor Allem kräftigte ihm die Seele und machte ihm das Herz frei: er war der Wahrhaftigkeit treu geblieben — und so soll es immerdar sein. Die Wahrhaftigkeit ist jene Mutter Erde, auf der feststehend der ringende Geist nicht zu besiegen und niederzuwerfen ist.

Ein Diener trat ein und meldete: Frau Ceres wünsche ihn zu sprechen.

Die Sonne war untergegangen, ein glühender Duft lag weit hinaus auf Thal und Strom und über den Bergen, als Erich mit dem Diener ging und vom Hausflur hinausschaute ins Weite.

Er wurde durch mehrere Gemächer geführt. Im letzten, in dem eine brennende Ampel von mattem Glase hing, hörte er eine Stimme, die rief:

„Ich danke Ihnen. — Setzen Sie sich.“

Er sah Frau Ceres auf einem Divan liegen, vor ihr stand ein großer Lehnstuhl.

„Ich bin Ihnen zulieb zu Hause geblieben,“ begann Frau Ceres; sie hatte eine zarte ängstliche Stimme.

Erich wußte nicht, was er antworten sollte. Plötzlich richtete sie sich auf und fragte:

„Sie kennen meine Tochter?“

„Nein.“

„Nicht ich bin die Veranlassung, daß sie Nonne wird — nein, nicht ich — glauben Sie das ja nicht!“ Und sich wieder in die Kissen zurücklegend, fuhr Frau Ceres fort:

„Bleiben Sie nicht bei uns, Herr Hauptmann — ich warne Sie. Ich habe gar nichts gelernt — er hat mich nichts lernen lassen — aber bleiben Sie nicht bei uns, wenn Sie sonst in der Welt unterzukommen wissen. Warum wollen Sie denn in dies Haus eintreten?“

„Weil ich glaubte, Ihrem Sohne ein guter Führer werden zu können.“

„Ich bin nicht gelehrt — ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte Frau Ceres. „Aber Sie haben eine Stimme und Worte — ich möchte Sie immer hören, wenn ich auch nicht verstehe, was Sie

sagen. Sie lassen ihn doch nichts wissen, daß ich Sie habe rufen lassen?“

Ihn? Wen? wollte Erich fragen, Frau Ceres aber richtete sich wieder hastig auf und sagte:

„Bleiben Sie nicht. Er kann entsetzlich sein. Niemand weiß es, Niemand kann es denken. Er ist ein gefährlicher Mann! Haben Sie mich auch lieb?“

Erich zitterte. Was soll das sein?

„Ach, ich weiß nicht, was ich sage,“ fuhr Frau Ceres wieder fort. „Er hat Recht — ich habe nur halben Verstand. Warum habe ich Sie doch rufen lassen? Ja, jetzt weiß ich's. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter. Ist sie in der That eine so gelehrte und vornehme Dame? Sie sind gewiß ein guter Sohn ... Roland ist unordentlich im Essen, die Amme hat ihn verdorben. Aber er ist gut ... Alle sind gut.“

Frau Ceres sagte die Worte bald hastig, bald schläfrig. Erich kam nicht dazu, sie über das Widersprechende und Räthselhafte zu fragen. Er sagte nur, wie er alle Zuversicht habe, daß Roland ein tüchtiger Mann werde, an dem die Mutter Freude erlebe, und er schilderte ihr eine Zukunft in warmen Worten.

Frau Ceres schluchzte, dann sagte sie:

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen!“

Sie streckte Erich die feine weiße Hand entgegen und rief dabei:

„Ich danke Ihnen! Das hat er mit all seinem Geld nicht machen können, daß ich wieder weinen kann. O, wie wohl das thut! Bleiben Sie bei uns. Er kann nicht weinen — Sie sagen ihm nichts. Ich möchte auch eine Mutter haben. Bleiben Sie bei uns. Ich danke Ihnen — Jetzt gehen Sie — gehen Sie — ehe er zurückkommt. Gehen Sie. Gute Nacht!“

Erich war auf sein Zimmer zurückgekehrt. Was er erlebt hatte, erschien ihm wie ein Traum; das geheimnißvolle Wesen, mit dem auf Wolfsgarten vom Hause Sonnenkamp gesprochen worden, bestätigte sich immer mehr. Hier waren Räthsel der seltsamsten Art.

Zu der Liebe Erichs für Roland kam nun noch Mitleid. Hier waltete ein schweres häusliches Verhältniß, unter dem der Knabe viel gelitten haben mußte. Erich wollte der jungen Seele nach Kräften beistehen.

Er sollte indeß nicht lange allein sein, denn der Kammerdiener Joseph kam zu ihm und erzählte über Alles im Hause, während Erich einzig an Roland denkend ihm kaum zuhörte.

Joseph war auf der Universität als Heinrich XXXII. Billardjunge gewesen, denn alle Billardjungen mußten Heinrich heißen. Er war dann Kellner im Bernerhofe zu Bern, wo Sonnenkamp, der fast zwei Sommer lang dort gewohnt und den ganzen ersten Stock — die besten Zimmer der Welt, wie sie Joseph nannte — innehatte, ihn kennen lernte und in Dienst nahm. Die Dienerschaft im Hause war eine Menagerie aus aller Herren Ländern. Der Ober-Kutscher war ein Deutscher, der erste Reitknecht ein Engländer, der Koch ein Franzose, das erste Kammermädchen eine durchtriebene Böhmin, Fräulein Perini eine italienische Französin aus Nizza. Herr Sonnenkamp war sehr streng, die Gärtner durften im Parke nicht rauchen und kein Reitknecht durfte im Stalle pfeifen, denn alle Pferde waren an den Pfiff des Herrn gewöhnt und durften nicht gestört werden. Uebrigens hatte Herr Sonnenkamp es besonders gern, wenn seine Diener nicht wie Diener aussahen; erst seit Kurzem hatte er der Frau nachgegeben, daß man für Einige Livree anschaffte. Die Diener durften nur wenig sprechen, es sind ganz bestimmte Worte, die Herr Sonnenkamp Jedem sagt, und Jeder zu erwidern hat, dabei aber sind Alle gut gehalten. Bis vor Kurzem habe Herr Sonnenkamp auch einen Verwalter gehabt, der die Bücher und Correspondenzen führte. Gegen Frau Ceres sei Herr Sonnenkamp besonders nachgiebig und geduldig und Niemand wisse eigentlich recht, sei die Frau bei Verstand oder nicht.

Zum Schluß erzählte Joseph nicht ohne Selbstbefriedigung, daß er den Ruhm von Erichs Eltern bereits in der Gesindestube verbreitet habe, denn es sei gut, wenn die Leute wüßten, woher man sei, da hätten sie weit mehr Respect. Die eigentliche Herrschaft im Hause sei und bleibe indeß Madame Perini; sie sei zwar ein Fräulein, die gnädige Frau nenne sie aber stets Madame.

„Der Krischer hat Recht," setzte Joseph hinzu, „Fräulein Perini ist eine Frau von sieben Katzenkraft und da kann man noch einen Marder dreingeben. Ach unser Fräulein! wenn die nur wieder da wäre. Und sie wird Frau von Prancken! Ach, die ist schön! — Eigentlich nicht schön, aber gar lieb und anmuthig; früher war sie so lustig, kein Pferd ihr zu wild, kein Sturm auf

dem Rhein zu heftig, und gejagt hat sie wie ein Wilddieb. Aber jetzt ist sie nur traurig ... immer traurig ... arg traurig."

Wie zerrissene Klänge, die sich allmälig zu einer Weise zusammenfügen, dachte Erich an Alles, was er nun von der Tochter des Hauses gehört. Und war das nicht das Mädchen, das ihm vorgestern im Kloster begegnete? Unwillkürlich setzte sich ihm ein ganzes Lebensbild zusammen. Da ist ein Kind ins Kloster geschickt, fern von aller Welt, von allem Menschenverkehr. Es wird aus dem Kloster geholt und man sagt ihm: Du bist die Baronin Prancken! und sie ist glücklich mit dem schönen und heitern Mann und alle Herrlichkeiten der Welt sind ihr durch ihn geschenkt, als wenn er das Alles gemacht hätte, und es kann wol sein, daß sie nicht weiß, was sie an ihrem Manne hat, ja — es wird ein Glück sein, wenn sie es nicht weiß.

Joseph ging.

Erich saß allein in seiner Stube; kein Laut regte sich; er war so müde, denn das war ein Tag von einer Anspannung und einem Kraftaufwande zur Bewältigung ganz neuer Verhältnisse, daß man meinen mußte, es ließe sich nicht in die kurze Spanne Zeit drängen.

Was hatte er nicht heute Alles erlebt! Daß er droben bei Clodwig gewesen und Römerfunde betrachtet, schien wie ein Ereigniß, das Jahre zurückliegt; er hatte heute alle Gründe des Denkens aufgewühlt, er hatte heute zum ersten Mal das Brod der Dienstbarkeit genossen und das Gefühl der halben Freundschaft, des halben Undanks, das Räthselhafte in Sonnenkamp, in Roland, in Fräulein Perini und Frau Ceres, daß Frau Ceres ihn hatte rufen lassen und er nun das wirre Geheimniß bewahren sollte ... das Bild der Tochter des Hauses — Erich warf alle Nebengedanken von sich und dachte an Roland allein.

Er richtete sich gewaltsam auf. Die soldatische Uebung half ihm. Da heißt es: auf dem Posten stehen, umsichtig Alles ins Auge fassen und nicht müde werden!

In der Ferne auf dem Bahnhofe hörte er jetzt eine zur Ruhe gestellte Locomotive zischen. Das kollerte und polterte und schnaubte wie ein Ungeheuer der Fabelwelt. Diese Maschine hat heut auf und ab Wagenreihen gezogen, drinnen hundertfältiges Menschenleben sich auf eine Weile niedergelassen, und jetzt wird sie zur Ruhe gestellt, darf vom Dampf sich auskühlen. Erich lächelte vor sich hin, da er dachte, daß er selber fast eine solche Locomotive sei,

die jetzt zum Erkalten gebracht würde, um am andern Morgen wieder frisch geheizt zu werden.

Noch als Erich sich zur Ruhe begeben wollte, kam Roland und erzählte, daß Prancken zu Manna ins Kloster reise; dann fragte er Erich, ob er ihm nichts mitzutheilen habe.

Erich verneinte und der Knabe sah traurig aus, als er gute Nacht sagte.

Neuntes Capitel.

Auf Gras und Blumen schimmerte der Morgenthau; die Vögel sangen lustig, als Erich durch den Park wanderte. Ueberall zeigte sich ein wohlordnender und sorgfältiger Geist.

Zwei Frauen trugen Gartenerde aus einem im Rhein liegenden Kahn ans Land; Erich hörte, wie sie mit einander plauderten.

„Gott sei Dank, der uns den Mann geschickt;“ sagte die Eine, „da braucht Niemand in der Gegend mehr Noth zu leiden, wer arbeiten mag.“

„Ja,“ rief die Andere, „und da sind die Menschen noch so schlecht und sagen dem Manne nach, ich weiß nicht was.“

„Was denn?“

„Er sei ein Schneider gewesen.“

Erich mußte an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Eine dritte Frau mit etwas kropfiger Stimme sagte:

„Ei was, Schneider — ein Seeräuber ist er gewesen und hat dem Sultan in Afrika ein goldenes Schiff gestohlen.“

„Und wenn's auch wäre,“ sagte die Andere, „die Menschenfresser haben Gold genug und sind noch Heiden dazu, und der Herr Sonnenkamp thut Gutes mit dem Golde.“

Erich ging weiter. Von einer Anhöhe sah er, wie das Haus und die Nebengebäude mit Park und Garten schön in Einklang gesetzt waren; in der Nähe des Hauptgebäudes waren nur Bäume von dunklem Laub, Linden, Ulmen und Rüstern, welche die helle Architektur des in gutem Renaissance-Styl gebauten Hauses um so glänzender hervortreten ließen. Die Laubengänge führten allmälig wie überleitend zum festgefügten Wohnhause, und dieses

selbst schien nicht in die Naturumgebung hineingebaut, sondern aus ihr herausgebildet; die steinernen Säulengänge, die Rasen, die Bäume, die Erhöhungen leiteten auf das Haus hin; Alles stimmte zusammen. Das Ganze war ein Meisterwerk der ländlichen Baukunst, ein Stück Naturpoesie nach dem reinen Gesetze der Kunst; alles Menschenwerk sah so frisch aus, als ob es eben erst aus der Hand des Arbeiters hervorgegangen, und man sah jedem Gitterstabe an, welche Sorgfalt auf Jegliches verwendet wurde.

Als Erich aus dem Dickicht der Bäume an den Teich kam, trat ihm Herr Sonnenkamp entgegen. Er sah fremd aus in der grauen, mit Schnüren besetzten kurzen Plüschjacke; er freute sich, Erich schon wach zu finden, und erbot sich, ihm die ganze Anlage zu zeigen.

Zunächst machte er auf einen großen Busch Pampasgrases aus den Prairien aufmerksam, und indem er eine eigene Wurfbewegung machte, erzählte er, wie er manchen Büffel mit dem Lasso eingefangen.

Dann führte er Erich auf eine mit schönen Platanen besetzte Anhöhe, die er als die Achse des Ganzen bezeichnete. Er rühmte sich dieser schönen, wohlgedeihenden Bäume, indem er hinzufügte, daß man im schattenlosen Weinlande besonders auf tiefschattige Plätze für heiße Sommertage bedacht sein müsse.

„Sehen Sie,“ erklärte er, „ich habe die Schönheit meiner Anlagen auf fremden Boden gerückt; dort drüben auf der Höhe ist eine Baumgruppe, die habe ich erhalten und geordnet, Wege hergerichtet, neue Anpflanzungen gemacht, um ruhige Aussicht zu gewinnen. Ich habe mein Haus nicht zur Ansicht für Andere, ich habe es zur Aussicht für mich gebaut. Das Bauernhaus da drüben ist nach meinem Plan gemacht, ich habe natürlich dazu beisteuern müssen. Die Deckpflanzung dort ist zur Maskirung des grellen Steinbruchs; den zierlichen Kirchthurm oben im Bergdorfe, den habe ich gebaut. Man hat mir dafür sehr viel Rühmliches nachgesagt, ja sogar mir frommen Weihrauchduft gemacht — Ihnen kann ich's gestehen, es war mir nur darum zu thun, einen schönen Ausblick zu gewinnen. Ich muß die ganze Gegend in neue Stimmung bringen; das ist mühsam. Sehen Sie, jetzt baut mir ein Korbmacher drüben ein Haus mit dem entsetzlichen rothen Ziegeldach, das verletzt mir das Auge. Ich konnte dem Burschen nicht beikommen. Er will mir das Haus zu hohem Preise verkaufen ...

aber was soll ich damit? er mag es ja nur behalten und sich meinen Anordnungen fügen."

Es lag eine Siegeslust in der Art, wie Sonnenkamp sprach, und Erich mußte an ein Wort von Bella denken, daß der Mann ein Eroberer sei; ein solcher will unterwerfen, die Welt nach seinem persönlichen Geschmack und nach seiner persönlichen Lust ordnen und zurechtrücken. Die Dörfer, die Kirchen, die Berge, die Wälder sind ihm nur Aussichtspunkte, zu denen er sich in einen beliebten Gesichtswinkel stellt.

Nun führte Herr Sonnenkamp seinen Gast durch den Park und erklärte ihm, wie er durch Anlegung von Höhen und Tiefen das Terrain in Bewegung gesetzt, wie er aber auch manches Gegebene nur hervorzuheben und in rechte Wirkung zu bringen hatte; er zeigte die sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten; hier und dort hatte er eine Gruppe, ein kleines Wäldchen von der gleichen Baumart gepflanzt, die er dann nicht jäh und in scharfem Contraste, sondern allmälig, wie es die Natur von selbst thut, in gemischte Zusammenstellung übergehen ließ.

Erich hatte das richtige Verständniß. Ein Park müsse als gebildete Natur erscheinen, und je mehr man es verstehe, die bildende Menschenhand und den ordnenden Menschengeist zu verbergen und alles wie eine Naivetät erscheinen zu lassen, um so reiner erscheine dann auch hier die Kunst.

Sonnenkamp zeigte sich auch in der Geschichte der Gartenkunst wohl bewandert, er besprach mit Erich, wie sich im Laufe der Zeiten das Gartenideal vielfach verändert habe und daß Lucullus der erste römische Gartenkünstler gewesen, denn nur der Reichthum kann eine große Bodenfläche zu einem sogenannten unproduktiven Park machen.

Ein kleiner Bach, der vom Berge herabkam und in den Strom mündete, war mit großer Geschicklichkeit so verwendet, daß er manchmal verschwand, manchmal wie überraschend wieder erschien.

In der Anordnung der Ruheplätze zeigte sich eine besondere Sinnigkeit. Da war unter einer einzeln stehenden Hänge-Esche, die ein ganz rundes Schattendach bildete, ein zierlicher Sitz für einen einzelnen Menschen angebracht. Der Stuhl aber war umgestürzt und an den Baum gelehnt.

„Dies ist der Lieblingsplatz meiner Tochter," sagte Sonnenkamp.

„Und Sie haben den Stuhl wol umgelehnt, damit Niemand sich hier niederlasse, bis Ihr Kind wiederkommt?"

„Nein," erwiderte Sonnenkamp, „das ist zufällig."

Die Beiden gingen weiter, Erich sah kaum die vielen, schönen, bequemen Bänke und hörte kaum, wie Sonnenkamp ihm erklärte, daß er solche nicht immer an den nackten Weg, sondern hinter Strauchwerk stelle, so daß hier wohlbereitete Waldeinsamkeit geboten werde.

Unter einer schönen Rüster war ein Tisch mit zwei einander gegenüberstehenden Sitzen. Sonnenkamp erklärte, daß dieser Platz „die Schule" genannt wird, denn hier erhielt Roland bisweilen Unterricht. Erich bemerkte, daß er es kaum für angemessen halte, im Freien sitzend zu unterrichten; was man im Gehen lehre, sei natürlich, aber der eigentliche feste Unterricht, der die geschlossene Sammlung des Geistes verlange, fordere auch einen geschlossenen Raum, in dem sich die Stimme nicht verflüchtige.

Sonnenkamp schwieg. Er gab noch keine Entscheidung, ob er Erich die Stelle übertrage.

Lange standen sie vor einer Gruppe von Laub- und Nadelbäumen. Der Morgenwind spielte im Laubwerk der Balsampappel und die weißen Blätter erschienen wie ein in freier Luft schwebender klarer See mit leisen Kräuselwellen.

Sonnenkamp erzählte, daß der Teich mit Springbrunnen und daneben auf einer kleinen Anhöhe die Rosenlaube, nach einem Traum der Frau Ceres geordnet sei, und er fügte hinzu:

„Das war noch zur Zeit, als ich in unsrer Ansiedlung hier sehr glücklich war und Alles eine gleichmäßige, gesunde Stimmung hatte."

Erich hielt an. Sollte er Herrn Sonnenkamp von der gestrigen Unterredung mit Frau Ceres erzählen? Auch Sonnenkamp stand still und sagte mit einem eigenthümlichen Blasen, wie wenn er leise und behutsam in ein Feuer bliese:

„Meine Frau hat oft wunderliche Launen; wenn man ihr nicht widerspricht, vergißt sie wieder, was sie gewollt hat."

Mit einer ungewöhnlichen Hast fuhr er fort:

„Jetzt kommen Sie, nun will ich Ihnen meine ganze Eitelkeit zeigen. Aber noch eine Frage. Sie sind Philosoph . . . ist es nicht grausam, daß wir Alles dies verlassen müssen, daß wir wissen, wir müssen sterben, und dies Alles grünt und blüht weiter, und der es gepflanzt und der die Mittel dazu erobert, ist nicht mehr da und verwes't?"

„Wozu solchen Gedanken nachhängen?"

„Sie haben Recht, daß Sie mir diese Antwort geben. Man muß das nicht fragen, denn Niemand weiß eine Antwort. Aber das Andere. Ich wünsche, daß Roland das rechte Verständniß für diese Schöpfung habe und sie weiter bilde, denn ein solcher Garten ist nicht wie eine Skulptur und überhaupt wie das Gebilde eines Künstlers; jene stehen fest und fertig, dieses aber wächst und muß immer neu gebildet werden. Und warum soll uns nicht gegeben sein, das, was wir errungen, geschaffen und gebildet, mit Sicherheit auf unsere Nachkommen zu vererben, ohne Furcht, daß fremde Menschen einmal Alles ihr Eigen nennen und verwüsten?"

„Wenn Sie glauben," erwiderte Erich, „daß ich auf Ihre erste Frage keine Antwort weiß, so muß ich sagen, daß ich die zweite Frage nicht verstehe."

„Gut, gut, wir sprechen noch darüber oder sprechen auch gar nicht mehr," brach Sonnenkamp ab.

Zehntes Capitel.

Aus dem schattigen, dicht bestandenen Park, dessen Rand noch mit schönen stämmigen Weißtannen bepflanzt war, trat man in ein Gewirre von Obstpflanzungen, die auf einer Fläche von mehreren Morgen Feldes sich wahrhaft zauberisch darstellten. Die Beete waren mit kleinen, fast wie Taxusgebüsche zwerghaft gehaltenen Birnen- und Apfelbäumen eingefaßt. Der Stamm war kaum zwei Schuh hoch gehalten, während die Auszweigungen an Drähten so ausgelegt waren, daß hüben und drüben oft dreißig Schuh lange Aeste festgebunden waren. Das blühte jetzt an allen Enden und stand dabei so geregelt, daß der gewaltig bindende und bildende Menschenwille sich zeigte, der die Natur zum freien Kunstwerk oder auch zu einer zwerghaften Verkünstelung gebracht hatte.

Wohl geordnet standen dann Bäume von mannichfaltigsten geometrischen Formen. Da waren Bäume in Kreisformen und Vierecken, andere, die von unten bis zur Spitze nur vier Zweige hatten, die in gemessenen Zwischenräumen nach den vier Himmels-

gegenden gerichtet waren. An die Mauer angelehnt waren Bäume, die Stamm und Zweige in Sternform oder schief legen mußten, wie ein Basaltlager. Alles war im besten Gedeihen.

Sonnenkamp berichtete, daß man die Zweige knicke, um den Saft nicht zu Holzbildung in Stamm und Ast sich verbreiten zu lassen; Alles müsse der Frucht dienen.

„Sie haben wol auch Mitleid mit diesen geknickten Zweigen?“ fragte er ironisch lächelnd.

„Die natürliche Form der uns bekannten Obstbäume —“

„Ja wohl,“ fiel Sonnenkamp ein, „die Menschen sind Gefangene des Vorurtheils! Findet Jemand Unschönes, Gewaltsames darin, daß man den Weinstock allsommerlich dreimal kappt? — Niemand will schöne Form vom Weinstock, sondern nur reiche Frucht; so soll es auch beim Obstbaum sein. Sobald man zu oculiren begonnen, war der Weg vorgezeichnet; wir sind nur consequent. Der Zierbaum soll Zierbaum, der Fruchtbaum Fruchtbaum sein, Alles gradaus. Dieser Apfelbaum soll solche Aeste und nur so viel Aeste haben, daß er Früchte tragen kann und zwar so große als möglich; vom Obstbaum will ich kein Holz, sondern Frucht.“

„Aber die Natur —“

„Natur! ... Natur!“ spottete Sonnenkamp. „Neun Zehntel dessen, was man Natur nennt, ist nichts als Dressur und selbstgemachte Phantasterei. Naturgeist und Volksgeist sind die beiden Götzen, die Ihr Philosophen Euch gemacht. Es gibt keine Natur, es gibt kein Volk, und wenn es beide gibt, so haben beide gewiß keinen Geist.“

Erich war betroffen von dieser herausfordernden Sprachweise, Sonnenkamp lenkte jetzt über und sagte:

„Der rechte Mann der Erziehung wäre der, der auch die Menschen so erziehen könnte, wie ich diese Bäume: zum nächsten Zweck, nichts Ueberflüssiges, keine Umwege. Das, was man Natur nennt, ist eine Fabel; es gibt keine Natur, wenigstens unkenntlich wenig. Bei uns Menschen aber ist Alles Gewohnheit, Erziehung, Ueberlieferung.“

„Die Herren von der Tradition,“ konnte Erich endlich zu Worte kommen, „nennen uns Männer der Wissenschaft Gottesleugner; einen Naturleugner habe ich bis jetzt weder gekannt, noch je nennen hören. Vielleicht könnte man sagen, daß Diejenigen, die die

Gesetze unseres Lebens aus der Offenbarung herleiten, die Natur leugnen, oder vielmehr verwerfen."

„Ich bin kein Gelehrter und vor Allem kein Theologe," brach Sonnenkamp rasch ab. „Alles ist Schicksal. Wir haben Raupenfraß im Walde; da steht neben einem kahl benagten Eichbaum ein anderer ganz frisch — warum? Das wissen wir nicht. Und sehen Sie hier diese Bäume. Ich habe einen Einblick in die Oekonomie dessen gethan, was man Natur nennt; da müssen tausend Lebenskeime verkommen, damit Einer sich entfalte, und das ist im Menschenleben nicht anders."

„Ich verstehe," sagte Erich. „Alles Lebende hat etwas Aristokratisches im Gegensatz zum Verkommenden; die zur vollen Frucht sich entwickelnde Blüthe ist reich, die kümmerliche arm. Meinen Sie es so?"

„Zum Theil," erwiderte Sonnenkamp etwas müde. „Ich wollte nur sagen, daß ich den Mann nicht mehr suche, weil ich nicht glaube, ihn zu finden, den Mann, der meinen Sohn so erziehen könnte, daß er gradaus zu dem käme, was ihm beschieden ist."

Still wandelten die Beiden geraume Zeit wieder durch den blühenden Garten.

Auf einer Tafel, die über der Mauer des Obstgartens hervorragte, stand geschrieben:

„Warnung. In diesem Garten ist Selbstschuß und Fußangel."

Erich schaute nach Sonnenkamp um und dieser sagte lächelnd:

„Ihr Blick fragt mich, ob die Tafel dort Wahrheit verkündet? So ist's. Die Menschen glauben nicht mehr, daß man den Muth hat, das zu thun. Halten Sie sich stets auf dem Wege neben mir."

Sonnenkamp vergnügte sich an der Betroffenheit Erichs. Und doch war es Lüge, es lag weder Fußangel noch Selbstschuß im Garten.

Man war im sogenannten Nizza angekommen, bei dem im pompejanischen Stile angelegten Säulengange, der sich tief in die zweite Terrasse des Nutzgartens einlegte.

„Nun will ich Ihnen mein Haus zeigen," sagte Sonnenkamp, drückte an eine kleine Thür, die durch einen unterirdischen Gang führte, und geleitete seinen Gast nach dem Wohnhause.

Eilftes Capitel.

Diener und Mägde in den unterirdischen Räumen erschraken, als Sonnenkamp und Erich eintraten. Sonnenkamp sah nicht nach ihnen um, in englischer Sprache sagte er zu Erich:

„Die beiden Hauptdinge, auf die ein Mann wie ich, der sich zur Ruhe gesetzt, Sorgfalt verwendet, sind Küche und Pferdestall."

Er zeigte ihm die Küche. Da waren Dutzende von Feuerstellen zu verschiedenen Gerichten, und jede Speise hatte besondere Kännchen und Pfännchen, Feuer von der Seite und offenes Feuer. Die ganze Physiologie der Säftebereitung war hier in die Kochkunst übersetzt.

Sie gingen weiter. Jede Feuerstelle im Hause hatte ihr besonderes Kamin; Sonnenkamp hob das als wichtig hervor, denn er habe sich dadurch von den verschiedenen Windrichtungen unabhängig gemacht. Der Baumeister habe sich dagegen gestemmt und es habe auch viele Mühe und Kunst gekostet, die Durchzüge geschickt anzulegen.

Durch das Haus gingen überall elektrische Klingelzüge.

Auf den Treppen waren kostbare Decken, reiche Candelaber überall.

Alles war mit Pracht und Geschmack hergerichtet und zwar in einer gediegenen Pracht und mit durchdachtem Geschmacke; Gold, Marmor und Seide wirkten, ohne zu prunken, künstlerisch schön, nichts war überladen. Die Möbel standen nicht herum wie Dinge, die ihren Platz suchen, sie waren dem Bau angepaßt und schienen fest und heimisch; dennoch hatte die Einrichtung noch etwas Unbewohntes. Es sah aus, als ob die Einrichtung erst auf Menschen wartete, die da wirklich wohnen, nicht blos auf- und abgehen und sich umsehen sollten.

Schwere, große, seidene Vorhänge waren je mit den Tapeten übereingestimmt; die Stand-Uhren in allen Sälen waren aufgezogen, kleine Kunstwerke auf Kaminen und Gestellen wohl geordnet. Dennoch zeigte die Einrichtung keine besondere Physiognomie des Besitzers; es war nur jener Geschmack, der beim Tapezier bestellt werden kann, und nirgends ein Erbstück, ein Gegenstand, der Erinnerungen erwecken konnte. Und wie mochte das Alles auf die Seele Rolands wirken?

Erich wurde den Eindruck nicht los, daß man hier im eigenen Hause wie zur Miethe wohnt.

An der Nordseite des Hauses bei dem großen, mit rothen damastenen Tapeten bekleideten Saale war ein Erker, in dessen Mitte ein schöner Malachittisch stand, ringsum waren feste Sitze angebracht. Vier große Fenster oder eigentlich vier mannshohe Scheiben boten freie Ausblicke. In die zwischen den Fenstern befindlichen Wände waren in halber Höhe derselben die in Marmor gearbeiteten vier Tageszeiten von Rietschel eingelassen. Die Decke war mit feiner Stuckarbeit bekleidet, aus der ein schwebender Amor nicht herabzuhängen, sondern zu fliegen schien; die fein gearbeitete bronzene Figur hielt eine Fackel in der Hand, die als Gasflamme anzuzünden war.

„Hier allein,“ sagte Sonnenkamp, „habe ich Kunstwerke. Ich lüge mir und Andern nichts vor — ich habe eigentlich keinen Sinn für die bildende Kunst.“

„Auch das Künstlerthum ist eifersüchtig,“ entgegnete Erich; „die ausgesprochene Begabung für landschaftliche Gartenkunst mag den Ausdruck des Geistes in anderen Künsten verdrängen.“

Sonnenkamp lächelte.

Er führte seinen Gast in den Musiksaal. Dieser war ganz ohne Gold und Sammt, einfach mit Stuck an der Decke und einer meergrünen Tapete an den Wänden; seine Helligkeit hatte etwas Leuchtendes, als hänge Sonne an den Wänden; das Auge wurde nicht zum Schauen eines Bestimmten herausgefordert, so daß man um so aufmerksamer hören konnte, es trat keine Concurrenz der Sinne ein.

Erich fragte: „Wer ist in Ihrem Hause musikalisch?“

„Dieser Saal ist für meine Tochter eingerichtet,“ entgegnete Sonnenkamp, „von hier geht's in ihre Wohnung; ich sehe eben, sie steht offen.“

Er ging in das Zimmer, Erich blieb scheu an der Thüre stehen.

Die Jalousien waren herabgelassen. Sonnenkamp zog sie schnell in die Höhe. Der Ausblick ging über den großen Laubgang von Reben nach dem Oberrhein. Das Zimmer hatte eine weiße Tapete mit kleinen goldenen Sternen. Eine Anzahl von Photographien, durch ein blaues Band zu einem Kranze verbunden, in dessen Mitte ein großes Bild des Papstes, zierte die Langseite. Ueber dem weißen Bett mit weißen Vorhängen, die jetzt zurückgeschlagen

waren, hing ein fein geschnitztes elfenbeinernes Crucifix, darunter ein wohleingerahmtes Farbendruckbild, ein Diplom für Hermanna, genannt Manna Sonnenkamp, die in den Bund der reinen Kindheit aufgenommen war.

Ein Schreibtisch, ein kleines Büchergestell, zierliche Stühle, Alles ließ erkennen, daß hier die Wohnung eines Mädchens war, das still in sich lebt, wol zunächst von religiösen Gedanken bewegt. In diesem Raume war's, als schwebte darin ein die Seele ergreifender Gebethauch.

Der Blick Erichs haftete auf einem schönen Kamin von grünem Marmor, dessen Halbkreis mit lebendigem Epheu umzogen war und in dessen Vertiefung Blumen und Blattpflanzen standen.

„Meine Tochter hat in ihrem Zimmer während des Sommers den Kamin immer mit Blumen ausgefüllt,“ sagte Sonnenkamp heraustretend. „Nun kommen Sie in mein Arbeitszimmer.“

Sie traten in dasselbe. Es war mit ausnehmender Bequemlichkeit eingerichtet. Für jede Stimmung und jede Jahreszeit, für Einsamkeit und Gemeinsamkeit waren hier bequem gestellte Stühle und Sopha's und Tische, so daß das eine Zimmer deren mehrere in sich zu schließen schien; man war in einem großen Raum und doch dabei in anheimelnder Abgeschlossenheit. Diese Seite des Gebäudes war mit besonderm Geschick in die Landschaft eingefügt. Draußen sah man gleichstämmige Buchen und Platanen, die den Ausblick auf die oft kahl erscheinenden Rebenberge verdeckten, so daß der Blick auf den obern Theil der bewaldeten Höhe sich aufsetzte. In der Mitte, gerade vor dem Balconfenster, war die Burgruine zu schauen, die, wie Erich bereits gehört hatte, im Auftrage des Herrn Sonnenkamp ausgebaut wurde.

Nur ein einziges Bild hing hier: ein lebensgroßes Porträt Rolands aus seinem siebenten Jahre. Der Knabe sitzt auf einer umgestürzten antiken Säule, die Hand auf den Kopf eines schönen Neufundländer Hundes gelegt und starrt hinaus ins Weite.

Ein großer Waffenschrank mit Waffen aller Art stand in einer Nische.

Während Erich umblickte, schob Sonnenkamp zwei Thüren zurück, die sich in die Wände einließen, und führte ihn in seine Bibliothek, wie er es nannte. Man sah aber keine Bücher, sondern große Schachteln, Thon- und Porcellangefäße, wie in einer wohlgeordneten Apotheke. Es waren Sämereien aus allen Ländern

der Erde. Aus diesen Sämereigemächern führte eine besondere Treppe in den Garten. Sie war ganz von den Ranken der chinesischen Glycine überwachsen, die eben jetzt in traubenartigen Büscheln ihre blauen Schmetterlingsblumen trug. Sonnenkamp geleitete seinen Gast wieder in das große Arbeitszimmer zurück und hier sprach er davon, daß es ehedem sein Wunsch gewesen, Roland solle in den Handel eintreten. Er sprach vom Weltverkehr; für ihn gab es keine vereinzelte Thätigkeit, keine vereinzelte Produktion, ein Welttheil existirte nur durch den andern, die ganze Erde war der große Marktplatz, Eisen, Wolle, Tabake, Getreide betrachtete er in Schweden, Schottland, Ostindien und in der Havanna zu gleicher Zeit und ließ sie gegen einander aufstauen.

Sonnenkamp schien es heut entgelten zu wollen, daß Erich ihm so viel mitgetheilt. Erich war voll Staunens über die weitschauende Kraft des Mannes. Dabei bewahrte Sonnenkamp wohlgemessene Formen und ruhige Sicherheit. Er hatte die weite Welt gesehen mit jener Scharfsichtigkeit der Engländer und Amerikaner, die im Brillenverbrauch die geringste Nummer unter den Völkern haben. Er faßte die wesentlichen Merkmale unbelastet von Nebensächlichem und von Reflexion; es war eine feste Gegenständlichkeit in der Bezeichnung dessen, was er in fremden Landen gesehen.

Sonnenkamp hatte sein Anwesen gezeigt, Erich sollte wissen, daß er nichts ändern lassen wird.

Ein Diener kam und meldete, Herr von Pranken wünsche sich bei Herrn Sonnenkamp zu verabschieden.

Zwölftes Capitel.

Pranken ging mit der Reitgerte fuchtelnd im Hofe auf und ab, sein Reitpferd stand gesattelt. Mit anmuthiger Behendigkeit eilte er auf Sonnenkamp zu und sagte, daß er sich verabschieden müsse. Es war ein höflich neckischer Ton zwischen den Beiden. Als Sonnenkamp sagte, Pranken überrasche ihn mit seiner Abreise, erwiderte dieser, er sei überzeugt, dadurch in Consonanz mit seinem Freunde Sonnenkamp zu stehen; denn nichts sei widerwärtiger und mache das Leben so welk, als das beständige Bereden und Durch-

sprechen; er schieße den Hasen und überlasse die Herrichtung den gelehrten Kochkünstlern.

Prancken brachte das mit dem gewohnten rasselnden Tone vor und drehte dabei die Spitzen seines blonden Schnurrbarts. Von Erich nahm er sehr kühl Abschied und sagte, er hoffe ihn bei der Rückkehr von einer kleinen Reise noch hier zu treffen.

„Sollten Sie indeß bereits abgereist sein, so haben Sie die Gewogenheit, mich der gnädigen" — er machte eine Pause und sagte dann — „der Frau Professorin, Ihrer Mutter, zu empfehlen."

Er hatte den einen Handschuh ausgezogen, als er Sonnenkamp Lebewohl sagte, jetzt zog er ihn wieder an und reichte auch Erich die Hand. Erich war es nicht unlieb, daß sich Prancken in ein kühleres Verhältniß zu ihm stellte; vielleicht konnten sie hiebei friedlicher und unabhängiger neben einander gehen.

Prancken rief Sonnenkamp nochmals bei Seite und sagte, er habe ihm allerdings den jungen Gelehrten empfohlen — er betonte das Wort „jungen Gelehrten" mit eigenthümlich vornehmer Kälte — er bitte indeß, nicht darauf hin abzuschließen, sondern selbst genau zu prüfen.

„Herr Baron," erwiderte Sonnenkamp, „ich bin Kaufmann" — er machte eine lauernde Pause, ehe er fortfuhr — „ich weiß also, was Referenzen sind . . . Ich erkläre Ihnen, Sie sind von aller Verantwortung frei, und was die Prüfung anbetrifft . . . Herr Baron, ich bin Kaufmann" — wieder die lauernde Pause — „der junge Mann ist der Verkäufer und ein Verkäufer muß sich immer mehr kennen lassen als der Käufer und nun gar hier, wo der Verkäufer zugleich die Waare ist."

Prancken lächelte und nannte das die feinste Diplomatie. Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und sagte, es wäre am besten, Erich ohne Weiteres wieder fort zu schicken; er ging nach seinem Pferde, sprang behend in den Sattel. Sonnenkamp rief ihm noch zu, er möge nachsehen, ob die Magnolia im Klosterhofe gut gediehen sei. Sofort zum Galopp ansprengend, ritt Pranken davon.

Sonnenkamp fragte Erich, ob er nicht glaube, daß nur ein Mann, der von Jugend an sich der Adelsbevorzugung bewußt sei, dieses souveräne freie Spiel mit dem Leben gewinnen könne. Erich erwiderte, daß dem bürgerlichen Manne keine wirkliche Schönheit des Lebens verschlossen sei.

Auch Sonnenkamp ward sein Reitpferd vorgeführt, alsbald stieg er auf und ritt davon.

Erich suchte Roland auf und fand ihn bei seinen Hunden. Der Knabe wollte, Erich solle sich sofort einen der jungen Hunde auswählen.

„Und denke Dir,“ setzte er hinzu, „eine Taglöhnerin berichtet mir eben, daß das Erdmännchen vom Satan einen Schaden davongetragen habe. Geschieht dem einfältigen Menschen ganz recht; warum übernimmt er etwas, wenn er zu ungeschickt dazu ist?“

Erich sagte, wie grausam es sei, einen Menschen als Puppe zu betrachten und sich nicht um ihn zu kümmern, wenn man damit gespielt hat. Roland warf den Kopf unwillig zurück.

Schweigend stand er neben Erich und bat endlich, auch mit ihm auszureiten. Sie ritten nach dem Dorfe, Roland aber ließ sich nicht bewegen, zu dem Erdmännchen zu gehen; Erich ging allein, er fand das Männchen ächzend auf dem Bette liegen. Als er in das Haus des Krischers zurück kam, traf er Roland nicht; er war mit Satan in den Wald auf die Höhe gegangen.

Der Krischer grüßte Erich mit weniger Unterwürfigkeit; er rückte wol die Mütze, aber nur um sie etwas schief aufzusetzen, und näherte sich ihm in jener oberrheinisch vertraulichen Weise, wobei es immer ist, als ob man mit einem Glase anklinge und sich gütlich thue.

„Herr Hauptmann, haben Sie abgemacht?“ fragte er.

„Nein.“

„Darf ich Ihnen noch was sagen?“

„Warum nicht?

„Es kommt drauf an, wie man's ansieht. Der dort drunten“ — er wies mit dem Daumen nach der Villa zurück — „der kauft noch die ganzen Rheinlande. Aber sehen Sie da den Fuchshund —“

„Halt!“ fiel Erich ins Wort und erklärte mit Entschiedenheit, daß der Krischer kein Recht habe, so zu ihm und von einem Andern zu sprechen.

Der Krischer rauchte hastiger aus seiner Napoleonspfeife, dann sagte er:

„Ja, ja, Sie sind der, der den da drunten an der Gurgel packen kann, und ich sehe, ich bin nicht gescheidt genug für Sie. Sie wollen mir keinen Dank schulden; ich will keinen und auch keinen Lohn!“

Er murmelte vor sich hin, daß Alles, was den Reichen nahekomme, sich verderben lasse.

Roland kam aus dem Walde zurück. Erich erwartete, er werde nach dem Erdmännchen fragen. Der Knabe schwieg und schweigsam ritten die Beiden wieder zurück.

Erich ließ sich bei Herrn Sonnenkamp melden und erklärte, daß er nun in ein festes Verhältniß zu Roland eintreten müsse.

„Sie finden also auch, daß Roland ein vortrefflicher Junge ist?“

„Er hat viel Bestimmtheit und — ich weiß wohl, daß ein Vater das nur schwer anhören mag, aber nach Ihren eingehenden Fragen von gestern darf ich erwarten, daß Sie Freiheit genug besitzen —“

„Gewiß, gewiß; sprechen Sie nur offen.“

„Ich finde eine gewisse Hartherzigkeit und eine bei solcher Jugend überraschende Theilnahmlosigkeit für das rein Menschliche,“ fuhr Erich fort und erzählte, wie Roland sich gegen das Erdmännchen benommen hatte.

Ein Lächeln zuckte durch die Mienen Sonnenkamps, der nun fragte:

„Und Sie sind der Zuversicht, ein verdorbenes Gemüth zu veredeln?“

„Bitte, ich habe nicht von einem verdorbenen Gemüth gesprochen; ich möchte vielmehr sagen, Roland befindet sich jetzt auch im Mutiren der Geistesstimme und da läßt sich die bleibende Tonlage nicht ermessen, aber Behutsamkeit in der Einwirkung ist um so nöthiger.“

„Und was halten Sie von den Talenten Rolands?“

„So weit ich bis jetzt sehen kann, bemerke ich nichts, was über das gewöhnliche Maß hinausgeht; er hat natürlichen Verstand, leichte Fassungsgabe, aber Festhalten — das ist sehr fraglich. Ich bin über diese Constitution des Geistes noch nicht klar; ist sie nicht zu verbessern, so fürchte ich, wird Roland nicht glücklich, weil er an nichts anhaltende Freude gewinnt und Lust und Pflicht der Fortsetzung empfindet. Doch das sind vielleicht Grübeleien.“

„Nein, nein, Sie haben recht, ich habe kein Vertrauen zum Charakter meines Sohnes; er lebt stets auf kurze Sicht. Eine Sache, für die er etwas thun soll und deren Erfolg erst später erscheint, ist ihm langweilig und überdrüssig.“

„Das ist Kinderart.“

„Aber solche Kinder werden nie strenge Männer. Darum wollte ich, daß Roland die Pflanzen liebte; da müßte er lernen, daß es etwas gibt, das zu keiner Zeit vernachlässigt und vergessen werden darf."

„Es freut mich," entgegnete Erich, „daß Sie mich hier auf die tiefsten Punkte bringen. Zunächst also, daß ein Reicher und der Sohn eines Reichen ganz ähnlich wie der Fürst und ein fürstliches Kind immer nur dienende Freunde hat. Ich bin wider meinen Willen der Vergnügungskamerad Rolands geworden, da wird nun der nachfolgende Ernst abstoßend wirken."

„Ließen sich denn Vergnügen und Ernst nicht vereinigen?"

„Ich hoffe das. Man muß aber auch den Ernst bekennen."

Erich schwieg und Sonnenkamp fragte:

„Sie haben noch ein Zweites?"

„Allerdings. Das Andere liegt darin, dessen ich auch bereits erwähnt. Roland muß einen festen Punkt gewinnen, eine stetige, heimische Verbindung mit den Dingen der Außenwelt. Wer keine Jugenderinnerungen, keine tiefe Anhänglichkeit an ein Bestehendes hat, dem ist die Quelle der Gemüthsinnigkeit abgesperrt. Was die Seele im Tiefsten speist und tränkt, was man vielleicht die Muttermilch des Geistes nennen dürfte, das sind tiefe, anhängliche Jugenderinnerungen."

Sonnenkamp zuckte bei diesen Worten, und Erich setzte hinzu:

„Die Heimatlosigkeit schädigt die Seele Ihres Sohnes."

„Heimatlosigkeit? Verstand ich recht? Heimatlosigkeit?"

„Ja. Das innere Leben des Kindes bedarf der Angewöhnung. Ein einziges Festes in der Seele macht auch die Seele fest. Wenn ich sagte, daß der Mensch ein Ziel haben müsse, so muß er auch einen festen Ausgangspunkt haben, und das ist die Heimat. Sie sagten mir, daß Roland an nichts rechte Freude habe. Kommt das nicht davon, weil der Knabe heimatlos, ein Kind der Gasthöfe, nirgends eine Einwurzelung, noch mehr, keine festen Anschauungen, keine Bilder hat, in die er sich eingelebt, wohin seine Phantasie immer wieder zurückkehrt? Er hat, wie er mir erzählte, im Colosseum zu Rom, im Louvre zu Paris, im Hydepark zu London und am Genfersee gespielt und nun überhaupt, in Europa lebend, doch immer im stolzen Bewußtsein seines Amerikanerthums, gibt das nicht eine Unruhe in die Seele, die kein Gedeihen aufkommen läßt?"

„Ich sehe," entgegnete Sonnenkamp und lehnte den Kopf zurück, „Sie gehören doch auch zu den eingeheimsten Deutschen, die durch die ganze Welt in Wirklichkeit und in Gedanken rennen und sich dabei immer höchst selbstgefällig streicheln: Ach, ich bin so gemüthlich, das habt Ihr Alle nicht. — Pah! ich sage Ihnen, wenn ich meinem Kinde etwas Gutes gebe, so glaube ich, ist es besonders das, daß es die Sentimentalität der sogenannten heimatlichen Eingesessenheit nicht hat."

„Eben darum," fiel Erich ein, „mußte ich Sie auch fragen, ob Roland sich als Deutscher oder Amerikaner fühlen soll."

Sonnenkamp hörte kaum darauf, er fuhr fort:

„Der Pfiff der Locomotive verscheucht all das frühere so gehätschelte Heimweh. Wir sind in der That Weltbürger und gerade das ist das Große, noch nie Dagewesene des Amerikanismus, daß keine nationale Beschränkung oder gar ein Pfahlbürgerthum die Seele beengt. Das Heimatsgefühl ist ein altes Uebel und ein Vorurtheil. Roland soll ein freier Mensch werden!"

Erich war still. Erst nach geraumer Weile sagte er:

„Es ist vielleicht nicht gut, daß wir uns ins Allgemeine begeben. Ich wollte nur sagen, so wenig eine Reise ein inneres Vergnügen schafft, wenn man kein Ziel hat, das man erreichen, keinen Zweck, den man unterwegs pflegen will, so wenig kann ein Leben, das auf kein bestimmtes Thun und Erkennen hinzielt, die Ruhe des Daseins geben."

„Ich ehre und schätze Ihren großen Ernst," versetzte Sonnenkamp und entschuldigte sich, daß er jetzt diese Erörterung abbrechen müsse.

Erich verließ die Arbeitsstube Sonnenkamps und ging zu Roland. Er fand den Knaben damit beschäftigt, ein Stück halb rohen Fleisches zu kauen und das Gekaute dem neu abgerichteten Hunde Satan zum Fressen zu geben; das sollte nach der Angabe des Krischers den Hund unzertrennlich von ihm machen. Eine Weile sah Erich zu, dann ersuchte er Roland, den Hund fortzuschicken, denn er habe ihm etwas zu erzählen.

„Kann denn der Hund nicht dabei sein?"

Erich antwortete nicht, er sah, daß er zuerst die Concurrenz mit den Hunden zu beseitigen habe. Als er nun nochmals einen auffordernden Blick auf Roland wendete, sagte dieser: „Komm', Satan, wart' hier vor der Thür!" und sich zurückwendend, sprach er:

„So, nun erzähle.“

Erich erfaßte die Hand Rolands und legte ihm dar, daß er gekommen sei, um sein Erzieher zu werden. Roland stemmte sein schönes Haupt auf die leicht geballte linke Hand und starrte den Redenden mit seinen großen unstet brennenden Augen an.

„Das wußte ich,“ sagte er endlich.

„Und wer hat Dir's gesagt?“

„Der Krischer und Joseph.“

„Und warum hast Du mir nichts davon kundgegeben?“

Roland ließ sich zu keiner Antwort herbei, er wendete nur einmal den Blick, da Erich hinzusetzte, daß er dem Vater nicht habe vorgreifen wollen und daß er selber zuerst habe prüfen müssen, ob er sich für dieses Haus eigne. Noch immer schwieg Roland. Der Hund kratzte an der Thür, Roland schaute nach derselben, aber er wagte nicht, sie zu öffnen. Erich that's. Der Hund sprang herein und schmiegte sich an Roland, dann ging er auch zu Erich und leckte ihm die Hände; es war, als sei er ein geheimer Bote, ein stiller und vielsagender zwischen den Beiden.

„Er hat Dich auch gern!“ rief Roland in kindischer Lust, sprang auf und warf sich an die Brust des Mannes, und dieser hielt ihn fest umschlungen; der Hund bellte, wie wenn er sprechen müßte.

„Wir wollen treu zusammenhalten,“ rief Erich, den Knaben von sich loslassend; „ich hatte einen Bruder in Deinem Alter, Du sollst mein junger Bruder sein.“

Roland hielt stumm die rechte Hand Erichs in seinen beiden Händen.

„Nun laß uns gleich frisch und munter unser Leben anfangen.“

„Ja,“ entgegnete Roland, „wir wollen Satan aus dem Wasser apportiren lassen, er kann's prächtig.“

„Nein, Roland, wir wollen arbeiten. Laß einmal sehen, was hast Du denn eigentlich gelernt?“

Erich hatte wohl bemerkt, daß Roland, der in Anderem mangelhaften Wissens war, in der Geographie ziemlich gute Kenntnisse hatte. Er prüfte ihn daher und Roland war glücklich, genaue Antworten geben zu können. Allmälig gingen sie in andere Wissensgegenstände über und da sah es wüst aus, das Latein vor Allem haßte Roland mit einer persönlichen Feindschaft.

„Wir wollen mit Ruhe das Nöthige lernen,“ tröstete ihn

Erich, „dann aber wollen wir reiten, fahren, schießen, fischen und im Kahne rudern."

Diese Aussicht erheiterte den Knaben sehr, und als jetzt die Glocke vom Thurme schlug, sagte er plötzlich:

„In einer Stunde ist Herr von Prancken bei Manna. Ich will auch so gut reiten, fechten und schießen lernen, wie Herr von Prancken. Ich habe Herrn von Prancken einen Brief an Manna mitgegeben."

„In welcher Sprache schreibst Du?"

„Englisch" ...

Dreizehntes Capitel.

Man war im Garten; Sonnenkamp sagte leichthin zu Erich, daß sich ein neuer Bewerber eingestellt habe, der vom letzten Lehrer Rolands, dem Kandidaten Knopf, warm empfohlen wäre; er befahl Joseph, den Fremden einzuführen.

Ein schlanker, sonnenverbrannter Mann trat ein. Er wurde der Gesellschaft vorgestellt; Erich wurde nur Hauptmann genannt, der Doctor war einstweilen zur Ruhe gesetzt. Der Fremde — er hieß Professor Crutius — war ein Studiengenosse des Kandidaten Knopf, war viel in der Welt umhergeworfen worden und zuletzt mehrere Jahre Lehrer an der Kadettenschule zu West-Point in der Nähe von Newyork gewesen. Er berichtete das mit großer Leichtigkeit, aber in etwas herber Betonung.

Sonnenkamp wollte die beiden Gelehrten ein Turnier ausführen lassen, dem er in Behagen zuschaute; aber es wurde vereitelt, da Erich dem Fremden nicht nur die Gelegenheit bot, sich in vortheilhafter Weise kund zu geben, sondern auch bescheiden von der reichen Welterfahrung des Mannes sich belehren ließ.

Der Fremde schien schnell zu ahnen, daß Fräulein Perini im Mittelpunkte dieses Hauses stand, und er fand mit ihr gute Anknüpfungspunkte. Crutius hatte eine amerikanische Familie nach Italien begleitet und war von Nizza aus in die neue Welt gekommen. Mit Unbefangenheit und Sachkenntniß schilderte er die Eigenthümlichkeiten eines amerikanischen Knaben aus der obern Schicht und wie man einen solchen behandeln müsse. Diese Dar-

legung war offenbar für Roland gegeben, der den Fremden staunend ansah.

Er ging zu seinem Vater und sagte leise aber bestimmt:

„Schick' ihn fort — ich will ihn nicht."

„Warum?"

„Weil ich Herrn Erich habe und weil diesen da Herr Knopf geschickt hat," entgegnete Roland und ging davon.

Der Fremde tastete im Gespräche hin und her, um die Stimmung zu erkunden, mit der man hier im Hause an Amerika denkt. Als Sonnenkamp mit großer Heftigkeit hinwarf, er wünsche Amerika einen Dictator, der die Zerfahrenheit und Unbotmäßigkeit zu Paaren treibe, sagte Crutius: es gäbe in der neuen Welt sehr Viele — sie wagten nur nicht es zu sagen — die innerlich die Sehnsucht und die Ueberzeugung hegten, daß Amerika der Monarchie entgegengehe.

Sonnenkamp nickte vor sich hin und pfiff wiederum unhörbar.

„Wo sind Sie abgestiegen?" fragte er plötzlich den Fremden.

Crutius nannte einen Gasthof des Städtchens.

„Da sind Sie sehr gut einlogirt."

In den Mienen des Fremden zuckte es; er hatte offenbar erwartet, daß man sein Gepäck holen lasse und ihn zunächst als Gast im Hause behalte. Sonnenkamp dankte sehr höflich für den Besuch und bat den Fremden, genau seine Adresse anzugeben, damit man ihm schreiben könne. Die Hand des Fremden zitterte, da er ein sehr verbrauchtes Taschenbuch herausnahm und seine Karte abgab; er verabschiedete sich mit erzwungener Höflichkeit.

Sonnenkamp ersuchte Erich, seinen Collegen ein Stück Weges zu begleiten, und händigte ihm mehrere Goldstücke ein, die er dem bedürftig Erscheinenden in passender Weise übergeben möge.

Ist dies Vertrauen oder Dienst? fragte sich Erich, als er dem Fremden nachging.

Er holte denselben noch an der Mauer des Parks ein. Als Erich ihm sagte, daß er ebenfalls Lehrer sei, veränderten sich die Mienen des Professors.

„Ah," rief er aus, „also auch ein Lehrer und wol mein Concurrent?"

Erich bejahte. Crutius sah ingrimmig drein, er war den freundlichen Ermunterungen des Hauptmanns, den er für einen Vertrauten des Hauses hielt, willig gefolgt; nun war das also

auch ein Lehrer! Etwas vom Aerger über diese Täuschung knirschte er durch die Zähne.

Mit großer Zartheit brachte Erich das Anerbieten des Geldgeschenkes vor.

„Ha!“ lachte Crutius. „Er kennt mich, er will mich beschenken, mich zu Dank verbinden und sich loskaufen!“

Erich sagte, daß er diese Ausrufungen nicht begreife.

„So?“ höhnte Crutius. „Also eine Unschuld mit Hauptmannsrang? Und das läßt sich auch kaufen? Die ganze Erde ist eine Trödelbude. Was thut's? Die Höhle, wo der Tiger seine Beute verzehrt, ist sehr schön, sehr geschmackvoll; Maurerpolier und Tapezier können viel zuschmieren! Entschuldigen Sie, ich habe am Morgen Wein getrunken und bin das nicht gewöhnt. Gut, geben Sie her! Meinen allerunterthänigsten Gruß nach Villa Eden! Ein schöner Name!“

Ohne ein Wort der Erklärung faßte Crutius das Geld, griff an den Hut und entfernte sich mit raschen Schritten.

Erich kehrte nachdenklich zu Sonnenkamp zurück. Mit großer Zutraulichkeit hieß Sonnenkamp ihn zu sich setzen und fragte:

„Er hat das Geld genommen und sich natürlich kaum bedankt?“

Erich bejahte.

Bei all seiner Abgeschlossenheit schien Sonnenkamp doch eine gewisse Mittheilungslust zu haben und diese gegen einen Mann wie Erich walten zu lassen. Er erging sich in lustigen Betrachtungen, wie viele Existenzen auf eine Beute des Zufalls warten; man öffne nur einen Honigtopf, plötzlich seien Bienen und Wespen und Goldfliegen da, von denen man eine Minute vorher nichts gesehen. Dann fuhr er fort:

„Ich kann Ihnen einen Beitrag zu Ihrer Menschenkenntniß geben.“

„Von Herrn Crutius?“

„Nein, von Ihrem sehr bemitleideten Erdmännchen. Es ist eine Freude, was für ein geriebener Schelm das ist; ich wußte es längst, da er mit Geschick schwarze Walderde droben von der Höhe zu stehlen weiß; nun aber ist der Schaden, den er von der Hundedressur davon getragen haben will, nichts als Lüge. Ich habe das Roland bereits mitgetheilt, und es freut mich, daß er schon früh die Schlechtigkeit und Lügenhaftigkeit der Menschen kennen lernt.“

„Sie werden das Erdmännchen nun nicht mehr in Ihrem Dienste behalten?“ fragte Erich.

„Im Gegentheil! Mich freut's, daß das putzige Männchen so viel Schelmerei hat. Ich wünschte, ich hätte ein halb Dutzend Gauner zur Hand, um Roland lehren zu können, wie man mit dem Gelichter verkehrt.“

„Das werde ich ihn nicht lehren können,“ sagte Erich.

„Das sollen Sie auch nicht, Sie sind zu Andrem da.“

Erich sah die Menschenverachtung Sonnenkamps, sie erschien ihm als Folge des bewegten amerikanischen Erwerbslebens und um so mehr hoffte er ein Gutes zu wirken, indem er die Leitung Rolands übernahm.

Ein Diener meldete, daß Roland am Ufer auf Erich warte; er ging zu ihm und Roland löste den schönen Kahn und ruderte mit Erich hinaus auf den Strom, der jetzt dunkelgrün war. Die dichtbelaubten Inseln droben schienen wie aus der grünflüssigen Fläche des Wassers herauszuwachsen.

Ein frischer Wind trieb Kräuselwellen; Roland spannte das Segel auf und zeigte sich gewandt, das Element beherrschend; jede seiner Bewegungen war so voll Anmuth, daß Erich ihn mit frohem Blicke betrachtete.

Erich war auf dem Wasser ganz fremd, er gönnte Roland gerne den Triumph, ihn zu unterrichten, wie man das Fahrzeug nach Lust und Laune lenkt und wendet. Es war eine Fröhlichkeit in der Stimme Rolands, die man bisher noch nicht gehört hatte.

Mit aufgeblähtem Segel fuhren sie dahin und die hoch aufspritzenden Wellen schlugen klatschend an das Fahrzeug. Roland erzählte, daß der Kandidat Knopf ihn erst auf dem Wasser heimisch gemacht habe. Rudern, Segeln und Steuern und den Kahn im Kreise treiben, das habe Knopf besser verstanden als der geübteste Steuermann, ja besser als die Steuermännin, eine große, mächtige Frau, die eben jetzt Roland anrief, indem sie einen am Schleppschiff hängenden großen Kahn lenkte, während der Mann, eine nicht minder mächtige Gestalt, am Mastbaum lehnte.

Roland steuerte auf das Schleppschiff und hing seinen Kahn an das am Tau hängende Schiff, das die Steuermännin regierte. Sie plauderte mit ihm, sah aber beständig zurück, denn sie mußte Richtung inne halten. Als Roland weit genug hinauf gefahren war, löste er den Kahn ab und fuhr mit der Strömung zurück.

Erich lenkte das Gespräch auf den Kandidaten Knopf. Roland wollte nichts weiter von ihm erzählen und auch nicht von anderen früheren Lehrern; sie waren ihm offenbar gleichgültig, wie Kellner im Gasthofe, die gestern aufwarteten. Nur aus der Art, wie Roland einige Worte gesprochen, ließ sich erkennen, daß Kandidat Knopf seinen Zögling sehr geliebt haben mußte.

Die Rede kam auch auf das Erdmännchen, Roland nahm die Schelmenstreiche desselben sehr gleichgültig auf; er war der Ansicht, daß alle armen Leute Schelme seien.

Der Knabe hatte schon früh eine gewisse Weltverachtung gewonnen und schien Niemand und nichts zu haben, woran er unzertrennlich hing, und dessen Gedenken ihn tiefer belebte. Nur mit seiner Schwester schien er inniger zusammenzuhängen, denn als er mit Erich nach der Villa ging, sagte er:

„Jetzt geht Manna mit Herrn von Prancken. Ich glaube, wenn sie kommt, wirst Du sie auch lieb haben.“

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Die zahlreiche Dienerschaft im Erdgeschosse der Villa führte ihr eigenes Leben. Herr Sonnenkamp hatte ein weises Gesetz, obgleich es Viele hartherzig fanden: seine sämmtlichen Dienstboten mußten unverheirathet sein.

Es war Mittag. Lange bevor oben die herrschaftliche Tafel angerichtet wird, speist man hier. Zwei Reitknechte und ein dritter Kutscher, die die Stallwacht haben, speisen schweigend allein, denn sie müssen die Anderen ablösen.

Oberster Herrscher hier unten ist der weißgekleidete Chef — so wird der Oberkoch genannt. Er ist wohlbeleibt, von stattlicher Gestalt, bartlosen Antlitzes, mit großer Habichtsnase; er spielt hier den Marquis. Sein Deutsch ist eine Art Kauderwelsch, aber er regiert die ihm untergeordneten Köchinnen und Küchenmägde mit großer Sicherheit.

Die Wachhabenden haben abgespeist. An einer langen Tafel ist für mehr als ein Dutzend Menschen gedeckt, die allgemach herankommen.

Zuerst kommt — denn man läßt ihm den Vortritt — der Oberkutscher Bertram, eine gewaltige, riesenhafte Erscheinung. Er hat einen großen, in zwei dichte spitze Wellen getheilten röthlichen Bart, trägt eine lange, bis über die Hüften hinabreichende gestickte Weste und darüber eine weiß und blau gestreifte Interimsjacke, nur durch eine kleine Auszeichnung von der der anderen Stallbediensteten unterschieden.

Mit einem Gruß gegen das Küchenpersonal setzt sich Bertram zu oberst an den Tisch, ihm zur Rechten nimmt Joseph, zur Linken der Obergärtner seinen Platz. Nach diesem setzt sich ein kleines Männchen mit knolligem Gesicht und sehr beweglichen Augen; es ist Lutz, der Courier. Nun setzen sich die Anderen, je nach ihrem Rang, so daß am unteren Ende die Stallburschen und Gärtnerjungen sitzen.

Die erste Köchin, ein besonderer Günstling der Fräulein Perini, hielt streng darauf, daß, bevor man speiste, gebetet wurde. Bertram, der riesenhafte Kutscher, ein entschiedener Freigeist, machte sich während des Gebets immer mit seiner großen gestickten Weste zu thun, die er stolz über die Hüften herabzog. Joseph faltete die Hände, bewegte aber die Lippen nicht; die Uebrigen beteten leise mit.

Kaum war die Suppe verspeist und etwas vom Wein genippt — denn täglich bekamen die Diener ihren Wein — so begann Bertram:

„Ich warte nur, ob mich der Herr Hauptmann Dournay erkennen wird; ich stand ja bei seiner Batterie."

Damit waren die Zungen gelöst und war das Thema gegeben.

„So?" fiel Joseph ganz glückselig ein. „Er war gewiß recht beliebt?"

Bertram fand nicht für nöthig, darauf geradezu eine Antwort zu geben. Er sagte nur, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Dournay auch einmal Dienstbote würde.

„Dienstbote?"

„Ja, Dienstbote wird er wie wir, und weil er etwas in den Büchern gelernt hat, dafür wird er Hofmeister."

Joseph lächelte wehmüthig und gab sich alle Mühe, der Tischgesellschaft die rechte Meinung beizubringen. Er pries zuerst den hochberühmten Vater Erichs, der gewiß zwanzig Orden gehabt habe, und dessen Frau, die von hohem Adel war. Die Namen aller Wissenschaften — und zwar die schwer verständlichsten: Anthropologie, Zoologie, Osteologie, Archäologie und Petrofactologie — deren er nur habhaft werden konnte, warf er den Genossen an den Kopf und rühmte, daß der Hauptmann Dournay das Alles verstehe; er allein sei eine ganze Universität. Es gelang Joseph aber nicht, die Dienerschaft zu überzeugen, daß Erich etwas Anderes werde als ein Diener.

In hochpreußischem Dialekt sagte der Obergärtner:

„Jedenfalls ist er ein schöner Mann und sitzt gut zu Pferde; von der Gärtnerei versteht er aber nichts.“

Lutz, der Courier, rühmte, daß Erich recht gut Französisch und Englisch spreche; Russisch, Türkisch und Polnisch verstünden natürlich die Herren Gelehrten nicht; denn Lutz, der als Schneidergeselle alle Länder durchreist hatte, verstand alle Sprachen. Er hatte ehedem Fräulein von Prancken, die jetzige Gräfin Wolfsgarten, und zwei Engländerinnen begleitet, nunmehr diente er Herrn Sonnenkamp als Courier auf Reisen, die übrige Zeit war er müßig, wenn man nicht etwa Abholen und Abliefern des Briefbeutels auf der Bahnstation und daneben das Zitherspiel, das er mit Pfeifen begleitete, eine Arbeit nennen will. Es schien ein stillschweigendes Uebereinkommen am Tische, daß man auf eine Rede des Lutz nicht erwidere; nur die zweite Köchin, mit welcher er in einem zarten Verhältniß stand, lächelte ihm zu.

Ein Mann mit sarmatischen Mienen, dem Ton seiner Aussprache nach ein Pole, rühmte, daß es doch wieder Herr von Prancken sei, der den Mann ins Haus gebracht habe. Bertram stieß Joseph ein wenig an und lobte dann Herrn von Prancken übermäßig, Joseph zwinkerte mit den Augen, wie wenn er sagen wollte: Recht so, es ist kein Zweifel, daß der Pole im geheimen Dienst des Herrn von Prancken steht.

Man sprach nun davon, ob Herr von Prancken wol auch im Hause wohnen werde, wenn er Manna heirathe, denn daß dies geschehen werde, war ausgemacht.

Ein Gärtner, der etwas stammelte, berichtete, man habe im Dorfwirthshause gesagt, Herr Sonnenkamp sei ein Schneider gewesen. Alle lachten und der stotternde Gärtner, der ohnedies der Gehänselte des Kreises war, wurde nun zu allgemeiner Erlustigung immer mehr zum Reden aufgereizt.

Bertram nahm die Wellen seines langen Bartes in beide Hände und rief:

„Wenn nur Mir einmal Einer so etwas sagte, ich wollte dem zeigen, wie ihm seine eigenen Zähne schmecken.“

„Lassen Sie doch die Menschen reden,“ beschwichtigte der Obergärtner. Er lächelte im Voraus über seine Weisheit, indem er hinzufügte: „Sobald es einem Manne gut geht, muß er sich böse Nachrede gefallen lassen.“

Ein Stallbursche berichtete von Raufhändeln, die man mit den Dienern des sogenannten Weingrafen gehabt habe, da diese die Bediensteten des Herrn Sonnenkamp verspotteten, weil sie einem Manne dienten, von dem man nicht wisse, wer und woher er sei; Einer habe sogar gesagt, Frau Sonnenkamp sei eine gekaufte Sklavin.

Die geheime Geschichte und zwar die nicht sehr erbauliche vieler Häuser wurde erzählt, bis die dicke Köchin endlich rief:

„Laßt doch das Gerede! Meine Mutter hat immer gesagt: Sei ein Haus groß oder klein, vor jeder Thüre liegt ein Stein."

Der zweite Gärtner, das Eichhörnchen genannt, ein spindeldürrer Mann mit spitzem Gesichte, der sich manchmal zu den Betstunden der Frommen in der Gegend hielt, begann eine salbungsvolle Predigt über Nachreden. Er war früher Gärtner gewesen, dann Polizeidiener in einer nordischen Hauptstadt, wo ihn Sonnenkamp kennen lernte und wieder in seinen ursprünglichen Beruf zurück versetzte; er bediente sich seiner zugleich bei manchen Aufträgen, die eines Mannes von treuherzigem Benehmen bedurften.

Eine alte Küchenmagd, die abseits saß, den Teller auf dem Schoße haltend, rief plötzlich:

„Wenn ich so ein junges reiches Fräulein wäre wie das unsere, ich weiß, was ich thäte."

„Und was thätest Du?"

„Den schönen Herrn, der angekommen ist, den thät ich heirathen; der gefällt mir viel besser."

Alles lachte.

Plötzlich erscholl eine Stimme von der Decke:

„Bertram soll den Glaswagen anspannen, Joseph heraufkommen!"

Die Tischgesellschaft löste sich auf; die Stallknechte gingen in den Stall, wo sie ihre Pfeifen schmauchten, die Gärtner in den Park und die Treibhäuser. Joseph sagte noch eilig zweien Dienern, daß sie den Tisch decken sollten, und stille war's unter der Erde. Nur die Kessel brodelten und zischten, und der Chef schaute mit vornehmer Miene nach den Fortschritten seiner Arbeit.

Eine Stunde später empfing Lutz die Briefe, die er zur Station zu befördern hatte, und scheinbar harmlos erzählte er, daß der neue Erzieher in Bertram, der ehemals in dessen Batterie gestanden, und in Joseph, der sich ihm von der Universität her

verpflichtet fühle, einen Anhang im Hause habe. Es war nie gesagt, daß Lutz der Spion unter den Dienstboten sein sollte; es verstand sich zwischen ihm und seinem Herrn von selbst.

Zweites Capitel.

Es war am Sonntag in der Frühe, als Erich Herrn Sonnenkamp im Garten begegnete und gefragt wurde, ob er mit zur Kirche gehe. Erich erwiderte, er stehe außerhalb der Confession und wolle keinen Act der Heuchelei begehen; als Zeichen der Achtung für eine fremde Confession könne er wol zur Kirche gehen, aber man würde es ihm hier anders deuten.

Sonnenkamp schaute ihn wie prüfend an; aber diese Gradheit schien doch Wirkung zu üben, denn er sagte:

„Gut; man weiß gleich, wie man mit Ihnen dran ist."

Der Ton war doppelartig, aber Erich deutete ihn in gutem Sinne.

Als Alles zur Kirche gegangen war, saß Erich allein; er schrieb an seine Mutter.

Die Glocken im Dorfe läuteten und Erich schrieb, wie er die hohe Berufung erfasse, ein Menschenkind, das mit der viel wirkenden Macht des Reichthums ausgerüstet sei, den rechten Weg zu führen. Und unter dem Glockenton kam plötzlich die Erinnerung an jene Geschichte aus dem Evangelium, wie der reiche Jüngling zu Jesus kommt. Er wußte Anrede und Antwort nicht mehr genau, er suchte in der Bibliothek Rolands nach einer Bibel, fand aber keine; und doch war's ihm, als könne er nicht weiter, bis er jenes Begebniß wieder genau wisse.

Er ging hinab in den Garten; hier traf er den Gärtner, das sogenannte Eichhörnchen, der ihm auf die Frage, ob er eine Bibel habe, mit großer Freude eine bejahende Antwort gab. Unter salbungsvollen Worten, daß es ihm heute nicht möglich sei, nach der Stadt in die protestantische Kirche zu gehen, holte er seine Bibel und Erich ging damit auf sein Zimmer.

Er schrieb nicht weiter, er las lange; dann saß er, den Kopf in die linke Hand gestützt und starrte drein, bis Roland

aus der Kirche kam und das Gebetbuch aus der Hand legte. Als Erich jetzt die Hand faßte, die das Gebetbuch weggelegt hatte, zuckte ihm die Frage durch die Seele: Wirst du dem Jüngling ein ähnliches Festes und Erhebendes als Ersatz geben können?

Roland sagte:

„Du hast Dir eine Bibel geholt?“ und daß sich dies durch den Gärtner bereits im ganzen Hause verbreitet habe.

„Kennst Du das hier?“ fragte Erich und legte Roland die Stelle vom reichen Jüngling vor.

Roland las, und als Erich ihn fragte, was er dazu denke, sah Roland ihn starr an; er hatte offenbar die Schwere des Räthsels, das sich hier darlegte, nicht erkannt. Erich vermied es, ihm schon jetzt die Bedeutung desselben zu erklären. Ein Samenkorn liegt in erster Zeit regungslos in der Erde, bis es durch einwirkende Kräfte erweckt wird. Erich wußte, daß in diesem Augenblicke ein solches Samenkorn in die Seele des Jünglings gefallen war. Er wollte ruhig der Zeit harren, bis es keimt und aufgeht.

Er willfahrte Roland, mit ihm dem Major entgegenzugehen, der allsonntäglich zu Tische kam. Unter den Nußbäumen an der Straße wandelten sie eine Strecke dahin, dann ging es bergauf durch die Weinberge. Bei einem großen Stück Landes, wo lauter helle Pfähle standen, sahen sie den Major, den wir bereits auf Wolfsgarten kennen gelernt; er war heute in voller Uniform mit seinen sämmtlichen Orden.

Während die angesehenen Bewohner der Gegend sich zum Hause Sonnenkamp mit großer Zurückhaltung benahmen, war der Major die Fahne der Vornehmheit für dieses Haus; Frau Ceres war besonders beglückt, daß ein Mann mit so vielen Orden ihr so freundlich huldigte.

„Haben Sie ihn schon?“ rief der Major Erich zu. „Halten Sie ihn nur fest im Zaum.“

Auf den Weinberg deutend, sagte er:

„Uebers Jahr bekommen wir — heißt das Herr Sonnenkamp — da den ersten Wein. Haben Sie schon einmal Jungfernwein getrunken?“

Erich verneinte und der Major erklärte, daß man das erste Erträgniß eines Weinberges so bezeichne.

Der Major schleppte nicht nur das linke Bein nach Art der Tamboure, sein Gang war auch wie beständiges Stürzen und Sichaufrechterhalten, er blieb alle paar Schritte stehen und schaute lächelnd um. Er lächelte Jedem zu, der des Weges kam. Warum sollten die Menschen immer ein trübes Gesicht sehen und das Unangenehme davon haben, daß er nur schwer gehen kann?

Er fragte nun Roland, ob die Mutter bereits wieder aufgestanden sei. Denn Frau Ceres brachte jeden Sonntag das nicht geringe Opfer, schon um neun Uhr aufzustehen, und was nicht minder viel heißen will, in einer einzigen Stunde ihre Toilette zu vollenden und dann mit der Familie zur Kirche zu gehen; dafür holte sie jedesmal den versäumten Schlaf nach, indem sie sich vor Tische noch einmal vollständig zu Bette begab und dann erst die eigentliche Sonntags-Toilette machte.

Als man wieder auf der ebenen Landstraße anlangte, begegnete ihnen der Architekt, der ebenfalls zu Tische kam; er gesellte sich zu Erich, während Roland mit dem Major ging. Die Männer mußten alle noch einmal die Hunde Rolands in Augenschein nehmen, bevor man sich im Balconsaale versammelte. Hier trafen sie bereits den Doctor und den Pfarrer bei Herrn Sonnenkamp.

Kaum war Erich kurz vorgestellt, als Frau Ceres im Prachtgewande erschien. Der Major reichte ihr den Arm, die Diener schoben die Flügelthüren zurück, man ging durch mehrere Zimmer in den Speisesaal.

Zur Linken der Frau Ceres erhielt der Major, zu ihrer Rechten der Pfarrer seinen Platz, neben diesem Fräulein Perini, worauf der Arzt, Sonnenkamp, der Architekt, Roland und Erich ihre Plätze einnahmen.

Heute sprach der Pfarrer laut das Tischgebet.

Das Gespräch war anfangs für Erich vollkommen unverständlich, denn es war von Personen und Verhältnissen die Rede, die er nicht kannte. Das große Weinhandlungshaus, dessen Sohn mit Prancken die schönen Pferde eingekauft, wurde viel besprochen. Der Chef hatte in einem seiner stromaufwärts liegenden Keller eine Weinversteigerung abhalten lassen, bei welcher enorme Preise erzielt worden. Es hieß, er wolle das Geschäft ganz aufgeben, um nach der Residenz zu ziehen, denn der gewandte alte Herr suche sich mit großer Beflissenheit dem Hofe bemerklich und beliebt zu machen.

„Ich traue ihm den Wahnwitz zu, daß er nach dem Adel strebt," rief der Doctor.

Herr Sonnenkamp, der eben ein Stück fein zubereiteten Fisches nach dem Munde geführt hatte, hustete heftig und wurde so roth im Gesichte, daß alle Tischgenossen um ihn bangten; er beruhigte sie indeß bald und erklärte, er habe nur unvorsichtigerweise eine Gräte verschluckt.

Der Major fand es unpassend, daß der große Weinhändler sich von der Regierung als Candidat für das Abgeordnetenhaus aufstellen ließ, und zwar gegen einen Mann wie Herr Weidmann. Erich ward aufmerksam, da dieser Name jetzt wieder genannt wurde; es war immer wie ein unnennbares Ehrengefolge, wenn dieser Name erschien. Der Doctor fuhr fort: der Weingraf wolle offenbar nur seinen Ehrgeiz und sein Bestreben befriedigen, sich der Regierung beliebt zu machen, und das gelänge ihm, obgleich er wisse, daß er unterliege, denn er erscheine dadurch in der Oeffentlichkeit als eine Stütze der Regierung.

„Nun, Herr Pfarrer," fragte er geradezu, „für welchen Candidaten wird die Geistlichkeit stimmen?"

Der Pfarrer, eine große schlanke Gestalt mit weißen Haaren und wunderbar glänzenden Augen, die unter dichten Brauen scharf und ruhig umschauten, vereinte Würde und Gewandtheit in seinem Benehmen. Er hätte gern geschwiegen, nun aber sagte er — die linke Hand bewegend, an der er Daumen und Zeigefinger zusammenlegte — daß gegen die bürgerliche Tüchtigkeit Weidmanns durchaus nichts einzuwenden sei.

Der Doctor schien sich diese ablehnende Antwort gefallen zu lassen. Der Major aber hob mit großer Bestimmtheit den edlen Charakter Weidmanns hervor, der siegen müsse.

Der Major sprach immer mühsam und wurde purpurroth bis zu den weißen Haaren hinauf, wenn er nicht blos zu seinem Nachbar, sondern zur ganzen Tischgenossenschaft sprechen mußte.

„Sie reden als Bruder Freimaurer," neckte ihn der Arzt.

Der Major sah ihn grimmig an und schüttelte verweisend den Kopf: über solche Dinge scherzt man nicht — aber er schwieg.

Sonnenkamp erklärte, daß er, obgleich steuerzahlender Bürger dieses Landes, doch gar nicht wähle; er sei an große Verhältnisse gewöhnt und betrachte sich und sein Haus in Deutschland überhaupt nur als Gast.

Der Blick Erichs und des Doctors begegneten sich, dann sahen Beide auf Roland. Was wird aus einem Kinde, dem man sagt, der Staat, in dem Du lebst, geht Dich gar nichts an?

Der Arzt hatte einmal angefangen, den Major zum Gegenstande der Neckerei zu machen, und ließ nun nicht mehr davon ab. Der Arzt, als der Joviale bekannt und beliebt, war schon vom frühen Morgen an aufgeheitert, gleich Einem, der eben von wohlbesetzter Tafel aufsteht; sein Ton war überaus belebt und nahm sich seltsam aus gegen das schwerfällige Gebahren des Majors, der sich die Scherze gern gefallen ließ. Es erschien ihm als Menschenpflicht, seinen Nebenmenschen auch passiv zu dienen, und seine Mienen sagten stets: Kinder, seid lustig, meinetwegen auch über mich!

Der Pfarrer stand dem unterdrückten Major bei, aber es war schwer zu erkennen, ob er es nicht blos that, um die Neckereien in Gang zu halten; denn der Major lächelte verlegener zu seinem Beistande, als gegen seinen Angreifer. Der Pfarrer sprach im Beginne immer wie behaglich erzählend, dann aber im Flusse der Rede sandte er treffende Pfeile nach allen Seiten, dabei bewahrte er unverändert feine und verbindliche Manieren und verlor keinen Augenblick die Würde des geistlichen Ansehens aus den Augen; besonders hatte er gewisse begütigende Bewegungen mit seinen schönen feinen Händen. Die Augen von Fräulein Perini schienen immer größer zu werden und sich am Anblicke zu sättigen, indem sie den Geistlichen betrachtete und ihm gleichsam mit den Augen zuhörte. Nur konnte sie ein Mißbehagen nicht unterdrücken, wenn der Pfarrer nach Art der schnupfenden Clerisei das blaue leinene Taschentuch in einen Ball zusammenlegte und im Flusse der Rede hin- und herbewegte. Sie athmete freier auf, wenn er das entsetzliche blaue Tuch in die Tasche steckte.

Gegenüber dem ungeschlachten und kurz angebundenen Wesen des Arztes bewahrte Fräulein Perini eine vornehme Duldung; er seinerseits behandelte Fräulein Perini als eine Art Collegin, denn sie war nicht ohne mediciniſche Kenntnisse. Er hatte einen besonderen Respect vor ihr, da sie ihn noch nie über eine Kränklichkeit zu Rathe gezogen hatte. Sie lebte äußerst mäßig; bei den großen Gastereien und dem täglichen reichlichen Gastmale genoß sie nur sehr wenig, sie schien keinerlei Bedürfnisse zu haben, sie schien ein Naturell, das nur zum Dienst, zur Gefügigkeit

für Andere da war. Doctor Richard, als vielbewährter und gesuchter Arzt, hatte das Recht, wenig Umstände zu machen; er war der ebenso liebenswürdige als verwöhnte Tyrann der ganzen Gegend und des Sonnenkamp'schen Hauses insbesondere. Bei Tische war er gesprächig, er aß wenig, trank aber desto tüchtiger. Er lobte die Weine, er kannte sie alle, ihren Entwicklungsgang und ihre Reife. Er fragte nach einem längst gepflegten, Sonnenkamp ließ davon bringen; der Arzt fand ihn noch wild, unartig und ungezogen. Bei mancher Speise blickte Herr Sonnenkamp zweifelhaft auf den Doctor, dieser rief ihm aber dann zuvorkommend zu:

„Essen Sie nur, es schadet Ihnen nichts."

„Nicht wahr? Trinken wäre eigentlich das Beste auf der Welt?" scherzte Sonnenkamp.

„Schade," rief der Doctor, „daß Sie den „kostbaren Vorsch" nicht gekannt haben, der hat einmal das große Wort gesagt: Das Dümmste auf der Welt ist, daß man das Essen nicht auch trinken kann." Zu Erich gewendet fuhr er fort:

„Ihr Freund Prancken ist auf unsere Rheinlande nicht gut zu sprechen, aber diese Verstimmung ist ein Acclimatisirungs-Katarrh, den Jeder bei uns durchmachen muß. Ich hoffe, daß Sie ihn schneller verwinden. Sehen Sie, solch eine Flasche Wein — Alles was Poesie, Schauspiel, bildende Kunst uns vorzaubert, steckt da drin; der Trinkende empfindet, daß er nicht blos das gemeine Lastthier ist; nicht Jeder weiß von der Schönheit, die in solch einer Flasche verkorkt ist, braucht es auch nicht zu wissen, aber er spürt's; er wird in Wahrheit des Schönen voll."

„Wenn nur die Spiritusfälschung nicht wäre," schaltete der Architekt ein.

„Ja wohl," rief der Doctor laut; „wir hatten früher in unserer Gegend äußerst selten Fälle von Säuferwahnsinn, die jetzt so häufig sind; das kommt nicht vom Wein, sondern vom Spiritus, der darin ist. Verstehen Sie etwas vom Wein?" wendete er sich wieder zu Erich, wie als natürlicher Präsident ihm das Wort ertheilend.

„Noch nicht."

„Und Sie haben doch wahrscheinlich auch schon Trinklieder gedichtet. Da heißt es immer: schenket ein, laßt uns fröhlich sein, wir wollen fröhlich sein, wir waren fröhlich gewesen, und

nach der ersten Flasche können die Herren nicht mehr auf ihren gereimten Füßen stehen."

Ein Blick auf Roland schien den Doctor zur Besinnung zu bringen; es war nicht gut, Erich sofort in die Neckerei zu ziehen. Er wendete daher das Gespräch und veranlaßte Erich, indem er ihn mit besonderer Freundlichkeit „Herr Collega" nannte, Allerlei aus dem Universitäts- und Soldatenleben zu erzählen. Der Major athmete auf, er wurde nun in Ruhe gelassen und konnte seine Aufmerksamkeit ungestört den Speisen und Getränken widmen. Unter der Serviette, die er mit zwei Haften an den Schultern befestigt hatte, öffnete er seine Uniform. Es ist gut, daß Fräulein Milch mir eine schöne weiße Weste bereit gelegt hat, die darf sich sehen lassen, dachte er. Er stand im besten Einverständniß mit den Dienern, es bedurfte kaum eines Augenwinkes gegen Joseph, und dieser wußte, wenn der Wein gewechselt wurde, ihm auch immer gleich von seinem Leibburgunder einzuschenken.

Jetzt vergaß der Major das Trinken. Das Gespräch hatte eine glückliche Wendung genommen, indem Erich von der Genfer Convention zum Schutze der im Kriege Verwundeten sprach. Das war für den Pfarrer, für den Arzt und den Soldaten ein guter Sammelpunkt; eine Weile herrschte nur zustimmendes und ergänzendes Gespräch am Tische.

Mit starker Stimme rief der Major, daß Männer, die sich nicht nennen wollen, die ursprünglichen Gründer dieser wie aller humanen Einrichtungen seien. Leiser als sonst seine Art war, sagte der Arzt zu Erich, wie der Major alles Gute, was in der Welt geschehe, den Freimaurern zuschiebe; wer sich wohl mit ihm verhalten wolle, dürfe nie darüber spotten.

Mit einer Wärme und Begeisterung, die allgemein ansprach, hob Erich hervor, daß wir stolz sein dürfen, solch eine Einrichtung in unserm Jahrhundert auf dem reinen Grunde der Humanität auferbaut zu sehen, und selbst der Pfarrer schien erfreut, als Erich hinzusetzte, die christliche Religion habe in aufopfernder Hingebung bei der Krankenpflege eine Hoheit bewährt, wie sie keine Vorzeit und keine andere Weltbetrachtung je so rein und groß bewiesen.

Rolands Augen waren andächtig auf Erich gerichtet, bis er geendet hatte; dann schaute er mit Stolz um und gewahrte die glänzenden Blicke der Tischgenossen; er sammelte sie gleichsam für seinen Lehrer ein.

Man stand wohlgemuth vom Tische auf, es war eine Art Segnung über die Speisen gekommen. Frau Ceres erhob sich und ihr folgend die ganze Gesellschaft. Der Pfarrer betete still. Der Major kam auf Erich zu und drückte ihm die Hand. Mit gepreßter Stimme sagte er:

„Sie sind es bereits, Sie müssen noch die Zeichen lernen.“

„Sehen Sie,“ rief der Doctor übermüthig, „sehen Sie, die Haare unseres Majors sind weißer geworden.“

Und in der That schien es so, denn das Angesicht des Majors war beständig so geröthet, daß sich die Farbe desselben nie zu erhöhen schien; jetzt stachen die weißen Haare noch schärfer von dem durch den Wein und die Reden belebten Antlitze ab.

„Die Haare des Majors sind weißer geworden,“ hieß es allgemein, und das verlegene Lächeln, das stets auf seinen Lippen war, ging ebenfalls in lautes Lachen über.

Drittes Capitel.

Alsbald nach Tische wurde dem Doctor gemeldet, daß viele Hülfesuchende auf ihn warten, denn es war bekannt, daß er am Sonntag auf der Villa speiste. Rasch ließ er sich von Sonnenkamp eine Cigarre geben und sagte zu Erich, er solle ihn begleiten, denn er habe mit ihm zu sprechen. Er sagte dies in einer Weise, die des Gehorsams gewiß war.

Als Erich mit ihm um die Ecke bog, reichte er ihm die Hand und sagte herzlich:

„Ich bin der Schüler Ihres Großvaters und kannte auch Ihren Vater auf der Universität.“

„Das freut mich; aber warum sagen Sie mir das erst hier?“

Der Doctor betrachtete ihn von oben bis unten, dann legte er ihm beide Hände auf die Schultern und sagte kopfschüttelnd in herzlichem Tone:

„Ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, die Species der Idealisten sei ausgestorben. Sie sind Doctor der Weltweisheit, aber nicht der Weltklugheit. Lieber Hauptmann Doctor, wozu

brauchen denn die dort zu wissen, wie ich zu Ihnen stehe? — Also Sie wollen mit Herrn Sonnenkamp leben?“

„Warum nicht?“

„Der Mann könnte nicht weinen, wenn er wollte, und Sie ...?“

„Und ich?“

„Bei Ihnen füllt sich der Thränenbeutel bei jeder Gemüthsbewegung; wie Sie von Ihrem Vater sprachen, von der großen Krankenpflege ... Sie haben Talent zur Hypochondrie.“

Erich war betroffen. Noch ehe er erwidern konnte, wandte sich der Doctor gegen die harrende Bauerngruppe, die beim Hause des Castellans stand.

„Ich komme gleich!“ rief er, und zu Erich gewendet, sagte er: „Warten Sie hier auf mich, ich komme bald wieder.“ Er ging auf die Gruppe zu, in welcher Alle ehrerbietig grüßten. Er sprach mit dem Einen und dem Andern, zog ein Heft mit fliegenden Blättern heraus und schrieb auf dem Rücken eines breiten Mannes mehrere Recepte, Anderen gab er nur mündlichen Bescheid.

Erich stand in Gedanken versunken.

Der Arzt kam zurück und sagte mit heiterer Miene:

„Nun bin ich frei. Graf Clodwig hat mir von Ihnen erzählt, aber er hat mir eine falsche Vorstellung von Ihnen gegeben. Immerhin! Jeder sieht, in seinem Horizonte stehend, nur seinen eigenen Regenbogen. Ich wollte nur noch sagen, was man Ihnen thut, ist kaum Zinsenzahlen, denn kein Mensch hat Anderen mehr Gutes gethan als Ihr Großvater und Ihr Vater. Nun lassen Sie sich einmal ordentlich betrachten. Ich habe Sie vor Jahren gesehen, als Sie mit dem Prinzen zusammengekoppelt waren.“

Der Doctor stellte sich einen Schritt entfernter von Erich und fuhr fort:

„Die Kreuzung ist gut. Vater von hugenottischem Stamm ... Mutter echt germanisch, blond, fein ... richtige Mischung der Nationalitäten. Kommen Sie hier mit in die Laube. Wollen Sie mir schnell und kurz eine Diagnose gestatten?“

Erich lächelte; diese ganze Art, wie der Arzt ihn gemustert und über ihn verfügt, kam ihm höchst seltsam vor, und doch versetzte es ihn in heitere Stimmung und er sagte:

„Stellen Sie Ihre Diagnose.“ Der Doctor fragte:

„Können Sie mit Jemand tagtäglich umgehen, ohne ihn zu lieben oder mindestens zu achten?“

„Ich habe es bis jetzt nicht versucht, aber ich glaube nicht, daß ich es kann, und solch ein Verkehr schädigt gewiß die Seele.“

„Diese Antwort habe ich erwartet. Ich meinerseits bekenne mich zu dem Worte Lessings: Es ist besser, unter bösen Menschen leben, als fern von Menschen leben. Darf ich noch mehr fragen?“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, fuhr er fort:

„Haben Sie schon Undank erfahren?“

„Ich glaube noch nichts gethan zu haben, wofür ich Dank verdiene. Es fragt sich ja überhaupt, ob wir Dank ansprechen dürfen, denn Alles, was wir Anderen erzeigen, vollführen wir doch zunächst zu unserm Selbstgenügen.“

„Gut, gut ... weiß schon. Nur noch Eins. Glauben Sie an die Gemeinheit, und wenn das, seit wann?“

„Wenn Sie unter Gemeinheit die bewußte Lust verstehen, Andere zu schädigen, so glaube ich nicht an dieselbe; denn ich bin überzeugt, daß alle Uebelthat nur Grenzverschiebung des an sich berechtigten Selbsterhaltungstriebes ist, nur eine durch Sophistik oder Leidenschaft bewirkte Grenzverschiebung. Vielleicht ist der Glaube an die Gemeinheit auch nichts als Leidenschaft.“

Der Doctor nickte mehrmals, dann sagte er:

„Nun nur noch Eine Frage. Sind Sie empfindlich? verletzlich?“

„Ich dürfte vielleicht Ihre freundliche Prüfung als Beweis geltend machen, daß ich es nicht bin.“

Der Doctor lachte und sagte:

„Entschuldigen Sie, ich habe mich geirrt, meine letzte Frage hat noch eine allerletzte. Also zum Schluß: Ueberrascht es Sie, wenn Sie ein Männlein oder Weiblein von modischer Kleidung und gebildeten Worten ganz einfach dumm finden? Gestatten Sie sich, solche Menschen als dumm anzunehmen, und muthen Sie ihnen nicht Gründe ihrer Handlungsweise und Verständniß für die Gründe Anderer zu?“

Erich merkte wohl, daß der Doctor ihm Verhaltungsregeln geben und in seiner Weise ein Recept verschreiben wollte. Halb scherzhaft sagte er, er habe schon mehrere seltsame Examina hier durchgemacht, aber das jetzige sei doch das überraschendste.

„Sie werden sich mein Examen vielleicht später erklären,“ sagte der Arzt leise und drückte Erich verstohlen die Hand, denn er sah Fräulein Perini des Weges daherkommen und gesellte sich zu ihr.

Die Tischgesellschaft traf sich wieder beim Springbrunnen, man plauderte noch eine Weile, dann trennte man sich. Der Pfarrer und der Major luden Erich ein, daß er sie besuche; der Arzt fragte Sonnenkamp, ob Erich und Roland mit ihm auf Praxis fahren dürften. Sonnenkamp war überrascht, daß Erich bereits als Erzieher Rolands betrachtet wurde; er ließ das aber nicht merken und bejahte. Erich stieg mit dem Doctor in den offenen Wagen, Roland nahm den Sitz beim Kutscher ein, der ihm die Zügel gab.

Der Tag war frisch und voll Blüthenduft, Glocken klangen und Lerchen sangen.

Man fuhr in ein landeinwärts gelegenes Dorf. Aus einem Garten, wo der Flieder blühte, tönte schöner vierstimmiger Gesang; unter Linden an einem umhegten Platze turnten Jünglinge und Knaben.

„O unser herrliches Deutschland!“ konnte sich Erich nicht enthalten auszurufen. „Das ist Leben! Das ist unser Leben! Die Seele im frischen Gesange, den Körper in muthiger Bewegung gestärkt, das gibt ein Volk von Kraft und Schönheit; ihm muß die Ehre und Freiheit werden! Wir besitzen und erlangen alles Herrliche, das der klassischen Welt eigen war.“

Der Doctor legte still die Hand auf das Knie Erichs und schaute ihn hellen Auges an, dann sagte er:

„Wenn Sie hier bleiben, dann lassen Sie sich von mir in das Intimere des rheinischen Lebens einführen. Und wenn Sie es vermögen, dem Knaben vor uns Freude zu geben nicht blos an dem, was er hat, sondern auch an dem, was er nicht zu eigen hat, am großen Leben des Volkes und der Gesammtheit, dann haben Sie eine brave Arbeit gethan.“

Erich erklärte, daß er jetzt noch nicht endgiltig abschließen wolle; er kehre vorher nochmals heim, er müsse selbst Zeit zur Ueberlegung haben und auch eine solche Herrn Sonnenkamp lassen.

Der Doctor stimmte bei, dann rief er:

„Roland, halte hier an.“

Er stieg aus und trat in ein kleines, säuberlich aussehendes Haus; Erich und Roland gingen nach dem Turnplatze und sahen den Turnübungen zu. Der Doctor kam wieder, der Wagen fuhr hinter ihm drein, es läutete von der Kirche, alle Umstehenden falteten die Hände, auch der Doctor that's und sagte:

„Ein Mensch ist gestorben; er hat seine zweiundsiebzig Jahre gelebt. Noch auf seinem Sterbebett erquickte er sich in der Erinnerung an eine kleine Wohlthat. Im Hungerjahre 1817 wanderte er als Küfergeselle über die Lüneburger Haide — er nannte sie immer die Hamburger Haide — da war noch keine Straße, und erst nach Stunden fand er eine elende Hütte; in dieser waren Kinder, die weinten vor Hunger. Der Küfer hatte getrocknete Aale in einer Blechbüchse bei sich und auch Brod. Das gab er den Kindern Alles zu essen und die Kinder betrachteten ihn wie einen Engel, der vom Himmel gekommen wäre, sie zu speisen. Sehen Sie, sagte er mir noch gestern, sehen Sie, das thut mir wohl und freut mich noch jetzt, daß ich die Kinder damals satt machen konnte, und sie haben's wol auch nicht vergessen, wie ihnen einmal ein fremder Mann den Hunger stillte."

Der Doctor hielt inne, er bezwang offenbar eine Rührung, dann fuhr er fort:

„Der Mann hat viel gelitten, der Tod ist eine Erlösung für ihn. Ja, junger Freund, das ist die Welt! Da draußen blüht es und die Menschen singen und turnen und scherzen und derweil stirbt ein Mensch ... Pah!" rief er, sich ermannend, „ich habe Euch nicht zur Trauer mitgenommen. Roland, fahre durch das ganze Dorf nach dem letzten Hause. — Wir fahren zur fröhlichen Armuth," wendete er sich zu Erich, „Ihr sollt nun auch Lustiges sehen. Der Mann ist ein armer Winzer, hat sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Sie sind in ihrer Armuth die lustigsten Menschen, die man finden kann, der Lustigste von Allen aber ist der Alte. Er heißt eigentlich Pfeifer, aber weil er, so oft er nur kann, mit seinen Kindern singt und sie vortrefflich einübt, heißt er der Siebenpfeifer."

Man fuhr nach dem Hause und schon von fern hörte man aus der Stube im Erdgeschoß singen.

Der Doctor, Erich und Roland standen auf der Straße und schauten durch die offenen Fenster, wo die Familie ungestört weiter sang. Als das Lied geendet war, traten sie ein und wurden fröhlich bewillkommt. Der Doctor fragte, wie es gehe.

„Ach, Herr Doctor," erwiderte der Siebenpfeifer, „es ist immer so, mein Jüngstes hat immer die beste Stimme."

Es wurden neue Lieder angestimmt und Erich sang mit. Der Alte nickte ihm zu und nach Beendigung des Liedes sagte er:

„Herr, Sie können ja meisterlich singen.“

Der Doctor hatte in seinem Wagen ein Flaschenfutter, das setzte er nun auf, man trank und der Siebenpfeifer rief: „Das Beste auf der Welt ist doch, wenn man gesund ist und sich selber Musik macht.“

Der Arzt verabschiedete sich.

Als es Abend wurde, verließen Roland und Erich mit frohem Herzen das Haus. Die zwei ältesten Söhne des Siebenpfeifers gingen mit ihnen nach dem Ufer, wo sie den Kahn lösten und die Beiden nach der Villa fuhren.

Der Strom war heute wundersam ruhig und klar, das Abendroth durchglühte ihn. Erich saß still, er hatte eine glückliche Stunde, wo man nichts denkt und doch Alles hat. Roland ruderte gleichmäßig mit den Söhnen des Siebenpfeifers, dann ließen sie ohne Ruderschlag den Kahn dahinschwimmen, der geräuschlos in der Strömung fortglitt.

Die Sterne glitzerten am Himmel, als man bei der Villa anlangte.

Viertes Capitel.

Am Morgen kam der Architekt und holte Roland ab, da er unter seiner Leitung Zeichnungen von der Burgruine machen sollte.

Herr Sonnenkamp erinnerte Erich, daß er den Pfarrer besuchen solle. Noch ehe Erich kundgeben konnte, daß er genug examinirt sei, gab ihm Sonnenkamp zu verstehen, daß man mit den Geistlichen ein Wohlvernehmen bewahren müsse; man sei aber doch nie sicher, was sie eigentlich denken und welche Ziele sie haben. Es war ein vertraulich Schleichendes in Ton und Wesen Sonnenkamps und vielleicht wollte er, daß Erich den Pfarrer auskundschaften solle. Arglos entgegnete Erich, daß er es für Pflicht halte, mit dem Pfarrer in gutem Einvernehmen zu stehen.

Bald nachdem Fräulein Perini aus der Messe gekommen war, machte sich Erich auf den Weg.

Das Pfarrhaus lag hinter einem Vorgarten, im stillen Dorfe noch still abseits. Hätte nicht die Thürschelle so laut geklungen und zwei weiße Spitzhunde gebellt, man hätte glauben mögen,

daß in dieser saubern Ordnung, die sich sofort auf dem Hausflur erkennen ließ, kein Geräusch laut werden könnte. Die Hunde waren zum Schweigen gebracht, die Haushälterin hieß Erich die Treppe hinaufgehen; er schien bereits erwartet zu sein.

Droben fand Erich den geistlichen Herrn in seiner sonnigen, schmucklosen Stube; er saß vor dem Tische, hielt ein Buch in der Linken und die Rechte lag auf einer Weltkugel, die auf einem kleinen Postamente vor ihm stand.

„Sie treffen mich in der weiten Welt," sagte der Geistliche und hieß Erich vertraulich willkommen. Er bat ihn, auf dem Sopha Platz zu nehmen, über welchem ein Farbendruckbild hing, das den heiligen Borromäus darstellte.

Eine anheimelnde Friedsamkeit war in dieser Stube; eine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die nichts wollte, als im stillen Denken die Tage und Stunden zu beschließen, schien aus Allem zu sprechen. Zwei Canarienvögel in ihren Käfigen schienen wie drunten die Hunde hier über den Fremden sich lebhaft auslassen zu wollen. Der geistliche Herr hieß sie ruhig sein, und wie durch einen Zauber verstummten sie und schauten nun Erich neugierig an.

Der Pfarrer erzählte, daß er eben die Reise eines Missionärs auf der Weltkugel verfolgt habe; er drehte dabei den Globus mit seiner feinen rechten Hand im Kreise.

„Sie sind wol kein Freund des Missionswesens?" fragte er sofort.

„Ich will nicht auf den religiösen Zweck eingehen," entgegnete Erich, „ich glaube nur, es gibt kein zweites Buch, das so zur Weltverbreitung geeignet ist wie die Bibel, und auch sprachlich ergibt sich da die erste Stufe der Cultur."

„Sprachlich?"

„Es ist ein großes Culturmoment, daß die Missionäre durch das heilig verehrte Buch die Schriftsprache überall hin verbreiten. Die Nationalsprachen der ungebildeten Völker werden dadurch gewissermaßen aus dem Unorganischen zum Organischen erlöst."

Der Geistliche schloß das Buch, das vor ihm aufgeschlagen war, dann sagte er, indem er die Fingerspitzen der beiden Hände an einander legte, er hege eine Vorliebe für Diejenigen, die aus innerem Entschluß ihren Beruf geändert. Allerdings bewege oft Leichtsinn und Unbefriedigung dazu, die sich in keiner bemessenen

Thätigkeit wohl fühle, wo dies aber nicht der Fall, dürfe man einen tiefen Grundzug der Wahrhaftigkeit voraussetzen. Erich entgegnete:

„Ich habe im Soldatenstande nicht das Auszeichnende gesucht; ich suche nur das allgemein Menschliche und dieses ist es doch, was jedem Beruf allein die Würde geben kann.“

„Allerdings,“ erwiderte der Geistliche, „meine Familie hatte mich ebenfalls zu einem andern Berufe bestimmt, ich aber wählte den geistlichen, weil er nicht Gewinn, nicht Genuß, nicht Ruhm, sondern das allein bietet, was Sie das allgemein Menschliche nennen, während es doch einfach das Göttliche genannt werden muß.“

Eine Scheu vor Widerspruch kam über Erich, da er den Geistlichen reden hörte. Die ganze Umgebung versetzte ihn in eine andächtige Stimmung; es war, als dürfe man die heilige Ruhe nicht stören, die hier herrschte.

Das Gespräch ging in Persönliches über, auch der Pfarrer hatte den Vater Erichs gekannt.

„Und nun lassen Sie mich geradezu fragen,“ wendete der Geistliche plötzlich. „Was würden Sie Roland als Bestes und vor Allem geben?“

Wieder nahm jene heilige Stille Besitz von dem Raume, in dem zwei Menschen athmeten, die Jeder in seiner Weise dem Höchsten dienen wollten.

„Wenn ich es kurz zusammenfasse,“ entgegnete Erich, „so möchte ich Roland Freude an der Welt geben. Hat er diese, wird er der Welt Freude bereiten, ich meine, Gutes und Schönes thun wollen; lehre ich ihn die Welt verachten, das Leben geringschätzen, so kommt er dahin, daß er die Welt und die ihm in derselben verliehene Kraft mißbraucht.“

„Sie sind auf dem Wege zum Heil“, sagte der Pfarrer mild, „aber Sie lenken ab in einen Irrweg. Ich warne Sie, junger Mann. Ich glaube, Sie wissen nicht, wem Sie dienen wollen. Wissen Sie, wie der Herr heißt und wer er ist?“

„Herr Sonnenkamp.“

„Nein, Reichthum heißt der Herr und Meister. Und wissen Sie, was Reichthum ist?“

Da Erich schwieg, fuhr er fort:

„Vielleicht sehen wir, die wir das Gelübde der Armuth

abgelegt, am unbefangensten was Reichthum ist; er ist die größte Versuchung unsrer Zeit, und doch steht der Reichthum unter dem Thierischen, denn kein Thier hat mehr Kraft, als es mit sich herumträgt. Der Mensch allein kann haben, was seine Kinder und Kindeskinder nicht verzehren können. Da liegt das Elend! Wer so viel von der Welt gewinnt, erleidet Schaden an seiner Seele. Glauben Sie, daß dieser bewußt reiche Knabe und das ganze Haus in anderer Weise eine sittliche Regulirung bekommen kann als durch die Religion? Auf der Tafel dieser Reichen prangt täglich ein duftender, farbenprächtiger Blumenstrauß — was hilft es? Auf dem ärmlichen Tisch des dürftigsten Häuslers stellt sich ein schönerer, duftreicherer Blumenstrauß aus höherem Reiche durch die Worte des Gebets und es tritt eine Sättigung in die Seele, die erst die Sättigung des Körpers zu einer gedeihlichen macht. Doch das ist nur Eins. Am Oberrhein nennen sie die bewegliche Habe Fahrniß, und so ist es! Der Reichthum der heutigen Welt ist nichts als Fahrniß, fahrende Habe, und sie wird dahin fahren. Glauben Sie mir," rief der Geistliche und legte seine Hand auf die Hand Erichs ... „glauben Sie mir, die Staatspapiere sind das Unglück der heutigen Welt."

„Die Staatspapiere? Ich verstehe nicht."

„Ja, es ist auch nicht so leicht zu verstehen. Wem kann man Millionen borgen? Niemand als dem Staat. Ehedem konnte ein Mensch nicht so viele Millionen haben, denn wo sollte er sie anlegen? Jetzt aber sind die Staatspapiere da. In alten Zeiten hatte der reiche Mann große Liegenschaften, viel Feld und Wald, da war er erstlich von Gottes lieber Sonne abhängig, und wenn Alles zeitig und gereift dalag, spendete er der Kirche den Zehnten. Nun aber steckt der Reichthum in feuerfesten, diebessichern Kasten, nicht von Sonne, nicht von Wind und Wetter abhängig, hat sich nicht vor der Welt zu zeigen und keinen Zehnten vom Ertrag zu geben; die Ernte des Staatspapier-Mannes ist Couponsschneiden. Wenn der Herr heut wieder kommt, findet er keinen Tempel mehr, aus dem er die Wechsler und Händler austreibe; sie haben sich ihre eigenen Tempel gebaut. Die heutige Burg Zion, in deren Schutz sich die Reichen wie die Fürsten begeben, ist die englische Bank! Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was aus der Menschheit, aus den Staaten werden soll, wenn diese Vermehrung der Staatsschulden so fortgeht?"

Erich verneinte und der Geistliche fuhr fort:

„Die ganze Erde wird eine einzige große Hypothek, und bei wem verpfändet? Bei dem, der lange borgt, aber doch einstmals Zahlung einfordert. Ein Weltbrand wird kommen, gegen den keine feuerfesten Kasten sichern, und eine Sündfluth, die die Millionen und aber Millionen Staatsschulden auslöscht. Ich bin kein Mann der Schadenfreude, aber ich möchte wohl den Bankerott der englischen Bank erleben. Denken Sie sich: die Nachricht kommt an, es ist Alles verloren. Da werden Tausende von Männlein und Weiblein sehen, wie nichtig sie sind, wenn sie so auf einmal all ihrer Herrlichkeiten beraubt auf die nackte Erde sich versetzt sehen."

Erich lächelte. Jeder einsam gestellte Mann ohne entsprechenden gleichberechtigten Umgang kommt zu Absonderlichkeiten, das schoß ihm schnell durch den Sinn, und er sagte, daß allerdings die Erde mit höheren Schulden belastet, als sie an sich werth sei, wenn man sich einen Käufer dafür denken könne. Aber der eigentliche Besitz der Menschen sei größer als der materielle Werth der Erde, denn der größte Besitz sei ein ideales Sein, die Arbeitskraft, und während früher alles Besitzthum in der Scholle bestand, sei es eben die Aufgabe der neuen Welt, den idealen und den beweglichen Besitz zur Geltung zu bringen.

Erich wollte noch hinzusetzen, daß auch bei den Römern, selbst noch zu Zeiten der Republik, der Reichthum Einzelner so unverhältnißmäßig war; der Geistliche schien ihn aber in seiner gewaltsamen Erregung kaum noch zu hören, er ging nach seiner Bücherei, nahm eine große Bibel, schlug eine Stelle auf und reichte das Buch Erich hin.

„Da lesen Sie, das ist die einzige Art, wie Roland erzogen werden kann. Lesen Sie vor."

Erich las:

„Und da er hinausgegangen war auf den Weg, lief Einer vorne vor, kniete vor ihn und fragte ihn: Guter Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Aber Jesus sprach zu ihm: Was heißest Du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Du weißt ja die Gebote wohl: Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden. Du sollst Niemand täuschen. Ehre deinen Vater und Mutter. Er antwortete aber und sprach zu ihm: Meister, das habe ich Alles gehalten von meiner Jugend

auf. Und Jesus sahe ihn an und liebte ihn und sprach zu ihm: Eins fehlt Dir. Gehe hin, verkaufe Alles, was Du hast, und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben, und komm', folge mir nach und nimm das Kreuz auf Dich. Er aber ward unmuths über der Rede und ging traurig davon, denn er hatte viele Güter. Und Jesus sahe um sich und sprach zu seinen Jüngern: Wie schwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes kommen! Die Jünger aber entsetzten sich über seine Rede. Aber Jesus antwortete wiederum und sprach zu ihnen: Liebe Kinder, wie schwer ist es, daß die, so ihr Vertrauen auf Reichthum setzen, ins Reich Gottes kommen. Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme."

„Und nun sagen Sie mir," rief der Pfarrer, „sagen Sie mir ehrlich, ist das nicht das Einzige?"

„Aufrichtig gestanden: nein! Ich liebe und verehre den, von dem diese Geschichte erzählt, vielleicht mehr als mancher Kirchengläubige, und rührend ist mir besonders und in diesem Augenblicke wundersam ergreifend der Satz, wo es hier heißt: Und Jesus sahe ihn an und liebte ihn. Ich sehe den schönen reichen Jüngling vor dem erhabenen Meister, der Jüngling glüht und ist voll wirklichen Eifers, und der Meister gewinnt ihn lieb, indem er in sein Antlitz schaut. Es ist kein Zug in Homer . . ."

„Das ist nebensächlich — das ist nebensächlich," unterbrach der Geistliche. „Gehen Sie auf die Sache."

„In der Sache muß ich bekennen," erwiderte Erich, „daß nach meiner Ansicht diese Lehre zu einer Zeit entstand, in der man alle reale Macht, die Staatsmacht, den Reichthum und alle Lebensgüter verachten und verwerfen mußte als Dinge, die der ewigen Idee gegenüber keine Bedeutung haben. Das mußte in einer Zeit der Unterdrückung durch Fremdherrschaft die edlen Gemüther allein aufrecht erhalten und in einer Seele aufleben, die alle Werthe der Welt verschwinden sieht und eine Neugestaltung auferbauen will, in der nur der reine Gedanke herrscht. Und warum ist denn diese Lehre, daß man nichts besitzen soll, nicht zum allzeit und für Alle geltenden Kirchengebote geworden?"

„Sie treffen einen richtigen Punkt," entgegnete der Pfarrer. „Unsere Kirche hat Gebote, die nicht allgemein gelten, sondern nur für den, der vollkommen sein will, so: das Gebot der Keuschheit

und das Gebot der Armuth. Nur wer vollkommen sein will, muß sich dem unterwerfen."

„Wie aber kann die Kirche selbst Reichthümer besitzen?" fragte Erich.

„Die Kirche besitzt nicht, sie verwaltet nur," antwortete der Pfarrer scharf.

„Da wir nun nicht erwarten können," lenkte Erich ein, „daß Herr Sonnenkamp und sein Sohn Roland all ihr Gut hergeben, so fragt es sich, wie gewinnen wir die rechte Führung?"

Der Geistliche erhob sich, ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab und sagte:

„Nun sind wir am Punkte. Hören Sie mich getreu an. Sehen Sie, es hat sich etwas Neues gebildet in der Welt, ein in der höheren sittlichen Ordnung noch heimatloser Stand, und das ist die haute finance. Sie sehen mich staunend an."

„Zunächst fragend."

„Und ich kann antworten. Diese haute finance steht zwischen Adel und Volk, und ich frage, was soll sie? Muß ein reicher bürgerlicher Jüngling, wie Roland, in den Strudel des Lebens geworfen, nicht unbedingt zu Grunde gehen?"

„Warum muß er es mehr," fragte Erich, „als die adelige Jugend in der Militär- oder Civil-Uniform? Glauben Sie denn, daß die Religion diese vom Untergange rettet?"

„Nein, aber ein Anderes, Positives; die historische Institution des Adels rettet sie. Der Adel hat das Glück, die Flegeljahre des Lebens mit dem geringsten Nachtheil durchzumachen. Der Adelige zieht sich dann auf seine Güter zurück, wird ein braver Ehemann und füllt seine Stellung mit Anstand aus; selbst in der Stadt mitten im tollen Getriebe hält ihn die Stellung zur höheren Gesellschaft und zum Hofe doch in gewisse Schranken. Was aber hat der reiche bürgerliche Jüngling?"

„So wäre es also," fragte Erich, „vielleicht für Roland das größte Glück, wenn sein Vater den Adel erwerben könnte?"

„Ich weiß nicht," entgegnete der Pfarrer. „Ich wollte sagen, der Adel hat die Ehre, die geschichtliche, sich forterbende Verpflichtung, der Adel hat den großen Grundsatz gefunden und hat ihn zu bewähren: noblesse oblige, Adel verpflichtet. Welchen großen Grundsatz hat der Reichthum gefunden? Den brutalsten aller Sätze, den rein Thierischen. Und wissen Sie, wie dieser heißt?"

„Ich weiß nicht, wohin Sie zielen.“

„Der Satz, den diese Erwerbssucht als ihr Höchstes aufstellt, lautet: Hilf Dir selbst! Das thut das Thier, jedes hilft sich selbst. Also der papierne Reichthum ist jener sittlich heimatlose, pflichtlose Stand. Was wollen diese papiernen Herren der Welt? Geld ... Was wollen sie mit dem Gelde? Genuß ... Wer sichert ihnen diesen? Der Staat ... Was thun sie für den Staat? ... Da liegt's! So lange sie in der Erwerbshetze sind, haben sie keine Zeit für etwas Anderes, und haben sie ausgespannt, wollen sie nichts als Ruhe — Ruhe im Landhaus oder in einer großen Stadt.“

Die Lippen Erichs zitterten und er erwiderte:

„Wenn der Adel sich berechtigt und verpflichtet fühlt, sagen wir zunächst für die Führerschaft im Heere, für den Krieg, so soll die Jugend des Reichthums sich zu Officieren verpflichtet fühlen im Heere des Friedens; sie soll eine unbesoldete und in voller Hingebung sich zu Gebote stellende Thatkraft bewähren für die Gemeinde, für den Kreis, für die Genossenschaft, bis hinauf zur Vertretung des Staatsganzen und zum Opfer in allen Werken der Wohlthätigkeit.“

„Halt!“ fiel der Geistliche ein, „das Letzte ist unser. Ihr werdet das nie organisiren können ohne die Religion. Eure Weltweisheit kann die Gleichmäßigkeit nicht erzeugen, die Gemüthsruhe, die opferbereite Verfassung, da unser Leben nichts ist als ein Opfer. Ihr werdet es nie dahin bringen, daß die Menschen aus ihrer Wohlhäbigkeit, aus ihrem Luxus heraus sich, wie Ihr es nennt, aus rein menschlicher Bewegung in die Hütten der Armen, der Hilflosen, der Kranken, der Verlassenen, zu Sterbenden begeben wie wir.“

Als hätte der Geistliche diese seine hohe Pflicht angerufen, so erschien jetzt der Küster und sagte, daß ein alter Weingärtner die letzte Oelung verlange. Der Geistliche war schnell bereit, er wendete sich nochmals kurz und feierlich zu Erich und warnte ihn, in die Stelle einzutreten; er jage einem falschen und darum unerreichbaren Ideal nach. Erich entfernte sich.

Als er auf die Straße kam, athmete er frei auf in der frischen Luft. Kam er nicht aus der Atmosphäre des Weihrauchs? Nein, hier war mehr, hier war eine starke Kraft, die sich Angesicht gegen Angesicht dem großen Räthsel des Daseins stellt. In Sinnen versunken wandelte Erich dahin; wol kam ihm nochmals der

Gedanke, wie viel leichter es Diejenigen haben, welche feste dogmatische Gesetze, die nicht aus ihnen kommen, die sie vielmehr empfangen, weiter geben können, während er Alles aus sich, aus seiner Erkenntniß schöpfen mußte.

Auf halber Höhe des Berges am Wege, der zum Major führt, blieb er stehen und schaute hinab nach der Villa, die den stolzen Namen Eden trug, und die Geschichte aus der Bibel trat ihm in die Erinnerung: Im Garten Eden sind zwei Bäume, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß von Gut und Böse; das Eden hört auf für den, der vom Baume der Erkenntniß genießt. Ist das nicht noch immer so?

Da stand es plötzlich vor ihm wie eine Offenbarung; dreierlei ist dem Menschen auf Erden gegeben: Genuß, Entsagung und Erkenntniß.

Dort Sonnenkamp; was will er für sich und seinen Sohn? Genuß. Die Welt ist eine gedeckte Tafel und man hat nur so viel zu lernen, um die rechten Wege, die rechten Maße des Genusses zu finden. Die Erde ist ein Vergnügungsort und sie läßt wachsen, damit wir uns dessen ergötzen. Wir haben auf der Welt keinen andern Beruf als spazieren zu fahren, zu essen, trinken und zu schlafen und wieder spazieren zu fahren. Und dafür soll die Sonne scheinen?

Was will der Pfarrer? Entsagung. Diese Welt hat nichts zu bieten, ihre Genüsse sind nur verwirrender Schein, zerren Dich nur hin und her, drum wende Dich ab von ihnen.

Und was willst Du? Und was sollen Die wollen, die Du Dir gleich wünschest? Erkenntniß. Denn das Leben zerfällt nicht in Genuß und Entsagung, die Erkenntniß schließt vielmehr Beide in sich, ist die Einheit Beider, sie ist die Mutter der Pflicht und der schönen That.

Wie in alten Zeiten die Kämpfer aus unerforschlicher Höhe einen Schild erhielten aus Götterhand, der sie sicherte, so geborgen und gedeckt gegen Alles fühlte sich Erich, und er war so selig in sich, daß er nach keinem Menschen, nach nichts mehr verlangte, er war getragen von der Erkenntniß.

Beruhigt und in sich begnügt trat er beim Major im nächsten Dorfe ein. Hier, wußte er, hatte er kein Examen zu bestehen.

Fünftes Capitel.

Der Major wohnte im schön gelegenen Weinbergshause eines reichen Weinhändlers aus der Festung, oder, wie man eigentlich sagen müßte, eines Bundesbruders, denn der Mittelpunkt vom Leben des Majors ruhte in der Freimaurerei.

Die eine Seite des Hauses, in dessen Nebengebäude der Major wohnte, ging nach der Landstraße, die andere hatte den Ausblick über den Strom und die jenseitigen Berge. Der Major hielt sich streng in sein Häuschen und sein besonders abgegrenztes und mit einer Laube versehenes Gärtchen. Er beaufsichtigte das größere Wohnhaus und den Garten wie ein Schloßaufseher, ließ sich aber auch die vielen Monate, während welcher das große Haus und der große Garten leer standen, nicht einmal vorübergehend darin nieder.

Erich traf den Major in dem kleinen Gärtchen an seinem Hause, er rauchte eine lange Pfeife und las in der Zeitung, vor ihm stand noch eine Tasse mit kaltem Kaffee. Ihm gegenüber saß eine säuberliche alte Dame mit einer großen weißen Haube und stopfte Strümpfe; sie erhob sich sofort, als Erich eintrat. Der Major nahm die Pfeife aus dem Mund und legte die Hand an die Soldatenmütze.

„Fräulein Milch, dies ist mein Kamerad, Herr Doctor Dournay, Hauptmann außer Dienst.“

Fräulein Milch verbeugte sich, nahm ihren Korb mit Strümpfen und ging nach dem Hause.

„Sie ist gescheidt und gut, immer zufrieden und heiteren Sinnes, Sie werden sie schon näher kennen lernen,“ sagte der Major hinter ihr drein. „Und eine Menschenkennerin ist sie, größer hat's noch keine gegeben, sie sieht die Menschen durch und durch ... Setzen Sie sich, Kamerad, Sie kommen zu meiner besten Stunde. Sehen Sie, so lebe ich ... Ich habe doch eigentlich nichts zu thun ... aber ich stehe früh auf ... das verlängert das Leben ... und dann gewinne ich jeden Tag einen Sieg über einen trägen, weichlichen Gesellen, er muß sich kalt abwaschen und dann muß er einen Gang machen; er will oft nicht, aber er muß ... Und, da komme ich heim und wenn ich so Morgens da sitze ... liegt mein weißes Tuch auf dem Tisch, vor mir steht in feinem

Geschirr Kaffee, guter Rahm, Semmel ... Butter esse ich nicht ... ich schenke mir ein, trinke, tunke ein, das knarft so gut ... ich kann noch gut beißen ... dann steck' ich zur zweiten Tasse meine Pfeife an und rauche so in die Weltgeschichte hinein, wie sie mir die Zeitung täglich bringt ... ich habe noch gute Augen, ich lese ohne Brille, treffe noch die Scheibe und höre auch noch Alles deutlich, mein Kreuz ist noch gut, ich gehe noch aufrecht wie ein Recrut ... Und sehen Sie, Kamerad ... ich bin der reichste Mann in der Welt ... und dann habe ich jeden Mittag meine gute Suppe ... so gut kocht Niemand in der Welt Suppe wie sie ... mein Stück schönen guten Braten, meinen Schoppen Wein, meinen Kaffee ... mit vier Bohnen macht sie den Kaffee besser als eine Andere mit einem Pfund ... und doch ist mir's schon tausendmal vorgekommen, daß ich dem Burschen, der da sitzt, den Marsch gemacht hab': Du bist doch der undankbarste Bursch von der Welt, daß Du manchmal ärgerlich bist und Dir das und das wünschest, was Du nicht hast. Sieh doch einmal her, wie Alles so fein und nett, das gute Brod, der gute Stuhl, die gute Pfeife und so viel gute Ruhe; Du bist der glücklichste Mensch von der Welt, daß Du das hast ... Ja, liebster Kamerad! Sie ... Sie sollen ja grundgelehrt sein ... Sehen Sie ... ich bin nicht studirt, habe nichts gelernt, bin Tambour gewesen ... werd's Ihnen schon noch einmal erzählen ... Ja, Kamerad ... was hab' ich sagen wollen? So ist's! ... Sie wissen tausendmal mehr als ich, aber Eins können Sie doch von mir lernen. Lassen Sie sich das Leben besser bekommen! J e tz t ist die Stunde, jetzt seien Sie froh, jetzt lassen Sie sich's schmecken; diese Stunde kommt nicht wieder. Nur nicht immer auf morgen denken! ... Nehmen Sie einmal einen tiefen Athemzug, Kamerad ... Nun, was ist das für eine Luft? Gibt's eine bessere? ... Und dazu haben wir unsere guten, sauberen Kleider an! ... Ach, danken Sie doch dem da oben ... Ja, Kamerad, hätte ich Jemand gehabt, der mir das in Ihrem Alter gesagt hätte, wie ich Ihnen jetzt ... Remdem! ... Doch ich bin ein alter Plauderer ... Brav, daß Sie mich besuchen! ... Also, wie geht's? Wollen Sie wirklich unsern Jungen im Feuer exerciren? Ich glaube, Sie sind der Mann dazu, Sie werden ihn formiren ... Sie wissen, Kamerad, was formiren ist ... Das kann nur ein Soldat. Der Soldat allein kann den Menschen schulen. Nur strenges Regiment!

... Ich garantire, der wird gut ... der wird gut ... Fräulein Milch hat's auch immer gesagt: der wird gut, wenn er nur in die rechten Hände kommt. Die Schulmeister sind alle nichts nutz; Herr Knopf war ganz brav, seelengut, aber er hatte die Zügel nicht fest. Jetzt ist's gewonnen! .. Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen. Wenn ich Ihnen helfen kann, denken Sie daran, wir sind Kameraden. Ist besonders gut, daß Sie Soldat gewesen, habe immer einen gewünscht ... Fräulein Milch kann mir's bezeugen ... hab's hundertmal gesagt, nur ein Soldat! ... Jetzt machen wir aus Roland einen Soldaten, einen Kernsoldaten, er hat Courage, fehlt ihm nur der Appell!"

„Ich möchte," entgegnete Erich, „wenn ich die Stelle antrete ..."

„Wenn? Ist kein Zweifel mehr, das sage Ich ... Remdem! ... Gelte auch was. Aber entschuldigen Sie, will nichts mehr reden ... Sie wollten was sagen, Kamerad."

„Roland soll vor Allem ein gebildeter, umsichtiger und guter Mensch werden, was sich dann als sein Beruf herausstellt ..."

„Ganz recht, ganz recht ... rechtschaffen gesprochen ... so ist's gut ... hat mir viel Sorge gemacht, der Junge! Wie närrisch sind doch die Menschen, die sich Millionen wünschen, und wenn sie sie haben — mehr als sich satt essen und acht Stunden schlafen kann Niemand. Die Hauptsache ist" — und der Major dämpfte seine Stimme und hob die Hand in die Höhe — „die Hauptsache ist: der Mensch muß zur Natur zurückkehren; das ist das Ganze, was der Welt fehlt ... sie muß zur Natur zurückkehren."

Erich fragte den Major nicht, was er unter diesem Satze verstehe. Der Major liebte diesen Satz, er wendete ihn immer an und ließ dann Jeden selbst suchen, was darunter zu verstehen sei.

„Zur Natur zurückkehren, damit ist Alles gesagt," wiederholte er.

Nach einer Weile begann er wieder:

„Ja, was wollt' ich noch fragen? ... Sagen Sie mir, Sie hatten wol auch viel zu leiden im Soldatenstand, weil Sie ein Bürgerlicher ... nicht von Adel waren?"

Erich wies auf die Artillerie hin und der Major sagte stotternd·

„Freilich, freilich ... Sie, wissenschaftlich gebildeter Mann, haben das weniger erlebt. Ich habe meinen Abschied gefordert. Ich erzähl' Ihnen das schon noch."

Erich erwähnte, daß er beim Pfarrer gewesen war, und der Major sagte:

„Ist ein Ehrenmann, aber ich lasse nichts bei den Geistlichen arbeiten. Wir sprechen nicht davon, brauche aber kein Hehl daraus zu machen, ich bin Freimaurer.“

Erich nickte und der Major fuhr fort:

„Was Gutes an mir ist, hat da seine Heimat; wir werden noch mehr darüber sprechen ... ich will Sie einführen. O, wie wird sich Herr Weidmann freuen, Sie kennen zu lernen!“

Und wieder war's beim Erwähnen von Weidmanns, als gedenke man einer schönen Aussicht auf dem höchsten Berge der Landschaft. Der Major fuhr fort:

„Nun aber die Geistlichen. Sehen Sie“ — und er rückte seinen Stuhl etwas näher — „sehen Sie, meine Trommel, da ist Alles drin ... Sehen Sie, ich war Tambour ... ja, lächeln Sie nur ... sehen Sie, da sagt die ganze Welt, solch eine Trommel macht blos Lärm, und ich sage Ihnen, es liegt eine Musik drin, so schön ... ich will Niemand zu nahe treten ... so schön wie Alles ... Da sag' ich nun ... geben Sie wohl Acht ... ich sage: ich streite nicht mit Euch, daß Ihr blos Lärm hört, streitet Ihr aber auch nicht mit mir, daß ich etwas Anderes drin höre ... Ich hab' so darüber nachgedacht: man wird mit Maschinen noch Alles machen, die Menschen sind gar klug, aber Trommel- und Hornsignale wird doch keine Maschine machen können, dazu braucht man menschliche Hand und menschlichen Mund ... ich bin nämlich Tambour gewesen ... werd' Ihnen das schon noch erzählen. Sehen Sie ... am Ton merk' ich's, was Einer für ein Herz hat, wenn er die Trommel schlägt. Wo Du, mein Bruder, nichts als Lärm und Unsinn hörst, da höre ich Musik und tiefen Verstand. Drum nur um Gotteswillen keinen Streit um die Religion, eine ist so wenig oder so viel nütze wie die andere, sie geben nur den Marsch an, die Hauptsache ist, wie der Mensch für sich marschirt, wie er sich exercirt hat und was für ein Herz er im Leib hat.“

Erich wurde aufgeheitert von der Absonderlichkeit des Mannes, in dem doch ein tiefer Ernst und eine sittliche Freiheit eigener Art war.

Seine Pfeife neben sich stellend, fragte der Major:

„Haben Sie einen Menschen auf der Welt, den Sie hassen, bei dessen Anblick sich Ihnen das Herz im Leibe umdreht?“

Erich verneinte und erzählte, daß sein Vater ihm schon früh tief eingeprägt habe, nichts schädige die eigene Seele so sehr, als Haß, und schon um seiner selbst willen dürfe man keine solche Empfindung in sich einwurzeln lassen.

„Das ist mein Mann! das ist mein Mann!" rief der Major. „Jetzt sind wir fertig mit einander. Wer einen solchen Vater gehabt hat ... Sie sind auch mein Mann!"

Er erzählte nun, daß im Städtchen ein Mensch sei, den er hasse; es sei der Steuercontroleur, der die St. Helena-Medaille trägt, die der neue Napoleon den Veteranen gegeben für die Heldenthaten, daß sie zur Unterdrückung ihres Vaterlandes mitgekämpft.

„Und denken Sie sich," rief der Major, „hat sich der Mann mit der Helena-Medaille abmalen lassen, in seinem Staatszimmer hängt das Bild eingerahmt und drunter in einem besonderen Rahmen das vom französischen Minister unterzeichnete Diplom. Ich grüße den Mann nicht, danke seinem Gruß nicht, setze mich nicht an einen Tisch mit ihm; er hat eine andere Ehre als die meine. Und sagen Sie mir, muß es nicht etwas geben, womit man schlechte Menschen straft? Ich kann's nur damit thun, daß ich ihm meine Verachtung zeige ... es wird mir eigentlich schwer, aber muß ich nicht?"

Groß schaute der alte Mann auf, als Erich ihm vorstellte, man dürfe auch nachsichtig gegen den Mann sein; Eitelkeit habe eine große Kraft der Verführung, und überdies hätten ja manche Regierungen es gerne gesehen, wenn ihre Beamten sich um die Helena-Medaille bewarben, und so sei der Mann, der im Staatsdienste stehe, nicht zu verurtheilen.

„Das ist brav! das ist brav!" schrie der Major und nickte nach seiner Gewohnheit mehrmals mit dem Kopfe. „Sie sind der rechte Erzieher! Ich bin alt, kenne viele Menschen, und sie mögen sagen, was sie wollen, ich habe noch keinen schlechten Menschen kennen gelernt, keinen wirklich schlechten. In der Hitze, in Dummheit und Hochmuth thun sie manchmal Unrechtes, aber lieber Gott! da hat man nur dem himmlischen Vater zu danken, daß man nicht auch so ist; wie vielmal hätt' ich so werden können. Ich dank' Ihnen ... ich dank' Ihnen ... Sie haben mir den Feind vom Halse ... ja wohl, vom Halse ... geschafft, da hat er immer gesessen, schwer und ... Sehen Sie, da kommt just der Mann!"

Der Controleur kam am Garten vorüber, der Major ging mehrmals nickend gegen den Zaun; er hoffte vielleicht, daß der Mann zuerst grüßen sollte. Als dies aber nicht geschah, rief der Major plötzlich und mit einer Stimme, als ob ein Geschoß losgegangen wäre:

„Guten Morgen, Herr Controleur!"

Der Mann dankte und ging vorüber. Der alte Major aber war ganz glücklich und strich sich mehrmals mit der Hand übers Herz, als wäre da eine Last weggenommen.

Fräulein Milch schaute zum Fenster heraus und der Major bat sie, doch herunterzukommen, er habe ihr etwas sehr Gutes zu erzählen. Sie kam; sie sah noch säuberlicher aus als vorher, sie hatte eine hohe weiße Schürze, an der die Knitter des Bügeleisens noch zu sehen waren. Der Major verkündete ihr nun, daß der Controleur nicht so schuldig sei, er habe ja nur aus Gehorsam gegen die Regierung die Helena-Medaille angenommen.

Er zeigte Erich das Gärtchen und sagte, daß Fräulein Milch eine große Feindin der Schmetterlinge sei.

„Ja," sagte er, „sie meint, mit den fremden Blumen drunten bei Herrn Sonnenkamp entstehen fremde Schmetterlinge, die man sonst hier gar nicht gesehen hat. Kann das sein? Es hat mir noch kein Gelehrter darauf Antwort geben können, und wissen Sie warum? Ich habe noch keinen gefragt. Ja, lieber Kamerad, solch einem Gärtchen sieht man nicht an, wie viel Arbeit es braucht; im Umsehen wächst Unkraut und ist nicht mehr zu bewältigen."

Sie gingen mit einander nach dem Hause und der Major zeigte seinem Gaste die Zimmer, in denen schmucklose Nettigkeit herrschte; dann sah er nach dem Barometer und sagte:

„Bleibt gut."

Als er den vor dem Fenster angeschraubten Thermometer betrachtete, wischte er sich die Stirn, als ob er jetzt erst wisse, wie heiß es sei.

Ein Schuß tönte aus der Ferne. Der Major wies Erich nach der Richtung, woher der Schall kam, und sagte:

„Ich hör' hier die Schießübungen aus der Festung. Ich finde, daß die gezogenen Kanonen denselben Ton haben wie die glatten. Ach, Kamerad, Sie müssen mich in der neuen Kriegskunst unterrichten, ich verstehe nichts mehr davon, aber wenn ich da drunten schießen hör', da wird der Soldat in mir wach."

Nun bat er Fräulein Milch, eine Flasche Wein zu bringen und zwar vom besten. Fräulein Milch schien das schon vorbereitet zu haben, sie brachte Flasche und Gläser sofort herbei, winkte aber dem Major mit den Augen; er verstand und sagte:

„Seien Sie ohne Sorge, ich weiß wohl, daß ich des Morgens nichts trinken darf. Bitte, Herr Hauptmann, geben Sie mir Ihren Korkzieher, ich halte Sie für einen rechten Mann und ein rechter Mann hat einen Korkzieher in der Tasche."

Lächelnd reichte Erich sein Messer hin, das mit einem Korkzieher versehen war.

Während der Major die Flasche anbohrte, sagte er:

„Und ein Zweites kann ein rechter Mann auch: Pfeifen! Kamerad, seien Sie so gut und pfeifen Sie einmal."

Erich konnte vor Lachen den Mund nicht spitzen. Die Flasche war entkorkt und die Beiden stießen auf gute Kameradschaft an. Dann sagte der Major:

„Uns ist's vielleicht hier glücklicher zu Muthe als unserm Freund Sonnenkamp in seiner großen Villa. Aber, Herr Hauptmann, ich sage wieder, ein Elephant ist glücklich und eine Fliege ist auch glücklich; der Elephant hat nur einen größeren Rüssel als die Fliege."

Der Major lachte, daß er sich schüttelte, und vom Lachen angesteckt, lachte auch Erich, und so oft sie sich wieder ansahen, fingen sie Beide von Neuem an zu lachen.

„Sie erklären mir das Sprüchwort," rief Erich, „daß man die Mücke für einen Elephanten ansehen kann, und in der That ist's zutreffend: nicht die Größe, nicht das Maß, sondern der Organismus ist das Leben."

„Recht so . . . recht so!" rief der Major. „Fräulein Milch, kommen Sie doch einmal herein."

Fräulein Milch, die hinausgegangen war, trat ein und der Major fuhr fort:

„Bitte, Herr Hauptmann, sagen Sie das noch einmal von dem Organismus. Das ist so eine Sache für Fräulein Milch, denn, sehen Sie, die studirt viel mehr, als sie sich's merken läßt. Bitte, Kamerad, nochmals das vom Organismus! Ich kann's nicht so gut geben."

Erich erklärte nochmals das Gleichniß.

Fräulein Milch empfahl Erich den Schullehrer des Dorfes, der

ein ausgezeichneter Schönschreiber sei, zur Beihilfe, und der Major rief lachend:

„Ja, Kamerad, Fräulein Milch ist die lebendige Rangliste; fragen Sie bei ihr an, wenn Sie über Jemand Auskunft haben wollen. Und lassen Sie sich um Gotteswillen von der Gräfin Wolfsgarten keine Medicin geben, Fräulein Milch versteht Alles viel besser . . . und Blutegel setzen kann kein Mensch so gut wie sie."

Erich sah die Verlegenheit der guten Alten, er lobte ihren Garten und die schönen Blumen und Blattpflanzen, die vor dem Fenster standen. Der Major behauptete, sie verstände die Gärtnerei vielleicht besser als Herr Sonnenkamp, und wenn man noch dazu schreiben könnte, mit wie wenig Mitteln sie das gepflanzt und erhalten, bekäme sie den ersten Preis auf der Ausstellung und nicht die Herren mit ihren großen Treibhäusern.

Ablenkend sagte Fräulein Milch zu Erich, es sei hart für Roland, daß er nicht das rechte Vergnügen habe.

„Nicht das rechte Vergnügen?" lachte der Major. „Da hört einmal an!"

„Ja," setzte Fräulein Milch hinzu, und die Bänder und Maschen an ihrer Haube nickten beistimmend mit, „er hat lauter Vergnügen, die Geld kosten, aber das sind nicht die rechten; und wer durch die Welt blos spazieren fährt, wer nichts darin zu thun hat, der sucht das Vergnügen vergebens."

In diesem Augenblicke ward ein geheimer Vertrauensbund geschlossen, ein Verständniß zwischen Erich und Fräulein Milch.

Von Beiden bis zur Hausthüre geleitet, verließ Erich das Haus. Als man die Thür öffnete, sprang ein braun- und weißgefleckter Hühnerhund an den Major herauf.

„So?" rief der Major scheltend und liebkosend dem Hunde zu. „Ei! wo ist sie wieder gewesen, sie Landläuferin? Wer weiß wo? und derweil haben wir einen Gast im Hause . . . Du lernst, so alt du bist, keinen Anstand und keine Ordnung. Schäm' dich . . . schäm' dich!"

So sprach der Major zu seinem Hunde, der in der ganzen Gegend wohlbekannten Laadi; er hielt sich eine Hündin, weil mit einer Hündin die Hunde in den Dörfern niemals raufen.

Als der Major und Erich den Garten verließen, sagte der Major:

„Sehen Sie einmal diese zwei Wachposten, die kurz gehaltenen Eschenbäume an. Seit mehreren Jahren habe ich's beobachtet, der da links steht, hat immer um zehn bis elf Tage früher Blätter bekommen, als der da rechts. Nun trat einmal unversehens wieder Frost ein und da welkten die Blätter ab und er kümmerte den ganzen Sommer nur so hin; seitdem ist er gescheidt, er läßt den andern zuerst Blätter kriegen und kommt dann nach. Sollte man nicht glauben, daß so ein Baum auch Verstand hat? Ja, lieber Kamerad, es ist Alles viel weiser eingerichtet in der Welt, als wir wissen, und, sehen Sie, ich bin doch pensionirt und habe nichts zu thun, aber ich habe so viel im Auge zu halten, daß der Tag oft zu kurz ist. Nun leben Sie wohl und denken Sie, daß Sie auch bei uns daheim sind."

Als Erich die Abschiedshand reichte, sagte der Major:

„Ich danke Ihnen. Ich hab' jetzt einen Menschen mehr, den ich lieb haben kann, und das ist doch das Beste; das nährt und erhält jung und gesund."

Schon war Erich mehrere Schritte fortgegangen, als der Major ihm nachrief, er möge anhalten. Er kam und sagte:

„Ja, wegen Herrn Sonnenkamp noch ... Lassen Sie sich nicht irre machen, Kamerad. Die profanen Menschen machen aus einem Glücklichen einen Götzen oder zerren an ihm herum. Herr Sonnenkamp ist ein etwas rauhrindiger Mann, aber im Kern gut; und was die Vergangenheit angeht, wer kann seine ganze Vergangenheit loben? welcher Mensch kann das? Ich wenigstens nicht und ich weiß auch keinen Andern. Ich bin nie schlecht gewesen und habe doch nicht immer so gelebt, wie ich jetzt wünschen möchte. Aber genug, Sie sind ja gescheidter als ich."

„Ich verstehe das vollkommen," erwiderte Erich; „das amerikanische Leben scheint mir bei allem Kirchengehen ein in höherem Sinne sonntagsloses Dasein; da ist beständiges Arbeiten und Trachten nach Geldverdienen, nach sonst nichts. Wenn das nun Menschen Jahrzehnte lang getrieben, verlieren sie die Fähigkeit, wieder das Höhere in sich zu gewinnen; sie reden sich ein, wenn sie nur genug hätten — ach, wer nach Geld strebt, bekommt nie genug! — sie reden sich ein, dann wollten sie sich dem Edleren widmen. Wenn das nur dann noch möglich wäre! Herr Sonnenkamp nun hat sich doch noch ein Ruheleben geschaffen ..."

„Recht so ... recht so," bestätigte der Major, „er hat sich

als Goldsucher viel im Schlamm herumtreiben müssen, bis er zu dem großen Besitzthum gekommen ist ... Ja, ja, ich bin ruhig ... Sie sind gescheidter als ich."

Mit heiterem Sinn kehrte Erich auf den Weg nach der Villa zurück. Plötzlich hörte er einen Wagen daherrasseln, Clodwig und Bella riefen ihn an.

Sechstes Capitel.

Am Tage als Erich Schloß Wolfsgarten verlassen hatte, fand sich ein Gast dort ein; es war der Sohn des vornehmen Weinhändlers, des sogenannten Weingrafen. Er kam jede Woche einmal, um mit dem Grafen Schach zu spielen. Er war ein junger Mann verlebten Wesens, der nicht wußte, was er in der Welt anfangen sollte; am Geschäfte des Vaters hatte er keine Freude, Geld hatte er genug, auch hatte er mancherlei gelernt: er musicirte, er zeichnete, er hatte verschiedene Talente, aber keines beherrschte ihn. Alles war ihm überdrüssig, die Neige Lebenslust, die man noch mit Anstand zu genießen hatte, erschien ihm welk und schal. Warum auch in einen bestimmt abgegrenzten Beruf sich begeben? Er war im Verwaltungsrathe mehrerer Eisenbahnen; eine Zeit lang hatte es ihn vergnügt, da anzuordnen und zu regieren, von den Unterbeamten in strammer Haltung angehört und ehrerbietig begrüßt zu werden; aber auch das ward ihm lästig. Reisen bot auch nichts mehr, man hatte beständig eine Ueberfracht von Langerweile mitzuschleppen. Er sah verdrossen in die Welt hinein, sie hat nichts für ihn und er hat nichts in ihr zu thun. Ein einziges Talent hatte er ausgebildet und das war das Schachspiel. Da auch Clodwig große Freude daran hatte, so kam er jede Woche einmal nach Wolfsgarten und spielte mit Clodwig; es gab ihm das zugleich ein besonderes Ansehen.

Er hatte auch einen großen Ruf bei allen Menschen der Umgegend, die sich gleich ihm rühmen konnten, Wüstlinge zu sein und vor der Welt als Schönthuer zu erscheinen. Er besaß eine geheime Sammlung von Bildern in allen Formen und von allem Material, und man mußte ihm sehr nahe stehen, wenn man sich

rühmen konnte, sie bis auf die letzten gesehen zu haben. Natürlich war der Weincavalier vor der Welt ein höchst anständiger Mann; noch nie hatte ihn Jemand betrunken gesehen. In Gesellschaft der Bürgerlichen benahm er sich als der Herablassende, der noch so edel ist, mit diesen kleinen Leuten in Verkehr zu bleiben; man ist das der alten Kameradschaft schuldig.

Landrichters Lina war gar nicht so einfältig wie die Mutter immer sagte, denn sie behauptete, der Weincavalier sei jenes verwandelte Männlein aus dem Märchen, das ausgeht, um das Gruseln zu lernen.

Jedes Jahr frischte sich natürlich der Weincavalier in Toilette und Anekdoten und in Allem, was innere und äußere Mode erheischt, wieder durch einen längeren Aufenthalt in Paris auf. Er sprach nicht wie sein Vater von seinem Freunde dem Gesandten **, dem Minister ** und dem Fürsten **, aber er ließ erkennen, daß er mit den berühmtesten Mitgliedern des Jockeyclubs in unzertrennlicher Gemeinschaft lebte.

Der Weincavalier hatte sonst noch einen kleinen Reiz darin gefunden, sich zu schönen Höflichkeiten gegen die tugendsame Frau Bella zusammenzunehmen, heut aber sah sie ihn immer an, wie wenn er gar nicht da wäre, als ob sie nicht entfernt hörte, was er sagte. Auch der Graf war zerstreut und abwesend, er verlor heute überraschend schnell alle Partien, denn er sah den Partner oft verwundert an, da er auf demselben Stuhle saß, den Erich inne gehabt.

Dem Weincavalier erschien eine neue Hülfe, aber auch diese war heute wirkungslos. Ein wohlbeleibter, mit höchster Sorgfalt gekleideter Mann traf auf Wolfsgarten ein; es war ein ehemals berühmter Bassist, der eine reiche Wittwe aus der nahen Handelsstadt geheiratet und sich hier in der schönen Gegend angesiedelt hatte. Sonst war er Bella willkommen, denn er sang mit dem Reste seiner Stimme noch immer sehr wohlgefällig. Als er bemerkte, daß er heute nicht wie sonst begrüßt wurde, sagte er, daß er nur zufällig vorspreche. Das ärgerte Bella um so mehr; sie liebte es nicht, daß man Wolfsgarten als zufälligen Besuchspunkt ansah. Als der Weincavalier und der Bassist endlich davon gegangen waren, athmeten Bella und Clodwig neu auf.

Mit geschlossener Lippe und unruhigem Auge, das etwas zu suchen schien, ging Clodwig durch Haus und Park. Bella wußte

ihn endlich zum Reden zu bringen und Clodwig gestand, daß sich ihm ein Ideal seines Lebens zeige, daß er aber nicht den Muth habe, es zu erfüllen. Er machte eine Pause, denn er hoffte, daß Bella ihm sagen würde, was er wünsche, aber Bella schwieg. Mit einem großen Umwege erklärte er nun, daß er Erich nicht in die abhängige Stellung eintreten lassen dürfe, er solle eine Zeitlang auf Wolfsgarten wohnen und dann eine wissenschaftliche Reise machen.

Die Oberlippe Bella's pulsirte und sie sagte:

„Der Hauptmann ...“ sie wollte sagen: der Hauptmann in Goethe's Wahlverwandtschaften, und über diesen Gedanken hinwegstolpernd fuhr sie fort: „Der Hauptmann ... ich meine, der Doctor dürfte sich gewiß glücklich schätzen. Aber — wir können ja offen sprechen. Ich habe das Glück eines unantastbaren Namens, und wir fragen nicht, was die Leute sagen ... Glaubst Du aber nicht, daß dieser junge Mann ... uns manchmal ... wie soll ich sagen ...“

„Geniren würde?“ fiel Clodwig ein und widerlegte das Bedenken mit dem Vorhalte, wie es eine Unterjochung der Guten wäre, wenn diese ein Schönes unterlassen müßten, weil die Schlimmen unter trügerischem Scheine eben das Schlimme thun.

Nun redete Bella ihrem Manne zu, daß er sofort einen Boten an Erich schicke, damit er sich nicht binde. Clodwig drückte ihr die Hand und mit einem selten bemerkten elastischen Schritte ging er in sein Arbeitszimmer. Dort schrieb er, aber er kam bald zu Bella und sagte: er könne nicht schreiben, das Einfachste sei, man lasse anspannen und fahre selbst nach Villa Eden.

Clodwig vermied sonst jede unmittelbare Beziehung zu Sonnenkamp und dessen Haus, soweit es bei der nahen Freundschaft seines Schwagers möglich war, heute aber war davon keine Rede.

Frau Bella ließ während der Fahrt oftmals den Schleier über ihr Gesicht fallen und hob ihn wieder in die Höhe; sie war sehr unruhig, denn sie bedachte Vielerlei.

Es ist eine unbegreifliche Laune, ein Spiel ... nicht der Leidenschaft, ... wie konnte Bella von sich so etwas bekennen? Es ist das Spiel eines Dämons! Dieser junge Mann mußte eine verwirrende Zaubermacht haben! Bella haßte ihn, denn er hatte ihren Mann aus seiner Ruhe gebracht und versuchte es nun auch mit ihr; er ängstigte sie. Das sollte er büßen! Sie richtete sich stolz

auf; sie war entschlossen, gerade durch ihre Mitreise den kindischen, überschwänglichen Plan ihres Gatten zu zerstören, und wenn Erich ihren Widerspruch nicht merkt, offen mit ihm sprechen und ihn dadurch zur Ablehnung bewegen.

In diesen Gedanken schaute sie wieder fröhlich drein und Clodwig, der dies bemerkte, sprach davon, wie man die Zimmer für Erich einrichte, und gab die neue Hausordnung. Er werde auch die Mutter Erichs zum Besuch einladen. Es war ein Glück, daß Bella sie von früherher kannte und hoch verehrte. Clodwig erzählte, daß die Dournays eigentlich von Adel seien, sie hießen Dournay de Saint Mort und hätten den Adel nur bei Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich abgelegt; er würde, falls Erich eine standesgemäße Heirat machen wolle, dafür sorgen, daß sein Adel wieder erneuert werde, ja, er könne vielleicht noch mehr für ihn thun.

Es überraschte Bella immer wieder, daß ihr Mann die Dinge so ernst nahm. Sie hatte ihn nicht betrogen, als sie in jenem Winter vor der Verlobung sich als reife, den tieferen Ernst des Lebens erkennende Natur dargestellt hatte, als sie eine Theilnahme zeigte an den Kunstgebilden des classischen Alterthums, an Wissenschaften und allen höheren Anliegen des Lebens; sie hatte ihn nicht getäuscht, denn sie hatte nie anders gedacht, als daß alle Menschen diese Dinge als Gegenstände der Conversation, als Nippsachen betrachteten. Und was die Aufmerksamkeit für die Culturgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart betraf, auch das schien ihr nach stillschweigendem Uebereinkommen nur ein feiner Zeitvertreib.

Mit Schrecken gewahrte sie immer wieder, daß für ihren Mann die großen Gedanken in der That sein Leben ausmachten, daß er sich betrübte und erfreute bei allen Vorkommnissen des Weltlebens, als wären das Familienereignisse — ja, daß er sogar religiös war. Er sprach nicht wie sie vom lieben Gott, aber er konnte anbetend und ergriffen vor jedem Zeichen der ewigen göttlichen Ordnung stehen, und wo sich ein Widerspruch, ein Räthsel kundgab, war er bis zu einer gewissen Krankhaftigkeit fieberisch aufgeregt.

Bella gestand sich kaum, daß ihr das Alles entsetzlich pedantisch, predigerhaft und professorenmäßig erschien; sie hatte nicht gewußt, daß sie statt eines Lebemannes einen pedantischen Professor geheiratet. Aber, eingestanden oder nicht, diese ganze Pflege eines sogenannten höheren Interesses war ihr langweilig. Alles spielt doch nur seine Rolle im Leben, wer wird Ernst daraus machen?

Das mögen die armen Teufel von Gelehrten und Weltbeglückern thun, aber nicht ein Mann von höherer Stellung. Jetzt zeigte sich also wieder, daß Clodwig ein geordnetes, freilich langweilig, aber still und ehrenhaft dahinfließendes Leben plötzlich durch Hereinziehen eines fremden Menschen stören konnte.

Es war schwarze Verleumdung, wenn man Bella nachsagte, daß sie den Grafen geheiratet habe in der Hoffnung, bald eine reiche, anziehende Wittwe zu sein. Der alte Oberststallmeister hatte nur für eine gute Verschreibung gesorgt und vom Erträgniß des großen Gutes legte man jährlich eine ansehnliche Summe zurück, die den Majoratserben von der Seitenlinie nicht zufiel. Es war, wie gesagt, schwarze Verleumdung, daß Bella mit Wittwenhoffnung vor den Altar getreten sei, aber zu ihrem Schrecken — sie vergrub es in sich, so oft sie dessen inne wurde — sah sie sich vor der Zeit altern an der Seite des Mannes, der den Jahren nach ihr Vater sein konnte.

Und wer weiß, wie viel Geld Clodwig auf diesen abenteuerlichen Dournay verwenden wird, der in keinem Berufe aushält und dazu noch mißliebig am Hofe ist. Das Schlimmste aber ist, daß dieser junge Mann ihr den Gatten noch ganz entziehen wird. Sie werden mit einander studiren, Ausgrabungen machen und derweil wirst Du allein sitzen, Du, das jugendlich frische Herz, das so edel, so treu, so selbstvergessen sich der Pflege des alten Mannes gewidmet hat!

Bella war tief ingrimmig auf Erich.

Der Wagen rollte weiter. Erich hörte sich anrufen und wurde von den Beiden herzlich begrüßt. Er mußte sich in den Wagen setzen und ein Blick Clodwigs auf seine Frau sagte ihr: Hast Du je ein edleres Menschenbild gesehen?

Erich wurde gefragt, ob er bereits die Stelle fest angenommen, und als er verneinte, reichte ihm Clodwig die Hand.

Man konnte nicht weiter sprechen, denn soeben kam Herr Sonnenkamp auf seinem Rappen daher getrabt. Er war hoch erfreut, solche Gäste zu begrüßen; nur war er verwundert, Erich so vertraulich hier zu sehen. Er ritt neben dem Kutschenschlag her und mit großer Ehrerbietung hieß er die Gäste auf der Villa willkommen.

Kaum war man abgestiegen, als noch ein Wagen in den Hof fuhr; der Doctor stieg aus.

Siebentes Capitel.

Herr Sonnenkamp bot Bella den Arm, sie drehte den Kopf langsam und willfahrte, Clodwig sollte sehen, welch ein Opfer sie bringe; ihre Hand ruhte leicht im Arme Sonnenkamps; auf den ersten Treppenstufen blieb sie stehen, denn an einem im Freiland erzogenen Rosenstocke war bereits eine aufgeblühte Centifolie in voller Pracht.

Herr Sonnenkamp eilte, dieselbe für sie abzubrechen, und indem er sie darbot, sagte er:

„Diese Rose ist nicht Ihre Schwester. Die Herren Dichter machen viel Rosenlügen."

Bella sah ihn fragend an und er erklärte, daß die Centifolie, wenn sie geblüht habe, sich ein Jahr ausruhe, Bella aber —

Sie ließ ihn nicht ausreden und dankte sehr verbindlich, sie that, als ob sie den dargebotenen Arm nicht mehr bemerkte. Man ging sofort nach den Gewächshäusern. Joseph, der immer wie gerufen zu rechter Zeit sich sehen ließ, erhielt von seinem Herrn den Auftrag, Fräulein Perini und Frau Ceres die Ankunft des Besuches zu melden.

Bella ließ sich von Sonnenkamp noch mehr von der Eigensinnigkeit der Centifolie erzählen, die durch keine Kunst im December zum Blühen gebracht werden könne, alle anderen Blumen ließen sich verzögern und treiben, nur die Centifolie widerstrebe der Menschengewalt.

Bella hörte die Mittheilungen Sonnenkamps mit großer Aufmerksamkeit an.

Der Doctor war zu Frau Ceres gerufen worden, aber als diese vernahm, welche Gäste angekommen seien, erklärte sie sich sofort wieder gesund; sie war verschlagen genug, dem Doctor zu betheuern, daß seine bloße Anwesenheit sie gesund mache. Doctor Richard verstand.

Unterdeß hatte Clodwig zu Erich gesagt:

„Sie bleiben nicht hier. Ich lasse Sie nicht."

Er stieß die Worte kurz und hastig heraus wie ein längst Vorbereitetes, das man im Augenblick der Kundgebung bedrängt und tonlos vorbringt.

Roland kam eben mit Feldstuhl und Zeichenbrett den Berg herab, Bella grüßte ihn schon von ferne überaus freundlich.

„Wie schön er ist," sagte sie zu den Umstehenden. „Wer dies Bild festhalten könnte, wie der Knabe daher kommt! Verwandelt man Feldstuhl und Mappe in Speer und Schild, so hat man ein Bild aus der griechischen Welt."

Bella bemerkte den Blick Erichs und sie sagte zu ihm:

„Ja, Herr Doctor, ich habe einem Künstler in der Residenz einmal den Plan gegeben, eine Scene zu malen, wie ich Roland sah: er war über den Weg gesprungen und hatte einem auf dem Steinhaufen sitzenden Straßenbettler eine Gabe in den Hut geworfen, und wie er nun über die Straße zurücksprang, so schlank, so behend, jede Muskel gespannt und das Gesicht von der Wohlthätigkeit her so glückselig überstrahlt — es war ein unvergeßlicher Anblick."

Clodwig sah zur Erde; Bella wußte wahrscheinlich nicht mehr, daß nicht sie, sondern daß er Roland so gesehen und einem Künstler den Vorschlag gemacht hatte.

Roland trat näher und Bella sagte: „Wenn der Herr Hauptmann bei uns bleibt, müssen Sie uns auch oft besuchen, lieber Roland."

Sonnenkamp wußte nicht, was das bedeuten sollte, aber Roland schien sofort die Gefahr aufzugehen, daß ihm Erich entzogen würde. Und jetzt wurde Erich klar, was man mit ihm vorhatte, jetzt erst verstand er, was durch die Ankunft Sonnenkamps beim Wagen unterbrochen wurde.

Man warf nur einen kurzen Blick in die Gewächshäuser, denn Bella sagte, wenn es draußen grüne und blühe, hätten die Pflanzengefängnisse für sie etwas Beklemmendes.

Fräulein Perini erschien bald mit der Nachricht, daß Frau Ceres die Gäste empfangen wolle.

Bella und Fräulein Perini hatten sich von den Männern getrennt, sie hatten viel mit einander zu sprechen und natürlich war Erich der erste Gegenstand.

„Wie urtheilen Sie über Herrn Dournay?" fragte Bella.

„Ich habe kein Urtheil über ihn."

„Warum?"

„Ich bin nicht unbefangen, er gehört nicht zu unserer Kirche."

„Denken Sie sich ihn von unserer Kirche, wie würden Sie ihn dann betrachten?"

„Er ist gar nicht so zu denken. So könnte kein Mann sein, der sich unter das göttliche Gesetz beugt. Herr Baron von Prancken sagt: der Mann kutschirt auf einem unsichtbaren Katheder in der Welt umher."

Beide Frauen lachten.

Bella wußte genug. Sehr behutsam suchte sie Fräulein Perini darin zu bestärken, ihren Einfluß gegen die Aufnahme eines auf seine Glaubenslosigkeit stolzen Mannes geltend zu machen. Fräulein Perini hielt ihr Kreuz mit der linken Hand und schaute etwas schelmisch nach Bella. Also die Gräfin will ihn nicht hier haben. Macht sie vielleicht eine feine Intrigue gegen ihren Mann, ihn in ihr eigen Haus zu bringen? Nicht ohne Schadenfreude wies sie darauf hin, daß Herr von Prancken, der Alles das veranlaßt habe, auch die entsprechende Lösung geben müsse. Bella gab zu verstehen, daß Erich vielleicht auch nach anderer Seite hin unbequem sei; und hier zum dritten Male wurde das Wort laut, daß Erich ein gefährlicher Mensch sei. Fräulein Perini hatte es ausgesprochen, sie hatte damit sowohl Prancken als Bella im Auge, denn die besondere Aufregung Bella's war ihrem ruhig scharfen Blicke nicht entgangen.

Schnell, und um zu verbergen, daß sie richtig gezielt habe, setzte sie indeß hinzu, daß ein Mann wie Otto von Prancken gewiß Niemand zu fürchten habe. Sie sprach mit theilnahmvollem Eifer über die Reise Pranckens; diese sei vielleicht eine Unvorsichtigkeit, aber man müsse schließlich das stürmisch jugendliche Herz walten lassen und es brächte oft besser als jede Bedachtsamkeit und Besonnenheit die nothwendige Entscheidung. Nur sehr andeutend sprach Fräulein Perini und ebenso andeutend erwiderte Bella, daß sie ein gegen die Gesellschaftsordnung anstrebendes Begehren Pranckens zwar mißbillige, solches aber, wenn auch mit Aengstlichkeit, doch gewähren lasse.

Nochmals kehrte das Gespräch auf Erich zurück und Bella war jetzt überaus wohlwollend. Sie hatte Mitleid mit der alten Mutter Erichs und behauptete, er kehre einen Stolz heraus, um damit die dienende Abhängigkeit zu verdecken. Ein Höherziehen der Augenlider ließ eine leise Verletzung Fräulein Perini's bemerken und rasch setzte Bella hinzu, daß nur eigentlich fromme Naturen sich

von der Abhängigkeit nicht bedrückt fühlen; denn sie seien an sich höher gestellt, ja, durch die Frömmigkeit gleichgestellt einem Jeglichen.

Fräulein Perini lächelte; sie verstand, mit welcher Gunst sie von Bella behandelt wurde, und es hätte nicht eines freundschaftlichen Händedrucks bedurft, um ihr solches zu Gemüthe zu führen.

Ein Diener kam und meldete, daß Frau Ceres die gnädige Gräfin im Balconsaale erwarte, sie dürfe nach Vorschrift des Arztes noch nicht wagen, ins Freie zu gehen.

Fräulein Perini geleitete Bella bis an die Freitreppe. Als sie dort eine sehr höfliche Verbeugung machte, faßte Bella ihre beiden Hände mit offenbarer Herzlichkeit und sagte, solch eine Freundin wie Fräulein Perini wünsche sie sich zum täglichen Umgange. Sie bat dringend, ihr recht bald die Ehre eines Besuches zu geben.

Nachdem Bella rauschend davongegangen, krallte Fräulein Perini ihre kleinen Hände wie eine Katze, die still gelauert und etwas erhascht hat; höhnisch erweiterte sich ihr Auge, das sonst immer so verhüllt war.

„Ihr seid Alle betrogen!“ sprach ihr kleiner Mund fast laut . . .

Frau Ceres klagte über beständiges Leiden und Bella tröstete, daß sie ja alles nur zu Wünschende und noch dazu so herrliche Kinder habe. Sie wußte nicht, was sie mehr rühmen sollte, das bezaubernde Wesen Rolands oder das Manna's.

Bella kam selten in das Haus Sonnenkamps, aber wenn sie dahin kam, wurde sie stets von einer Leidenschaft befallen, die vielleicht vorzugsweise eine Frauenleidenschaft ist. Sie lebte doch auf Wolfsgarten in einer Fülle, die nichts zu wünschen übrig ließ, aber sobald sie durch das Gitter von Villa Eden einfuhr, kam ein Dämon über sie, und der Dämon hieß: Neid — Neid über diese von Ueberfluß strotzende, nicht mit morschem Trödel sich schleppende, sondern ganz neu geschaffene Existenz. Wenn sie an Frau Ceres dachte, flimmerte es ihr stets stechend vor den Augen, denn sie sah dabei den wunderbaren Brillantschmuck der Frau Ceres, wie solchen selbst die regierende Fürstin nicht besaß.

Jetzt war sie überaus holdselig und herablassend gegen Frau Ceres, und sie gefiel sich in dieser Herablassung. Alles können

diese Menschen kaufen, aber einen erhabenen, historisch glänzenden Namen nicht. Gelingt auch das Vorhaben Otto's, es ist doch nur ein Zudecken der Niedrigkeit mit einem neuen Firniß, der immer bittet: berühre mich nicht, sonst löse ich mich ab.

Auch hier war Erich vornehmlich Gegenstand des Gesprächs und Bella drückte die Rose an ihren Mund, um ihr Lachen zu verbergen, da Frau Ceres sagte:

„Ich möchte den Herrn Hauptmann für mich haben."

„Für Sie?"

„Ja. Aber ich glaube, ich kann nichts mehr lernen, ich bin zu alt und zu dumm ... Er hat mich gar nichts lernen lassen."

Bella bestritt diese Bescheidenheit sehr eifrig. War Frau Ceres nicht schön und jung? Man könnte sie ja für die Schwester Rolands halten. War sie nicht klug und von feiner Haltung? Frau Ceres lächelte, sie schien zu glauben, daß dies Alles wahr sei. Nun aber bat Bella, sich beurlauben zu dürfen, da sie die zarte Organisation der Frau Sonnenkamp schonen wolle.

Frau Ceres sah bei diesen Worten zagend um, sie wußte nicht, ob das ein Lob oder ein Tadel ist. Bella verabschiedete sich und küßte Frau Ceres auf die Stirn.

Herr Sonnenkamp hatte den Grafen und Erich verlassen; er hatte noch vieles im Hause anzuordnen, auch waren Briefe und Depeschen eingetroffen, die sofortige Beantwortung erheischten. Er schickte nach dem Major, daß er ebenfalls zu Tische käme, und gab den Auftrag, wenn er nicht zu Hause sei, möge man ihn auf der Burg aufsuchen.

Clodwig war mit Roland und Erich gegangen, und ohne daß sie es wußten, waren die beiden Männer bald in ein Gespräch gerathen, wobei sie Rolands ganz vergaßen. Dieser saß stumm da und schaute bald den Einen, bald den Andern an; er verstand nicht, was sie sprachen, aber er mochte fühlen, wie wohl es ihnen dabei war, und als endlich Clodwig sich auf sein Zimmer zurückzog, faßte Roland die Hand Erichs und rief:

„Ich will auch lernen, ich will auch studiren, Alles, was Du willst; ich will auch so sein wie Du und Graf Clodwig."

Achtes Capitel.

Der Major kam, er war sehr erfreut, Clodwig und Bella hier zu treffen; jedes freundliche Benehmen der Menschen war ihm ein Labsal, es bestätigte seine Behauptung, daß alle Menschen unendlich gut seien. Er war Clodwig und Bella dankbar, als ob sie ihm etwas erzeigt hätten. Erich reichte er die Hand wie einem Sohne, und jetzt klagte er ihm mit einem Tone, wie ein Kind, das genascht hat, er habe sich verführen lassen. Er habe einmal genau erforschen wollen, ob die Arbeiter auf der Burg sich auch gut nähren, er habe von ihren Speisen versucht und unversehens habe es ihm so gut geschmeckt, daß er sich ganz satt gegessen.

Erich tröstete, daß die feinen Speisen doch vielleicht noch Unterkommen fänden.

Der Major nickte; er sagte zu Joseph nur das kurze Wort: „Allasch!"

Joseph verstand. Auf einem Seitentische schenkte er aus einer von kleinen Gläschen umkreisten Flasche ein; der Major trank den Appetit reizenden Trank.

„Das ist ein Quartiermacher," nickte er dann zu Erich. Sein ganzes Gesicht lachte, als Erich erwiderte:

„Der Geist befiehlt der gemeinen Masse, Platz zu machen."

Frau Ceres kam nicht zu Tische. Kaum hatte man sich gesetzt, als der Arzt abgerufen wurde; er stand sofort auf.

Die Tafel schien gestört, denn der Arzt, der sicher und frisch die Unterhaltung geführt, hatte durch seine Entfernung eine Lücke gemacht. Wie man äußerlich zusammenrücken mußte, um diese Lücke nicht sichtbar werden zu lassen, so schien man auch innerlich erst wieder neu zusammenrücken zu müssen.

„Herr Sonnenkamp," begann der Major, und wurde wieder wie immer blutroth im Gesichte, da er vor vielen Menschen zu sprechen hatte ... „Herr Sonnenkamp, in der Zeitung steht, daß Sie bald viel Besuch bekommen."

„Ich? In der Zeitung?"

„Ja. Es ist gerade nicht so gesagt, aber ich meine so. Da heißt es, daß bei dem kostspieligen Leben in Amerika jetzt eine Auswanderung vor sich gehe und viele Familien aus der

neuen Welt nach Europa kommen, weil sich's bei uns billiger und schöner lebt.“

Der Major trank nach dieser Rede mit großem Behagen ein Glas seines Lieblingsburgunders auf einen Zug.

Leichthin entgegnete Sonnenkamp, daß sich vielleicht dadurch ein ähnliches Vorurtheil gegen die Amerikaner festsetze, wie solches gegen die reisenden Engländer besteht.

In das Antlitz Sonnenkamps trat indeß ein Freudenglanz, da Clodwig sagte, wie er nur billigen könne, daß Herr Sonnenkamp sich hier staatlich heimisch mache; denn Amerika bringe uns eine neue Art verderblicher Weltbürger: da wandern Deutsche nach Amerika aus, erwerben sich Besitzthümer und kommen nach Jahren mit Familie wieder nach Deutschland zurück und sagen sich und ihren Kindern mit einem gewissen selbstgefälligen Stolze: uns geht Gemeinde und Staat hier nichts an.

Bella hatte die Art — und da sie dieselbe hatte, mußte es gute Lebensart sein — sobald sie nicht das Gespräch lenkte, führte sie sogar im kleinen Kreise, wo es doch störend auffiel, ein Zwiegespräch mit ihrem Nachbar und ließ ihn nicht in den allgemeinen Strom der Unterhaltung entweichen. So hielt sie sich heute an Fräulein Perini im lebhaften italienischen Zwiegespräch.

Sonnenkamp nahm die Darlegung Clodwigs sehr freundlich auf.

Er machte sich lustig über das Gerede, weßhalb er die Burg wieder aufbaue. Da sage man, er wolle in Bädekers Reisehandbuch stehen, damit die Leute an schönen Sommertagen, wenn sie stromauf und stromab fahren, sich das Schloß zeigen und gelangweilte Engländer mit dem Finger auf der Zeile ihres Buches offenen Mundes eine Weile dreingaffen; ihn aber bestimme zunächst ein ästhetisches Interesse. Er wolle durch Aufbau der Burg für die Aussicht aus seinem Arbeitszimmer einen harmonischen Abschluß gewinnen, sodann aber möchte er etwas zur Schönheit des deutschen Vaterlandes beitragen.

Es hatte immer einen sonderbaren Beigeschmack, wenn Sonnenkamp die Worte „deutsches Vaterland“ aussprach; man hätte etwas wie ingrimmigen Haß darin finden können, und doch klang es mehr mitleidsvoll und barmherzig. Sonnenkamp wußte, daß Clodwig vor Allem ein Patriot war, und er schlug gern diese Saite an. Erich schaute auf Roland, ob dieser wohl die Heuchelei erkenne, denn noch am Sonntag hatte ja Sonnenkamp bei Gelegen-

heit des Gesprächs über die Wahlen so fremd und verächtlich gesprochen; aber die Mienen Rolands waren ruhig.

Clodwig bat nochmals, daß man jede Spur römischer Alterthümer ihm melden möge. Sonnenkamp versprach's bereitwillig und verbreitete sich weiter über eine Seltsamkeit, die man ihm andichte — und doch hatte sie ihm Niemand angedichtet, vielmehr hatte er selbst in Gemeinschaft mit Prancken die Sage verbreitet — daß er den Namen des Schlosses, dessen Geschlecht längst ausgestorben, auf sich übertragen lassen wolle. Leichthin sprach er davon, daß man das Wappen derer von Lichtenburg, das er gerne über der Pforte des neu erbauten Schlosses wieder anbringen möchte, nicht genau kenne. Clodwig, der bei all seinem Freisinn einen gewissen Stolz darein setzte, die Genealogie aller Fürsten- und Adelsgeschlechter und deren Wappen zu kennen, behauptete, das Wappen der Lichtenburg bestehe in einem Mohrenkopf auf blauem Grund im linken Felde und einer Wage im rechten. Das Geschlecht habe in den Kreuzzügen sich hervorgethan und dann ein höheres Richteramt im Reiche bekleidet.

Sonnenkamp lächelte sehr freundlich, fast grinsend, und bat, daß der Herr Graf ihm sobald als möglich eine Zeichnung zukommen lasse.

Neuntes Capitel.

Wie zufällig fügte es sich, daß Erich und Bella mit einander gingen. Sie machte einen leisen Versuch nach zwei Seiten hin, indem sie sagte, sie bewundere Erich, wie er ihren guten Mann so intim verstehe, denn es sei nicht so leicht, als es den Anschein habe, mit ihm zu leben. Sie sprach sehr überschwänglich von Clodwig und wie glücklich sie sei, etwas zur Conservirung einer erhabenen Seele zu thun und dabei gar keinen Anspruch für sich zu erheben; es sei so schön, sich zu opfern, still, unerkannt und ungenannt zu dienen. Sie bat Erich, ihr recht beizustehen, Clodwig seinen Lebensabend vollauf glücklich zu machen; sie hatte dabei einen Herzton, der nicht zu verkennen war.

Erich sprach sein Bedenken aus, ob es wohlgethan sei, eine so friedsame Existenz durch Einführung eines Dritten zu stören.

Bella sah ihn durchdringend an, ihr Fächer entfiel ihr, und als Erich ihn aufhob, reichte sie ihm die Hand zum Dank.

Mit vielem Geschick, ja fast mit Zierlichkeit und doch mit eigenthümlicher Bewegung, wobei ihre Brust sich hob und senkte, pries sie das Glück, sich einem edlen Menschen zu widmen und einen Freund zu haben, von dem man ganz verstanden werde.

Erich schwieg.

Bella war bisher noch unentschieden gewesen, ob sie die Aufnahme Erichs in ihr Haus begünstigen oder verhindern sollte.

Jetzt war sie entschieden.

Dieser Mann war in jeder Weise unbequem; huldigte er ihr, so war das peinlich und beunruhigend, blieb er zurückhaltend, so war er beständig ein Gegenstand der Reizung.

Es war nicht so leicht zu bestimmen, ob Bella ihren Gatten liebte, das aber war unbezweifelbar, sie war eifersüchtig auf Jeden, dem er eine Freundlichkeit zuwendete; er sprach lieber und ausführlicher mit Anderen als mit ihr. Daß sie ihn durch Widerspruch, durch beständigen Gegensatz in sich zurück gescheucht hatte, das fiel ihr nicht ein, oder sie läugnete es ab. Alle Menschen, sogar Herr Sonnenkamp, waren entzückt von ihrer Frische, ihrem Muthwillen und ihrem Geiste. Warum war es Clodwig nicht oder doch nicht allzeit?

Zur Strafe und damit er zur Besinnung käme, sollte er Niemand haben, dem er sich anschließen und aussprechen konnte.

„Da kommt er!" rief Bella plötzlich. „Er hat die Eigenheit, keinen Stock zu nehmen, und doch bedürfte er dessen; er hat noch vor Kurzem einen Anfall von Schwindel gehabt."

Sie ging ihrem Manne entgegen. Unter einer schönen Ceder, wo zierliche Sitze angebracht waren, ließ Clodwig sich nieder; Erich und Bella standen vor ihm, Bella stützte die eine Hand an den Stuhl ihres Gatten. Und nun legte Clodwig den ganzen Plan dar.

Mit bewegter Stimme sprach Erich seinen Dank aus und wie es ihn freue, daß ihm etwas so Lockendes geboten sei; wie er sich aber da verpflichtet fühle, wo sein Herz entschieden habe. In der Erziehung Rolands sei ihm eine große, schwere Aufgabe gestellt, und daß ihm nun ein anderes so lockendes Leben geboten werde, befestige ihm die Zuversicht, daß er das Rechte gewählt, das Pflichtmäßige.

Eine Weile senkte Clodwig den Blick, Bella nahm die Hand vom Stuhl und richtete sich auf. Als Erich seine Freude an Roland schilderte, den geheimnißvoll beglückenden Zug zu demselben, ja sogar zu seinen Fehlern, da lächelte Clodwig in die Zweige hinein.

„Dort geht der Doctor," rief er; „wollen Sie einen Dritten zur Entscheidung nehmen?"

„Die Entscheidung," entgegnete Erich, „so schwer sie mir auch wird, kann nur ich allein geben."

Mühsam sich erhebend, sagte Clodwig:

„Junger Freund, geben Sie mir Ihren Arm."

Er stand auf und führte sich an Erich, sein Arm ruhte schwer und zitternd in dem Erichs.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ich meine, ich wäre gar nicht der Mann, der schon so viel erlebt hat; ich mache heut eine bittere Erfahrung. Ist es das Alter, das mir die Entsagung so schwer macht? Ich habe es doch gelernt. Ja, ja, man wird kindisch . . . ein Kind kann nicht entsagen."

Er lehnte sich fester an Erich, der im Innersten zitterte, da er den edlen Mann so erschüttert sah.

Hastig die Hand aus Erichs Arm lösend, fuhr Clodwig fort:

„Junger Freund, wenn ich sterbe, dann . . ."

Kaum hatte er das Wort gesagt, als er umsank; Erich fing ihn noch mit den Armen auf. Ein Schrei von Bella, ein Herzueilen des Arztes, ein Niederbeugen Erichs, Clodwig aufnehmen und ihn in den Armen tragen wie ein Kind, das Alles war die That eines Augenblicks.

Clodwig wurde in den Saal gebracht und dort auf ein Sopha niedergelegt. Bella jammerte laut, der Arzt beruhigte sie. Er wendete belebende Mittel an, mit denen er den Kranken schnell wieder zur Besinnung brachte; er bat Bella und Erich, das Zimmer zu verlassen, nachdem Clodwig einige Worte gesprochen hatte.

Bella klagte Erich, daß Doctor Richard ihren Mann nicht verstehe; sie hatte bittere Worte, und es ließ sich nicht entscheiden, haßte sie nur den Doctor oder die ganze medicinische Wissenschaft, die sich so geheimnißvoll hielt.

Der Doctor kam bald wieder und erklärte, daß es nur ein höchst unbedeutender Anfall gewesen; Clodwig bitte, daß Erich zu ihm eintrete.

Erich ging in den Saal.

Clodwig saß aufrecht, er reichte Erich die Hand und sagte mit verklärtem Lächeln:

„Ich muß doch meinen Satz vollenden. Ich wollte sagen: wenn ich sterbe, dann wünsche ich, daß Sie bei mir sein möchten. Aber beruhigen Sie sich, das hat noch gute Zeit. So, jetzt setzen Sie sich zu mir. Wo ist meine Frau?“

Erich ging, sie hereinzurufen. Sie kam mit dem Arzte und Sonnenkamp.

Der Arzt gestattete nicht nur, sondern wünschte ausdrücklich, daß Bella und Clodwig sofort nach Wolfsgarten zurückkehren. Sonnenkamp sprach den Wunsch aus, daß die edlen Gäste bei ihm blieben.

„Erlauben Sie, daß Herr Dournay uns begleite?“ fragte Clodwig.

Sonnenkamp stutzte, aber sich schnell fassend erwiderte er:

„Ich habe dem Herrn Hauptmann nichts zu erlauben, aber wenn Sie zur Abreise entschlossen sind, möchte ich ihn bitten, Sie zu begleiten mit dem Versprechen, daß er wieder zu uns zurückkehre.“

„Und Sie begleiten uns auch!“ bat Clodwig den Arzt. Auch dieser willigte ein.

So fuhren sie nun durch die linde Frühlingsnacht dahin, es wurde wenig gesprochen.

Erich und der Arzt übernachteten auf Wolfsgarten. Der Arzt schickte sich schon am frühen Morgen zur Abreise an, er weckte Erich, der noch fest schlief, und sagte:

„Herr Doctor, bleiben Sie heute noch hier, aber nicht länger.“

Erich sah ihn mit großen Augen an.

„Haben Sie mich verstanden?“

„Ja.“

„Nun so leben Sie wohl.“

Wieder war Erich einen ganzen Tag auf Wolfsgarten. Clodwig war so heiter und klar als je, Bella hatte ein scheues, fast furchtsames Benehmen gegen Erich.

Am Abend kam Sonnenkamp mit Roland angefahren. Erich kehrte mit ihnen nach Villa Eden zurück und alles Blut stieg ihm ins Antlitz, da Sonnenkamp, ihn scharf fixirend, sagte:

„Gräfin Bella wird eine schöne Wittwe.“

Am Abende des nächsten Tages fand sich der Arzt wieder auf Villa Eden ein, er war nochmals auf Wolfsgarten gewesen und brachte guten Bericht. Er nahm Erich beiseite und sagte:

„Sie haben mir vertraut, daß Sie eine Entscheidung bei Herrn Sonnenkamp jetzt persönlich weder erwarten, noch annehmen; ich billige das, Sie werden beiderseits in der Entfernung klar. Und so rathe ich Ihnen, verlassen Sie das Haus; jede Stunde, die Sie länger bleiben, ist ein Verderben für Sie.

„Mein Verderben?"

Der Arzt lächelte und sagte:

„Ja, junger Freund, diese Schaustellung Ihres Wesens ..." Er machte eine Pause und fuhr dann fort: „Kein Mensch erscheint eine Woche lang auf Parade, ohne Schädigung davonzutragen. Sie müssen fort! Sie haben genug geprüft und sind genug geprüft worden. — Kommen Sie mit mir, Sie übernachten bei mir, kehren morgen zu Ihrer Mutter zurück und warten dort ruhig das Weitere ab."

„Aber Roland?" fragte Erich. „Wie lasse ich den Knaben zurück? Sein Herz hat sich mir zugewendet wie das meine ihm."

„Gut, sehr gut. So soll er warten, sich nach Ihnen sehnen; er soll lernen, daß die Reichen nicht Alles gleich haben können. Er soll um Sie werben, wenn es doch sein muß. Lassen Sie in dieser Stunde mich für Sie handeln."

„Hier meine Hand, ich reise mit Ihnen!" erwiderte Erich.

Im Hause war Alles voll Staunen, da es plötzlich hieß, Erich reise ab, und kaum war eine Stunde vorüber, als er mit dem Arzte in den Wagen stieg.

Erich war froh, daß der Abschied von Roland ein übereilter war. Der Knabe konnte nicht begreifen, was vorging; er konnte vor Bewegung nicht sprechen. Als Erich schon im Wagen des Doctors saß, kam Roland mit einem seiner jungen Hunde und legte ihn auf den Schoß Erichs; der Doctor aber gab den Hund zurück mit dem Bedeuten, er könne ihn jetzt nicht mitnehmen, der Hund sei noch zu jung, man möge ihn bei der Mutter lassen, er wolle später dafür sorgen, daß Erich ihn bekäme.

Roland schaute den Davonfahrenden lange nach.

In der Seele des Knaben wirrte sich Alles durcheinander, was er in den wenigen Tagen seit Erichs Anwesenheit erlebt hatte; im elterlichen Hause verwaist, in der Fremde erschien er sich. Er

faßte den jungen Hund an der Genickhaut und wollte ihn von sich schleudern, aber der Hund winselte so erbarmungswürdig, und plötzlich drückte er ihn an die Brust und sagte:

„Sei ruhig, es geschieht dir nichts. Ich winsle nicht, jetzt winsle du auch nicht. Er hat uns Beide nicht gewollt.“

Roland brachte den Hund zurück und die Hündin schien sehr erfreut, ihren Sprößling wiederzusehen.

„Ich gehe auch zu meiner Mutter,“ sagte Roland. Er mußte sich aber erst anmelden lassen.

Sie ließ ihn vor sich kommen, und als der Knabe seiner Mutter klagte, daß Erich so plötzlich davongegangen, sagte sie:

„Das ist recht; ich habe es ihm gerathen.“

„Du? ... Warum?“

„Mit Deinem dummen Warum? Man kann Dir nicht ewig auf Dein Warum antworten.“

Roland ward still.

Er wollte zum Vater, aber dieser war mit dem Major nach der Burg gefahren.

Verlassen und einsam stand er im Hofe; endlich ging er wieder in den Stall, saß bei seinen Hunden und sah ihrem possierlichen Treiben zu; dann ging er zu seinem Pferde und stand an dessen Hals gelehnt lange still. Durch die Seele des Knaben zogen, im Wirbel sich bewegend, wunderliche Gedanken: Das Pferd, die Hunde sind Dein. Nur was man kauft, was man besitzt, hat man zu eigen ...

Rasch wie ein Blitz dahinfährt, kaum gesehen auch schon verschwunden, erwachte in der Seele des Knaben die Vorstellung, daß es von Mensch zu Mensch keinen andern Besitz gibt als die Liebe.

Der Knabe ließ sein Pferd satteln und ritt denselben Weg, den Erich und der Doctor gefahren waren.

Zehntes Capitel.

Still und gedankenvoll saß Erich neben dem Doctor. Wie von Wind und Wellen hin und her getragen, erschien er sich.

Er war eingetreten in das Lebensschicksal so vieler Menschen, das konnte in seinem und in ihrem Dasein nicht mehr getilgt werden.

„Sie glauben also an Erziehung?" fragte der Doctor endlich.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich halte eigentlich nichts auf Erziehung; die Menschen werden das, wozu sie von Natur aus angelegt sind. Wie man den Menschen in die Wiege legt, so legt man ihn in den Sarg. Kenntnisse, Fertigkeiten zum Fortkommen gibt die Bildung, den Ausschlag gibt die Naturanlage."

Da Erich die Achseln zuckte, fügte der Doctor hinzu: „Ich kann nicht wünschen, daß alle Menschen sein mögen wie ich, denn ich habe es aufgegeben, auf Andere wirken zu wollen; Anderen helfen wollen, ist eine Jugendkrankheit, es unterlassen, ist freilich eine Altersschwäche, aber sie ist bequem."

Erich war nicht gewillt, auf diese Erörterungen einzugehen, er war des ständigen Besprechens müde.

Der Doctor fuhr fort:

„Eigentlich gönne ich Sie diesen Leuten nicht; es ärgert mich, daß die Reichen sich auch Duft und Frucht höherer Erkenntniß sollen kaufen können; aber es bleibt wahr: es kommt kein Reicher ins Himmelreich. Die Reichen haben zu viel Ballast geladen; sie haben ein verkünsteltes Leben fern von der Noth des Daseins und entziehen sich selbst der Naturmacht der Jahreszeiten; sie fliegen aus und ein in verschiedene Klima's und haben überall wohnlich eingerichtete Schwalbennester. Es wäre eine Unbarmherzigkeit des Schicksals gegen uns, wenn die Reichen zum mühelosen Besitze noch die höheren Freuden haben sollten, die uns allein gehören."

„Es gibt keinen Königsweg in der Geometrie, heißt der Spruch Euklids," schaltete Erich ein; „Wissen und Erkennen erlangt man nur durch Arbeit. Es ist in Ein Wort zusammenzufassen, was ich mit diesem Knaben will: er soll Selbstthätigkeit gewinnen."

„Recht so," erwiderte der Arzt. „Ja, so ists! Das, was wir, die dem Geiste leben, vor den Reichen voraus haben, besteht darin, daß wir für uns allein sind; der Reiche kennt die thaubildende Stille der Einsamkeit nicht; er hat immer so viel, aber nie sich selbst und nie sich allein. Herr Sonnenkamp könnte hier in der That im Eden leben; aber die große Frage ist immer,

wie diese Ausstattung mit allem nur Wünschbaren noch die Empfänglichkeit zuläßt. Es würde Ihre Hauptaufgabe sein, diese in Roland zu wecken und auszubilden. Er soll eigentlich doch erst schulmäßig lernen. In dem, was er von der Welt weiß, ist er ein Kind, und in dem, was er von der Welt verlangt, ein Mann, man könnte beinahe sagen, ein Lebemann."

Erich hatte Vieles zu erwidern, aber er lächelte in sich hinein, denn er dachte, wie leicht es ist, Lehren zu geben. Der Doctor hatte ihn mit Recht darüber angelassen, daß er sich über so Vieles ausbreite, jetzt sollte der Doctor auch merken, daß er schweigen könne. Er schwieg und der Doctor fuhr fort:

„Uebrigens kann ich Ihnen gute Handreichung bieten, wenn Sie dennoch in die Stelle eintreten. Leider sind Sie kein Mediciner, und nach meiner Ansicht sollte nur ein Mediciner Erzieher sein. Haben Sie bereits bemerkt, daß der Junge einen Magen hat, der nicht gut verdaut? Ein Junge in diesen Jahren müßte Kieselsteine verdauen! Ich bringe es nicht dahin, daß ihm nur einfache Speisen gegeben werden. Die Vornehmen und Reichen essen ohne Hunger und trinken ohne Durst. Der Junge kann Alles bekommen, nur Eins nicht: rechte, grundmäßige Freude. Es ist ein Kleines, nehmen Sie es nur als Beispiel: er freut sich über kein neues Gewand. Streichen Sie aus Ihrer Kindheit, aus Ihrer Jugend diese Freude! Ich muß gestehen, wochenlang kann ich mich mit einem gutsitzenden Gewand freuen."

Der Doctor schilderte nun den athletischen Bau Sonnenkamps und wie er beständig mit seinem gewaltigen Naturell zu kämpfen habe. Seine Milde, der man das Erzwungene und Geflissentliche sofort ansähe, neutralisire stets eine gewisse unbändige Kraft in ihm. Er sei ein verhaltener Faustkämpfer, und habe in der That, wie er sich einmal rühmte, eine eiserne Faust.

Der Arzt erzählte lachend, als er Sonnenkamp zuerst gesehen, habe er immer nach der Keule geforscht, die dieser Mann eigentlich in der Hand tragen müßte. Wenn er sich freundlich geberdet, da sei es immer, als wollte er sagen: sei unbesorgt, ich thue Dir nichts.

Dann schilderte der Doctor das Schlafleben der Frau Ceres, der die scharfzüngige, noch mehr aber neidische Gräfin Wolfsgarten den Beinamen Crocodilia gegeben habe, weil sie etwas von jenem Ungeheuer habe, das sich am Ufer in der Sonne ausreckt. Für

Frau Ceres sei jede noch so kleine Bemühung eine Anstrengung, sie lasse sich des Tages dreimal ankleiden, ohne dabei nur eine Nadel festzustecken, gehe stundenlang in ihrem Zimmer umher, betrachte sich von allen Seiten, füttere ihren Papagei, lege Patience und kultivire ihre Nägel. Das arme Wesen solle immer von der schönen Natur leben, und das könnten doch viel bedeutendere Menschen nicht. Sie habe eigentlich eine Gelenkschwäche, sei indeß nicht ohne Tücke und Launen.

Erich gedachte der räthselhaften Art, wie ihn Frau Ceres hatte rufen lassen, er berichtete nicht davon, aber er forschte weiter und der Doctor erzählte:

„Es mag jetzt bald ein Jahr sein, da ist mir etwas vorgekommen, was ich nicht für möglich gehalten hätte. Ich wurde nach der Villa gerufen; die Tochter des Hauses war in einem Zustande des Starrkrampfes oder einer Art Ekstase, die ich nicht begriff. Fräulein Perini erzählte mir, das Mädchen habe die Hände so heftig in einander gefaltet, daß dieselben nur mit Hülfe zweier Diener auseinander zu bringen waren, obgleich sich das Mädchen nicht wehrte. Noch als ich kam, waren alle Gelenke an der Hand wie geknickt. Ich konnte nie erforschen, welche aufs Aeußerste gesteigerte Seelenaufregung eine solche körperliche Folge hervorbringen konnte; ich erfuhr nur, daß Herr Sonnenkamp seiner Frau irgend etwas verweigert habe, was sie heftig wünschte. Sie strafte ihn damit, daß sie der Tochter, die ihren Vater bisher wie ein höheres Wesen verehrt hatte, etwas mittheilte, das das arme Kind so aufregte. Noch als sie geheilt war, blieb sie schwermüthig, bis man sie ins Kloster brachte, wo sie nun neu auflebte."

Erich lenkte die Frage nach dem Grunde, warum Sonnenkamp so vielen Gehässigkeiten und Verleumdungen ausgesetzt sei. Der Arzt ging leicht darüber hin und erklärte, daß der hungrige Hofadel als natürliche Gegenwehr jeden Makel suche gegen einen Mann von so unermeßlichem Reichthum, der sie mit seinem Aufwande fast persönlich beleidige. Nur Herr von Prancken sei ihm geneigt und nicht blos, weil er die Tochter mit der reichen Mitgift heiraten wolle, es sei auch ein natürlicher Zusammenhang zwischen ihnen, denn „Herr Sonnenkamp interessirt sich sehr für sich selbst und Herr von Prancken betrügt seinen Nächsten wie sich selbst."

„Und nun, mein Freund," schloß der Arzt, „nun sehen Sie,

wie Sie in diesem Hause zurecht kommen wollen, wenn Sie eintreten."

„Ich habe eine Bitte," sagte Erich. „Lassen Sie mich hören, wie Sie zu einem Freunde über mich sprechen würden, wenn ich abgereist wäre. Wollen Sie das?"

„Gewiß; diese Bitte liegt nach Ihrem Wesen ganz auf der Linie. Sie sind ein Idealist. Ach, was haben die Menschen für schwere Noth mit ihrem Ideal! Ihr Idealisten, die Ihr stets für Andere denkt, arbeitet und empfindet, kommt mir vor wie die Wirthe auf hohen Aussichtspunkten, die Alles vorbereiten und stets zu Gott beten müssen: Laß gut Wetter werden und Gäste kommen! Sie können das Wetter nicht zwingen und die Gäste nicht. Darum ist der einfache Rath: sei kein Wirth zur Herberge der Idealität. Laß Dir's gut schmecken und denke nicht an Andere, sie holen sich ihre Portion selbst oder bringen etwas in ihrem Schnappsack mit, wo nicht, mögen sie hungern und dürsten. Ich habe gefunden, es gibt nur zwei Wege, sich im Leben abzufinden: entweder mit der Welt unzufrieden oder mit sich selbst unzufrieden. Die heutige Jugend, wie ich sie kenne, hat noch einen dritten Weg, sie ist zugleich mit der Welt und mit sich selbst unzufrieden."

„Es ist leider zuweilen bei mir der Fall."

„Und eben darum," fuhr der Doctor fort — er nahm seine großen Handschuhe ab und legte die Hand auf die Schulter Erichs — „eben darum wünschte ich, daß Sie ein anderes Loos hätten . . . ich weiß nicht was . . . ich suche vergebens."

Eine lange Reihe von Wagen mit geschälten Buchenästen kam die Straße daher. Der Arzt berichtete, daß man diesen Aesten bereits verschiedene chemische Stoffe entzogen und sie nun nach einer Pulverfabrik bringe. Erich erwähnte, daß er das kenne, er habe sich auch längere Zeit nach der Pulverfabrik im Gebirge commandiren lassen und dort gearbeitet.

Eine mit zwei Apfelschimmeln bespannte Kalesche folgte den Wagen; ein junger schöner Mann, der selbst kutschirte, grüßte schon von ferne.

Der Doctor ließ anhalten.

„Willkommen!" rief er dem jungen Manne zu.

Sie reichten sich von Wagen zu Wagen die Hand und der Doctor fragte: „Wie geht's Louisen und den Kindern?"

„Alles wohlauf.“

„Waren Sie bei der Mutter?“

„Ja.“

„Wie steht's bei Ihren Eltern?“

„Sind auch wohlauf.“

Der Doctor stellte den jungen Mann als Herrn Heinrich Weidmann, seinen Schwiegersohn, vor.

„Sind Sie der Sohn des Herrn Weidmann von Mattenheim?“

„Allerdings.“

„Wo ist denn Ihr Vater?“ fragte der Doctor.

„Da drüben im Dorfe; sie verhandeln dort über die Anlegung einer Pulvermühle.“

Wie ein Blitz ging es vor dem Doctor auf; er wendete sich zu Erich, sagte aber kein Wort. Der junge Weidmann drückte auch Erich die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß sie sich nicht blos so kurz begegnet und an einander vorüber gefahren seien; Erich werde auch bei seinem Vater willkommen sein.

Die beiden Wagen fuhren davon, jeder seinem Ziele zu.

Der Doctor berichtete Erich, daß sein Schwiegersohn praktischer Chemiker sei, und vor sich hin murmelte er:

„Trumpf gefordert, Trumpf bekannt.“

Erich verstand ihn nicht; er gedachte lächelnd, wie Prancken von den Söhnen Weidmanns mit den impertinent weißen Zähnen gesprochen habe.

Als man dem nächsten Orte zufuhr, kam eben das Dampfschiff vom Oberrhein daher; der Doctor befahl seinem Kutscher, so rasch als möglich zu fahren, damit man das Dampfschiff noch bei der Landungsbrücke erreiche. In rasendem Galopp fuhren sie dahin. Der Doctor rief:

„Nun hab' ich's! Nun hab' ich's!“

Er faßte dabei den Arm Erichs mit einer Heftigkeit, als ob er auf den Tisch schlage, daß die Gläser klirren. „Wir suchen Herrn Weidmann sofort auf,“ setzte er hinzu.

Der Wagen kam noch glücklich an, als eben das Brett schallend von der Landungsbrücke auf das Schiff gelegt wurde. Schnell stieg der Doctor aus und sagte dem Kutscher, er möge seiner Frau melden, daß er erst zum Abend heimkäme; dann bestieg er mit Erich das Schiff.

Auf dem Schiffe wurde der Arzt von Bekannten begrüßt, und

eine Gesellschaft, die sich eine Maibowle bereitet hatte, bot ihm und seinem Freunde alsbald ein Glas; der Doctor stieß an, trank aber nicht, denn er erklärte, daß er nie gekünstelten Wein trinke. Die Gesellschaft war heiter; ein Krüppel, der auf dem Schiffe war, spielte auf der Ziehharmonika und man sang dazu.

Auf dem Verdecke an einem kleinen Tischchen, darauf eine Champagnerflasche im Eiskühler stand, saß der Weincavalier und ihm gegenüber eine schöne weibliche Gestalt mit sehr viel falschem Haar und sehr viel einnehmender eigener Schönheit. Die Beiden rauchten kleine Cigaretten und plauderten lebhaft Französisch mit einander. Der Weincavalier vermied es, den Blicken des Arztes zu begegnen, und der Arzt nickte vor sich hin, wie wenn er sagen wollte: Doch noch ein Rest Schamgefühl.

Als man des Dorfes ansichtig wurde, das der Schwiegersohn genannt, sagte der Doctor zu Erich, Herr Weidmann sei es, der ihm zu helfen verstünde und dessen Rath er sich unbedingt fügen dürfe.

Erich stieg mit dem Doctor in den Kahn, der sie vom Dampfschiff ans Land brachte; die auf dem Schiffe grüßten noch mit den Gläsern in der Hand; schnell war das Schiff verschwunden. Der Ferge kannte den Doctor und grüßte ihn vertraulich, indem er sagte:

„Sie treffen Herrn Weidmann dort im Garten.“

Man landete an dem stillen Dorfe. Erich wurde Weidmann vorgestellt. Es war ein Mann mit hagerem, auf den ersten Anblick trocken erscheinendem Wesen; aus seinen Zügen sprach ruhiger Verstand und Gleichmuth, aber im hellen Auge lag warme Begeisterung. Weidmann saß mit mehreren Männern um einen Tisch, auf welchem Papiere lagen, daneben standen Flaschen und Gläser.

Weidmann begrüßte Erich kurz, dann wendete er sich wieder zu den Genossen, mit denen er gesprochen hatte.

Der Doctor ward sofort abgerufen, denn der Vater des Wirthes war krank und man betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß der Arzt gekommen sei. Erich ging allein am Ufer auf und ab; wie in eine fremde Welt verschlagen erschien er sich. Da fahren die Menschen zu Berg und zu Thal und sitzen in den Gärten und denken und berathen, wie man die Natur ausbeute.

Der Ferge kam zu Erich und sagte, Herr Weidmann ließe

ihn bitten, in den Garten zu kommen. Weidmann ging ihm mit herzerquickender Freundlichkeit entgegen und sagte, daß er ihn jetzt erst willkommen heiße; er sei vorhin zu sehr beschäftigt gewesen. Auch der Doctor kam bald nach.

Die Drei setzten sich in eine Ecke des Gartens an den Tisch, wo die weite Aussicht sich aufthat, und nachdem Erich erzählt, woher er komme, schilderte Weidmann mit schalkhaftem Tone die Gewaltthätigkeit des Doctors, der immer sage, daß er nicht auf andere Menschen wirken wolle, und doch gern mit drastischen Mitteln drein greife. Es bildete sich ein geschickter Einigungspunkt zwischen Erich und Weidmann, indem sie in neckischer Weise, die doch Ehrerbietung in sich schloß, sich gegen den Doctor vereinigten.

Erich vernahm, daß der Doctor ihn bereits zur Leitung der Pulverfabrik vorgeschlagen habe. Weidmann berichtete, daß der Staat noch allerlei Hindernisse mache, obgleich man den Absatz wesentlich in der neuen Welt suchen wolle; sein Neffe, Doctor Fritz, habe hiezu einen der Männer, mit denen er eben verhandelt, aus Amerika herübergeschickt. Auch wünsche sein Neffe, daß man einen erfahrenen deutschen Artilleristen fände, der nach Amerika übersiedeln und dort einer Fabrik zur Bereitung von Pulver und Zündern vorstehen möge; es ließe sich dabei rasch und sicher ein namhaftes Besitzthum erwerben.

Der Doctor sah auf Erich, dieser aber lächelte und schüttelte verneinend den Kopf.

Weidmann berichtete ferner, daß sich indessen etwas ganz Neues gezeigt habe; man habe ein Braunsteinlager entdeckt und es wolle sich eine Gesellschaft bilden, die dasselbe ausbeute; ein Mann, der Ordnung zu halten verstände, würde sich leicht in das Nöthige einarbeiten.

Er sah ebenfalls fragend auf Erich und stellte ihm dann geradezu das Anerbieten mit der Aussicht eines bedeutenden Gehaltes und eines sich steigernden Gewinnantheils.

So höflich als dankbar lehnte Erich ab, da es ihm durchaus nicht darum zu thun sei, aus dem gelehrten Beruf herauszutreten; er achte die Freiheit, die der Besitz gebe, sehr hoch, aber er sei nicht zum Erwerbsleben geschaffen.

Weidmann erzählte, daß er einen Brief von seinem Neffen, dem Doctor Fritz, aus Newyork erhalten habe, der in den nächsten Tagen ein Töchterchen schicke, das in Deutschland erzogen werden

solle; er habe deßhalb den früheren Lehrer Rolands, den Candidaten Knopf, ins Haus genommen. Erich erkundigte sich nach diesem Lehrer und hörte viel Löbliches, Niemand aber wußte, warum er so plötzlich Villa Eden verlassen hatte.

Das letzte Schiff kam stromaufwärts. Der Doctor und Erich nahmen Abschied von Weidmann; dieser drückte Erich herzlich die Hand. —

Am Landungsplatze unter neu gepflanzten Linden gingen Männer und Frauen aus dem Städtchen auf und ab, denn es ist immer ein wichtiges Ereigniß des Tages, wenn das Schiff ankommt, das hier übernachtet. Auch die Frau des Doctors war am Ufer und ging mit Erich und ihrem Manne heimwärts. Sie hieß Erich als Gast willkommen und sagte, daß sie ihn auf Wolfsgarten kennen gelernt; Erich erinnerte sich dessen nicht mehr, denn er hatte die bescheidene, schweigsame Frau damals kaum bemerkt.

Im Hause warteten Viele auf den Arzt. Erich wurde in sein Zimmer und dann in die Bibliothek geführt; er sah zu seiner Freude, daß der Mann mit den neuen Forschungen in seiner Wissenschaft fortzuschreiten suchte, und er hoffte, durch ihn manche Lücke in seinem Wissen auszufüllen.

Die Dämmerung war eingebrochen; Erich saß still, da hörte er Pferdegetrappel vor dem Hause. Er stand unwillkürlich auf und schaute hinaus; er glaubte, daß der Reiter, der jetzt eben vorüber geritten, Roland gewesen sei — oder hatte ihn seine Vorstellung und sein beständiges Denken an den Knaben getäuscht?

Es war ein behagliches Sein im Hause des Arztes, wo Alles von gediegenem Wohlstand zeugte; aber noch vom Abendtische weg mußte der Arzt in ein nah gelegenes Dorf. Erich ging mit der Frau des Doctors die schöne Landstraße am Ufer des Stromes entlang, und sie sagte: sie wünsche sehr, daß ihr Mann einen geistig regsamen Freund zu ständigem Umgang haben könnte, er fühle sich hier im Städtchen doch oft allein und müsse sich Alles selbst schaffen.

Elftes Capitel.

Hier im Städtchen war noch nachbarliche Gemeinschaft von Haus zu Haus. Der Gast, den man beherbergt, gehört auch den

Nachbarn an und wird schnell heimisch und zugehörig. Man rief Befreundete an, die am Fenster und auf dem Balcon standen, oder auf den Straßen wandelten; man schloß sich an, man plauderte und scherzte, und aus den Fenstern tönte hier und dort Clavierklang und Liederschall.

Die Frau Landrichter und ihre Tochter Lina gingen mit Erich und der Frau seines Gastfreundes. Man wunderte sich, daß er wieder abreise, denn es galt als entschieden, daß er im Hause Sonnenkamps bleibe. Erich hörte von Lina, daß in der That Roland durch das Städtchen geritten war; er war mehrmals vor dem Hause des Arztes vorbeigeritten und hatte sein Pferd steigen lassen, so daß es ängstlich anzuschauen war.

Lina hatte das Verlangen, Erich allein zu sprechen; es gelang ihr, da sich eben die Mutter und die Frau Doctor eine Weile bei dem begegnenden Schuldirector und dessen Frau aufhielten und sich erzählen ließen, wie es der jungen Wöchnerin, der Frau des Försters, ergehe, die im selben Hause mit dem Schuldirector wohnte. Lina ging mit Erich voraus und sagte rasch:

„Wissen Sie auch, daß Ihr Schüler Roland eine Schwester hat?"

„Gewiß; ich hörte davon."

„Sie hörten davon? Sie haben sie ja gesehen. Es war ja das Mädchen mit dem Stern und den Flügeln, die uns auf der Klostertreppe in der Dämmerung begegnete."

„So? Ja wol."

„So? Ja wol?" spottete Lina nach. „Ach, die Männer sind schrecklich; ich habe geglaubt, daß Sie ...

Sie hielt inne und Erich fragte:

„Daß ich ... Was soll ich?"

„Ach, die Mutter hat Recht, ich bin zu unerfahren, zu täppisch, und sage Alles heraus. Ihnen hätte ich nun geglaubt ..."

„Das können Sie auch, unwahr zu sein ist eine Sünde und gegen Sie eine doppelte."

„Nun gut," sagte Lina und nahm ihren Hut ab und schüttelte ihre Locken in den Nacken, „nun gut; wenn Sie mir ehrlich bekennen, daß Manna damals auf Sie einen Eindruck gemacht hat, dann sage ich Ihnen auch etwas; aber Sie müssen gerade und ehrlich sein."

„Glauben Sie, ich würde Nein sagen? Da schneiden Sie mir ja den Weg ab, ehrlich zu sein."

„Nun, so sage ich Ihnen ... aber bitte, nicht wahr, Sie behalten es für sich? ... Manna hat mich gefragt, wer Sie sind, und das ist sehr viel von ihr. Aber nein, das wollte ich nicht sagen ... Machen Sie doch, daß Manna nicht Nonne wird."

„Ich soll das hindern?"

„Haben Sie die Trippensandalen der Nonnen gesehen? Entsetzlich! Solche Sandalen soll Manna am Fuße haben, und sie hat den schönsten Fuß."

„Aber warum soll sie nicht Nonne werden, wenn sie will?"

„Ach," klagte Lina, „da habe ich mir gedacht ... nicht wahr, ich bin ein recht einfältiges Ding? ... In alten Zeiten trat ein Ritter als Knappe oder so was in ein Schloß ... und da meinte ich ..."

Sie konnte ihren Traum nicht vollenden, denn die Mutter trat herzu; sie war besorgt, da das Kind mit dem fremden Manne ging und gewiß eine von ihren entsetzlichen Naivetäten vorbrachte.

„Darf man wissen, was Sie so eifrig besprechen?" fragte die Frau Landrichter.

Lina athmete tief auf und nahm das Gummiband ihres Strohhuts in den Mund; die Mutter hatte ihr das oft verwehrt, aber jetzt that sie es doch, da Erich mit großer Unbefangenheit sagte:

„Ihr Fräulein Tochter erinnerte mich an unsere Begegnung auf der Klosterinsel. Ich muß noch heut um Entschuldigung bitten, und wollen Sie auch Ihrem Herrn Gemal meine Entschuldigung kund geben. Es gibt so viele unwirsche, sich dadurch vornehm dünkende Menschen, denen man auf der Reise begegnet, daß man oft selbst unfreundlich wird."

Lina hatte schnell der Mutter den Platz neben Erich überlassen, sie ging auf der äußersten Flanke neben der Frau Doctor. Man wandelte lange mit einander und die Doctorin hörte schon aus weiter Ferne das Gerassel vom Wagen ihres Mannes, sie erkannte es, während die Anderen noch nichts vernehmen konnten.

Der Doctor kam. Er erzählte, daß im nächsten Dorfe ein Mann wohnte, dessen Anblick ihm vordem immer einen Stich durchs Herz gegeben, denn der Mann habe ihm durch einen falschen Eid eine Schuld von hundert Gulden abgeleugnet. Mit der Zeit sei ihm das sehr nützlich geworden, denn so oft er ihm begegnete, hätte er wieder an die Niederträchtigkeit der Menschen geglaubt, die man sonst gern vergesse. Jetzt habe der Mann noch vor seinem

Tode ihm gebeichtet und das Geld zurückgegeben. Nun stehe er da, sei um hundert Gulden reicher, aber ..."

„Was thun Sie mit den hundert Gulden?" unterbrach Lina.

„Was thätest Du damit?"

„Ich weiß es nicht."

„Was würden Sie thun, Herr Hauptmann?" wendete sich der Arzt zu Erich. „Was würden Sie thun, wenn Sie eine Million verschenken könnten?"

„Ich?" fragte Erich; er begriff nicht, woher plötzlich diese Frage.

„Ja, Sie."

„Ich habe schon darüber gedacht, was ich in solcher Lage thun möchte. Ich glaube, ich würde zunächst ausgiebige Stipendien auf allen deutschen Universitäten gründen. Der Reiche sollte darauf sinnen, wie er dem Manne der Wissenschaft die Gedankenarbeit erleichtert."

„Gut," antwortete der Doctor, „Jeder denkt zunächst an seinen eigenen Kreis. Sehen Sie hier meine kleine Freundin Lina, wenn diese eine Million zu verschenken hätte, würde sie lauter blauen Musselin dafür kaufen und die ganze weibliche Welt in blauen Musselin kleiden. Nicht wahr, Musselina?"

Lina schwieg und die Frau Landrichter ermuthigte:

„Gib doch eine neckische Antwort, Lina, weißt Du denn keine?"

Lina schien keine zu wissen, aber es war ein anmuthiger, heiterer Ton zwischen dem Doctor und dem Kinde.

Als man sich verabschiedet hatte, sagte der Doctor zu Erich:

„Sie können hier eine neue Pädagogik sehen. Die Frau Landrichter will mit aller Gewalt aus ihrer Tochter ein pikantes, weltläufiges Plappermäulchen machen, aber das Kind hat glücklicherweise eine einfache, gediegene, unverwüstliche Natur, und wenn man allein mit ihr redet, ist sie voll sprudelnden Lebens."

Man saß behaglich im Hause und der Doctor sagte:

„Sie sind der erste Soldat, mit dem ich durchaus harmlos verkehre. Sonst habe ich im Umgange mit Officieren stets ... ich darf es nicht Furchtsamkeit nennen, aber eine gewisse Empfindung des Unbewaffneten neben dem Bewaffneten. Ihr habt immer was Gerüstetes, auf die Attaque Gefaßtes. Ich nehme mein Wort zurück. Ein Soldat ist vielleicht doch noch ein besserer Erzieher als ein Mediciner. Nun, gute Nacht!"

Als Erich allein war, dachte er sich in die Seele des Knaben hinein, der ihm nachgeritten war, um ihn noch einmal zu sehen. Er versetzte sich in seine Empfindungsweise und doch konnte er es nicht ganz; denn Roland war voll Zorn auf Erich, der ihn verlassen hatte, ihn, der sich so liebevoll und treu hingegeben. Der Knabe kam sich wie ausgeraubt vor, und so ritt er dahin und dachte, Erich müsse ihm entgegenkommen oder am Fenster lauschen, bis er ihn sehe. Vor Zorn weinend war der Knabe wiederum heimgekehrt.

Zwölftes Capitel.

Der Doctor stand Sommers und Winters um fünf Uhr auf, studirte mehrere Stunden unausgesetzt und ließ sich nur in dringendsten Fällen Kranke anmelden. Durch dieses Studium blieb er nicht nur in seiner Wissenschaft, sondern wie er sich leiblich jeden Morgen in frischem Wasser badete, so war er auch geistig erfrischt; mochte am Tage kommen, was wolle, er hatte sein Stück wissenschaftliches Leben eingeheimst. Und das war's, warum er immer so frischauf war, so gespannt und munter. Gegen einen alten Kameraden bezeichnete er diese Morgenstunden als seine Kameelstunden, da trinke er sich voll und hole sich einen Trunk herauf, wenn es in der Wüste dürr geworden. Uebrigens erschien ihm das Leben gar nicht als Wüste, denn er hatte etwas, was überall gedeiht und Alles besiegt, und das war eine unzerstörbare Heiterkeit und ein Gleichmuth, den er allerdings auf seinen gesunden Magen zurückführte.

Als er hörte, daß Erich, der über seinem Studirzimmer wohnte, aufgestanden war, ließ er ihm sagen, er möge bald zum Frühstück kommen. Die Frau, welche in der Wirthschaft zu thun hatte oder eigentlich sich zu thun machte, um ihren Mann nicht zu nöthigen, ihretwegen das Gespräch auf minder gelehrte Dinge zu führen, hatte sich bald entfernt und wirthschaftete im Hausgarten, in welchem viele Ableger und Sämereien aus dem Garten Sonnenkamps gediehen. Der Doctor besprach aber mit Erich gar keine gelehrten Dinge.

In dem Frühstückszimmer hingen die Bildnisse der Eltern und

Großeltern des Arztes und dieser nahm hievon Gelegenheit, aus seinem eigenen Leben zu erzählen. Der Großvater und der Vater waren Schiffer gewesen; der Doctor hatte die goldene Hochzeit Beider erlebt und sprach seine Hoffnung aus, daß er auch seine eigene feiern werde. Und nachdem er nun sein eigenes Ringen mit dem Leben geschildert, ging er darauf über, Erich nach seinen ökonomischen Verhältnissen zu fragen.

Erich legte unverhohlen die ganze Lage dar; die Mutter habe auf hohe und reiche Freunde manche Hoffnung gesetzt; er aber glaube, und ehrlich gestanden wünsche er auch nicht eine derartige Hülfe. Der Doctor sagte, daß ihnen Niemand gründlich und schön helfen würde; er entwickelte dabei ganz ketzerische Ansichten über die Wohlthätigkeit, er schalt über die Stiftungsmacherei und die verzettelten milden Gaben. Er behauptete, daß es viel schöner und echter wäre, eines Menschen oder einer Familie ganze Existenz sorglos zu stellen. Er berichtete, wie er oft versucht habe, solches zu bewirken; bei Herrn Sonnenkamp wäre dies nicht möglich, denn der wolle nichts mit den Menschen zu thun haben, denen er eine Gabe in den Bettelhut geworfen.

Da sich nun das Gespräch wieder auf Sonnenkamp gewendet hatte, erbot sich der Doctor — ja, er verpflichtete Erich, es ihm zu überlassen — alle äußeren ökonomischen Verhältnisse mit Sonnenkamp zu ordnen.

Erich sprach seine Freude aus, daß hier in dem kleinen Städtchen so viele schöne Existenzen seien, die eine reiche Fülle der Gemeinschaft bilden könnten. Der Doctor bestritt das, denn der Umstand, daß man auf einander angewiesen, und nicht wie in der großen Stadt eine Auswahl habe, mache kleinlich, herb und klatschhaft.

„Im Ganzen,“ schloß er, „haben wir nicht mehr von einander, als eine sichere Whistpartie.“

Es war Zeit, daß man an die Abreise dachte. Der Doctor fuhr mit Erich bis zur nächsten Bahnstation; er wiederholte den Wunsch, daß sie mit einander leben könnten.

Ein Trupp fröhlicher jüngerer und älterer Männer grüßte den Doctor und stieg in den Wagen zu Erich. Der Doctor sagte diesem, daß es Weinprober seien, die zu einer Versteigerung reisten, welche heut im Keller des Weingrafen abgehalten würde. Er machte Erich noch besonders auf einen Mann mit weinseligem

Gesichte aufmerksam, es war dies der Aichmeister, die feinste Weinzunge im Gau.

Die Locomotive pfiff; der Doctor faßte nochmals die Hand Erichs und sagte:

„Wenn einmal Einer von uns aufhören sollte, der Freund des Andern zu sein, so verpflichtet er sich hiemit, es ihm acht Tage vorher wissen zu lassen. Und nun leben Sie wohl.“

Erich fuhr heimwärts.

Er schaute vor sich nieder, aber plötzlich hörte er im Wagen rufen:

„Da reitet der junge Sonnenkamp!“

Er schaute hinaus, er erblickte Roland, der aber schnell hinter einer Böschung verschwand.

Erich hörte nichts von dem lebhaften, oft von lautem Lachen unterbrochenen Gespräche der Weinprober; er hatte viel in sich hineinzudenken und war froh, als auf der nächsten Station die Weingesellschaft ausstieg und er allein blieb.

Zu Roland dachte er hin. Der Knabe ist ihm nochmals nachgeritten, und wie ist nun seine Seele bewegt, da er allein heimkehrt?

Es war wol weltklug, nicht sofort auf einen Abschluß zu dringen, aber gibt das dem Knaben nicht das bittere Gefühl, daß der ihn verlassen kann, dem er sich so frei und schön angeschlossen?

Als sollte Erich immer und immer wieder an Roland erinnert werden, stiegen von Station zu Station Knaben mit Schulränzchen auf dem Rücken zu ihm in den Wagen.

Er erfuhr auf seine Fragen, daß sie, bei ihren Eltern auf Landhäusern und in entfernteren Dörfern wohnend, tagtäglich nach der Festungstadt zur Schule fuhren und Abends wieder heimkehrten.

Welch eine ganz andere Jugend wird das werden! Schon in der Morgenfrühe ins Eisenbahngeräusch versetzt, dann zum Unterricht sich sammelnd und wieder auf der Eisenbahn heimkehrend. Diese Jugend muß lernen, in Unruhe und Geräusch der neuen Zeit sich ihr Innenleben zu bewahren, das freilich ein anderes wird als das unsere war. Und schauen wir weiter hinaus in eine Zukunft, wo die erschreckende Vergrößerung der Städte verschwindet: die Menschen siedeln sich wiederum draußen an, wo

das Grün des Feldes, das Blau des Himmels und der rauschende Strom täglich vor Augen und ihnen doch gegeben ist, alle Bildungselemente sich anzueignen und Alles, was das Zusammenwohnen der Menschen in großen Städten darbietet. Es dringt wieder Feldluft in die Seele....

Um dieselbe Zeit, als Erich mit dem Doctor abgereist war, saß die Frau Landrichter mit ihrem Mann und ihrer Tochter bei dem Morgenkaffee und erzählte vom Abendspaziergange mit Erich.

„Ist gut ... ist gut," sagte der Landrichter. „Der Mann ist höflich und gewandt, aber es ist doch gut, daß er fort ist; er ist ein gefährlicher Mensch."

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Die Sperlinge auf den Erlen und Weiden am Ufer der Klosterinsel zwitscherten und schetterten lärmend durcheinander; sie mußten sich wunderviel zu sagen haben, was sie heut erlebt, und wer weiß, ob ein Heute für sie nicht ein viel größerer Zeitraum als für uns. Ein von Erfahrung Aufgeblähter — es konnte aber auch ein Weibchen sein, denn er trug bereits das unterschiedslose Alterskleid — saß ruhig in der Ecke eines Astes, bequemlich an den Stamm gelehnt; er berichtete mit nachschmatzendem Behagen, wie herrlich das gewesen drüben im Gasthofsgarten am Ufer unter den kurz gehaltenen schattigen Linden. Da hatten die Kellner lange versäumt, die Reste eines englischen Frühstücks wegzuräumen, und da gab's Kuchen — leider waren die Stücke zu groß — Eier und Honig und Zucker die Menge; es war ein Schmaus ohne Gleichen. Er behauptete, die echte Lebensfreude beginne erst dann, wenn man von allem Andern nichts mehr wissen wolle und nur Freude an Essen und Trinken habe. Das verstünde freilich erst das reifere Alter.

Andere wollten nichts von dem satten Prahlhans wissen, und es gab eine zuchtlose Debatte, ob Salatsamen oder junger Kappis nicht viel besser wären, als alle Menschennahrung. Ein junger Schelm umflatterte eine junge Schelmin und berichtete ihr: hinten am Hause des Fergen hinge ein strotzendes Säckchen voll Hanfsamen am Dachfenster; wenn man nur die Naht ein Bischen

aufzutrennen verstünde, könnte man den Leckerbissen allmälig verspeisen, aber man müsse es geheim halten, sonst kämen die Anderen auch, und Hanfsamen wäre doch anerkannt das höchste Gut, was diese Erdkugel zu bieten vermag. Der Schelm behauptete, daß der zierliche Schnabel der Schelmin gerade fein genug sei, um die Naht aufzutrennen; niederträchtig boshaft sei es aber von den Menschen, just die besten Leckerbissen gebunden und verschlossen in die freie Luft zu hängen.

Ein spät Hinzufliegender verkündete, daß die Scheuche, die im Feld stehe, nur ein Stock mit drüber gehängten Kleidern sei.

„Die dummen Menschen meinen, wir seien noch so dumm, an Vogelscheuchen zu glauben," lachte er und schlug die Flügel auf und nieder vor Staunen und Erbarmen über die Einfalt.

Es war ein toller Lärm auf den Erlen und Weiden und fast ebenso toll war er auf der großen Wiese, wo die Mädchen aus dem Kloster einander haschten, durcheinander plauderten, kicherten, neckten und lachten.

Abseits von den lärmenden Genossinnen und manchmal unter den Erlenbäumen dahinwandelnd, wo es so lustig zuging, schritt ein Mädchen von schlanker Gestalt und von biegsam zierlicher Erscheinung, mit dunklem schwarzem Haar und leuchtenden Augen, neben einer Frau in Ordenstracht, einer hohen herrischen Gestalt, aus deren Mienen ruhige und entschiedene Kraft sprach. Ihre Lippen waren so zusammengepreßt, daß der Mund nur als schmaler rother Streif erschien. Die ganze Stirn war mit einem weißen Tuch bedeckt und so hatte das Gesicht mit den großen Augen, schmalen Brauen, scharfer Nase, dem feinen zusammengepreßten Munde, dazu das scharfe, aber nicht unschöne Kinn etwas Herrschvolles und Unbewegtes.

„Würdige Mutter," begann das Mädchen, „Sie haben den Brief von Fräulein Perini gelesen?"

Die Nonne — es war die Oberin — wendete nur ein wenig das Antlitz; sie schien zu erwarten, daß das Mädchen — es war Hermanna Sonnenkamp — weiter spreche. Da Manna indeß schwieg, sagte die Oberin:

„Herr von Pranken wird also zum Besuch kommen. Er ist ein Mann aus gutem Hause und von guter Sitte, scheint ein Weltling, ist es aber eigentlich nicht. Freilich hat er noch die Ungeduld derer draußen; ich vertraue indeß, daß er jede Werbung

unterläßt, so lange Du noch hier unser Kind bist, das heißt, das Kind des Herrn."

Sie sprach sehr gemessen und hielt jetzt an.

„Laß uns hier weggehen, der Vogellärm da oben läßt ja kaum das eigene Wort hören."

Sie gingen an dem inmitten der Insel liegenden Kirchhof vorüber nach dem Wäldchen zu einer kleinen Felsenpartie, von den Kindern die Schweiz der Insel genannt; dort setzten sie sich nieder und die Oberin fuhr fort:

„Von Dir, mein Kind, bin ich gewiß, daß Du in schicklicher Weise jedes nach Liebesbekenntniß oder Werbung zielende Wort des Herrn von Prancken ablenken wirst."

„Sie wissen, würdige Mutter," entgegnete Manna — sie hatte eine herzbewegende Stimme — „Sie wissen, daß ich gelobt habe, den Schleier zu nehmen."

„Ich weiß und weiß es auch nicht. Was Du jetzt sagst oder bestimmst, ist für uns wie ein in den Sand geschriebenes Wort, das der Wind und die Fußtritte der Menschen verwischen. Du mußt zuerst wieder hinaus in die Welt, Du mußt die Welt überwunden haben, ehe Du ihr entsagst. Ja, mein Kind! Die ganze Welt muß Dir erscheinen wie Deine Puppen, von denen Du mir erzählt: vergessen, nichtig, todt ... ein Kinderspiel, kaum denkbar, daß man je so viel Aufmerksamkeit, so viel Liebe daran vergeuden konnte."

Stille war es geraume Zeit, man hörte nichts als den Sang der Nachtigall im Busche, und auf dem Strome hin flogen in Schaaren die Raben und sangen — die Menschen nennen es krächzen — und schwangen sich ihrer Heimat auf dem Felsenberge zu.

„Mein Kind," begann die Oberin nach einer Weile, „heut ist der Todestag meiner Mutter, ich habe für ihre Seele, die in der Ewigkeit, gebetet, heut wie damals. Als sie starb, was die Menschen Sterben nennen, was aber nur ein Geborenwerden ist, hat mein Gelübde es mir versagt, an ihrem Todtenbette zu stehen; es kostete mir kaum einen Kampf, denn ob meine Eltern noch draußen in der Welt oder dort oben in der andern, das ist uns gleich. Sieh, die Welle färbt sich jetzt im Abendroth, da stehen nun die Menschen draußen auf Bergen und am Ufer und sprechen voll Entzücken über die Natur, diesen neuen Götzen, den sie sich

gemacht, denn sie sind Kinder der Natur; wir aber sollen Gottes Kinder sein, vor dessen Auge die ganze Natur nichtig erscheint, ob so, ob so gefärbt, ob blühend oder im Schnee."

„Ich glaube, ich fasse das," stimmte Manna bei; die Oberin fuhr fort:

„Es ist ein Großes, die Welt zu überwinden, sie von sich zu stoßen, ohne je eine Secunde nach ihr zu verlangen, und dafür die ewige Glückseligkeit zu empfangen noch während wir im Leibe wandeln. Ja, mein Kind" — sie legte beide Hände auf das Haupt Manna's: „ich möchte Dir die Kraft geben, meine Kraft ... nein, nicht die meine, die mir von Gott verliehene ... Du sollst schwer und redlich mit der Welt gekämpft, Du sollst ausgerungen haben, bevor Du zu uns in den Vorhof des Himmels eintrittst für dieses zeitliche Leben."

Manna hatte die Augen geschlossen und in ihrem Innern war der einzige Wunsch, daß eine überirdische Gewalt kommen und sie hinwegheben möge über Alles. Als sie aufschaute und die wundersame Pracht des Abendhimmels, den violetten Duft der Berge und den rothglühenden Strom sah, blinzte ihr Auge und ihre Hand machte eine abwehrende Bewegung, wie wenn sie sagen wollte: ich will Dich nicht, Du sollst für mich untergesunken sein; Du bist nichts als eine Puppe, eine leblose, an die wir unsere Liebe verschwenden.

Mit zitternder Stimme bekannte nun Manna, wie sie sich im Innersten zerrissen und verworfen vorkäme; sie habe vor wenigen Tagen die Botschaft des verkündenden Engels gesungen und gesprochen, und dabei hätten schwarze Dämone sie innerlich zerwühlt. Den ganzen Tag habe sie gebetet, daß sie würdig sein möge, solche Botschaft zu verkünden; und da sei ihr in der Dämmerung ein Mann erschienen, und ihr Auge habe mit Wohlgefallen auf ihm geruht; es sei der Versucher gewesen, der ihr nahe gekommen, und die Gestalt habe sie in ihre Träume verfolgt. Sie sei mitten in der Nacht aufgestanden und habe geweint und zu Gott gebetet, er möge sie doch nicht in Sünde und Abfall versinken lassen. Sie verachte die Erscheinung, sie hasse sie; aber die Erscheinung weiche nicht von ihr. Sie bitte nun, daß ihr eine Buße auferlegt werde; es möge ihr gestattet sein, drei Tage zu fasten.

Die Oberin tröstete mild und sagte, sie solle sich nicht solche

Vorwürfe machen, denn diese Selbstpeinigung steigere ihre Phantasie und ihre Empfindung. Zur Zeit, wenn der Flieder blüht und die Nachtigall singt, werde ein siebzehnjähriges Mädchen leicht von Träumen heimgesucht; Manna solle über diese Träume nicht weinen, sondern sie nur verspotten.

Manna küßte der Oberin die Hände.

Es war Nacht geworden. Die Sperlinge waren verstummt, die lärmenden Kinder ins Haus zurückgekehrt, nur die Nachtigall sang fort und fort im Gebüsch. Manna kehrte, von der Oberin an der Hand geführt, in das Kloster zurück. Sie ging nach dem großen Schlafsaal, nahm Weihwasser und besprengte sich. In ihrem Bette betete sie noch lange still, und mit gefalteten Händen schlief sie ein.

Der Strom rauschte zu Thal und rauschte an der Villa vorüber, wo Roland mit trotzig aufgeworfener Lippe schlief; er rauschte an dem Städtchen vorüber, wo Erich im Hause des Doctors hin und her gesonnen; er rauschte am Gasthof vorüber, wo Prancken im Fenster liegend nach dem Kloster hinüberschaute.

Der Mond glitzerte auf dem Strom, hüben und drüben sangen die Nachtigallen und in den Häusern schliefen die Tausende von Menschen und vergaßen Leid und Freud, bis der Tag wieder erwacht.

Zweites Capitel.

Auf der Westseite des Klosters unter hohen, breitästigen und dicht belaubten Kastanienbäumen, Buchen und Linden und weiter hinein unter Tannen mit frischen Schossen standen festgerammte Tische und Bänke. Am Morgen saßen hier blau gekleidete Mädchen, lesend, schreibend, mit Handarbeiten beschäftigt. Manchmal war leises Summen, aber nicht lauter als das Summen der Bienen in den blühenden Kastanienbäumen, manchmal auch ein Hin- und Herhuschen, aber nicht mehr als das Aufflattern eines Vogels droben in den Zweigen.

Unter einer großen Tanne am Tische saß Manna und nicht weit von ihr unter einer schlanken, hochaufgeschossenen Buche, an deren Stamm viele Namen eingeschnitten waren und ein eingerahmtes

Madonnenbild hing, auf einem Kniebänkchen ein kleines Kind; es sah manchmal zu Manna auf und sie nickte ihm zu mit dem Bedeuten, es möge fleißiger in seinem Buche lernen, sie müsse auch arbeiten. Das Kind wurde Heimchen genannt, da es so sehr an Heimweh gelitten hatte, und Heimchen war die Spielpuppe der ganzen Kinderschaar auf der Klosterinsel geworden. Manna hatte das Kind geheilt, wenigstens schien es so, denn am Tage nach Aufführung des heiligen Stückes hatte sie von einer Laienschwester, die der Gärtnerei vorstand, die Erlaubniß erhalten, für das Kind ein besonderes Gärtchen herrichten zu dürfen, und nun schien das Kind mit den Pflanzen, die es begoß und pflegte, sich in der Fremde einzuwurzeln; von Manna aber war es unzertrennlich.

Manna arbeitete eifrig; sie hatte vor sich auf dem Tische himmelblaues Tonpapier liegen, auf das sie aus kleinen Muscheln mit feinem Pinsel Sternbilder in Goldfarbe auftrug. Manna setzte einen besonderen Stolz darein, die saubersten Schreibhefte zu haben, jedes Blatt war mit feinen Linien eingerändert und mit größter Nettigkeit und in gleichmäßiger, nie zu hastiger und nie zu langsamer Schrift geschrieben. Sie hatte seit wenigen Tagen die höchste Ehre erhalten, die für einen Zögling zu erlangen ist, sie war einstimmig zum ruban bleu ernannt worden; die drei Classen der Kinder: enfants Jésus, anges und enfants de Marie hatten ihr diese Würde zuerkannt. Es war kaum eine Wahl gewesen, so selbstverständlich erschien es, daß Niemand als Manna zum blauen Bande bestimmt sein könne. Diese Auszeichnung machte sie gewissermaßen auch zu einer Art Oberin.

Während sie nun zeichnete und manchmal ihr Auge über die ihrer Aufsicht anheimgegebenen Kinder hingleiten ließ, hatte sie ein offenes Buch neben sich liegen: es war Thomas a Kempis. Im Auftragen der Sternbilder, die sie mit jener Zierlichkeit und Genauigkeit ausführte, wie solche vielleicht nur im Kloster möglich ist, haschte sie gewissermaßen Worte von Thomas a Kempis, um doch während dieses spielerischen Thuns einen höheren Gedanken in die Seele zu nehmen.

Da tönte Ruderschlag vom Ufer drüben; die Mädchen schauten auf und erblickten einen schönen jungen Mann, der im Kahne stand, den Hut hob und schwenkte, als grüßte er die Insel.

„Ist dies Dein Bruder? Dein Vetter?“ lispelten die Mädchen unter einander.

Sie kannten den Fremden nicht. Manna, die Prancken alsbald erkannt hatte, blieb ruhig sitzen.

Der Kahn landete. Die Mädchen waren voll Neugier, aber sie durften die Arbeit nicht verlassen, denn Alles hatte seine gemessene Zeit. Glücklicherweise hatte ein großes hochblondes Mädchen die grüne Wolle aufgebraucht, sie durfte nach dem Kloster zurückkehren und winkte einverständlich den Anderen zu, sie werde schon erkunden, wer da gekommen sei. Aber noch ehe die Hochblonde zurückkam, erschien eine dienende Schwester und meldete Manna Sonnenkamp, sie möge ins Kloster kommen. Manna stand auf, Heimchen wollte mit ihr; sie befahl dem Kinde hier zu bleiben und es setzte sich still wieder auf das Kniebänkchen unter der Buche mit dem Madonnenbilde. Manna riß einen kleinen Zweig mit frischen Sommertrieben vom Baume, unter dem sie gesessen, und legte den Zweig als Zeichen in ihr Buch; dann übergab sie die blaue Schärpe, die sie über der rechten Schulter trug, einer Genossin und folgte mit dem Buche in der Hand der dienenden Schwester.

Unter den Zurückgebliebenen war ein Hin- und Herfragen: Wer ist das? Ist es ein Vetter? Die Sonnenkamps haben ja gar keine Verwandten in Europa. Vielleicht ein Vetter aus Amerika.

Die Kinder hatten keine Ruhe und in ihrer Beschäftigung schien kein rechter Trieb mehr zu sein. Die Genossin hielt es für Pflicht, strenge Aufsicht zu halten.

Manna kam nach dem Kloster. Als sie in das Empfangszimmer zur Oberin eintrat, stand Otto von Prancken rasch auf und verbeugte sich.

„Herr von Prancken,“ sagte die Oberin, „bringt Dir Grüße von deinen Eltern und Fräulein Perini.“

Prancken näherte sich Manna und streckte ihr die Hand entgegen, sie aber hatte das Buch in der rechten Hand und gab ihm zögernd die Linke. Prancken, der Redefertige, brachte nur mit Stottern hervor — denn der Anblick Manna's hatte ihn verwirrt — wie sehr er sich freue, sie so wohl und erwachsen zu sehen, und wie glücklich die Eltern und Fräulein Perini sein würden, solches nun auch bald zu sehen. Der stotternde, von einer gepreßten Innigkeit bewegte Ausdruck Prancken's hörte nicht auf, auch während er länger fortsprach; denn inmitten der unwill-

türlichen Ergriffenheit wurde er sich plötzlich bewußt, daß diese offenbare Herzbewegung von Manna nicht unbemerkt und bei ihr nicht ohne Eindruck bleibe. Er sprach im begonnenen Tone fort und freute sich selbst über seine Kunst, so den Blöden, Verzagten, Betroffenen zu spielen. Er erzählte manches Erfreuliche vom Elternhause und pries die Jungfrau glücklich, die auf einer seligen Insel leben dürfe, bis sie wieder auf den Continent zurückkehre, wo eine schöne Gemeinschaft von Freunden gleichsam auch einen gesellschaftlichen Continent bilde.

Manna sprach lange nicht, endlich sagte sie:

„Roland schreibt mir sehr begeistert von einem Hauptmann Dournay, der sein Hofmeister werden soll. Sie kennen ja den Mann, erzählen Sie mir von ihm."

In Prancken zuckte etwas, aber er sagte lächelnd:

„Ich war so glücklich, den armen jungen Mann zu finden, der unserm Roland ... Sie erlauben mir, ihn so zu nennen, denn ich liebe ihn wie einen Bruder ... an Stelle des Herrn Knopf Unterricht gebe. Die Prüfung seines Charakters und die Bestimmung seiner Annahme bleibt natürlich Sache Ihres Herrn Vaters, der ein größerer Menschenkenner ist, als ich."

„Roland schrieb mir, daß er Ihr Freund sei."

„Ich werde es nicht bestreiten, wenn Roland dadurch endlich mehr Respect vor einem Lehrer bekommt. Aber Ihnen darf ich's sagen, ich bin mit dem Worte Freund etwas karg."

„Was ist es denn für ein Mann?" drängte Manna.

„Man hat ihm Veranlassung gegeben, den Dienst zu quittiren."

„Doch nicht wegen ehrenrühriger Handlungen?" fiel die Oberin ein.

Prancken suchte sie zu beruhigen und die Oberin fuhr fort:

„Es thäte mir doppelt leid auch um seine Mutter, die eine Jugendgenossin von mir war; sie ist zwar protestantisch, aber doch das, was die Weltkinder gut und edel nennen."

Prancken schien in Verlegenheit; aber mit einer Bewegung der Hand, die etwas mild Zudeckendes hatte, sagte er, zur Erde schauend, man könne Erich gerade nichts Besonderes vorwerfen, er gehöre nur zu jenen sogenannten starken Geistern, die keine Autorität im Himmel und auf Erden anerkennen.

Groß und streng wurde plötzlich das Angesicht Manna's, da sie sagte:

„Aber ich begreife nicht, wie man einen Knaben, meinen Bruder, einem Manne übergibt, der ...“

Prancken bat um Entschuldigung, daß er sie unterbreche; er erzählte, wie er sich von Mitleid mit dem verlassenen Kameraden und von Dankbarkeit für seinen Lehrer habe überraschen lassen, versprach indeß, dafür zu sorgen, daß Erich nicht in das Haus käme. Er zeigte ein so gutes Herz, so voll Menschenliebe, daß Manna ihm jetzt freiwillig die Hand reichte.

Die Oberin stand auf; sie glaubte, daß es Zeit sei, das Gespräch abzubrechen. Eine neue Begegnung mit Prancken hatte stattgefunden; das konnte einstweilen genügen. Die Oberin war in der That nicht so ausschließlich für das Kloster, daß sie dagegen gekämpft hätte, wenn es Prancken gelingen mochte, die Liebe Manna's zu gewinnen. Ein solches Haus und eine solche Familie, mit so ungeheuren Reichthümern ausgestattet, konnte dem Kloster und der Kirche überhaupt genugsam förderlich sein.

„Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns besuchten,“ sagte sie jetzt. „Bitte, bringen Sie auch Ihrer Schwester, Gräfin Bella, meinen Gruß und sagen Sie ihr, daß ich sie in mein Gebet einschließe.“

Prancken sah sich verabschiedet und doch hatte er noch keine Gewähr für die Erfüllung seines Wunsches. Ein Leuchten ging durch sein Gesicht, indem er plötzlich auf das Buch in der Hand Manna's deutend in demuthsvollem Tone sagte:

„Fräulein Manna! Wir irrenden Menschen draußen haben gern ein festes Zeichen in der Hand.“

„Was wünschen Sie?“ fuhr die Oberin rasch und scharf dazwischen.

„Würdige Mutter,“ wendete sich Prancken schnell mit bescheidenen Mienen nach der ernsten Frau, „ich wollte Sie bitten, daß Fräulein Sonnenkamp das Buch in meine Hand gebe.“

„Wunderbar!“ rief Manna, „das wollte ich ja! Ich wollte es Ihnen ja geben, daß Sie es meinem Bruder bringen. Er soll hier einen festen und sichern Führer gewinnen, er soll jeden Tag von hier an, wo der grüne Zweig liegt, ein Capitel weiter lesen und so jeden Tag denselben Gedanken in die Seele nehmen wie ich.“

„Wie glücklich mich diese gleiche und im Moment zusammenstimmende Seelenregung macht! Ich wollte das für mich selber bitten,“ sagte Prancken.

Die Oberin wußte sich nicht zu helfen und Prancken fuhr fort: „Ich bitte, Fräulein Manna, vergeben Sie meine Unbescheidenheit, geben Sie mir dies heilige Buch zu meiner Erbauung, daß auch ich gleichen Schritt mit den Geschwistern halte.“

„Aber mein Name steht in dem Buche,“ sagte Manna erröthend.

„Um so besser,“ wollte Prancken ausrufen, aber er konnte es glücklicherweise zurückhalten; er wendete sich zur Oberin, legte die Hände zusammen und stand, wie im Gebete sie anflehend. Auch Manna wendete sich, Bescheid erwartend, gegen die Oberin, die endlich sagte:

„Mein Kind, Du kannst Herrn von Prancken diese Bitte wohl gewähren; er wird deinem Bruder ein anderes Exemplar geben. Und nun leben Sie wohl.“

Prancken empfing das Buch. Er verließ das Kloster. Als er im Kahne saß, sagte der Ferge zu ihm:

„Sie haben wohl eine Braut da drüben?“

Prancken antwortete nicht, aber er gab dem Fergen ein großes Stück Geld. Mit freudetrunkenem Herzen stürmte er das Ufer hinan und gab sofort ein Telegramm an seine Schwester auf.

Der Telegraphist war erstaunt, da der junge Mann mit dem weltmännischen Ansehen und dem bescheidenen Wesen, das aber doch eine vornehm geringschätzige Läßlichkeit gegen Bedienstete nicht verleugnen konnte, ein Telegramm in geheimnißvollen Worten aufgab. Das Telegramm lautete:

Gott gesegnet! Ein grüner Zweig von der Insel der Glückseligkeit. Neuer Stammbaum. Himmelsmanna. Unendlicher Besitz. Ein Geweihter. Neugeboren. Otto v. Prancken.

Drittes Capitel.

In den geschmackvoll geordneten Anlagen des Bahnhofes ging Prancken umher, schaute hinaus nach den Bergen, hinab in den Strom, nach der Insel; die ganze Welt war ihm wie neu geschaffen, ein Schleier war weggenommen und entzückend schön war Alles.

Die Luft war voll würzigen Duftes, untermischt von jenem milden Harzgeruch, den die sprengenden Knospen ausströmten; an dem Geländer hingen, wie wartend, zahllose Rosenknospen; von der steilen Felswand, die man zum Bau der Eisenbahn losgesprengt hatte, rief ein Kuckuck und viele andere Vögel sangen drein. Die ganze Welt war voll Blüthenduft und Vogelsang, Alles wie erlöst, befreit, gesegnet.

Die Leute auf dem Bahnhofe glaubten, daß der junge Mann, der so unruhig hin und her ging, bald eilend, bald stillstehend, bald ausschauend, bald den Blick zur Erde gesenkt, ein sehnlich Erwartetes mit dem nächsten Zuge begrüßen müsse; aber Prancken erwartete Niemand und nichts. Was konnte denn noch kommen in der Welt? Alles war ja erfüllt. Er begriff nur nicht, wie er noch hier weilen könne und Manna da drüben; keine Minute sollte mehr vergehen, ohne daß sie bei einander, eins, unzertrennlich.

Jetzt flog ein Fink vom Baume weg, unter dem er stand, er flog über den Strom nach der Insel. Ach, könnte ich auch so hinüberfliegen und vom Baume aus sie sehen und grüßen, und am Abend auf ihr Fenstersims fliegen und hineinschauen, wenn sie schläft, und am Morgen, wenn sie erwacht!

Alles, was je ein jugendliches Herz bewegt, erfaßte für einen Augenblick Prancken, und er erschrak vor sich selber, als jener Dämon der Eitelkeit und Selbstbespiegelung, den er in sich groß gezogen, ihm zuraunte: Du bist ein edler schwärmerischer Jüngling! . . . Er haßte diesen Dämon und fand ein Mittel, ihn zu bannen.

In einer abgelegenen Laube saß er und las in Thomas a Kempis. Er las die Mahnung: Lerne Dich selbst beherrschen, dann kannst Du die Dinge der Welt beherrschen. Prancken hatte das Leben bisher immer als leichten Scherz angesehen, gar nicht der Mühe werth, daß man sich etwas daraus mache. Er hatte jenen übermüthigen Ton, mit dem man einen Pudel über den Stock springen läßt; er schaute verwundert um, wie nun das werden solle. Kann man diese Tonart auch bei der Kirchlichkeit bewahren? In meines Vaters Haus gibt es viele Wohnungen, vielleicht ist es gerade gut, den Weltkindern einmal zu zeigen, daß das freie Spiel mit der Welt nicht blos ihnen allein gehöre.

Wenn ein Mann, der einmal leichthin von der Sage gehört,

da drunten im Strome den großen Nibelungenschatz fände, altes, prächtiges, seltsames, gediegenes Geschmeide ... so müßte ihm sein, wie es jetzt Prancken zu Muthe war, als er in diesem tief eindringenden Büchlein die christliche Lehre zum ersten Mal recht eigentlich entdeckte. Da ist Alles so verständnißreich, sagt Dir Deine Bestrebungen vor, sagt sie so mild, erklärt Dir ihre Entstehung und gibt Dir Weisung, wie Du Verkehrtes abzulegen und das Wahre aufzunehmen hast.

Lange saß Prancken träumend und sinnend; Bahnzüge kamen, Bahnzüge gingen, Schiffe zogen auf und ab auf dem Strom, er sah und hörte Alles nur wie im Traume. Erst als die Mittagsglocke vom Kloster läutete, erwachte er. Er ging nach dem Gasthof.

Hier traf er einen Kameraden, der mit seiner jungen Gattin auf der Hochzeitsreise war. Prancken wurde hoch willkommen geheißen, man freute sich dieser Begegnung. Er sollte am Nachmittag eine Wasserfahrt und eine Bergpartie mitmachen; er lehnte ab, er wußte nicht warum; aber mit glänzenden Augen betrachtete er das junge Paar: so wird es sein ... bald wird es sein, wenn er mit Manna reist! Es durchschauerte ihn wonnig, daß er sie allein habe, allein draußen in der weiten Welt! Warum kann er sie nicht schon jetzt herausholen?

Er gelobte sich, Geduld zu lernen.

Man war heiter am Mittag und Prancken war so aufgeräumt wie je; der Kamerad sollte nicht auf dem Militär-Casino erzählen, und der dicke Kannenberg nicht darüber spötteln und zehn Flaschen Sect wetten, daß die fromme Stimmung nur eine vorübergehende Laune Pranckens sei. Wie alte eingelernte Stücklein brachte er seine Witzreden vor, und es dünkte ihn ein Jahrhundert, ja es mußte ein Vorleben gewesen sein, daß man einmal auf Parade gegangen war.

Man sprach davon, daß morgen mit großem Gepränge eine Wallfahrt aus der nahen Stadt abgehe. Das junge Paar berieth, ob es nicht auch das Schauspiel am Wallfahrtsorte ansehen solle; man wollte sich am Abend entscheiden.

Als Prancken das junge Paar nach dem Kahn begleitet hatte, ging er nach dem Bahnhofe und nahm eine Karte nach der Stadt; er wollte im Dom der Abendandacht beiwohnen. Er kam nach der Stadt; willfährige Diener auf der Straße, die sich ihm als Wegweiser zu Lustbarkeiten anboten, wies er unwillig ab und er lächelte,

da ein Diener in der Kirche den „gnädigen Herrn“ fragte, ob er ihm Alles zeigen solle. Prancken kniete unter den Andächtigen.

Er wandelte durch die Stadt und stand lange vor einem Friseurladen, der angefüllt war mit verschiedenen Odeurs, mit Haartouren für Männer und Frauen, mit Puppenköpfen, deren Glasaugen starr dreinsahen unter den künstlichen Brauen und Wimpern. Ueber der Thüre stand mit goldenen Buchstaben: Hier wird frisirt und rasirt.

Es war ein heroischer Entschluß, daß Prancken sich gelobte, die Wallfahrt mitzumachen, und zwar wollte er ohne irgend einen auszeichnenden Stolz sich den Wallfahrern einreihen, mit ihnen beten und sich kasteien. Um indeß kein Aufsehen zu erregen und ganz allein, in sich verborgen, die Wandlung seines Wesens gewähren zu lassen, schien es ihm angemessen, daß er den trotzigen Schnurr- und Knebelbart zuerst abnehme, um sich damit unkenntlich zu machen. Besonders bangte ihm vor dem jungen Ehepaare, das sich die Wallfahrt wie ein Schauspiel ansehen wollte, von dem man dann bei der Heimkehr erzählen könne.

So trat er endlich in die duftende Bude, setzte sich auf einen Lehnstuhl und betrachtete in einem großen gegenüberhängenden Spiegel zum letzten Male Schnurr- und Knebelbart. Ein weißer Mantel, ein wahrer Opfermantel für das Opferlamm, wurde ihm übergelegt und ein äußerst gefälliger Jüngling, der keine Ahnung davon hatte, welches Priesteramt ihm beschieden, fragte:

„Belieben . . . rasirt oder frisirt?“

„Frisirt!“ antwortete Prancken mit Blitzesschnelle, denn wie eine Offenbarung ging es ihm auf: frisirt, elegant gekleidet, will er sich unter die Wallfahrer mengen; das ist tiefer und bekenntnißvoller, und es wird nicht ohne Bedeutung sein, wenn man sieht, daß ein vornehmer Mann, ein Militär unverkennbar, seine kirchliche Verehrung darbringt.

Schön frisirt ging Prancken aus der Bude hervor und kehrte in einem Gasthof ein, der vorzugsweise vom hohen Adel besucht wurde. Er hoffte dort einen ebenbürtigen Genossen zu finden, den er bestimmen könne, gemeinsam die Wallfahrt zu begehen. Er fand Niemand. Im großen Speisesaal aber sah er eine berühmte Schauspielerin, die hier Gastrollen gab und die er ehemals gekannt; er that als ob er sie nicht erkenne und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Der Morgen kam, die Glocken tönten zur Wallfahrt; da faßte Pranken einen großen Entschluß. Nur nichts Uebereiltes! sagte er sich. Kein Aufsehen machen, der Welt keinen Anlaß zu Mißdeutungen geben! Man ist der Welt und der Vergangenheit auch etwas schuldig, man muß allmälig und stetig den alten Menschen abthun und den neuen heraus kehren.

Vom Fenster des Gasthofes aus, die Dampfwölkchen seiner Cigarre in die Luft blasend, sah Prancken die Wallfahrt vorüberziehen. Dann fuhr er nach dem Bahnhofe, um nach Wolfsgarten zurückzukehren.

Viertes Capitel.

Im Lande, wo der Schoppen regiert, versammeln sich die Frauen zum Kaffee, und Wein und Kaffee geben sich darin nichts nach; beide wissen sich in alle Jahreszeiten zu finden. Im Frühling und Sommer trinkt sich's gut auf einer bequem zu ersteigenden Anhöhe, in schattiger Laube mit schönem Ausblick in die Landschaft; im Herbst und Winter in den guten Stuben mit den zum Ueberfluß vorhandenen Sophakissen von gestickten Papageien und in Wolle aufgebauschten Hunden.

Die Kaffeegesellschaft hat das Bessere, daß sie reihum geht. Man kommt zum Schoppen, zu einer Tasse Kaffee zusammen, aber so wenig der Schoppen buchstäblich wahr ist, sondern sich füglich vermehrt, ebenso ist der Kaffee nur ein bescheidener Ausdruck für nachfolgende Maiweinbowlen und mit Früchten gespickten Kuchen. Wer sich aber noch besonders hervorthun will, läßt auf der Eisenbahn aus der Festungs-Stadt behutsam gehaltenes Eis kommen.

Die Frau Landrichter begann den Reigen der Frühlingskaffees. Der kleine Garten am Hause war sehr angenehm und der Flieder blühte dort in seinem ganzen Uebermuthe; aber man konnte aus den umliegenden Nachbarhäusern hineinschauen, und so war es besser, die Festlichkeit im Prunkzimmer oben bei geöffnetem Balcon abzuhalten.

Die mit rauschendem Zindel überzogenen Sophakissen waren enthülst, die Einladungen ergangen, auch an die Gräfin Wolfsgarten. Sie hatte zusagende Antwort geben lassen, aber es war

stehendes Herkommen, daß eine Stunde vor dem Kaffee ein fein duftendes, zierlich geschriebenes Briefchen eintraf, worin Frau Bella bedauerte, daß ihre leidige Migräne ihr die längst erwartete Freude versage, die verehrte Frau Landrichter und die ehrenwerthe Gesellschaft zu begrüßen.

Heute war gegen alle Erwartung die Frau Gräfin selbst gekommen, und was doch gar nicht vornehmen Stiles ist, als die Erste von der Gesellschaft.

Die Frau Landrichter schickte schnell Lina in das Prunkzimmer, einen Stuhl mehr hinzustellen, denn man hatte sicher darauf gerechnet, daß die Gräfin Wolfsgarten nicht komme.

„Ich erwarte heute meinen Bruder, der nach dem Niederrhein gereist ist,“ erzählte Bella bald.

Sie wollte allerdings ihren Bruder im Städtchen abholen, um alsbald Näheres über Manna und das räthselvolle Telegramm zu erfahren. Sie hatte aber noch eine zweite Absicht, und die Gelegenheit, dieselbe auszuführen, ergab sich von selbst.

Die Frau Landrichter beklagte sich, daß der Hauptmann und Doctor Dournay . . .

„Ach, wie soll man ihn nur nennen?“

„Nennen Sie ihn nur Doctor.“

. . . also Doctor Dournay Besuche gemacht habe beim Pfarrer, beim Major und beim Doctor . . . ja, die Wirthschafterin des Majors habe dem Amtsdiener viel von ihm erzählt . . . aber auffallender Weise habe er den eigentlichen Mittelpunkt des Städtchens, das Landgericht, vernachlässigt. Er habe sich freilich an dem Abend, als er beim Doctor übernachtete, sehr bescheiden entschuldigt und die Frau Doctor sage, er werde bald wiederkehren, um bei Sonnenkamp einzutreten. Herr von Prancken habe eine edle That vollzogen, dem Manne diese Stelle zu verschaffen, der sich hoffentlich dieser Empfehlung würdig erweise.

Bella lobte die Frau Landrichter, die das Gute, das man thue, freundlich erkenne, sie werde aber auch die Gefahr sehen; unzuverlässige Menschen verderbe man durch nichts mehr, als durch Wohlthaten, man erziehe sich damit nur Feinde, die auf den Augenblick lauerten, sich als solche zu demaskiren.

Die Frau Landrichter war entzückt über die Art, wie die bekannte hochgeistige Frau ihren schlichten Hausmannsverstand schmückte. Sie behauptete, sobald man in persönlichen Verkehr mit der Frau

Gräfin trete, denke man über Alles schärfer und verstehe Alles besser. Es gab beiderseitiges glückliches Lächeln, man fand sich beiderseits passend und geschmackvoll gekleidet, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß das Bedeutendere immer der Gräfin Wolfsgarten zukomme; denn in irgend einer Sache mit ihr zu wetteifern, wäre Thorheit.

Bella sah in der That heute sehr belebt aus. Sie erzählte leichthin von dem kleinen Unfalle, den der Graf auf Villa Eden gehabt, und bemerkte, daß Herr Dournay, der den Grafen sehr aufgeregt hatte, sich dabei recht wacker benommen.

Die Frau Landrichter erging sich nun im Lobe des Grafen und pries die zärtliche Sorgfalt, mit der die Gräfin über ihm wache.

Bella lenkte das Gespräch wieder zurück und wußte mit umsichtiger Behutsamkeit anzudeuten, daß Erich den Besuch im Landgericht darum unterlassen, weil er wol eine gewisse Scheu vor treuen Dienern des regierenden Herrn habe.

Die Frau Landrichter drängte, daß Näheres erzählt werde, und unter Gelöbniß strengster Verschwiegenheit — nur der Herr Landrichter müsse natürlich Alles wissen — wurde erzählt, daß man von politischen Aeußerungen wisse, ja sogar von gedruckten Kundgebungen in einem ausländischen, das heißt in einem jenseits der grüngelben Grenzpfähle herausgegebenen Blatte, die den ehemaligen Lieutenant Dournay veranlaßt hätten, seinen Abschied zu nehmen, bevor man ihm solchen gab.

„Warum hat man ihm dann aber in so jungen Jahren den Hauptmannsrang gegeben?“ fragte die Frau Landrichter.

„Sie fragen so klug wie der Herr Landrichter selbst,“ erwiederte Bella.

Sie schien auf diese Frage nicht gefaßt; sie sagte indeß, sehr wahrscheinlich habe man das — und dabei wurde die Hand der Frau Landrichter zwischen beiden Händen gehalten, als sinnbildliche Aufforderung, daß man ihr ein tiefes Geheimniß in Verschluß gebe — wol um der Mutter willen gethan, die eine Lieblings-Hofdame der Fürstin-Mutter gewesen sei; man wollte natürlich jedes Aufsehen vermeiden.

Das Antlitz Bella's wollte freundlich lächeln und kämpfte doch mit dem Ausdrucke spottenden Hohns, als die Frau Landrichter sagte:

„Da hat doch mein Mann wieder das Richtige getroffen. Als wir von Ihrer Gesellschaft — ach, es war so heiter und schön — wegfuhren, sagte er zu mir und meiner Tochter: Kinder, dieser Herr Dournay ist ein gefährlicher Mensch. Ach, die Männer sind immer viel klüger, sie kennen einander viel besser, als wir Frauen sie je erforschen."

Die Frau Landrichter schien sich in allgemeine Menschenbetrachtungen zu verlieren, sie that das gern und behauptete immer, wer über einem Erdgeschoß voll Gerichtsacten wohne, bekomme eine sehr düstere Anschauung von den Menschen.

Bella schien aber heute nicht damit gedient; sie fragte leichthin:

„Hat Ihr Herr Gemal seine scharfsinnige Beobachtung, daß der Doctor Dournay ein gefährlicher Mensch sei, auch Herrn Sonnenkamp mitgetheilt?"

„Das ist wahr," fuhr die Frau Landrichter auf, „da wär' es am Platze. Wollen Sie nicht, gnädige Frau, meinem Mann sagen, daß er dort seine Ansicht kundgeben mag? Mir willfahrt er leider nicht, Ihnen aber in Allem so gern."

„Ich bitte," wendete Bella ab, „Sie begreifen, daß ich mich nicht in diese Angelegenheit mischen kann. Mein Bruder hat ein gewisses kameradschaftliches Verhältniß, obgleich sie nicht in demselben Regiment standen, und dazu hat mein Mann eine krankhafte ... ich wollte sagen, schwärmerische Neigung zu dem jungen Mann gefaßt. Sie haben ganz recht, Ihr Herr Gemal wäre verpflichtet ..."

Bella arbeitete so sicher, daß sie Gewißheit erhielt, der Landrichter ist noch vor Abend bei Sonnenkamp und Herr Dournay kann sein sicheres Benehmen anderswo verwerthen; denn Bella wollte aus vielfachen Gründen, daß Erich sich nicht in der Nähe ansiedle, er war ihr störend, fast beleidigend. Während sie ihren zusammengelegten Fächer in der einen Hand haltend, in raschem Tacte in die andere Hand auf und nieder schlug, sprach sich ihr das Wort des Landrichters in der Seele: Dieser Dournay ist ein gefährlicher Mensch.

Die Frau Landrichter war eigentlich eine freisinnige Frau; war sie ja die Tochter des Gerichtspräsidenten, der zur Zeit, als Metternich Deutschland regierte, unbeugsamen Widerstand geleistet hatte. Sie war von Hause aus wohlhabend, und das hilft viel zur Bewahrung freier Gesinnung. Sie setzte einen gewissen Bürger-

stolz darein, sich dem Adel gegenüber nichts zu vergeben; aber sie sah in Frau Bella die liebenswürdige, geistig hochstehende Dame, der sie sich unterordnete, ohne sich zu bekennen, daß sie diese Unterordnung, einer Gräfin gegenüber, bis zur Unterwürfigkeit steigerte. Bella war klug genug, das Alles zu sehen und zu wissen. Sie benahm sich gegen die Frau Landrichter mit jener Zutraulichkeit, wie man sie nur unter Gleichen walten läßt; aber sie hütete sich, besonders liebenswürdig zu sein, denn die Frau Landrichter könnte dann den geheimen Zweck ihres Besuches entdecken.

Lina trat in die Stube; sie sah anmuthig wirthlich aus in dem blauen Kleide mit der hohen weißen Latzschürze. Die Mutter schickte sie alsbald wieder fort, das Kind sollte nicht dabei sein, wenn Gräfin Bella vielleicht noch etwas Besonderes zu sprechen hatte.

„Ihr liebes Kind hat sich vortrefflich entwickelt und spricht sehr gut französisch."

„Ich danke Ihnen," sagte die Frau Landrichter. „Ich weiß nicht, wie die heutige Jugend ist, aber Lina ist noch so schwerfällig, es fehlt ihr alles Pikante, und dabei ist sie von einer erschrecklichen Naivetät."

Sie klagte, daß ihr nicht gelingen wolle, aus Lina ein aufgewecktes Mädchen zu machen.

Bella hätte ihr wol sagen können: Du willst das einfache Kind ohne besonderes Talent, ohne besondere Schönheit, aber tüchtig und offen, ändern, Du zerrst immer an ihm herum: sei doch lebhaft, sei doch neckisch, sei doch lustig, sing und spring! Du willst aus Deinem blonden Kinde mit den hellen blauen Augen ein dunkelhaariges Mädchen mit brennenden braunen Augen machen! Bella hätte ihr das Alles sagen können, aber es war ihr erspart, etwas zu äußern, denn allmälig kamen die geladenen Frauen. Sie waren überaus glücklich, die Gräfin Wolfsgarten zu treffen, und doch ärgerte sich Jede, daß sie heute nach Putz und Ansehen vor ihr zurückstehen mußte.

Ja, solch ein Damenkaffee!

Es gibt Dinge, Institute und Stände, die nun einmal einen schlimmen Namen haben und nicht mehr los werden; dasselbe Schicksal hat auch das schöne Institut des Damenkaffees. Und doch sind die Damenkaffees eine schöne Sache, ausgenommen, wenn

Karten gespielt wird. Hier aber in unserm freundlichen Städtchen sind die Spielkarten noch nicht das Buch der Erlösung von allem Uebel der Langeweile; man unterhält sich noch selbstthätig, so gut man eben kann. Und warum soll man nicht von Personen sprechen und bisweilen auch etwas scharf? Was thun denn die Männer in höheren Regionen und beim Schoppen?

Man spricht hier wie dort von Stadtneuigkeiten, und diese Frauen hier, die sich das und jenes erzählen von sogenannten Honoratioren wie von sogenannten minderen Leuten, sind dieselben Frauen, die auch wohlthätige Vereine gegründet haben und aufrecht erhalten. Darum laßt uns behaglich und ohne böse Nebengedanken beim Damenkaffee zu Gaste sein.

Da kommt Frau Weiß. Hinterrücks wird sie Frau Kohle genannt, denn sie ist die Gattin eines Holz- und Kohlenhändlers; sie hat schwarze Locken und eine dunkle Hautfarbe, die immer so aussieht, als ob sie nicht vollkommen rein gewaschen wäre; und da die gute Frau wußte, daß sie Frau Kohle genannt wurde, kleidete sie sich immer in sogenanntes Nachtweiß, was freilich zu ihrer dunklen Haut- und Haarfarbe am hellen Tage gar nicht stimmte, während sie bei Licht eine anziehende Erscheinung war. Leider hat sie den Fehler, daß sie schielt und zwar mit einem so süßen Ausdruck, als wären ihre Augen mitten in einem schmachtenden Liebesblick für immer stehen geblieben.

Da ist die Frau des Cementfabrikanten, groß und stattlich; sie lacht nie, ist immer unsäglich ernst, als trüge sie ein schweres Geheimniß mit sich herum; sie hat aber gar kein Geheimniß zu verrathen, als daß sie nichts zu sagen weiß.

Da sitzt die schöne, nur ein wenig zu wohlbeleibte Frau des Schul-Directors, genannt Frau Kleiderleib, denn sie weiß sich vortrefflich zu kleiden; sie lächelt immer und zeigt sehr schöne Zähne, man könnte fast vermuthen, daß sie auch lächeln wird, wenn sie eine Todesnachricht zu verkünden hat.

Da ist die Frau des Dampfschiffsagenten, von behaglichem Anblick, Mutter von elf Kindern. Die ganze Gesellschaft ist ärgerlich auf die kleine, runde brave Frau, da sie die Tasse nicht auf dem Tische stehen läßt, sondern in der linken Hand erhoben hält und dabei fortwährend Kuchen eintunkt und Jedem zunickt und Recht gibt, aber sich selten selbst vernehmen läßt oder doch nur aus vollgestopftem Munde, wobei man nichts versteht.

Da sind die beiden Engländerinnen, die im Städtchen wohnen; sie sind einfach bürgerlich und beliebt, sie sind nicht vornehm, aber sie erscheinen so, weil sie immer selbständig und keines Anschlusses an Andere bedürfen. Sie leben in ihrem Hause, haben keine Besuche nöthig, sind selbst wie die Insel, von der sie stammen. So oft die beiden Frauen in eine Gesellschaft kommen, werden sie neu und frisch begrüßt. Die liebenswürdige unbehülfliche Art, mit der sie Deutsch sprechen und ungewöhnliche Wortfügungen machen, erhöht noch das allgemeine Wohlwollen. Auch Bella war besonders freundlich gegen sie.

Häkel-, Stick- und Näharbeit hatte man natürlich bei sich, aber es sind nur Schauarbeiten, um nicht müßig zu erscheinen.

Die Frauen sprachen durch einander, es war wie das Singen der Vögel im Walde; jeder singt seine Weise, putzt sein Schnäbelchen und kümmert sich nicht um das Andere, hört kaum zu. Nur zwei Aeußerungen wurden allgemein gehört und nochmals erzählt. Frau Weiß hatte die erfreuliche Bemerkung gemacht, man sehe Graf Clodwig seine vielen hohen Orden an, auch wenn er gar keinen trage, und die Frau Landrichter ließ sich's nicht entgehen, das Wort gegen Bella zu wiederholen. Noch ein Zweites erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man kam, man wußte nicht woher, auf das Thema, ob es angenehm oder unangenehm sei, wenn die Männer rauchen. Frau Kleiderleib erzählte, ihr guter Mann wünsche oft, daß er recht leidenschaftlich rauchen möchte, um es ihr zu Liebe sich abzugewöhnen. — Bella hatte das ständige Gefälligkeitslächeln, das so kalt und doch so bezaubernd war.

Nur kurz streifte das Gespräch Herrn Sonnenkamp, es blieb bei Erich haften. Und warum nicht? Da jagen zur Sommerszeit Tausende am Städtchen vorüber, man wohnt am Wege, der zur alten Burg, zu anderen Sehenswürdigkeiten führt, aber wann hat man eine bleibende Erscheinung und noch dazu eine so ungewöhnliche? Nun war Erich ein fremder Vogel, der sich am geheimnißvollen Hause Sonnenkamp anniſten wollte; man thut ihm nichts, keine Feder wird ihm ausgerupft, nur will Jedes sagen, von wannen er kommt und wie er erscheint.

Die Frau Landrichter bedauerte, daß der Major nicht da sei, denn er wisse am meisten von dem Hauptmann Doctor zu erzählen.

Man sprach davon, daß die Mutter Erichs eine Dame vom

besten Adel, und Jede wollte ihm das angesehen haben, denn so etwas verleugne sich nicht. Bella gab auf diese Bemerkung einen allgemeinen freundlichen Blick zum Besten.

Als nun der Landrichter zur Begrüßung in die Kaffeevisite kam, bat Bella, daß er sich einen Stuhl neben ihr nehme; sie sagte, wie froh man in diesem harmlosen Kreise sei und nur wünschen müsse, daß nie ein störendes Element eintrete, das zersetzend auf denselben einwirke.

Der Landrichter schaute sie mit seinen gutmüthigen Augen befremdet an und strich seinen reglementwidrigen Schnurrbart; er konnte nicht ahnen, daß dies eine Vorbereitung war zu dem, was ihm dann seine Frau mittheilen sollte. Er entschuldigte sich und entfernte sich bald wieder. Seine Frau berichtete nun, daß Lina in den Liederkranz des Städtchens eingetreten sei; man übe jetzt zu dem großen Musikfeste, das in der nahen großen Stadt abgehalten werden solle, und Lina werde wahrscheinlich eine Solopartie übernehmen.

Frau Bella sprach sehr belehrend und wegwerfend zugleich. Sie haßte die Musikfeste, denn sie war überzeugt, daß nur sie allein Musik versteht, und nur die Musik, die sie treibt, wirkliche Musik ist. Nun singen bei solchen Musikfesten Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen gewöhnlichen Standes ein Oratorium von Händel, Haydn, Bach, und das ärgerte Bella; diese Menschen reden sich dann gewiß ein, sie verstünden auch etwas. Wenn Bella die Macht gehabt, sie hätte diese Musikfeste polizeilich verboten. Auch haßte sie die Oratorien; sie sagte freilich nur: ich habe keinen Sinn dafür; aber da sie das sagte, sollte es für Jeden als volles Zeugniß bestehen, daß an der Sache nichts sei.

Sie ließ die deutschen Oratorienmeister, wie sie sagte, recht gern gelten, aber empörend blieb ihr, daß da die Frau Landrichter und die Schuldirectorin und zwei Töchter des pensionirten Forstmeisters und auch noch Schneider- und Schusterstöchter sich einbilden dürften, sie betheiligten sich an der höchsten Kunst.

Nun wurde allgemein gewünscht, daß Lina singe. Die Engländerinnen baten besonders dringend um einen deutschen Gesang; doch Lina, die sich sonst gar nicht zierte, wollte nicht willfahren. Die Augen der Mutter rollten in Zorn, aber Bella legte ihre Hand auf den Arm der zürnenden Mutter und sagte, sie gebe Lina Recht: so unvermittelt zu singen, das wolle sich nicht fügen.

Sie stand auf, ging an den Flügel und präludirte, dann spielte sie eine Mozart'sche Sonate mit voller Meisterschaft. Alles war entzückt und das Haus des Landrichters war hoch erhoben.

Bella erhielt überschwängliches Lob, aber sie lehnte es ab und ging auf die Sucht über, daß Alles, was lange Kleider trägt, Clavier spielen wolle, indem sie sagte:

„Da glaubt jedes Mädchen auch einen Tonstrickstrumpf stricken lernen zu müssen.“

Sie wiederholte das Wort Tonstrickstrumpf im Dreivierteltact. Die Gesellschaft lachte, die Engländerinnen schauten verwundert drein, Bella erklärte ihnen, was sie unter diesem Worte verstehe, und setzte hinzu:

„Ja, sie stricken einen Strumpf von Tönen und die Hauptsache ist ihnen, daß sie keine Tonmasche fallen lassen. Ich glaube gar, die guten Kinder betrachten die vier Theile der Sonate als die vier Theile des Strumpfes; der Ranft ist das Andante, die Wade das Adagio, die Ferse das Caprizzio, die Zehenspitze das Finale. Nur wer wirkliches Talent hat, sollte Musik lernen dürfen.“

Nun erzählte Jegliches, wie viel Zeit man in der Jugend für das Clavier aufgewendet und wie man es nach der Heirat doch aufgegeben.

Der Landrichter war herbeigerufen worden; Bella lobte Lina, die nun sang, und bat, daß man Lina auf einige Wochen ihr zum Besuche gäbe, sie könne sie vielleicht doch noch in Manchem unterrichten. Der Blick, mit dem die Frau Landrichter umschaute, drückte den Triumph aus, daß alle Frauen das mit angehört hatten. Sie kam sich sehr gutmüthig und herablassend vor, daß sie noch vertraulich mit der Frau Doctor und nun gar mit Frau Kohle und den Kaufmannsfrauen verkehrte.

Bella rühmte auch den schmackhaften Kuchen, den die Frau Landrichter so vortrefflich zu bereiten verstände; sie wünschte die Bestandtheile desselben zu kennen. Die Frau Landrichter sagte, daß sie eine bestimmte Dosis bitterer Mandeln hinzufüge. Sie versprach, das Recept aufzuschreiben.

Man hatte kaum den Maiwein gekostet und gefunden, daß Niemand ihn so vortrefflich zu bereiten wisse als der Herr Landrichter, da wurde gemeldet, daß Herr von Prancken angekommen sei. Der Landrichter trat vor das Haus, seine Frau hielt Bella

zurück und Lina schaute zum Fenster hinaus und sah, wie Prancken ablehnte, einen Augenblick heraufzukommen. Bella verabschiedete sich rasch und fuhr mit ihrem Bruder davon.

Als Bella fortgegangen, rückte man vertraulicher zusammen; jetzt erst fühlte man sich heimisch und wohlgemuth.

Die Engländerinnen waren nach Bella die Ersten, die sich verabschiedeten; die Anderen wollten nicht minder vornehm sein als sie, bald war die Gesellschaft aufgelöst.

Als die Frau Landrichter mit ihrem Manne allein war, erzählte sie, daß viel von Herrn Dournay gesprochen worden und daß es Pflicht des Beamten wäre, den Bezirk sauber zu halten.

Der Landrichter war treu im Amte, aber durchaus nicht begeistert für seinen Beruf, er sagte stets: Was gehen mich die Händel fremder Menschen an? Wenn ich Gutsbesitzer wäre, würde ich mein Lebenlang mich nicht in die Streitigkeiten Anderer mischen, sondern still und vergnügt für mich leben. Nun aber, da er einmal in das Amt gesetzt war, vollführte er es pflichtgetreu. Nur sehr widerwillig ließ er sich bestimmen, in die Angelegenheit Erichs einzugreifen; er erklärte sich erst bereit, als seine Frau ihm geradezu sagte, es sei der Wunsch der Gräfin Bella.

Fünftes Capitel.

„Warum bist Du nicht einen Augenblick zu den ehrenwerthen Leuten heraufgekommen?“ fragte Bella ihren Bruder, als Beide im Wagen saßen.

Wenn sie aus einer Gesellschaft in fremdem Hause kam, in der sie liebenswürdig gewesen, hielt diese Stimmung immer noch etwas vor, sie lächelte dann in die Luft hinein, und so war's auch jetzt; sie war im Ausklingen einer siegreichen Stimmung. Der Bruder aber kam aus einer ganz fremden Welt, er hatte heute noch mit Niemand gesprochen, als — wer hätte das je von ihm gedacht! — mit seiner eigenen Seele oder eigentlich mit der Seele Manna's.

„Ach, laß mich mit der Welt,“ sagte er, „ich will sie vergessen und sie soll mich auch vergessen. Ich kenne das ja. Alles

schal, öde, welk, Puppenspiel. Hast die Puppen dort eine Weile tanzen lassen, kannst sie jetzt wieder in den Schrank der Vergessenheit legen."

„Du siehst etwas erregt aus," sagte Bella, dem Bruder die Hand auf die Schulter legend.

„Erregt? Das ist auch wieder eine gesprächliche Spielmarke. Erregt! Wie oft habe ich nicht das Wort gehört und selbst gesagt. Was heißt erregt? Nichts. Ich bin zusammengebrochen und neu aufgebaut. Ach, Schwester, mir ist ein Wunder geschehen und alle Wunder sind mir offenbar. Ach, ich weiß nicht, aber ich werde mich schon wieder in die Weltworte finden."

„Schön, gratulire, Du scheinst in Wahrheit verliebt."

„Verliebt! O Gott, sage das nicht. Ach, daß ich mich noch schäme vor Dir, meiner einzigen Schwester, zu bekennen ... Ach, ich hätte nie geglaubt, daß ich solcher Bewegung, solcher Erhebung noch fähig. O, Schwester, welch ein Mädchen!"

„Es ist nicht wahr," sagte Bella und legte den Kopf in das schwellende Wagenkissen zurück; „es ist eine Fabel, daß wir Frauen die Räthsel der Welt seien; ihr Männer seid es weit mehr. Ueber dich, über Otto von Prancken, den Feinschmecker des Ballets, kommt nun solche Romantik. Aber gut, die beste Kraft ist die Illusionskraft."

Prancken schwieg, und doch tanzten bei diesem Worte luftige, hochgeschürzte, schelmisch lächelnde Gestalten vor seiner Erinnerung und die zierlichste hieß Nelly.

Der Herzschlag in seinem Busen pochte, dort wo das Buch in der Brusttasche steckte. Er war im Begriff, der Schwester zu sagen, daß er wie im Fiebertraume durch die Welt gehe, die nur ein Schattenspiel sei: da rollten Bahnzüge, beschauten sich Städte und Burgen im Strom, und Alles ist nur Schattenspiel und wird versinken.

Er konnte der Schwester seine Umwandlung nicht begreiflich machen, sie konnte es nicht fassen, faßte er selbst es ja kaum. Er beschloß, noch Alles in sich zu bewahren; und mit großer Selbstbeherrschung den Ton ändernd, sagte er lächelnd:

„Ja, Bella, die Liebesmacht hat gewissermaßen etwas Heiligendes, wenn das Wort erlaubt ist."

Bella neckte ihn, daß er das in einem Tone sage, wie ein protestantischer Pfarrcandidat, der am Sonntag Nachmittag einem

blonden in Rosa-Kattun gekleideten Pfarrerstöchterlein in der Laube des Pfarrgartens eine Liebeserklärung macht.

Otto konnte jetzt von Manna erzählen; er that es in so sanftem Tone und in so ergriffenem Ernst, daß Bella immer mehr staunte. Sie ließ ihn ruhig erzählen, aber sie klappte dabei die Finger der rechten und linken Hand ein und sagte leise vor sich hin:

„Siebenmal nußbraune Augen, dreimal Reh-Augen, verklärt ist ohne Zahl."

Man fuhr durch einen kleinen harzduftigen Tannenwald, und Prancken sagte drein starrend:

„Seit dem Großonkel, dem Erzbischof Hubert, ist Keiner aus unserer Familie im Dienste der Kirche gestanden; ich werde..."

„Doch nicht Du?"

„Ich werde meinen zweiten Sohn der Kirche weihen."

Bella, die sonst auf Alles eine rasche Erwiderung oder gewandte Fortführung hatte, antwortete nichts, und Otto empfand die Mißlichkeit, in einen neuen Ton einzulenken. Er, der Lustige, der Uebermüthige, mußte wie ein Prahler, der in eine Trinkgesellschaft gerathen war und sich als Genosse dargestellt hatte, immer weiter trinken, wenn's ihm auch nicht mundete.

„Ich möchte Dir einen Rath geben," sagte Bella endlich.

„Ich höre gern."

„Otto, ich glaube, daß in diesem Augenblicke Deine Stimmung wahr ist, ich will auch an ihre Dauer glauben; aber um des Himmels willen laß Dir nichts davon merken, denn man wird es als Heuchelei, als unterwürfige Werbung betrachten, damit Du diese reiche fromme Erbin gewinnst. Also, um Deiner Ehre, um Deiner Stellung willen verschließe derartige Extravaganzen. Ich spreche nicht aus mir, ich spreche aus dem Munde der Welt, verschließe derartige Verhimmelungen. Sei wie Du vor Deiner Reise warst, wenigstens vor dem Angesichte der Welt. Bist Du mir bös? Deine Mienen verziehen sich so schmerzlich."

„O nein, Du bist gescheidt, ich folge Dir."

Als wäre ein neues Register gezogen, fragte nun Prancken sofort:

„Wie sieht's auf der Villa aus? Ist die große Weltseele noch dort?"

Bella lächelte; der Bruder hatte wieder seinen scharfen Ton. Prancken selbst wollte ihn noch eine Zeit lang behalten, ja viel-

leicht immer, er ist eine gute Waffe zur Bekämpfung der Freigeisterei.

„Du meinst wol Deinen Freund?“ konnte sich Bella nicht enthalten, ihren Bruder zu schrauben.

„Meinen Freund? Er war nie mein Freund, und ich habe ihn nie so genannt. Ich habe mich nur aus Gutmüthigkeit übertölpeln lassen. Es ist ein tiefer Zug in unserer Familie, wir können keinen geforderten Beistand versagen, und ich, wenn ich eine Gefälligkeit erweise, komme leicht in ein vertraulicheres Verhältniß als eigentlich angemessen ist.“

Bella übergab ihrem Bruder ein Briefchen, das sie von Fräulein Perini für ihn erhalten hatte. Pranken erbrach es und las; sein Gesicht erheiterte sich.

„Dürfte ich vielleicht das Briefchen von Fräulein Perini lesen?“ sagte Bella, die Hand ausstreckend.

Otto übergab es. Es enthielt die Nachricht, daß Erich ohne Entscheidung abgereist sei.

Prancken athmete tief auf, dann aber machte er mit der Hand eine wegwerfende Bewegung. Bella fuhr fort, ihm zu berichten, wie sie eben in der Kaffeegesellschaft dafür gesorgt, daß die Weltseele — das Wort schien ihr für Erich sehr zu gefallen — sich eine andere Heimat zu suchen habe; der Landrichter werde ihm den Garaus machen. Staunend vernahm sie, daß Otto mit diesem Verfahren nicht einverstanden war. Es sei für das höhere Leben — er ließ unentschieden, ob er damit das höhere gesellschaftliche oder höhere geistige meinte — unbedingt unwürdig, sich einer Intrigue zu bedienen; er werde vielmehr offen zu Werke gehen und Herrn Sonnenkamp geradezu aufklären.

Bella war heiter und gar nicht empfindlich. Sie erklärte, wie lächerlich es sei, daß man von der Anstellung eines Hofmeisters so viel Aufhebens mache; eine solche Figur, wenn sie sich auch noch so sehr aufputze, bleibe immer untergeordnet.

Otto nahm sich vor, andern Tages Herrn Sonnenkamp zu besuchen und die Anknüpfungen Dournay's zu durchschneiden. Aber er ließ den nächsten Tag und noch einen zweiten vorübergehen, bevor er nach der Villa fuhr. Wenn fremde Werkzeuge die Sache zu nichte machen, ist's doch besser. Der Landrichter sollte Zeit haben, seinen Vorsatz auszuführen.

Am dritten Tage nach seiner Heimkehr fuhr Prancken nach

der Villa. Er hielt beim Landrichter an, er wollte wissen, was dieser bereits gethan. Der Landrichter sagte so bescheiden als klug, er habe es nicht für angemessen gehalten, etwas zu thun, bevor er Herrn von Prancken gesprochen; er sei indeß bereit, sofort, wenn er seine Uniform angezogen, mit Herrn von Prancken nach Villa Eden zu fahren.

Prancken verbeugte sich verbindlich. So mußte er also doch selber in die Sache eintreten. Er lehnte das Anerbieten des Landrichters nicht ab; vielleicht ließ sich das etwas pedantische Männchen ins Vordertreffen stellen, man konnte durch ihn Fühlung gewinnen, wie und wo der Feind steht. Ein tactisches Manöver ist immer erlaubt, ja geboten. Man darf und muß den Feind packen, wie und wo man kann. Prancken legte sich die Methode zurecht: er wollte eine Scheinvertheidigung Erichs anwenden, um dem Landrichter besser und nachdrücklicher zum Erfolge zu helfen.

Die Beiden fuhren nach Villa Eden.

Sechstes Capitel.

Am Morgen nach der Abreise Erichs wurde Roland zu seinem Vater gerufen und dieser stellte ihn einen Mann von wohlgefälligen Manieren vor, der nur französisch und etwas gebrochen deutsch sprach. Der junge Mann nannte sich Chevalier de Canne, war aus der französischen Schweiz und von einem Genfer Banquier warm empfohlen. Der Banquier kannte selbst die letzte Quelle nicht, die ihm diesen Mann zugeführt, denn schließlich war es Fräulein Perini, die ihn hieher gebracht.

Man sah Fräulein Perini nie einen Brief zur Post geben, diese gingen durch die Hand des Pfarrers; aber ihre Verbindungen mit der französischen Geistlichkeit waren derart, daß durch unverfängliche Vermittlung ein Laienzögling, dessen man sicher sein konnte, auf den Posten bei Sonnenkamp berufen ward. Man kannte die Widerspenstigkeit Sonnenkamps gegen eine solche Bezugsquelle, sie war daher sehr geschickt verdeckt.

Der Chevalier wußte durch bescheidenes und haltungsvolles Wesen sämmtliche Hausgenossen, Herrn Sonnenkamp nicht ausge-

nommen, bald für sich einzunehmen. Im Gegensatze zu Erich hatte er etwas Unpersönliches, er drängte nie einen fremden Gedanken auf, ging auf jede Bemerkung gewandt ein und wußte die Worte eines Jeglichen, ohne zu schmeicheln, so wiederzugeben, daß Jedes vor sich selbst bedeutsam und schön erschien; dazu war er, und das machte ihn Herrn Sonnenkamp besonders willkommen, mit vollendetem Wissen in der Botanik ausgestattet.

Mit Fräulein Perini betete er vor Tisch, aber so bescheiden, so zierlich, daß sein Anblick dabei nur um so schöner war. Alles war entzückt, nur Roland nicht; er konnte nicht sagen warum; aber er verglich den Chevalier stets mit Erich. Jetzt zum ersten Male bat er seinen Vater, ihn in ein Erziehungs-Institut zu bringen, in welches es auch sei; er versprach unbedingte Fügsamkeit. Aber der Vater ging auf diesen Wunsch nicht ein, er äußerte vielmehr, daß er sich freue, solch einen Mann für Roland gefunden zu haben, den man vorläufig probe.

Roland konnte nicht klagen, daß der Chevalier ihm das Lernen irgend erschwerte; dennoch dachte er stets an Erich. Schon zweimal hatte er heimlich an ihn geschrieben; es war wie die Klage eines liebenden Mädchens, das dem Geliebten kund gibt, wie es zu einer lieblosen Ehe gezwungen werden soll, und ihn anruft, herbeizueilen . . .

Es war nun am Morgen; Roland zeichnete auf einem Feldstein sitzend jenseits der Straße, wo man einen schönen Ausblick auf den Park hat, aus dem sich der Thurm des Hauptgebäudes wie herausgewachsen aufsetzt; der Chevalier zeichnete das Gleiche mit Roland, von Zeit zu Zeit verglichen sie ihre Aufnahme. Roland gelang die Arbeit. Manchmal glaubte er, daß er selbst dies gemacht habe, dann aber erschien ihm Alles wieder wie eine Komödie, denn der Lehrer hatte ihm doch das Meiste hineingezeichnet.

Da hörte Roland einen Wagen daher kommen; sein Herz pochte; gewiß kommt Erich. Er eilte nach der Straße, er sah Prancken und neben ihm den Landrichter.

Der Chevalier war Roland gefolgt. Prancken reichte Roland die Hand und dieser stellte den Chevalier vor, der im Tone gemessenen Gehorsams hinzusetzte, in welcher Stellung er sich hier befinde. Prancken nickte sehr freundlich, stieg aus und ging mit Roland, er brachte Grüße von seiner Schwester und sagte, daß er

ihm später noch einen besondern Auftrag mittheilen werde. Prancken lobte das Benehmen des Fremden und daß ein solcher Mann weit besser sei, als ein eingebildeter deutscher Doctor.

„Erich dürfte eingebildet sein, aber er ist es nicht," erwiderte Roland.

Prancken drehte seinen Schnurrbart; er muß ruhiger sein, man darf ja Erich schon gelten lassen, denn er ist beseitigt.

Bei der Villa bat Prancken den Landrichter, vorerst allein zu Herrn Sonnenkamp zu gehen; er selbst ging zu Fräulein Perini.

Es war eine herzliche Begrüßung, sie reichten sich beide Hände. Mit großer Befriedigung und besonderm Danke lobte Prancken das Verfahren des Fräulein Perini, die statt des gottlosen Dournay einen solchen Mann wie den Chevalier ins Haus gebracht. Fräulein Perini lehnte ihr Verdienst ab; überdies sei der Chevalier noch nicht definitiv angenommen, denn Roland dränge seinen Vater noch immer, Erich zu berufen.

Prancken sprach die Zuversicht aus, daß durch den Landrichter jeder Gedanke an Erich vertilgt werde; er erzählte nun vom Besuche bei Manna und nur theilweise gab er kund, welche Wandlung in ihm vorging.

Fräulein Perini hörte aufmerksam zu und hielt dabei ihr perlmutternes Kreuz in der Linken.

Siebentes Capitel.

Prancken ging zu Sonnenkamp; er traf denselben in einem allgemeinen Gespräche mit dem Landrichter; die Begrüßung zwischen dem Hausherrn und Prancken war sehr vertraulich und Prancken setzte sich rittlings auf einen Stuhl.

„Ich werde Ihnen, verehrter Freund," begann Prancken — er nannte Herrn Sonnenkamp vor der Welt gern verehrter Freund — „ich werde Ihnen später von meiner Reise erzählen. Nun lassen Sie mich Ihnen nur Glück wünschen, daß für unsern Roland ein allem Anschein nach überaus passender Mann gefunden worden."

Herr Sonnenkamp erwiderte, daß er den Chevalier schwerlich behalte; er sei nur auf Probe im Hause; es sei zu besorgen, daß

der höchst gebildete Schweizer das Naturell Rolands vielleicht zu sehr nach dem Kirchlichen hin lenke; Erich wäre doch eigentlich der Mann, den er sich wünschen möchte.

Prancken schaute um, wie wenn er sich nochmals überzeugen müsse, daß der Feind eine andere Stellung einnehme.

„Wir müssen allerdings den Marktwerth dieses Mannes genau messen," sagte er.

Sonnenkamp betrachtete ihn scharf, da Prancken das Wort Marktwerth eigenthümlich rasselnd betonte. Glaubte der Baron, er müsse sich ihm, dem Kaufmann, anbequemen? Er konnte nicht wissen, daß Prancken stolz war auf dieses Wort, und Sonnenkamp erwiderte:

„Sein Marktwerth ist nicht gering, doch ist dieser Hauptmann-Doctor ein excentrischer Mensch; excentrische Menschen sind zuweilen angenehm, aber man kann sich nicht auf sie verlassen."

Nur behutsam hob Prancken die Freigeisterei Erichs hervor und wie nothwendig es sei, daß Roland in die Leitung eines wahrhaft frommen und zugleich weltmännisch formvollen Mannes käme.

Im Bewußtsein der Ueberlegenheit und im Triumphe mit den Menschen zu spielen, berichtetete Sonnenkamp, wie Doctor Richard ihm Erich so schwärmerisch geschildert habe, daß man nicht genug eilen könnte, den Mann mit sechs Pferden abzuholen.

„Ah, der Doctor!" rief Prancken und schwenkte dabei die rechte Hand hin und her, als hätte er eine unsichtbare Reitpeitsche in der Hand. „Ah, der Doctor! Natürlich! Atheisten und Communisten halten zusammen. Hat der Doctor Ihnen auch gesagt, daß er am Sonntag ein geheimes Gespräch mit Herrn Dournay gehabt hat?"

„Nein. Woher wissen Sie denn das?"

„Durch einen Zufall. Man hat eine ärztliche Rathgebung vorgeschützt, hat sich heimlich die Hände gerieben und dazu gesagt, Herr Sonnenkamp braucht nicht zu wissen, daß man von Alters her verbunden ist."

Sonnenkamp dankte für diese Mittheilung, aber im Innern bestätigte sich ihm der Verdacht, daß Prancken einen seiner Diener in Sold hatte. Der Pole, den Prancken immer besonders freundlich anrief, der war's, der mußte aus dem Hause.

Unhörbar pfiff Sonnenkamp.

Der Landrichter hielt es für Pflicht, den Doctor als fürst-

lichen Kreis-Physicus nicht angreifen zu lassen; das verlangt die Solidarität. Nachdem er den Doctor vor jedem Unglimpf, der wol nicht ernst gemeint sei, sichergestellt, wobei Prancken beständig seinen Schnurr- und Knebelbart streichelte, machte der Landrichter eine Wendung, indem er sagte:

„Herr von Prancken hat in bester Absicht den jungen Mann empfohlen, aber dürfte ich auch meine Meinung aussprechen?“

Sonnenkamp entgegnete, daß er sehr viel Gewicht auf die Meinung des Landrichters lege. Jetzt war der Moment, wo das tactische Manöver vor sich gehen sollte. Prancken setzte sich fester auf seinen Reitstuhl, er ermuthigte den Landrichter, gradaus ins Feuer und drauf loszugehen und er rief:

„Erklären Sie nur geradezu... Ich selber muß mir Vorwürfe machen, daß ich nicht daran gedacht habe... eine Verbindung mit Herrn Dournay würde bei den allerhöchsten Herrschaften als eine Ungehörigkeit, ja vielleicht als Feindseligkeit angesehen werden.“

„Gestatten Sie mir,“ entgegnete der Landrichter, und es war in Wort und Miene etwas, wie man im Amtszimmer einen Angeklagten in seine Schranken zurückweist, „gestatten Sie mir, daß ich genau die Grenze inne halte, die mir zusteht.“

Prancken war außer sich über den Landrichter; dieser so unansehnliche Mann bewahrte eine Haltung, die ganz unbegreiflich schien. Er hatte erwartet, der Landrichter würde Herrn Sonnenkamp die Hölle heiß machen und ihm vor Allem den Haß des Regenten gegen Erich ins Herz brennen — und was kam nun? Ein höchst mildes, vorsichtig abgewogenes, freundschaftliches Bedenken.

Der Landrichter hatte Erich nur als Menschen, als Gesellschaftsmitglied... er sagte, er wisse sich nicht recht auszudrücken... einen gefährlichen Menschen genannt; er habe das nur in moralischem Sinne gemeint; sofort aber nahm er das Wort moralisch zurück, denn Erich war bekanntermaßen ein höchst sittlicher Mann. Und als er jetzt auf die Erwägung kam, daß man sich durch eine Verbindung mit Erich die Ungunst des Hofes zuziehe, leuchtete aus dem Gesichte des kleinen Mannes eine freundlich milde Loyalität.

„Die Fürsten unseres Hauses,“ sagte er, „sind nicht rachgierig, vielmehr höchst mild und versöhnlich; und nun gar unser jetzt regierender Herr! Mein Gott! er hat seine Eigenheiten, aber sie sind höchst unschuldig, und dabei ist er von unerschöpflicher

Güte, und nun gar, wie wird er den Sohn seines Lehrers, ja den Jugendgenossen seines Bruders verfolgen wollen? Ich möchte eher behaupten, daß er dem eine Gunst zuwendet, der Herrn Dournay fördert, der es unmöglich gemacht hat, daß er ihn selber fördere."

Prancken war voll Verzweiflung. Er sah auf den Landrichter wie auf einen Jagdhund, der nicht parirt. Er machte die Hand auf und zu, die Hand sehnte sich verzweifelt nach einer Peitsche; er winkte dem Landrichter mit den Augen, es half nichts, und er lächelte endlich bitter vor sich hin. Er sah dem Manne in den Mund, er meinte, es müßten ihm wieder Zähne gewachsen sein; er sprach so geläufig, so bestimmt, wie noch nie. Ja, diese Bureaukraten! dachte Prancken, während er seine Stulpenstiefel heraufzog, sie sind unberechenbar!

„Es ist mir angenehm," rief er endlich und lächelte dabei gewaltsam, „es ist mir höchst erfreulich, daß unser verehrter Herr Landrichter alle Besorgnisse verscheucht. Ja, die Herren Beamten wissen die Acten vortrefflich zu ordnen."

Der Landrichter hatte seinen Stich, aber er ging nicht durch die Uniform.

Sonnenkamp schien es genug zu haben, die Beiden zu schrauben. Mit triumphirender Miene ging er zu seinem Schreibtisch, wo mehrere fertige Briefe lagen, riß von einem das Couvert ab, gab den Inhalt und sagte:

„Lesen Sie, Herr von Prancken, und auch Sie, Herr Landrichter, lesen Sie laut."

Der Landrichter las:

Villa Eden, den * Mai 186*.

Geehrter Herr Hauptmann Doctor Dournay!

Einem vielerfahrenen Manne werden Sie es nicht verargen, wenn er von seinem einseitig praktischen Standpunkte aus Ihnen zu bedenken gibt, ob Sie nicht ein Unrecht begehen, indem Sie Ihren von der Natur reich angelegten und durch Wissenschaft wohlgerüsteten Geist auf einen einzelnen Knaben statt auf eine große Gesammtheit verwenden.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: ich betrachte Vernunft und Wissenschaft auch als Capital und Sie legen Ihr Capital zu einem viel zu geringen Zinsfuße an. Ich ehre Ihren Edelsinn und Ihre Bescheidenheit, die sich in Ihrem Anerbieten kundgeben;

aber in der Zuversicht, daß Sie in einer Täuschung befangen sind, wenn Sie in einem so beschränkten Beruf sich genügen zu können glauben, muß ich nicht minder dankbar als entschieden Ihr Anerbieten, die Erziehung meines Sohnes zu übernehmen, ablehnen.

Ich wünsche, daß Sie mir Gelegenheit geben möchten, durch eine Bethätigung meinerseits Ihnen zu beweisen, wie sehr ich bin

Ihr Sie hochachtender

Heinrich Sonnenkamp.

So las der Landrichter und Sonnenkamp pfiff leise vor sich hin und schlug dazu den Tact mit dem übergeschlagenen Fuße. Mit einem triumphirenden Blick empfing er den Brief zurück, that ihn in einen neuen Umschlag und adressirte ihn an Erich. Während er die Adresse schrieb, sagte er:

„Ich hätte Lust, den Mann in anderer Weise in mein Haus zu nehmen; er sollte zu nichts weiter verpflichtet sein, als bei Tische gute Unterhaltung zu führen. Warum soll das nicht für Geld zu haben sein? Wenn ich ein Fürst wäre, würde ich Conversationsräthe ernennen. Sind nicht vielleicht die Kammerherren etwas Aehnliches?" fragte er mit leisem Anfluge von Spott Herrn von Pranken.

Pranken war empört. In diesem Manne war oft etwas Anmaßliches, daß er sogar die Hoheit des Hofes nicht schonte; aber Pranken lächelte sehr verbindlich. Lutz wurde durch das Sprachrohr gerufen, der Brief in das Postpaket gethan und Lutz ging davon.

Roland wartete auf Pranken, und dieser nahm ihn nun mit an einen stillen Platz des Parks, erzählte von der Reise und übergab ihm ein zweites Exemplar des Thomas a Kempis. Er zeigte ihm die Stelle, wo er heute zu lesen beginnen solle und so täglich weiter, aber stets verborgen, ob er nun einen gläubigen oder ungläubigen Erzieher haben werde.

„Kommt Herr Dournay nicht mehr zurück?" fragte Roland.

„Dein Vater hatte bereits, ehe ich kam, eine entschiedene Ablehnung an ihn geschrieben, die nun schon zur Post ist."

Der Knabe saß mit dem aufgeschlagenen Buche in der Hand im Park, las aber nicht.

Achtes Capitel.

Sonnenkamp war ungewöhnlich heiter bei Tische; er hatte heute wieder neuen Grund zur Menschenverachtung bekommen und seine Kraft gefühlt, mit den Menschen zu spielen. Wie eine Befreiung empfand er es daneben, daß dieser Herr Dournay nun abgethan war. Dennoch mußte er sich gestehen, daß er vielleicht keine bessere Wahl für seinen Sohn hätte treffen können.

Pranken ließ den Landrichter, der Eile hatte, in einem Wagen Sonnenkamps nach der Stadt fahren; er selber blieb in vertraulichem Gespräche bei Sonnenkamp, der die Kunst bewunderte, mit welcher ein junger Mann, der um ein reiches Mädchen wirbt, sich dabei eine Schwärmerei einredet.

Als auch Pranken abgereist war, ging Sonnenkamp nach dem Pflanzenhaus; bald stand Roland vor ihm und sagte:

„Vater, ich habe eine Bitte."

„Es freut mich, wenn Du eine Bitte vorträgst, die ich erfüllen kann."

„Vater, gib mir Herrn Dournay wieder. Ich kann nur bei Herrn Dournay lernen und ich werde keinem Andern gehorchen, als nur ihm."

„Nur ihm? Also auch mir nicht?" rief Sonnenkamp. Der Knabe schwieg und der Vater wiederholte:

„Auch mir nicht?"

Seine Stimme war heftig, seine große Faust ballte sich.

„Auch mir nicht?" fragte er zum dritten Male, die Hand erhebend.

Der Knabe wich zurück und rief mit durchdringender Stimme:

„Vater!"

Die Faust Sonnenkamps entballte sich und mit erzwungener Ruhe sagte er:

„Ich habe Dich nicht berühren wollen, Roland ... komm her ... komm näher."

Der Knabe ging zu ihm, der Vater legte ihm die Hand auf die Stirn; die Stirn des Knaben war heiß, die Hand des Vaters war kalt.

„Ich liebe Dich mehr als Du verstehen kannst," sagte der Vater. Er beugte sich nieder, aber der Knabe streckte beide Hände aus und rief mit angstvoller Stimme:

„Ach, bitte, Vater! ... ach, bitte, Vater! Nicht küssen! Laß mich! Laß mich gehen!“

Er stürzte davon. Sonnenkamp erwartete, daß der Knabe wiederkommen und ihn umhalsen werde; aber er kam nicht.

Im Warmhause bei den Palmen stand Sonnenkamp, ihn fröstelte; aus den Wasserdämpfen rieselte und tröpfelte es so leise und märchenhaft von den großen Blättern, von dem Glasdache. Sonnenkamp hielt die Hand ans Auge, sein Auge war trocken. Ein Deutscher, jener Doctor Fritz, hatte ihm einst in einem offenen Briefe zugerufen: Du, der Du Eltern- und Kindesliebe in Deinen Mitmenschen ausrottest, wie kannst Du Liebe von Deinen Kindern hoffen? ...

Diese Worte gingen ihm jetzt durch den Sinn, eine Erinnerung aus einem Kampfe, den er vergessen wollte, der längst abgethan war.

God bless you, massa! tönte es, wie von einer Geisterstimme. Sonnenkamp erschrak.

Er forschte nach und fand den Papagei seiner Frau, der mit dem Käfig ins Warmhaus gebracht war. Der herbeigerufene Gärtner berichtete, daß Frau Ceres befohlen habe, man solle den Papagei hieher bringen, da es ihm im Wohnhause zu kalt sei.

God bless you, massa! rief der Papagei hinter Sonnenkamp drein, als dieser das Palmenhaus verließ.

Unterdeß stand Roland bei dem umgelegten Stuhl unter der Hänge-Esche; der Park, das Haus, Alles schwamm vor seinen Blicken. Er überdachte, ob nirgends ein Zufluchtsort sei. Er ging in das Zimmer Manna's, aber die Bilder an der Wand und die Blumen im offenen Kamin sahen ihn fremd und fragend an. Er wollte Manna schreiben, ihr Alles klagen, aber er konnte nicht schreiben. Er stand am Fenster und starrte hinaus ins Weite. Die Schiffe zogen auf dem Strom auf und ab. O, wer dort wäre! Die Vögel flogen in ihr Nest. O, wer auch eine stille Heimat hätte! ...

Roland verließ das Haus und ging in den Hof. Der Chevalier kam; Roland sah ihn mit einem Blicke an, wie wenn er ihn gar nicht kenne; er gab auf keine Frage eine Antwort. Er holte seine Armbrust, aber spannte sie nicht. Die Sperlinge und Tauben flogen hin und her, die schönen Hunde drückten und schnupperten an ihm herum; er starrte wie verloren drein.

Von Satan, seinem großen Hunde, gefolgt, ging er nach dem Ufer; dort saß er unter den dichten hohen Weidenbäumen und legte den Hut neben sich; der Kopf brannte ihm. Er wusch sich die Stirn mit Wasser, aber die Stirn wurde nicht kühler. Da hörte er seinen Namen rufen. Unwillkürlich hielt er schnell dem neben ihm liegenden Hunde die Schnauze zu, er selbst hielt den Athem an, um sein Versteck nicht zu verrathen. Die Stimme zog weiter und verlor sich. Er saß noch immer still und ermahnte leise den Hund, ganz ruhig zu sein; der Hund schien ihn zu verstehen.

Die Nacht brach herein. Unhörbar wie ein Jäger, der ein Wild beschleicht, verließ Roland sein Versteck und wanderte die Straße landeinwärts enge Pfade durch die Weinberge. Er wollte zum Krischer, er wollte zum Major, er wollte zu Menschen, die ihm helfen. Plötzlich hielt er an.

„Nein! zu Niemand ... zu Niemand!“ hauchte er leise vor sich hin, als vertraute er es kaum der schweigsamen Nacht. „Zu ihm! Zu ihm!“

Er duckte sich nieder, daß man ihn nicht in den Weinbergen sehe, und doch war's Nacht. Erst als er oben wieder auf einer Landstraße war, richtete er sich auf.

Neuntes Capitel.

Wie ein Mann, der aus blendend erleuchtetem Gesellschaftssaale in sein Studirzimmer zur einsamen Lampe zurückkehrt, unwillkürlich sein Auge reibt, denn es hat sich an eine größere Masse von Licht gewöhnt, so kehrte Erich nach der Heimat zurück.

Das Gefahrvolle des Reichthums liegt nicht nur darin, daß er den Besitzer, sondern auch darin, daß er den Besitzlosen verderben kann. Die Sprache hat es noch nicht vollkommen deckend ausgedrückt, wenn sie diesen Unmuth und die Unruhe in der Seele Mißgunst, Neid und Scheelsucht nennt; es ist Keins von Alledem, es ist vielmehr die Pein der Frage: warum bist Du nicht auch reich? Nein, das verlangst Du nicht; aber warum bist Du nicht mindestens sorglos gestellt? Die Kämpfe des menschlichen

Daseins sind hart genug, warum noch dazu dieses Ringen mit der gemeinen Noth?

Das Härteste, was die Wahrnehmung des Reichthums dem Besitzlosen anthun kann, ist, daß sie ihm Unlust an der Arbeit, Verdrossenheit, Bewußtsein der Knechtschaft einflößt, ja noch mehr, daß sie alles Thun fraglich erscheinen läßt. Was hilft alles Dichten und Trachten, aller Aufbau von großen Gedanken, so lange es noch Menschen neben Dir gibt, die mit Dir diese Erde bewohnen und darben müssen!

Die Ameise am Wege ist sicherer bedacht, es gibt keine Nachbar-Ameise, die schwelgt, während die andere hungert. Was ist alles Arbeiten, so lange dieser Unhold der Noth noch unter uns wandelt! Hat eine Weltweisheit, eine Glaubenslehre siegende Macht der Wahrheit, die diesen Unhold nicht zu tilgen vermag?

Erich fuhr heimwärts, er träumte am hellen Tage jenen unruhigen Traum unserer Zeit, der vom Locomotivgeklapper begleitet ist.

Er kam in der Universitätsstadt an; die Hügel ringsum, die ihm ehedem so frei und schön erschienen, und wo er allein und mit dem Vater gewandelt, stellten sich ihm jetzt so klein und gedrückt und der Strom so dürftig dar. Sein Auge hatte Größeres, Freieres gesehen, ein anderer Maßstab hatte sich in seiner Betrachtungsweise festgesetzt.

Er sah die alten Gestalten am Bahnhofe. Der Universitätssimpel, den jede kleinere Universität hat, grinste ihn an und hieß den Herrn Doctor willkommen; Studenten mit bunten Mützen vergnügten sich, mit ihren Stöcken Quarten in die Luft zu schlagen und mit ihren Hunden zu spielen. — Alles erschien ihm wie ein vergessener Traum. Und wie? War es nicht ehedem sein höchster Wunsch, hier zu leben und zu lehren?

Er ging durch das Städtchen; nirgends dem Auge ein wohlgefälliger Anblick, Alles eng, winkelig, verhockt. Er kam ins elterliche Haus; die enge hölzerne Treppe erschien ihm so steil. Er trat in die Wohnstube; Niemand war da. Mutter und Tante waren ausgegangen. Er ging in das Bibliothekzimmer des Vaters; da standen die Bücher, die bis jetzt Niemand in ihrer Ordnung zu stören gewagt hatte, größtentheils auf dem Boden, und ein langer hagerer Mann, der über die Brille wegsah, die ihm auf der Nasenspitze saß, betrachtete Erich fragend.

Erich gab sich zu erkennen; der Mann nahm seine Brille in die Hand und nannte sich als einen wohlbekannten Antiquar der Hauptstadt, der gekommen, die Bibliothek zu kaufen.

So war also die Hoffnung der Mutter zu nichte, dachte Erich. Er sagte dem Antiquar, wie werthvoll die Bemerkungen seines Vaters seien, die sich fast auf jeder Seite der Bücher fänden.

Der Antiquar zuckte die Achseln und entgegnete, daß diese Bemerkungen werthlos, ja eher eine Entwerthung seien. Hätte der Vater ein großes Werk geschrieben, das seinen Namen berühmt gemacht, so wären die Anmerkungen von Bedeutung; nun aber sei alles Eingeschriebene, wenn auch an sich von Werth, für den Antiquar entschieden eine Entwerthung.

Erich traten Thränen in die Augen.

Die ganze Lebensarbeit seines Vaters sollte eine verlorene sein! Da war kein Blatt, auf dem nicht das Auge des Entschlafenen geruht, da waren seine Gedanken daheim, seine Empfindungen und sein reiches Wissen, und das nun in alle Welt verschleudert, verachtet und vielleicht doch von einem Fremden ausgebeutet!

Erich schalt sich, daß er nicht sofort und entschieden die Stelle bei Sonnenkamp angenommen; er hätte es erwirken und dann auch eine namhafte Summe aufnehmen können.

Mit Trauer sah er auf einen Stoß geschriebener Hefte und Blätter und eingelegter Drucksachen, die der Vater sein Lebenlang zusammengetragen und ausgearbeitet hatte.

Der Vater Erichs hatte ein Buch schreiben wollen unter dem Titel: „Echte Menschen in der Geschichte,“ er war gestorben, ehe es zur Ausführung kam. Viele treffliche Notizen, ja einzelne Abschnitte lagen ausgearbeitet, aber es war kaum etwas zu benutzen. Manche Betrachtungen waren bruchstückweise in verschiedener Fassung da. Alle einschlagenden Wissenschaften und die entlegensten Thatsachen der Geschichte waren herbeigezogen, aber der leitende und verbindende Gedanke war verschwunden mit dem Manne, der nun in der Erde ruht.

Der erste, größere Theil sollte jene Züge sammeln, die zerstreut im Laufe der Zeiten das rein Menschliche, wie es in Wirklichkeit erschienen war, darstellen; der zweite Theil sollte eine exacte Lehre geben von den Vorgängen des Seelenlebens, die so genau bestimmt werden sollten, wie die Vorgänge in der äußeren Natur. Von da aus sollte der Punkt bezeichnet werden,

wo das Genie, das scheinbare Wunder im Geistesleben, den Grund zu neuen Thatsachen bildet. So wenigstens hatte Erich sich's gedacht, als er die hinterlassenen Papiere zu ordnen suchte.

Er ging nach der Stube zurück; sie erschien ihm mit altem Hausrath überfüllt und drückend; die neu erkannte Armuth warf einen dunklen Schleier auf alle Umgebungen.

Jetzt faßte er sich, denn er hörte Mutter und Tante zurückkehren.

Die Mutter umhalste ihn in voller Freude des Wiedersehens. Er erzählte von seiner Reise und erschrak, da sie sagte, sie hätte es ganz in der Ordnung gefunden, wenn er sofort die Stelle bei Sonnenkamp angenommen, denn in der Lage, in der man jetzt sei, erschiene dies als ein doppeltes Glück.

Erich sah, daß die Mutter, die nie hatte gebeugt werden können, jetzt gebeugt und zaghaft war.

Sie hatte der verwittweten Fürstin, deren Lieblingshofdame sie vordem gewesen, eine Darstellung ihrer Verhältnisse gegeben. Sie hatte der hohen Frau ihr ganzes Herz ausgeschüttet und sie, die nie um etwas gebeten, wünschte nur eine entsprechende Summe, um die Bibliothek ihres Mannes, die ein Familienheiligthum und für ihren Sohn von großer Bedeutung sei, nicht verkaufen zu müssen.

Die Fürstin hatte durch ihren Secretär mit einigen wohlstylisirten, theilnehmenden Wendungen antworten lassen. Eine kleine Summe, die nicht entfernt ausreichte, war dem Briefe beigelegt.

Die Mutter wollte das Geld wieder zurückschicken, aber man durfte die hohen Herrschaften nicht beleidigen, ja man mußte noch unterthänigst danken, um eine nutzlose Huld nicht zu verscherzen.

Erich beruhigte sie, daß binnen Kurzem die Bibliothek gesichert sein solle.

Er ging sofort auf sein Zimmer und schrieb einen Brief an den Grafen Wolfsgarten.

Nun erst kam er dazu, ausführlich von der Reise zu erzählen. Die Mutter hörte ihm ruhig zu; nur als von Bella die Rede war, sagte sie:

„Bella Prancken ist eine unberechenbare Frau."

Die alten Pläne wurden neu erörtert. Erich wollte eine Erziehungsanstalt errichten. Mutter und Tante waren sehr geeignet,

ihn darin zu unterstützen, sie hatten viele Verbindungen mit den besten Familien des Landes; nur konnte man noch nicht einig werden, ob man ein Mädchen- oder Knabeninstitut errichten solle. Erich war für das letztere, die Mutter aber wollte, daß er noch einige Jahre eine wissenschaftliche Reise mache, um dann durch ein großes Werk einen Ruf zu erlangen und nicht den kleinen mühseligen Weg zu gehen. Sie und die Tante wollten indeß in der Hauptstadt so viel erwerben, daß Erich sorglos leben könnte.

Vorerst kam man überein, nichts zu beschließen, denn ein Brief des Herrn Sonnenkamp mußte abgewartet werden.

Erich besuchte seinen alten Lehrer und Freund, den Professor Einsiedel. Er war ein voller Priester der Wissenschaft, ein Mann, der beständig und ausschließlich im reinen Denken und Erforschen für Bereicherung der Erkenntnißwelt lebte, ganz allein für sich, mäßig, geregelt, ohne irgend eine Leidenschaft, überaus bescheiden in Speise und Trank, aber immer lächelnd, immer heiter, immer getragen von etwas, was eben neu aufgeschlossen ist, immer allseitig umherblickend ins weite Reich des Denkens.

Bei jeder wissenschaftlichen Frage, mit der Erich zu Professor Einsiedel kam, erhielt er sofort Aufschluß, Bezeichnung der Quellen, ja mit der größten Selbstlosigkeit gab er eigene mühsame Aufzeichnungen Jedem hin. Es war ihm gleich, ob er selber mit seinem Namen das gab, oder ob es von einem Andern mit fremdem Namen ausging; wenn es nur da war und wirkte.

Professor Einsiedel war mit Erichs Vater nahe befreundet gewesen und bedauerte stets, daß dieser, der das Beste und Vollendete gewollt, das Gute und nothwendig Abzuschließende nicht geleistet habe. Wir müssen, war sein Grundsatz, damit fürlieb nehmen, ein Einzelnes, einen kleinen Beitrag gegeben zu haben; das reiht sich dann in das große Ganze ein. Wir schaffen nie etwas, das uns voll befriedigt, zu dem wir nichts mehr nachzutragen hätten. Nur von Gott heißt es bei der Schöpfungsgeschichte, daß er zu dem, was er geschaffen, sagen konnte: er sah, daß es gut war. Daß das Gewordene dem Gedachten, die That der Idee vollkommen entspreche, steht nur dem absoluten Geiste zu; der endliche Geist bleibt immer unter der Idee dessen, was er zu können glaubte und sollte.

Im Zimmer des Professors war ein Bild von Rembrandt, ein kleiner Kupferstich, der fast wie ein Porträt des Professors

selber war. Da ist dargestellt, wie Faust in der Schlafmütze den Zauberkreis anstarrt, der sich selbst beleuchtet. Faust ist ein altes vertrocknetes Männchen, des verjüngenden Zaubertrankes wohl bedürftig. Professor Einsiedel hatte keinen solchen Zaubertrank, aber er trank jeden Tag neue Erquickung aus den Schriften der classischen Welt.

Als ihn nun Erich besuchte, um sich von ihm Rath zu holen, fand er den guten alten Professor in einer ungewöhnlichen Verfassung. Der Professor bedauerte, daß Erich sich nicht gänzlich der Wissenschaft widme, gestand aber auch zu, daß die Natur Erichs zu einer praktischen, persönlichen Wirksamkeit geeignet sei.

Erich wollte nicht warten, sondern selbstthätig etwas schaffen; er reiste am nächsten Tage nach der Hauptstadt, denn er hatte gehört, daß ein älterer Mann, der ein angesehenes Erziehungsinstitut für Knaben leitete, von demselben zurücktreten und es in gute Hände geben wolle.

Er kam nach der Residenz, wo er Jahre lang als Officier wohlangesehen gelebt hatte. Manche Kameraden in Uniform schienen ihn nicht mehr zu kennen, Andere besannen sich, als er vorüber war, und riefen zurück: „Ah, Sie sind's? Guten Morgen!" und gingen weiter.

Beim Director der Erziehungsanstalt fand er gute Aufnahme und die Bedingungen waren in der Hauptsache annehmbar. Er sollte aber alte Einrichtungen und die bisherigen Lehrkräfte annehmen; das machte ihn bedenklich. Ohne zu einem festen Abschlusse gekommen zu sein, verließ er das Institutsgebäude.

Als er wieder über die Straße ging, traf er einen alten Freund des Vaters, den jetzigen Cultusminister, der ihn anhielt, sich nach seiner Mutter und nach seinen Verhältnissen erkundigte und ihm die Stelle als Custos beim Antikencabinet anbot mit der Zusicherung, daß er in kurzer Zeit zum Director aufsteigen solle.

Eben als Erich vom Minister wegging, kam der Kamerad, der in seine Stelle als Hauptmann eingerückt war, von der Parade; er nahm Erich mit auf das Militärcasino. Dort war viel davon die Rede, daß Otto von Prancken eine Creolin mit vielen Millionen heiraten würde; Erich fand es nicht nöthig, zu sagen, daß Manna keine Creolin sei und daß er überhaupt von der Sache etwas wisse.

Zehntes Capitel.

„Wo ist Roland?“

Sonnenkamp fragt Joseph, Joseph fragt Bertram, Bertram fragt Lutz, Lutz fragt den Obergärtner, der Obergärtner fragt das Eichhörnchen, das Eichhörnchen fragt die Bauern, die Bauern fragen die Kinder, die Kinder fragen die Luft, Fräulein Perini fragt den Chevalier, der Chevalier fragt die Hunde und Frau Ceres darf von Allem nichts erfahren.

Sonnenkamp reitet eilig zum Major, der Major fragt Fräulein Milch, aber diesmal weiß auch die Alles Wissende nichts. Der Major reitet nach der Burg, in alle Graben und Verließe hinein wird der Name Roland gerufen, es kommt keine Antwort.

Sonnenkamp schickt den Reitknecht zum Krischer, der Krischer ist im Felde und nicht zu finden.

Sonnenkamp reitet nach dem Bahnhof und nimmt Puck, das Pferdchen Rolands, mit, er schaut oft nach dem leeren Sattel. Auf dem Bahnhof fragt er leichthin, wie wenn er ihn von einer Reise erwarte, ob Roland noch nicht angekommen wäre. Man hat nichts von ihm gesehen. Er reitet zurück, an der Villa vorüber und fragt hastig, ob Roland noch nicht da sei, und da man verneint, reitet er nach der nächsten Bahnstation stromauf. Auch hier fragt er, jetzt weniger behutsam, auch hier weiß man nichts.

Er kehrt nach der Villa zurück, der Major ist da, Fräulein Milch hat ihn geschickt, vielleicht kann er noch etwas beistehen. Der Major behauptet, Roland sei gewiß zu Manna ins Kloster gegangen. Der Major und Sonnenkamp fahren nach dem Telegraphenamt und senden eine Frage nach dem Kloster; sie sind voll Ungeduld, da keine Leitung unmittelbar nach dem Kloster geht, die Rückantwort kann zwei Stunden dauern. Sonnenkamp will hier warten, er schickt den Major nach dem Städtchen, um dort beim Doctor und sonst überall, aber ohne Aufsehen zu erregen, Erkundigungen einzuziehen.

Auf dem Bahnhofe geht er umher und legt die heiße Stirn an die kalten steinernen Säulen; Alles ist still und leer. Er geht in den Wartesaal; er findet, daß die Sitze auf dem Bahnhof gar nicht zum Ausruhen geschaffen sind. In Amerika ist das anders ... oder ist es nicht? Er geht hinaus; er sieht,

wie die Packer einen Lastwagen anfügen, sie thun das so gemächlich; er sieht einem Steinmetzen zu, der Spitzhammer und Breithammer gebraucht; er schaut so starr drein, als müßte er selber das Handwerk lernen. Die Menschen arbeiten alle so geruhig — sie können es, sie haben keinen Sohn verloren. Er betrachtet die Telegraphendrähte, er hat Lust, in alle Welt, auch da, wo es nichts nutzte, hinauszurufen:

Wo ist mein Sohn?

Es wird Nacht.

Der Bahnzug rollt daher und Sonnenkamp schreckt zurück, es ist ihm, als ob die Locomotive gerade auf ihn losstürzen wolle. Er faßt sich, er sucht umher, er strengt sein Auge an, sieht nichts von Roland. Die Menschen zerstreuen sich; wiederum ist Alles still.

Er ging zum Telegraphisten und ließ nochmals anfragen, ob das Telegramm bereits angekommen sei. Die Antwort lautet: Ja. Der Aufschlag des Telegraphenhammers durchzitterte ihn, er fühlte dieselben Schläge in den Adern seiner Schläfe am Kopfe. Er ersuchte den Telegraphisten, die Nacht dazubleiben, man könne nicht wissen, ob nicht eine Botschaft von irgend woher einträfe oder ob man nicht eine abzusenden habe. Aber der Telegraphist weigerte sich, trotzdem ihm eine große Summe angeboten ward; es sei ihm nicht gestattet, ohne höhere Ermächtigung die Ordnung zu ändern. Er befahl dem Telegraphenboten, bei ihm zu bleiben; er verschloß mit Geräusch die Thür des Telegraphenbureaus und ging davon. Er fürchtete sich offenbar vor Sonnenkamp.

Sonnenkamp war wieder allein. Da hörte er Ruderschläge über den Strom daherkommen.

„Sind Sie es, Herr Major?" ruft er in die sternenhelle Nacht hinein.

„Ja."

„Haben Sie ihn?"

„Nein."

Der Major steigt aus; er hatte im Städtchen keine Spur von Roland gefunden. Eine Antwort aus dem Kloster kann erst morgen Früh kommen. Jetzt steigt der Gedanke auf, Roland sei vielleicht beim Grafen Wolfsgarten. Ein Bote wird dahin geschickt; man kehrt zur Villa zurück.

Als Sonnenkamp dem Major die Hand zum Einsteigen reichte, sagte dieser:

„Ihr Hand ist heute so kalt.“

Wie ein Pfeil schoß es Sonnenkamp durch das Hirn, daß er den Knaben heute hatte züchtigen wollen. Wenn Roland in den Tod gegangen, in die Fluthen des Rheins?

Der Ring am Daumen preßte sich ihm ins Fleisch, wie wenn er glühte.

Auf dem Wege nach der Villa kam Joseph den Rückkehrenden entgegen.

„Ist er da?“ rief der Major.

„Nein; aber die gnädige Frau hat's erfahren.“

Im Dorfe, durch das sie fuhren, standen die Menschen noch in Gruppen beisammen in der linden Frühlingsnacht. Man begegnete dem Geistlichen, der Major bat ihn, mit nach der Villa zu fahren. Sonnenkamp sprach kein Wort.

In der Villa sah man durch die hohen Fenster Lichter hin und her gehen. Jetzt hörte man einen Schrei; Sonnenkamp eilte hinauf. Im großen Saale lag Frau Ceres im Nachtgewande knieend vor einem Stuhle und drückte ihr Gesicht in die Kissen. Fräulein Perini stand neben ihr und schüttete ein Brausepulver in ein Glas. Sonnenkamp eilte auf seine Frau zu, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Ceres, sei ruhig!“

Die Frau wandte sich um und sah ihn mit glühenden Augen an, dann sprang sie auf, riß ihm das Gewand an der Brust auf und schrie:

„Gib mir meinen Sohn! Du hast auch Roland in den Tod gejagt, Du ...“

Rasch hielt ihr Sonnenkamp seine breite Hand vor den Mund, sie suchte ihn zu beißen, aber er hielt ihr den Mund fest zu und sie war still.

Sonnenkamp bat den Geistlichen und Fräulein Perini, ihn mit seiner Frau allein zu lassen; Fräulein Perini zögerte, aber ein Wink mit der Hand bedeutete ihr entschieden, daß sie gehen solle. Sie ging mit dem Geistlichen. Jetzt nahm Sonnenkamp seine Frau auf den Arm wie ein Kind, trug sie in ihr Schlafgemach und legte sie auf das Bett. Ihre Füße waren kalt; er umhüllte sie mit einem Tuche und wickelte sie so, daß sie fest waren. Nach einer Weile war's, als ob Frau Ceres schliefe, oder heuchelte sie es nur? Es war genug. Sonnenkamp ging hinaus in das

Balconzimmer, wo der Geistliche, der Major und Fräulein Perini beisammen saßen. Er bat den Geistlichen, sehr verbindlich dankend, er möge sich zur Ruhe begeben, das Gleiche sagte er Fräulein Perini mit einer seltsam höflichen und befehlerischen Art; den Major bat er, bei ihm zu bleiben.

Eine Stunde noch saß er mit dem Major an der offenen Balconthür, er schaute hinauf zu dem Sternenhimmel und horchte hinaus nach dem Rauschen des Rheinstroms. Nun wünschte er, daß auch der Major sich zur Ruhe begebe; der Tag werde schon wieder festes Verfahren bieten. Er selbst legte sich im Vorgemach zum Schlafzimmer seiner Frau nieder; er ging zuvor nochmals leise, die Hand vor das Licht haltend, an ihr Bett; sie schlief ruhig mit glühenden Wangen.

Auf der Villa war Alles still. Sonnenkamp wurde gerufen, der Bote war von Wolfsgarten zurückgekommen; auch dort wußte man nichts von Roland.

„Kommt Herr von Prancken?“ fragte Sonnenkamp. Der Bote wußte keine Antwort.

Sonnenkamp war müde und überwacht, aber er konnte keine Ruhe finden; er stand bald wieder auf dem Balcon und hörte, wie die Vögel sangen und der Strom rauschte, er sah die Sonne am Himmel aufgehen, er hörte die Glocken läuten, die ganze Welt, so schön und frisch, erschien ihm als das Chaos.

Er ging hinab in den Park; die Bäume standen still schauernd in der ersten Morgenfrühe, durch die Blätter ging ein Säuseln und Flüstern, als gewänne der erste Morgenstrahl Ton und Bewegung. Die Vögel jauchzten, sie hatten ihre Heimat, ihre Familie, ihnen fehlte kein Kind . . .

Hin und her wandelte Sonnenkamp. Dieser Boden ist sein Eigen, diese Bäume sind sein, alles grünt und blüht und athmet frisch. Athmet auch der noch, für den dies Alles Leben hatte, für den es leben soll, für den es gepflanzt und geordnet ist?

Er kam in den Obstgarten. Da standen die Bäume, deren Zweigen er die Richtung seines Willens gegeben hatte; sie standen in Blüthe und jetzt im ersten Morgenstrahle fielen die Blüthenblätter wie ein leise rieselnder Regen nieder und bedeckten den Boden schneeweiß.

Je höher der Morgen stieg, um so mehr war es Sonnenkamp wie eine Sicherheit, daß Roland todt dort in den Wellen schwimme,

die sich jetzt purpurn färben, ein blutiger Strom. Nichts als Blut die weiten Wellen! Er stöhnte tief und streckte die Hand aus, wie wenn er etwas packen und würgen müsse. Er faßte einen Baum und schüttelte ihn fort und fort, daß auch kein Blüthenblatt mehr an ihm war; er stand von Blüthenblättern über und über bedeckt. Und jetzt lachte er höhnisch auf.

„Ich sollte keine Kinder haben! Allein sein! Allein und stark!“

In diesem Augenblicke sah er eine weiße Gestalt mit seltsamer Kopfverhüllung durch den Garten schleichen und hinter Bäumen verschwinden. Was ist das? Er rieb sich die Augen. War das bloße Einbildung oder Wirklichkeit?

Er ging der Erscheinung nach.

„Halt,“ rief er, „dort sind Fußangeln.“

Eine Frauenstimme schrie ängstlich. Sonnenkamp trat näher, Fräulein Milch stand vor ihm und sagte:

„Ich wollte zum Herrn Major.“

„Er schläft noch.“

„Ich kann es auch Ihnen sagen,“ begann Fräulein Milch sich fassend, „es läßt mir keine Ruhe.“

„Nur heraus ... keine Einleitung!“

Fräulein Milch erhob sich stolz und sagte:

„Wenn Sie barsch sind, kann ich wieder gehen.“

„Entschuldigen Sie, was wünschen Sie denn?“ fragte er sanft.

„Ich glaube zu wissen, wo Roland ist.“

Sonnenkamp brach in Ungeduld einen Blüthenzweig ab. Fräulein Milch fuhr fort: es sei ihr unbegreiflich, wie man nicht sofort daran gedacht habe, daß Roland zum Hauptmann Dournay gereist sei; man solle sich telegraphisch an ihn wenden.

Sonnenkamp dankte mit heiserer Stimme und sagte, er wolle den Major wecken und in den Garten schicken; Fräulein Milch bat, daß man ihm ruhig seinen Schlaf lasse. Sie kehrte nach Hause zurück und Sonnenkamp machte einen weiteren Gang durch den Park.

Die Rosen waren aufgeblüht über Nacht, von Stämmen und Büschen sandten sie den Duft dem Herrn des Gartens, er aber war nicht erquickt davon.

Da ist der Park, das Haus, da sind die Bäume: das Alles ist zu erwerben, zu gewinnen. Aber Eines läßt sich nicht durch Willenskraft gewinnen: ein Leben, ein Kindesleben, ein Kindesherz,

ein Zusammenhang von Seele zu Seele, ein unzertrennlicher und unerschöpflicher.

Und wieder kam ihm jetzt jenes scharfe Wort: Ihr habt in Euren Mitmenschen das Gefühl von Vater und Mutter und Kind getödtet. Nun trifft's Euch!

Warum umschwebte ihn heut das Wort jenes Kämpfers in der neuen Welt, heut wie gestern? Ist vielleicht jener Mann auf dem Schiffe, das mit der ersten Morgenfrühe jetzt stromaufwärts steuert?

Er konnte nicht ahnen, daß jetzt das Kind des Doctor Fritz mit Roland im Walde sprach ...

Elftes Capitel.

In der Nacht brachen die Blüthen auf im Garten und in der Seele des Jünglings.

Zu Erich! sprach Roland, aber kein Ton wurde laut, er sprach es nur sich. Die Nacht war sternenhell, am Himmel stand der abnehmende Mond, er leuchtete mild und Roland war von einem Frohgefühl durchdrungen, daß er oft die Arme ausbreitete, als müsse er auffliegen können. Er ging eilig, als würde er verfolgt; er hörte Schritte hinter sich, er hielt an; es war sein eigener Schritt gewesen.

In der Ferne zeigte sich eine Gruppe stillstehender Männer, die auf ihn zu warten schienen. Er kam näher; es waren Holzpfähle, die zur Einhegung eines Weinberges dienten. Er mäßigte seinen Schritt; er wollte singen, aber er fürchtete, sich durch einen Laut zu verrathen. Auf einer Anhöhe stand er still; er hörte weit drunten auf dem Strome einen Schleppdampfer keuchen, sah die Lichter auf den Mastbäumen der angehängten Schiffe, die Lichter bewegten sich so wundersam fort; Roland zählte sie, es waren sieben.

„Die dort wachen auch," sprach er laut vor sich hin, und zum ersten Mal ging ihm auf, daß Menschen zu ihrem Lebensunterhalt die Nacht durchwachen und arbeiten müssen, die dort bei der Maschine im Schleppschiff und die Steuerleute und die Schiffer auf den angehängten großen Kähnen.

Warum ist das? Was drängt die Menschen?

Unwillig schüttelte er den Kopf. Was ficht das ihn an?

Er wanderte weiter auf der Hochebene und stieg einen Berg hinter derselben hinan. Er freute sich kindisch, daß sein Schatten mit ihm ging. Er hielt sich stets in Mitte der Straße, die Gräben an den Wegen hatten etwas unheimlich Lauerndes; er sah befremdet nach den Schatten, den die Bäume im Mondesschein warfen, er freute sich, wo es wieder hell und licht war. Nahte er sich einem Dorfe, fühlte er sich geborgen, obgleich Alles schlief; man ist doch unter Menschen. Man hatte ihm stets gesagt: in der Nacht wandeln auf allen Straßen Diebe und Mörder und suchen zu rauben und zu tödten. Was hatte er bei sich, das sie ihm rauben konnten? Seine Uhr an der Kette. Er that sie heraus, er wollte sie verstecken.

„Schäme Dich," sagte er plötzlich laut. Er war inne geworden, wie er sich im Grunde der Seele fürchtete; das wollte er nicht. Mit herausfordernder Kühnheit dachte er sich vielmehr Gefahren aus, die er bestehen wolle; er freute sich ihrer und rief:

„Kommt nur! ich bin dabei und der Satan auch! Nicht wahr, Satan? Sie sollen nur kommen," schmeichelte er dem Hunde. Der Hund sprang an ihm empor.

Er kam durch ein Dorf, Alles schlief, da und dort bellte ein Hund, der die Nähe des fremden Hundes witterte. Roland gebot Satan zu schweigen; der Hund gehorchte. Der Knabe erkannte das Dorf, hier war er ja am Sonntag mit dem Doctor und Erich gewesen, hier war das Haus, wo der Mann gestorben, auf der andern Seite war der Turnplatz, wo er mit Erich geturnt hatte. Endlich kam er an das Haus des Siebenpfeifers, da schlief jetzt das ganze Orchester. Eine Weile stand er still, ob er nicht einen aus dem Hause wecken, mitnehmen oder zu seinem Vater schicken solle. Er verwarf Beides und ging weiter.

Die Nacht war still, nur bisweilen hörte er noch von Ferne das Bellen eines Hundes wie aus dem Schlafe. Ein Bach rieselte am Wege, das tönte so wundersam, der Bach ging eine Weile wie plaudernd mit, bald aber verlor er sich und wieder war Alles still. Er kam durch eine Schlucht, wo es von hohen Bäumen hüben und drüben so dunkel war, daß er den Weg zu seinen Füßen nicht sah; ruhig sich fassend ging er vorwärts und dachte sich, wie schön das am hellen Tage sein müsse. Er kam aus der

Schlucht hervor und freute sich wieder des offenen Weges. Ueber dem Sattel eines Berges erschien ein Stern, so groß, so glänzend, der Stern stieg immer höher und glänzte so funkelnd. Ob wol Manna diesen Stern kennt?

Im ersten Hause eines Dorfes war Licht; er hielt an. Er hörte sprechen. Drinnen klagte und jammerte die Frau, daß morgen die einzige Kuh verkauft werden solle. Schnell entschlossen legte Roland mehrere Goldstücke auf das Fenstersims der niedern Stube, pochte an die Scheiben und rief:

„Ihr Leute, es liegt Geld für die Kuh auf dem Sims."

Athemlos rannte er davon, eine Angst befiel ihn, als wäre er ein Dieb; erst draußen vor dem Dorfe hielt er an, sich in einen Graben niederduckend. Er wußte nicht, warum er davon gerannt war. Wie er nun so sich niederduckte und aufhorchte, ob die Beschenkten ihm nachfolgten, kicherte er in sich hinein, wie ein Geist thun müßte, der umwandelt, das Leid der Menschen heilt und sich dem Dank entzieht. Es kam Niemand. Rüstig schritt er weiter, und beseligt im Gedanken dessen, was er gethan, dachte er sich aus, wie es wäre, wenn man mit viel Geld ungesehen so in der Welt umherwandelte und wo man hinkäme, Alles glücklich machte.

Als er jetzt den Blick wieder auf die Straße heftete, sah er auf dem Felde am Wege einen abenteuerlich aussehenden Mann stehen, der eine Waffe geradezu auf ihn gerichtet hielt. Bebend stand er still und forderte den Mann auf zu sagen, was er wolle; der Mann rührte sich nicht. Er hetzte den Hund nach ihm, der Hund kam zurück und schüttelte den Kopf. Roland trat auf die Erscheinung zu und lachte und zitterte zugleich; die Erscheinung war nichts als eine Vogelscheuche.

Ein schwer knarrendes Fuhrwerk kam auf der Straße heran, näher und näher. Es war ein seltsames Schettern und Klappern, wie der Wagen auf den Achsen sich hin und her bewegte und die Räder, Steine zermalmend, knarrten. Roland glaubte bestimmt unterscheiden zu können, daß der Wagen nur zwei Räder habe und mit Einem Pferde bespannt sei. Er hielt an, um das genau herauszubringen; dann aber hörte er wieder verschiedenen Hufschlag. Er stellte sich hinter einen Baum und wartete das Herannahen des Wagens ab, er sah, daß zwei Pferde der Länge nach vor einen in der That nur zweiräderigen Wagen gespannt waren;

der Fuhrmann ging pfeifend und mit der Peitsche knallend neben her. Als der Wagen vorüber, wanderte Roland, eine Strecke sich entfernt haltend, dem Fuhrwerke nach. Eine Bangigkeit hatte den jugendlichen Wanderer in der Nacht ergriffen, jetzt wußte er sich in der Nähe eines wachenden Menschen; wenn eine Gefahr drohte, konnte er ihn anrufen.

Er erschrak, als er plötzlich nichts mehr von dem Fuhrwerk hörte; der Fuhrmann hatte Halt machen müssen, um das Weggeld zu bezahlen. Als es nun wieder knarrte, war Roland wohlgemuther. Am ersten Hause des nächsten Dorfes hielt der Wagen an. Der Hausknecht, der auf den Fuhrmann gewartet zu haben schien, war nicht wenig erstaunt, beim Scheine der Laterne, mit der er herauskam, auch einen schönen Knaben mit funkelnden Augen zu erblicken.

„He! Wer ist denn das?“ rief der Hausknecht und brachte vor Staunen und Schreck den Mund nicht mehr zusammen, denn der große Hund umschnüffelte die Beine des Hausknechts, stellte sich dann vor den Erschreckten, zeigte seine gesunden Zähne und blinzelte nach seinem Herrn zurück, nur auf den Anruf wartend: „Faß ihn!“

Roland befahl dem Hunde, zurückzutreten. Seine Stimme mußte etwas haben, das dem Fuhrmann und dem Hausknecht Respect einflößte.

Sie fragten, ob er auch einen Schoppen trinken wolle; Roland bejahte. Und so saß er nun bei dem einsamen Oellicht mit dem Fuhrmann hinter dem Tische und stieß mit ihm an. Der Hausknecht war neugierig, schmunzelnd auf Rolands feine Hand deutend, sagte er:

„Das ist ein schöner Fingerring; da ist ja ein Stein drin, der glänzt! Der ist wol viel werth? Thu mir einen Gefallen! Du, schenk mir den Ring.“

Der Wirth in der Kammer, der das gehört hatte, kam, gespensterhaft anzuschauen, nur mit Hemd und Unterkleidern angethan, auch herbei. Roland wurde nun gefragt, wer er sei, woher er käme, wohin er wolle. Er gab ausweichenden Bescheid.

Der Fuhrmann machte sich wieder davon, Roland ging neben her und vernahm, daß auf dem Wagen frische irdene Krüge waren, die nach einem nahen Heilbrunnen gebracht wurden, um dann in die weite Welt bis nach Holland hinunter zu gehen. Für den Fuhrmann war Holland das Ende der Welt. Roland

staunte, als er erfuhr, wie vielerlei Thätigkeit erforderlich ist, bis das auf seinem elterlichen Tisch gewohnte Mineralwasser getrunken wird.

Roland wurde viel ausgefragt, er antwortete nur befangen. Der Fuhrmann sagte ihm, er sei ein ehrlicher Kerl, Alles, was er auf dem Leibe trage, sei schwer verdient und er möchte eher hungern und betteln, als daß er unrecht Gut besäße. Er ermahnte Roland, wenn er etwas gethan habe, wofür er Strafe befürchte — wenn er vielleicht den Ring gestohlen — möge er lieber zurückkehren und Alles wieder gut machen. Roland beruhigte den Mann.

Der Weg führte durch einen kleinen Wald von schönen Eichen. Man hörte das Schreien der Nachteule, es klang wie neckisches Lachen.

„Gottlob, daß Du bei mir bist," sagte der Fuhrmann; „hast Du auch das Lachen gehört?"

„Das ist kein Lachen, das ist ein Nachtvogel gewesen."

„Ja, Nachtvogel — der Lachgeist ist's."

„Der Lachgeist? Wer ist denn das?"

„Ja, meine Mutter hat ihn einmal am hellen Tag gehört, wie sie noch ein ganz klein Mädchen gewesen ist. Da sind einmal die Kinder hinaus in den Wald, um zu eicheln. Du weißt wol, man schüttelt die Eicheln und legt ein Tuch unter den Baum und da sammelt man die Eicheln; das ist das beste Schweinefutter. Nun sind die Kinder im Walde an einem schönen Mittag im Herbst, die Buben steigen auf den Baum und schütteln die Eicheln, daß es nur so prasselt. Da hören sie im Dickicht plötzlich lautes Lachen. Was ist das? — O, sagt meine Mutter, das ist ein Geist. — Was? sagt da ein kecker Bub, wenn es ein Geist ist, so will ich auch einmal einen sehen. — Er geht ins Dickicht hinein, und da sitzt ein winzig klein Männchen auf einem Baumstumpf, sein Kopf ist fast größer als der ganze Leib, es ist ganz grau und hat einen langen grauen Bart. Und der Bub fragt: Bist Du's, der so gelacht hat? — Freilich, sagt das Männchen und lacht noch einmal, gerade so wie vorher. Ihr habt die Eicheln geschüttelt, aber eine ist unter das Tuch gefallen tief ins Moos hinein, die findet ihr nicht, und aus der Eichel wird ein Baum wachsen und wenn er groß genug ist, wird man ihn umhauen und aus dem einen Theil der Bretter wird man eine Wiege machen

und aus dem andern eine Thür, und in die Wiege wird man ein Kind legen, und wenn das Kind zum ersten Mal wird die Thür aufmachen können, bin ich erlöst. So lang muß ich noch umgehen, weil ich ein Waldfrevler gewesen und von unrecht Gut gelebt habe. — Das Männchen lacht noch einmal und verschwindet im Baumstumpf. Seitdem hört man's noch manchmal, gesehen hat man's aber nicht mehr. Alle kennen die Eiche im Walde, aber Niemand rührt sie an."

Roland glaubte nicht an das Märchen, aber er hörte doch, wie der Fuhrmann ihm fort und fort erklärte, unrecht Gut sei schwer abzuwälzen.

Allmälig begann es zu dämmern. Der Fuhrmann setzte sich auf den Wagen und machte sich ein Lager zurecht, es sei jetzt Tag und da könne er ein wenig schlafen. Roland reichte dem Fuhrmann die Hand und sagte Lebewohl.

Auf einem Steinhaufen am Wege saß der Knabe und starrte vor sich hin und hörte, wie allmälig das Knattern und Knarren des Fuhrwerks in der Ferne austönte. Er sah wie im Traume den Fuhrmann an seinem Bestimmungsorte ankommen, er sah ihn im Schuppen auf dem Heubündel liegen, das er nachher seinen Pferden vorwarf.

Noch nie war Roland so allein gewesen, ohne Geleit und im Bewußtsein, daß Niemand ihn anrufe.

Die Sonne war aufgegangen, er ertrug den Glanz nicht; er schaute nieder.

Er verfolgte den Weg eines kleinen Käfers, der hurtig am Boden kroch und einen Halm hinaufkletterte.

Unfaßbare Gedanken regten sich in dem jungen Geiste. Welch eine unendliche Fülle von Sein ist die Welt! In den Hecken der eben aufgebrochenen wilden Rosen am Wege, an deren Dornen und Blättern Thautropfen hingen, saßen regungslos Käfer und Fliegen aller Art und große Hummeln flogen summend von einem offenen Blumenkelche zum andern. Hier hatten Käfer, Schmetterlinge, Fliegen und Spinnen übernachtet und Schnecken mit ihren Häusern auf dem Rücken wohnten still an den Zweigen.

Er sah eine Feldmaus in ihrem Loche, sie blieb zuerst am Rande liegen, lauschend, schauend, die Kiefer bewegend, endlich schlüpfte sie heraus und verschwand schnell unter den Rasen in ein ander Loch. Ein bunter Käfer rannte in der Morgenfrühe

eilig über den Feldweg; er fürchtete die offene Straße, erst im Dickicht des Getreides fühlte er sich sicher. Ein Hase lief dahin. Satan sprang ihm nach, Roland griff an die Seite, ob er nicht seine Flinte bei sich habe.

Wie auftauchend aus einem Strome sich überstürzender Eindrücke stand er auf. Den Blick auf den Weg geheftet, ging er weiter; sein Schritt war zögernd, denn in ihm sprach es:

„Kehre zurück zu Vater und Mutter!“

Aber ein Bangen vor dem Vater überfiel ihn, und die Kraft seines Vorsatzes erwachte aufs Neue. Plötzlich rief er laut:

„Erich!“

„Erich!“ tönte es wieder in vielfältigem Echo, und wie von den Bergen neu aufgerufen, wandelte Roland weiter. Es war ihm, als wandelte er nicht, sondern als würde er gehoben und getragen. Die durchwachte Nacht, der genossene Wein, Alles, was er erlebt, wogte traumhaft durch einander und ihm war, als müßte er jetzt etwas finden, was noch Niemand auf der Welt vor ihm gefunden: ein Unnennbares, ein Unfaßbares, ein Wunder. Er schaute um, ob es sich nicht zeige; es muß etwas kommen, was ihm sagt: Auf Dich habe ich gewartet; bist Du endlich da? Und wie er jetzt umschaute, bemerkte er, daß der Hund ihn verlassen hatte. Dort war der nahe Wald, der Hund war gewiß wieder einem Hasen oder wilden Kaninchen nachgelaufen. Roland pfiff, er wollte laut rufen: „Satan!“ aber er brachte jetzt das Wort nicht heraus. Er rief den alten Namen: „Greif!“ — Der Hund kam fröhlich daher, die Zunge hing aus dem Maule, er war naß vom Thau des Kornfelds, durch das er gerannt war. Roland hatte Mühe, den Hund abzuwehren, der ganz glücklich schien, daß er seinen alten Namen wieder hatte; er schaute verständnißvoll auf, während er schnell athmete.

„Ja, Greif heißt Du!“ rief ihm Roland zu. „Jetzt zurück!“ Der Hund folgte ihm auf dem Fuße.

Als nun die Straße durch den Wald führte, legte sich Roland im Moose unter einer Tanne nieder; über ihm sangen die Vögel und rief der Kuckuck. Greif saß neben ihm, schaute ihn zufrieden an und schien zu billigen, daß Roland sich Ruhe gönnte. Roland that ihm das Maul auseinander und freute sich der prächtigen Zähne, dann sagte er — der eigene Hunger mochte ihn daran erinnern:

„Im nächsten Orte, wo ein Fleischer ist, bekommst Du eine Wurst.“

Greif leckte sich mit der Zunge die Lefzen, sprang, wie wenn er die Worte verstanden hätte, im Kreise herum, jagte die Raben auf, die schon so früh ihre Nahrung im Felde suchten, und bellte in die höher steigende Sonne hinein.

Der ermüdete Knabe schlief bald ein; Greif setzte sich neben ihn, aber er kannte seine Pflicht, er legte sich nicht nieder; er blieb sitzen und verscheuchte sich den Schlaf. Nur manchmal blinzelte er, als ob es ihm schwer würde, die müden Augen offen zu halten; dann aber schüttelte er den Kopf und hielt getreulich Wache bei seinem Herrn.

Plötzlich erwachte Roland. Er hörte eine Kindesstimme.

Zwölftes Capitel.

Roland rieb sich die Augen; vor ihm stand ein Kind, ein Mädchen, schneeweiß angethan, mit einer blauen Schärpe. Ihr Antlitz war rosig, große blaue Augen schauten daraus hervor, und vom Kopfe hingen lange, aufgelöste, dunkelblonde, wellige Haare weit über den Nacken herab. Das Kind hielt mit beiden Händen einen Strauß von Waldblumen.

Greif stand vor dem Kinde und ließ es nicht weiter.

„Greif! Zurück!“ rief Roland sich aufrichtend. Der Hund trat hinter den Rücken seines Herrn.

„Der deutsche Wald! der deutsche Wald!“ sagte das Kind in fremdländischem Ton und mit einer Stimme, die der Prinzessin aus dem Märchen angehören konnte. „Das ist der deutsche Wald! Ich habe mir nur Blumen geholt. Bist Du der Waldprinz?“

„Nein. Wer bist denn Du?“

„Ich bin aus Amerika. Der Onkel hat mich vom Schiff geholt und jetzt bleib ich in Deutschland.“

„Lilian, komm! Wo bleibst Du so lange?“ rief eine Männerstimme vom Rande des Walds her.

Roland sah durch die Bäume hindurch einen offenen Wagen und einen großen stattlichen Mann mit schneeweißen Haaren.

„Ich komme schon,“ antwortete das Kind, „ich habe schöne, schöne Blumen.“

„Hier nimm diese von mir,“ sagte Roland und pflückte eine voll aufgeblühte Maiblume vom Boden.

Das Kind warf alle Blumen, die es in der Hand hatte, weg, faßte die eine, rief: „Good by!“ und rannte schnell nach dem Wagen. Der Mann hob das Kind, das nach dem Walde zurückdeutete, in den Wagen, der davon rollte.

Roland hielt sich die Hand an die Stirn.

War das wirklich geschehen oder hatte er nur geträumt? Aber noch hörte er das Rollen des Wagens, und die abgebrochenen Blumen am Boden zeigten, daß er in der Wirklichkeit lebte. Hatte das Kind in der That gesagt, es sei aus Amerika? Warum bist Du ihm denn nicht nachgegangen? Warum hast Du nicht mit dem Alten gesprochen? Und Niemand kann Dir sagen, wer das Kind war und wohin es geführt wurde.

Eine Weile starrte Roland auf die vor ihm liegenden Blumen, er hob aber keine auf. Greif bellte ihm zu, als wollte er sagen: Ja, und da behauptet man, man erlebe keine Wunder mehr! Er schnüffelte an den abgebrochenen Blumen herum, dann rannte er der Spur des Kindes und dem Wagen nach, als wollte er den Wunsch seines Herrn erfüllen, die Leute anhalten, damit er noch mit ihnen reden könne. Roland pfiff und schrie; Greif kam und Roland schalt:

„Für deine Untreue verdienst du, daß ich dir die Wurst nicht gebe.“

Greif legte sich bittend zu seinen Füßen nieder; er konnte ihm ja nicht sagen, wie gut er es gemeint.

„So, nun wollen wir abziehen,“ sagte Roland. Und weiter ging's des Weges.

Er hörte den Pfiff der Locomotive aus der Ferne, er ging dem Pfiffe nach. Der Wald war bald durchschritten; nun ging's wieder durch Weinberge.

An einem Wege abseits sah Roland, wie mehrere Frauen ab- und zugingen; sie trugen Schiefererde in einen neu angelegten Weinberg. Am Rain neben einer Hecke brannte ein Feuer, an welchem Töpfe standen. Eine Alte rührte mit einem dürren Zweige in den Töpfen. Roland stand still und die Alte rief ihn an, ob er mithalten wolle. Er ging auf die Gruppe zu und sah, daß

hier Kaffee gekocht wurde. Nun kamen auch die anderen Frauen herbei, junge und ältere, es gab viel des Lachens und Scherzens; man stülpte die Körbe um und setzte sich darauf. Roland wurde auch solch ein Sitz bereitet, man legte noch einen Bausch unter und fragte, ob er vielleicht ein Prinz sei. Roland verneinte lachend.

Ein alter Winzer, der die Arbeit leitete, sagte zu Roland, er trinke keinen Kaffee, das sei eine dumme Mode, damit ginge das Geld aus dem Lande nach Amerika und käme gar nicht mehr zurück.

Die Frauen hörten aufmerksam zu, wie Roland berichtete, daß nicht der Kaffee, sondern der Zucker aus Amerika käme.

„Und unser Zucker," sagte die Alte, „ist ganz und gar in Amerika geblieben, denn wir haben keinen."

Die erste Tasse und der Rahm von der Milch wurde Roland gegeben, auch ein Stück Schwarzbrod bekam er. Er hätte gern den Leuten etwas dafür gegeben, aber jetzt merkte er, daß er sein Geldtäschchen nicht mehr habe. Im Wirthshause hatte er's noch gehabt; hatte er es im Walde verloren oder hatte ihn der schelmisch blickende, betastende Hausknecht bestohlen?

Weiter wanderte er und erreichte bald den Bahnhof.

Mit Bedacht hatte er vermieden, auf einer der nächsten Stationen einzusteigen, denn da kannte man ihn und seine Flucht wurde verrathen; er wollte, die Eisenbahn in einem Bogen umgehend, erst auf einer entfernten Station einsteigen.

Auf dem Bahnhofe wurde Roland von einem Manne in zertragenen Kleidern, der einen Stiefel und einen abgetretenen Pantoffel an den Füßen hatte, wie ein alter Bekannter begrüßt.

„Guten Morgen, lieber Baron! Guten Morgen, lieber Baron!" rief ihm der Verwahrloste zu und drängte sich an ihn.

Ein Bahnbeamter bat in höflicher Weise den halb Betrunkenen, halb Wahnwitzigen, er möge den Fremden in Ruhe lassen.

Der Zudringliche ließ sich beseitigen, winkte aber Roland immer von ferne vertraulich zu, wie wenn sie ein tiefes Geheimniß mit einander hätten.

Roland hörte, daß dies der Sprosse einer angesehenen Adelsfamilie sei; seine Verwandten hätten ihm helfen wollen und ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt, aber er thue nicht gut. Nun sei er hier in Kost bei einem Packknecht und seine einzige Freude sei der Bahnhof. Man habe alle Rücksicht mit ihm, er sei doch ein Baron und sehr zu bedauern.

Roland fürchtete sich vor dem Manne wie vor einem Gespenst. Die Aufregung der Nacht und Alles, was er erlebt, wirkte nach, und doch ging der Gedanke nebenher, wie wunderbar es ist, daß der Verkommene noch rücksichtsvoll behandelt wird, weil er eben ein Baron ist.

Roland verpfändete seinen Brillantring bei dem Wirth des Bahnhofs. Er aß und gab auch Greif die versprochene Wurst; dann löste er ein Billet nach der Universitätsstadt. Nun saß er endlich im Wagen und konnte sich nicht enthalten, einem Nachbar zu sagen:

„Ach, wie schön, daß wir jetzt fortgezogen werden.“

Der Nachbar sah ihn groß an; er konnte ja nicht wissen, wie es den Knaben glücklich machte, daß er, schwer ermüdet, nun ohne weitere Selbstbestimmung fortgerollt wurde zu Erich.

„Wohin geht der Weg, Herr Baron?“ fragte der Nachbar.

Roland nannte sein Ziel, aber er sah den Mann groß an, daß er ihn Baron nannte. Ist er es denn über Nacht geworden? Bei einer Abzweigung, wo andere Schaffner antraten und der Nachbar ausstieg, sagte dieser zu dem neuen Schaffner:

„Geben Sie auf den jungen Baron Acht, der da drin sitzt.“

Roland ließ sich's gefallen, daß er so genannt wurde, und ein eigenthümliches Gefühl kam über ihn, wie schön es doch sein müsse, wenn man ein Baron sei; da habe man in der ganzen Welt einen Titel mit festen Ehren. Der Gedanke streifte ihn nur, verflog aber bald, denn er dachte sich jetzt die Freude, die Erich haben würde; sein Antlitz glühte vor Ungeduld und Sehnsucht.

Plötzlich überfiel ihn ein Schreck. Wo war denn der Hund geblieben? Er hatte ihn verloren oder vergessen. Aber fort rollten die Wagen durch Thäler, Bergeinschnitte und Tunnels, und Roland war's, als sei er schon ein Jahr von daheim fort.

Nicht weit von der Universitäts-Stadt, wo die Bahn sich wieder abzweigte, stiegen Studenten ein. Sie sangen lustige Lieder und waren sehr freundlich gegen Roland.

Es war Dämmerung eingetreten, als man in der Universitätsstadt ankam.

Roland fragte nach Doctor Dournay. Einer der Studenten, ein Jüngling mit feinem Antlitz, sagte, er möge mit ihm kommen, er wohne neben der verwittweten Professorin. Roland ging mit ihm. Und jetzt überfiel ihn eine seltsame Angst. Wie ist's, wenn

er Erich nicht mehr findet? wenn Erich nichts mehr von ihm will? Wie viel kann geschehen sein in dieser Zeit!

Klopfenden Herzens ging er die steile, dunkle, hölzerne Treppe hinauf. Oben öffnete sich eine Stubenthür und eine Frauenstimme fragte:

„Zu wem wünschen Sie?“

„Zu Herrn Hauptmann Dournay.“

„Er ist verreist.“

Dreizehntes Capitel.

Roland bat, daß er hier warten dürfe; er wurde in die Wohnstube geführt; das Dienstmädchen sagte, daß Erich nach der Hauptstadt gereist sei, er käme aber möglicher Weise noch heute zurück; die Mutter sei nach dem Grabe ihres Sohnes gegangen, dessen Todestag heute war. Das Mädchen ging hinaus, um die Lampe herzurichten. Allein und müde saß Roland in der Stube in einer Sophaecke.

Wunderlich! Da stehen so viele Menschenwohnungen auf der Welt, da kann man eintreten und sitzt plötzlich in einem fremden Haus.

Vom Thurme der Stadt tönte nach alter Sitte ein Choral, von Trompeten geblasen. Roland träumte in die Welt hinein, er wußte nicht mehr, wo er war, er erinnerte sich nur, daß er einstmals durch viele Länder und Städte gefahren.

Da trat die Mutter ein. Sie blieb unter der Thüre stehen. Roland richtete sich auf und sagte:

„Guten Abend, Mutter.“

Die Hände ausstreckend rief die Mutter:

„Hermann . . .“

„Ich heiße nicht Hermann, ich heiße Roland.“

Die Mutter ging zitternd auf ihn zu, die Tante kam eben mit Licht und jetzt klärte sich Alles auf. Roland konnte sagen, daß er Erich nachgereist sei, denn er lasse nicht mehr von ihm. Die Mutter küßte Roland und weinte und schluchzte.

Man hörte Schritte auf der Treppe. Erich trat ein.

Roland hatte nicht die Kraft, sich vom Platze zu erheben, und Erich rief staunend:

„Du hier?"

Roland konnte kaum hervorbringen, was er gethan. Starr und irr schaute er drein, da Erich ihm so fremd gegenüber stand und nicht einmal die Hand reichte. Er berichtete kurz, was vorgefallen, er schien etwas von dem Unrecht zu erkennen, das er begangen; Erich sollte ihm nun helfen, Alles zu ordnen. Dieser erkannte die Aufregung des Knaben und suchte ihn zu beruhigen.

„Bleib jetzt hier bei meiner Mutter," sagte er, „ich muß sofort durch ein Telegramm Deine Eltern benachrichtigen. Ich komme bald zurück."

Eben als er gehen wollte, übergab ihm die Mutter noch einen eingetroffenen Brief, es war der ablehnende Brief Sonnenkamps. Erich überflog ihn nur, dann ging er eilig davon.

Die Mutter faßte Roland nochmals in ihre Arme, aber Erich sagte kurz:

„Ich gebe ein Telegramm an Herrn Sonnenkamp auf mit der Anfrage, ob er Roland abholen wolle oder ob man ihn bringen solle."

Als Erich wieder nach Hause zurückkehrte, fand er Roland auf dem Sopha eingeschlafen; nur mit großer Mühe war er zu erwecken, daß man ihn zu Bette bringen konnte. Lange saß Erich noch bei seiner Mutter und sprach davon, wie wundersam das Schicksal mit ihnen spielte.

Die Mutter berichtete, wie sie auf dem Heimwege vom Kirchhofe von erdrückend schmerzlichen Gedanken überfallen worden. Das Antlitz Hermanns könne sie sich noch vergegenwärtigen und das war ja auch festgehalten in der Photographie, die mit einem Immortellenkranze eingerahmt in der Fensternische gerade über ihrer Nähmaschine hing; aber wie Hermann sich bewegte, wie er dahin schritt, wie er den Kopf mit den dichten braunen Haaren zurückwarf, wie er lachte, scherzte, liebkoste, der Klang seiner Stimme, der Turteltaubenton seines Lachens, das Alles verschwinde ihr — ihr, der Mutter. So sei sie des Weges dahin gegangen, sich gewaltsam das Lebensbild des Verstorbenen zurückrufend. So sei sie heimgekehrt, und da sei ihr eine Gestalt entgegengetreten ganz wie Hermann und habe ihr entgegengerufen: „Guten Abend, Mutter!"

Sie sprach nun mit demselben Entzücken von Roland, das Erich empfunden hatte, als dieser ihn zum ersten Mal gesehen.

Erich erzählte dagegen von den Bedingungen bei Uebernahme des Instituts, dann berichtete er von dem Anerbieten des Ministers. Er sollte in die Stelle eintreten, die dem Vater nicht geworden und die ihm, wer weiß, doch das Leben erhalten hätte. Dazu belastete ihn, daß er als Erbe und durch Gönnerschaft ohne persönliches Verdienst die Stelle erhalten solle.

Die Momente waren selten, aber sie kamen doch, in denen die Mutter aus ihrer alten Gewohnheit heraus in manchen Empfindungen und Betrachtungen des Bürgerthums eine Auffässigkeit und Widerspenstigkeit sah, die sie nicht billigen konnte. Bei ihrem Manne hatte sich das mild und nur selten gezeigt, in Erich aber war es lebendiger; er hatte jenes trotzig Anstürmende, das nur sich selber Ansehen und Macht verdanken will. Sie unternahm es nicht mehr, die Sinnesweise ihres Sohnes ändern zu wollen.

Noch spät in der Nacht kam ein Brief von Clodwig, der die doppelte Summe, die Erich verlangt hatte, zur Verfügung stellte.

Mitternacht war vorüber, als Mutter und Sohn noch beisammen saßen. Erich bat die Mutter, sich niederzulegen, er wolle warten, bis eine Antwort von Sonnenkamp käme.

Erich saß lange einsam, Alles überdenkend.

Er ging nochmals, kaum hörbar auftretend, nach dem Zimmer Rolands, der bei seinem Eintritt stöhnend „Erich!" rief, ohne aus dem Schlafe zu erwachen ...

Um dieselbe Stunde war große Bewegung auf Villa Eden; Greif, der Hund Rolands, war vor der Wohnung des Castellans angekommen und hatte so heftig gebellt, daß auch die andern Hunde mit einander zu bellen anfingen und Alles im Hause erwachte. Die Diener jammerten, denn Roland mußte verunglückt sein, da Greif allein heimgekehrt war. Auch Sonnenkamp war erwacht. Alles stand um den Hund, der wohl bellte, als man in ihn hinein redete, aber Niemand verstand, was er damit sagen wollte. Glücklicherweise kam bald das Telegramm von Erich, der bedachtsam dasselbe nach der Stadt gerichtet hatte, wo eine Nachtstation war.

Sonnenkamp ließ den Major wecken, er mußte sofort mit ihm abreisen.

Vierzehntes Capitel.

Der Major saß mit Sonnenkamp in einem Bahnwagen erster Klasse auf einem Extrazuge.

Zögernd und stotternd, mit einem schwermüthigen Blicke auf den zu seinen Füßen liegenden Hund Laadi sagte er:

„Ich hab' viel erlebt, aber daß ich das auch noch erleben muß! Wenn wir's nur mit gesundem Leibe überstehen. Das heißt ja das Leben übermüthig aufs Spiel setzen ... und man hat keine Vertheidigungswaffen!"

„In Amerika fahren sie dreimal so schnell mit einem Extrazug," entgegnete Sonnenkamp.

Er schien eine geheime Lust darin zu finden, dem Major zu zeigen, daß es noch einen Muth gebe, der ganz anders sei, als der auf dem Schlachtfelde. Er wußte von Wettfahrten zu erzählen, die man in Amerika angestellt. Als man jetzt an einer Station Wasser einnahm, verabschiedete sich Sonnenkamp beim Major und sagte, er gehe auf die Lokomotive, er müsse wieder einmal versuchen, wie sich's da fahre.

Der Major saß mit der Laadi allein in dem einzigen Wagen, der der Locomotive angehängt war, er starrte immer hinaus, wo Bäume, Berge, Dörfer wie vom Wirbelwind geworfen, vorbeiflogen, und er dankte Gott, daß Fräulein Milch nichts davon wisse, wie er sich dazu verstanden habe, mit Herrn Sonnenkamp solch eine tolle Fahrt in einem Extrazug zu machen.

Und warum eilt der Mann so? Manchmal war er karg auf den Kreuzer und so bescheiden, wollte kein Aufsehen erregen, man sollte ihn nicht merken; manchmal war er dagegen verschwenderisch, warf das Geld hinaus und that Alles, um die Blicke der Menschen auf sich zu ziehen. Der Major verstand den Mann nicht. Also auch Locomotivführer ist er gewesen; was mochte der nicht Alles gewesen sein!

„Ja, Laadi," sprach er zu dem Hunde, „komm, leg' dich nur neben mich; ja, Laadi, das haben wir nicht denken können, daß wir das erleben müssen. Wenn wir's auch nur wirklich überleben. Ja, Laadi, sie trauert auch um dich, wenn wir todt sind."

Der Hund knurrte in sich hinein, er war gewiß auch ingrimmig gegen den tollkühnen Sonnenkamp.

Immer wilder wurde die Fahrt; man jagte über Böschungen dahin nahe dem Strom, jeden Augenblick glaubte der Major, daß die Locomotive entgleisen und mit dem Wagen zertrümmert ins Wasser stürzen müsse; es überkam ihn eine solche sichere Erwartung des nahen Todes, daß er die Füße gegen den Rücksitz stemmte und still in sich hineindachte:

„Nun komm, Tod. Ich habe mit Willen Niemand auf der Welt Böses gethan und für Dich, liebe Rosalie, ist ja auch so weit gesorgt, daß Du nicht Noth leidest. Aber hart ist's .... sehr hart ...“

Thränen beizten ihm die geschlossenen Augen, es kämpfte in seinen Mienen, er wollte die Thränen unterdrücken; er starb doch nicht gern und dazu so ohne Noth. Er öffnete die Augen und ballte die Fäuste in Aerger; diese Extrafahrt ist eigentlich unnöthig; man wußte ja Roland gut aufgehoben. Aber so ist dieser wilde Mann!

Der Major war sehr ingrimmig auf Sonnenkamp und noch mehr auf sich, daß er sich zu dem tollen Streiche hatte verleiten lassen. Jetzt war all sein Heroismus dahin, er war mit der Sache nicht einverstanden, er hatte sich übertölpen lassen, das schickt sich nicht mehr für ihn; Fräulein Milch hat Recht, er ist schwach, er kann nicht Nein sagen.

So oft er hinausschaute, wirbelte es ihm vor den Augen. Er fand einen glücklichen Ausweg; er setzte sich auf den Rücksitz. Da sieht man nur, was vorüber ist und nicht was kommt. Aber das war noch schrecklicher, da sieht man erst recht die scharfen Curven, die die Bahn macht, und die Wagen legen sich schräg, wie um zu stürzen. Und jetzt traten wirklich Thränen aus den Augen des Majors. Er dachte an die Trauerloge, die für ihn gehalten wird, er hörte die Klänge der Orgel, die Lieder, und er sagte vor sich hin:

„Ihr lobt mich mehr als ich verdiene, aber ein guter Bruder bin ich gewesen. Gott ist mein Zeuge, daß ich's sein wollte! Und vergeßt mir meine Rosalie nicht. Haltet sie in Ehren, sie verdient's.“

Der Wagen rollte wieder regelrecht dahin und der Major tröstete sich damit, daß auf dieser Bahn noch kein Unglück geschehen. Aber nein, fuhr er in Gedanken fort, vielleicht fährt man sicherer auf einer Bahn, wo schon einmal ein Unglück geschehen; die Leute hier sind zu sorglos und du mußt nun das

erste Opfer sein. Was wol Fräulein Milch für gefährlicher hält? Eine Bahn, die schon Unglücksproben bestanden, oder eine solche, die sie erst zu bestehen hat? Ich muß mir's merken, daß ich ihr diese Frage vorlege. Nun hatte er Alles überwunden, er wurde so frei und kühn, daß er seine eigene Aengstlichkeit verspottete, und dachte: Der Millionär auf der Locomotive hat ein viel reicher ausgestattetes Leben, er würde es nicht aussetzen, wenn dabei etwas zu gefährden wäre.

Der Hund mußte die Gefahr der schnellen Fahrt verspüren, er zitterte immer und schaute seinen Herrn ängstlich an.

„Bist auch ein Frauenzimmer und fürchtest Dich!" schalt ihn der Major. „Fasse Muth! . . . Bist doch sonst nicht so feig. Komm! So . . . so . . . leg Dich auf meinen Schooß. Weiß schon . . . weiß schon," lächelte er, als der Hund ihm die Hand leckte.

Und mitten aus der Angst heraus freute sich der Major bereits, wie er in wenigen Tagen in seiner ruhigen Laube im Garten Fräulein Milch von der überstandenen Gefahr erzählen wird. Er streichelte die Laadi und erzählte innerlich im Voraus alles Ueberstandene.

Man kam auf der Station an, wo die Bahn sich nach der Universitätsstadt abzweigt. Hier, hieß es, könne kein Extrazug gegeben werden, da nur ein einfaches Geleise und dieses besetzt sei. Man mußte eine Stunde bis zum nächsten regelmäßigen Zuge warten.

Sonnenkamp wetterte und schalt über die verhockten Europäer, die die Eisenbahn noch gar nicht zu gebrauchen wüßten; er hatte ja telegraphisch sich freie Bahn bestellt. Es half nichts. Der Major stand am Bahnhof und dankte Gott, daß Alles noch fest gefugt sei. Er ging landeinwärts, er begrüßte die hohen Aehrenfelder, die so still standen und gediehen und sich von keiner Locomotive aus ihrer ruhigen Ordnung bringen ließen; er freute sich, zum ersten Male in diesem Jahre die Wachtel schlagen zu hören, die in den Weinberg-Gegenden keine Heimath hat, er schaute den Lerchen nach, die singend zum Himmel aufstiegen.

Ein Zug war in den Bahnhof eingefahren und hielt still. Der Major hörte schönen Männergesang; er fragte Umstehende und erfuhr, daß viele aus dem Stationsdorfe, die bereits im Zuge saßen, nach Amerika auswanderten. Er sah Mütter weinen, Väter still nicken und in die Lippen beißen. Während die still

stehende Locomotive Dampf auszischte, standen viele Burschen auf der Bahnlände in einem Trupp beisammen und sangen den davonziehenden Kameraden Abschiedslieder nach. Sie sangen mit bewegter Stimme, hielten sich aber im Tacte.

Das wird Fräulein Milch freuen, wenn ich es ihr erzähle, dachte der Major und gesellte sich zu den Daheimbleibenden, ihnen Trost zusprechend; er ging zu den Auswanderern und ermahnte sie, gute Deutsche zu bleiben in Amerika. Unter Weinen rief ein alter Mann:

„Was wartet Ihr denn noch? Macht, daß es fortgeht!“

Die Andern schalten über den grausamen Menschen, aber der Major sagte:

„Nehmt's ihm nicht übel, er kann nicht anders, es thut ihm zu weh.“

Der alte Mann nickte dem Major zu und alle Anderen sahen ihn staunend an.

Unterdeß war der Localzug angekommen, mit dem man auf der Zweigbahn abfahren sollte.

„Herr Major! Herr Major!“ schrieen Schaffner von verschiedenen Seiten und schrie Sonnenkamp. Mit großer Mühe gelang es, den Major auf die andere Seite des Zuges zu bringen.

Halb lächelnd, halb scheltend sagte ihm Sonnenkamp:

„Sie sind wie ein Kind, Sie lassen sich von allen Begegnissen auf dem Wege zerstreuen und vom Ziele ablenken.“

„Ja, ja,“ lachte der Major — er hatte wieder sein volles Lachen — „Fräulein Milch sagt mir das auch oftmals.“

Er erzählte Sonnenkamp von dem rührenden Abschied der Auswandernden und Zurückbleibenden, aber Sonnenkamp schien keinen Sinn dafür zu haben. Ja, als der Major sagte, daß die Freimaurer sich alle Mühe geben, den Seelenverkäufern, die die Auswanderer betrügen, das Handwerk zu legen, auch da noch schwieg Sonnenkamp.

Man kam in der Universitätsstadt an. Niemand war da, der sie erwartete. Sonnenkamp war sehr unwillig ...

Im Hause der Professorin saß man beim Frühstück. Roland trank seinen Kaffee aus der Tasse, worauf der Name Hermann stand, und Erich sagte, man müsse in einer Stunde am Bahnhofe sein, da Herr Sonnenkamp wol mit dem Courierzuge kommen würde, denn daß er mit dem Localzug kam, der keinen Anschluß

von Westen her hatte, war nicht vorauszusehen. Eben als Erich dies sagte, klopfte es an und der Major trat zuerst herein, hinter ihm Sonnenkamp.

„Da ist ja unser Teufelsjunge!“ rief der Major. „Da ist ja der Deserteur!“

Die peinliche Stimmung der ersten Begegnung war damit gebrochen. Roland saß starr, Erich ging Sonnenkamp entgegen; jetzt wendete er sich zu dem Knaben und sein Blick ermahnte und ermuthigte ihn. Roland stand langsam auf, ging zögernd zu seinem Vater und sagte mit stockender Stimme, er habe nicht anders gekonnt und bitte, der Vater möge ihm verzeihen.

Sonnenkamp reichte ihm still die Hand und sagte dann zu den Anderen, wie ihn dieser kecke Streich des Knaben eigentlich freue, er zeige Muth, Entschlossenheit und Selbstführung. Roland sah staunend auf seinen Vater, er faßte nochmals seine Hand und hielt sie fest.

Erich bat den Major und Sonnenkamp, mit ihm in das Bibliothekzimmer zu gehen, und hier sagte er Herrn Sonnenkamp offen, daß er sein Verfahren nicht begreife; er habe die Eigenwilligkeit Rolands offen gelobt, das gebe eine schwere Stellung für die Erziehung. Sonnenkamp lächelte und gab in halben Worten zu verstehen, daß er absichtlich Roland vom Inhalte des ablehnenden Briefes unterrichtet habe, um ihn zu einer kecken That zu veranlassen. Er weidete sich an den erstaunten Blicken Erichs und am Kopfschütteln des Majors, der ihm sagen wollte, wie dann die bis zur Raserei gesteigerte Unruhe des Vaters zu begreifen wäre. Sonnenkamp aber hatte nicht nur seine Lust, die Menschen zu verwirren und mit ihnen zu spielen, er wollte auch Erich den Stolz und die Uebermacht benehmen, daß er Roland und durch ihn das ganze Haus beherrsche.

Erich erzählte nun von den Plänen und Aussichten in der Residenz und daß er jedenfalls Bedenkzeit haben müsse. Er bat, daß Sonnenkamp ihm Roland in die Hauptstadt gebe, es wäre auch das Beste, wenn Roland in Gemeinschaft mit Anderen erzogen würde, und er wolle für gute Gemeinschaft sorgen.

Sonnenkamp preßte die Lippen in die Finger und sagte dann:

„Davon kann nie die Rede sein, mir fehlt der Athem, wenn ich das Kind nicht um mich weiß. Ich muß deshalb bitten, kein Wort mehr hievon. Ich sehe die Schwierigkeit wohl,“ setzte er

hinzu, „Roland Jemand Anderem zu übergeben als Ihnen; ich habe den Mann, der bei mir eingetreten war, bereits entlassen."

Er brach rasch ab, ließ Erich und den Major allein und ging zu den Frauen.

Fünfzehntes Capitel.

Roland saß bei der Tante im Erker vor einem großen Buche; es waren Umrißzeichnungen griechischer Sculptur.

Jetzt schaute der Knabe auf und rief:

„Vater, denke Dir, Herr Erich muß die ganze schöne Bibliothek seines Vaters verkaufen; da ist kein Blatt, das nicht von seinem Vater beschrieben ist, und das soll nun in fremde Hände kommen."

„Es wäre mir lieb," sagte Sonnenkamp, sich an die Tante wendend, „wenn Sie mit meinem Sohn einen Spaziergang machen wollten; ich habe mit der Frau Professorin zu sprechen."

Roland ging mit der Tante davon.

Sonnenkamp fragte nun die Professorin, ob es wahr sei, was der Knabe gesprochen.

Die Professorin bejahte mit dem Zusatze, daß die Gefahr vorüber sei, denn Graf Wolfsgarten habe das nöthige Geld geschickt.

Als Sonnenkamp den Namen und die Summe hörte, sagte er, er gestatte Niemand das Recht, Erich in Geldsachen auszuhelfen; er beanspruche das für sich, auch wenn Erich sich ihm entziehe.

Er stand vor dem Blumentisch, der wohlgepflegt und geordnet, mit einer künstlichen Vorrichtung schön pyramidalisch aufgebaut war. Er lenkte das Gespräch auf die Botanik, Erich hatte ihm ja erzählt, daß die Mutter davon Kenntniß habe. Nicht ohne Geschick und Theilnahme wußte er dann das Gespräch auf die Vergangenheit der Professorin zu lenken. Er fragte, ob die Professorin nicht Lust hätte, einmal an den Rhein zu kommen.

Sie erwiderte, daß sie dies wohl möchte, besonders wünschte sie, noch einmal eine Jugendfreundin zu sehen, die Oberin im Inselkloster sei und der Erziehungsanstalt vorstehe.

„Sie stehen der Oberin so nahe?" sagte Sonnenkamp, es ging etwas in ihm vor, was er sich noch nicht klar machen konnte, aber er prägte sich diese Beziehung zu späterer Benützung ein.

Die Professorin berichtete nun von ihrem Leben als Hofdame:

„Ich hatte nicht nur das Glück und die Ehre, die vielfachen Wohlthätigkeits-Anstalten, deren Protectorin die Fürstin war, mit ihr und noch öfter in ihrem Namen und Auftrage zu besuchen und zu beaufsichtigen; weit wichtiger, oft sehr traurig, aber mit der größten Herzerquickung gesegnet war mein Beruf, diejenigen zu besuchen oder Forschungen über sie anzustellen, die sich mit Bitten um Unterstützung, oft in herzzerreißendem Hülferuf an die Fürstin wendeten. Der größte Theil der Briefe war mir zur Berichterstattung und Beantwortung übergeben. Das war ein schweres, aber auch gesegnetes und erhebendes Amt."

Als die Frau so sprach und dabei die zarte feine Hand aufs Herz legte, leuchtete ihr Antlitz.

„Dürfte ich Ihnen, edle Frau, einen Ersatz bieten, wenn Sie sich dazu bestimmen ließen, in unserer Nähe zu leben?"

Die Frau sah ihn groß an und er fuhr fort:

„Ich bin kein Fürst, aber ich bin vielleicht nicht weniger mit Bettelbriefen überfluthet."

Sonnenkamp versetzte die Frau im Geiste sofort in seine schönen Gemächer, wo sie die Honneurs des Hauses machte.

Roland hatte während des Gesprächs an der Hand der Tante das Zimmer verlassen; jetzt trat er mit Erich und dem Major ein, er hielt einen großen Brief mit einem Siegel des Cultusministeriums in der Hand und sagte:

„Bitte, Tante, laß mich reden."

Alle staunten über das Aussehen des Knaben, der, den Brief erhebend, nun zu Erich gewendet, erklärte:

„Die Tante hat mir vertraut, daß hier Dein Anstellungsdecret sein kann. Du sollst Director werden zur Erhaltung der schönen Statuen des Alterthums. Erich! Erz und Marmor bedürfen Deiner nicht, und wenn Du dort sein wirst unter den Figuren, wird's Dich frieren und mich wird's frieren immer und ewig, wenn Du mich verlässest. Erich, thue es nicht. Bleib bei mir, ich will bei Dir bleiben. Verlaß mich nicht . . . verlaß mich nicht!"

Erich ging auf Roland zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ich bleibe bei Dir, komme was da wolle."

Das Schreiben wurde geöffnet, es enthielt den Ausdruck des Bedauerns, daß die Stelle bereits an einen jungen Mann von Adel vergeben sei.

Sonnenkamp bat, daß man ihm das Schreiben überlasse, er brauche es vielleicht als Document gegen die Feinde Erichs, die ihm die Abneigung des Hofes andichteten. Und nun verlangte er, daß Mutter und Tante sofort mit nach Villa Eden übersiedelten; aber Erich verneinte entschieden. Er für sich habe zugesagt, aber Mutter und Tante dürften nicht vor dem Herbste kommen; er müße sich zuerst mit Roland allein in die Verhältnisse des Hauses eingefügt haben.

Niemand war glücklicher, daß Alles sich so gut gewendet hatte, als der Major. Man wollte noch heut abreisen. Der Major versprach, daß er und Fräulein Milch der Mutter und Tante in Allem helfen wollten, wenn sie später übersiedelten; es ging nicht anders, Fräulein Milch mußte in Allem erwähnt werden. Nun bat er um eine Stunde Urlaub, er habe hier in der Universitätsstadt Freunde zu besuchen, die er persönlich noch nicht kenne.

Als der Major weggegangen war, sagte Sonnenkamp in wohlwollendem Gönnertone, der Major habe wol Brüder Freimaurer zu besuchen. Auch Erich sagte, daß er gehen müsse, um von einem Manne Abschied zu nehmen.

Er ging zu Professor Einsiedel.

Der Professor war immer gleichmäßig zu freundlicher Ansprache bereit, aber auch stets gleichmäßig ärgerlich, wenn man vergaß, in welcher Stunde er sein Collegium las, und kam man etwa eine halbe Stunde vorher, konnte er sehr zornig sein. Sein Zorn bestand darin, daß er sagte:

„Aber lieber Freund! Wie können Sie das vergessen, Sie wissen ja, daß ich um zwei Uhr lese und jetzt mit Niemand sprechen kann. Nein, ich muß sehr bitten ... sehr ... sehr ... bitte, merken Sie sich doch, wann ich lese.“

Und dabei drückte er die Hand mit großer Güte.

Als Erich sagte, daß es nichts nütze, wenn er sich das auch für später merke, denn er reise heute ab, ließ sich Einsiedel die Stunde angeben, wann der Zug abgeht; er käme vielleicht noch zu ihm, er verspreche es nicht gewiß, denn wenn er es versprochen habe, störe es ihn in seinem Vortrag.

Erich ging davon.

Der Professor begleitete ihn bis zur Thür, zog sein schwarzes Käppchen ab und entschuldigte sich, daß er ihm nicht das Geleite die Treppe hinab gebe. Mit den Worten: „Ich bitte

sehr ... sehr ... ich lese um zwei Uhr," kehrte er in seine Stube zurück. Erich wußte sicher, daß der Professor ihn noch besuchen werde.

Als man am Bahnhofe zur Abreise bereit stand, erschien auch Professor Einsiedel; das war sehr viel, denn das schmächtige Männchen hatte seine Tagesordnung unterbrochen.

Erich stellte ihm den Major und Sonnenkamp vor. Sonnenkamp hatte kein rechtes Wort für ihn und auch der Major konnte trotz seiner Menschenliebe die Wendung nicht finden, mit der er sich freundlich gegen diese zarte, gebrechliche Erscheinung benehmen sollte, da ihm Erich den Mann als seinen Lehrer und Meister vorstellte. Roland dagegen faßte in herzlicher Freude die zarte Kinderhand des Männchens und sagte:

„Sie sind mein Großlehrer; Herr Dournay wird ja mein Lehrer und Sie sind sein Lehrer, und wenn Sie einen Hund haben wollen, schicke ich Ihnen einen."

Professor Einsiedel dankte für das Geschenk des Hundes und sagte, er liebe es nicht, im Geräusche Abschied zu nehmen, er sage daher Lebewohl, bevor der Zug ankomme.

Erich schaute dem Männchen nach, wie es davon ging und sich die Kinderhand an dem Rock rieb, die Roland wohl etwas zu stark gedrückt hatte.

Der Zug brauste heran. Der Abschied war rasch; Roland küßte Mutter und Tante wiederholt und Sonnenkamp küßte der Mutter die Hand.

Im Wagen neigte sich der Major zu Erich und sagte ihm leise ins Ohr:

„Ich habe auch etwas von Ihrem Vater erfahren."

„Was denn?"

„Es ist gut für Sie und für mich. Ihr in die ewige Heimat eingegangener Vater gehörte auch zu unserem Bruderbunde. Sie haben das Recht und ich habe die Pflicht, Ihnen Beistand zu leisten."

Und nun erzählte der Major die Schrecken der Extrafahrt; das Knattern hätte gar keinen Tact mehr gehabt, es wäre nur ein einziges Brummen gewesen. Er wußte das sehr deutlich nachzuahmen und behauptete, so sei noch Niemand gefahren und so werde vielleicht Niemand mehr fahren, so lange Europa mit Eisen beschlagen sei, denn Herr Sonnenkamp habe amerikanisch geheizt.

Auf der nächsten Station nahm er Erich bei Seite und fragte, ob er ein Festes in Bezug auf Gehalt und Entschädigung nach Entlassung und eine Pension nach Vollendung der Erziehung ausgemacht habe. Erich behandelte diese Angelegenheit leichthin und der Major gab ihm zu verstehen, daß er Vollmacht gehabt, ihm jede Forderung zu bewilligen. Er ermahnte Erich, jetzt, da das Eisen noch glühend, es zu schmieden. Erich aber schien gar nicht darauf einzugehen, der Major ließ ab und murmelte lächelnd vor sich hin:

„Da sagt nun Fräulein Milch immer, ich sei unpraktisch; und da ist ein Mann, der so viel gelernt hat und sich siebenmal zu drehen und zu wenden weiß, ehe ich Einmal aufstehe, und der ist weit weniger praktisch als ich."

Der Major war fast froh, daß Erich so unpraktisch sei, er konnte es ja dann Fräulein Milch erzählen.

An der vorletzten Station löste man den Brillantring ein und Erich sagte zu Roland:

„Laß den Ring Deinem Vater, ich wünsche, daß Du fortan keinen Ring mehr trägst."

Roland gab seinem Vater den Ring und der Major brummte in sich hinein:

„Der hat ihn! Der hat ihn auf Trense und Cantare!"

Es war Abend geworden, als man an dem rebenumrankten Häuschen vorüberfuhr. Mit glänzendem Gesicht nickte Roland Erich zu, ihm das Häuschen zeigend; er sprach kein Wort. Man fuhr in Villa Eden ein; ein Luftstrom von Rosenduft kam den Fahrenden entgegen.

„Wir haben ihn!" rief der Architekt vom Burgbau dem Major, als er ausstieg, zu.

„Wen denn?"

„Wir haben den Brunnen auf der Burg gefunden."

„Und wir haben den da auch!" rief der Major, auf Erich deutend . . .

Von diesem Tage an begann der Major viele seiner Geschichten mit den Worten:

„Das war damals, als ich mit Herrn Sonnenkamp im Extrazug fuhr."

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Die Rosen im Garten waren aufgebrochen in der Frühlingsnacht und in der Seele des Jünglings Blüthen unnennbarer Art.

Behend eilte Roland durch das Haus zur Mutter, diese aber war so angegriffen, daß er sie jetzt nicht sehen durfte. Er vergaß, wie Fräulein Perini ihm so fremd war und verkündete ihr mit Jubel, daß Erich da sei und da bleibe; sie solle es nur der Mutter sagen.

„Und nach dem Chevalier fragen Sie gar nicht?"

„Nein, er ist fort, ich weiß es."

Einen ersten Stoß erhielt die Freude Rolands, da Fräulein Perini sagte, es lasse sich noch nicht ermessen, welch ein unüberwindliches Leid die Mutter von dem Schmerz um die Flucht Rolands behalten werde.

Der Knabe stand still, aber er war der Zuversicht, daß jetzt Alles gut wird; die ganze Welt muß gesund und schön sein.

Im Hofe traf er Joseph und theilte ihm in fröhlichen Worten mit, daß er nun auch seine Heimatstadt kenne; den Bedienten allen winkte er zu, er grüßte die Pferde, die Bäume, die Hunde, Alle sollten wissen und sich dessen freuen: Erich ist da. Staunend sahen die Diener auf Roland, Bertram, der Kutscher, zog mit beiden Händen seinen langen Bart durch die Finger und sagte:

„Der junge Herr hat in den zwei Tagen eine Mannesstimme bekommen."

Lächelnd setzte Joseph hinzu:

„Ja wohl, ein Tag auf der Universität hat einen andern Menschen aus ihm gemacht.“

In der That, Roland war ein Anderer geworden. Er kam in die Heimat zurück wie von einer Reise übers Meer, ja wie aus einer ganz andern Welt; er konnte es noch nicht fassen, Alles schien verändert, heller beleuchtet.

Erich hatte den Wunsch ausgesprochen, daß er mit Roland gemeinschaftlich in den Zimmern des Thurmhauses wohne, die vom Getriebe des Hauses entfernt waren und freien Ausblick über Strom und Landschaft gewährten. Er fühlte sich hier wohl und frei, und als nun Roland zu ihm kam, gab er seine Freude kund über die Schönheit und Ruhe, in der sie hier lebten; Roland aber bat:

„Gib mir etwas zu thun, etwas recht Schweres; denk' Dir etwas aus.“

Erich erkannte die Erregung, die in dem Knaben vorging; mit großer Ruhe ihn neben sich setzend, faßte er seine Hand und sagte, daß das Leben nur selten eine einzige That biete, an der man die ganze Kraft seines Willensmuthes aufbieten könnte; sie wollten ruhig und stetig arbeiten und einander immer einsichtiger und besser machen.

Nun richteten sie sich wohnlich ein und Roland half dabei mit allerlei Handreichung.

Als vorläufige Ordnung hergestellt war, ging Erich mit Roland auf die Plattform des Thurmes. Hier saßen sie und schauten lange still ringsum.

Ehedem hat man Burgen auf die Höhe gebaut zu Kampf und Fehde und zum Ausraub der Menschen, die die Straße ziehen; wir aber arbeiten mit den Naturkräften, suchen Reichthümer zu gewinnen und dann ziehen wir hinaus und stellen unsere Wohnung auf eine Anhöhe, in ein liebliches Thal, und wollen nichts als die ewige Schönheit empfinden, die Niemand etwas raubt. Der große Strom wird zur Straße, daran sich die Landhäuser arbeitsamer und edel denkender Menschen aufreihen. Die Geschlechter nach uns werden sagen müssen: damals fing man an, der Natur zu huldigen wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit; das ist eine neue Andacht, wenn sie auch noch keine Form hat und vielleicht keine gewinnen soll.

Erich erzählte: als er, zum ersten Mal auf dem Rigi stehend, die Sonne aufgehen sah, habe er sich ausdenken wollen, ob es

nicht ein Etwas gebe, das man zum gemeinsamen Ausdruck der Naturandacht für alle hier aus den verschiedenen Völkern Versammelten machen könne. Er habe einsehen gelernt, daß es nicht möglich und auch vielleicht nicht nöthig sei; die Natur und die Freude an ihr gebe Jedem seine eigene, an keine Gemeinschaft gebundene Empfindung und Andacht. Dann das Glück preisend, im eigenen Hause auf einem selbst errichteten Thurme die Schönheit der Erde in sich aufzunehmen, legte er dar, wie der Reichthum, das Streben nach ihm, der Besitz desselben eine große sittliche Grundlage werden könne. Der Reichthum, erklärte er, ist ein Ergebniß der Freiheit, der ungehinderten Kraftbewegung, und soll wieder zur Freiheit werden.

Roland saß lange still, dann sagte er:

„Wir Zwei wohnen auf einer Insel und wenn ich einmal auf der Burg wohne, mußt Du auch bei mir sein. Weißt Du, was ich mir noch wünsche?“

„Nein.“

„Manna sollte bei uns sein. Glaubst Du nicht, daß auch sie jetzt an uns denkt?“

„An mich wol nicht.“

„Doch, doch; ich habe ihr von Dir geschrieben und heute Abend schreibe ich wieder und erzähle ihr Alles.“

Erich wußte nicht, was er thun sollte. Sollte er den Knaben abhalten, der Schwester von ihm zu schreiben? Er wollte die Unbefangenheit Rolands nicht stören.

Zweites Capitel.

Roland schrieb auf seinem Zimmer und sagte manchmal die Worte, die er schrieb, vor sich hin. Erich saß still und starrte in die Lampe. Was nützt jetzt aber alles Sinnen? Er sah auf die Bücher, die er ausgepackt hatte; es waren nur wenige. In der letzten Viertelstunde war er noch einmal in das Arbeitszimmer des Vaters gegangen und hatte dessen hinterlassene Papiere verschlossen, und indem er die Bibliothek überschaute, nahm er ein Buch heraus; es war der erste Band der schönen Sparks'schen

Ausgabe von Benjamin Franklins Werken. Dieser Band enthielt die Selbstbiographie und deren Fortsetzung. Einige Blätter waren eingeheftet, von der Hand des Vaters beschrieben.

Jetzt las Erich die Worte des Vaters. Sie lauteten:

„Seht her! hier ist ein echter Mensch, das Genie des gesunden Verstandes und des festen Willens. Elektricität ist stets in der Luft, aber nicht immer sammelt sie sich und wird zum Blitz, der die Atmosphäre läutert. Das Genie ist die in der Luft des Geistes angesammelte und frei gewordene Elektricität.

Kein Philosoph, kein Dichter, kein Staatsmann, kein Handwerker, kein Gelehrter von Profession und doch Alles das zugleich; ein Sohn der Mutter Natur und der Amme Erfahrung, der ohne wissenschaftliche Führung im wilden Walde die Heilkräuter selber findet.

Wenn ich einen Jüngling zu erziehen hätte, nicht zu einem bestimmten Beruf, sondern nur, daß er ein wahrer Mensch und guter Bürger würde, ich würde zu ihm sprechen: Mein Sohn, hier sieh, wie ein Mensch sich selbst bilden kann; ahme ihm nach, werde Du in Dir, wie Benjamin Franklin in sich geworden."

Erich stützte das Kinn in die Hand und schaute hinaus in die dunkle Nacht. Er meinte, er müsse die Stimme des Vaters vernehmen, wie er nicht schrieb, sondern sprach.

Er las weiter:

„Wohl ist es gut, daß wir uns bilden an den ersten Menschen der alten Welt, aus der Zeit des zeugungskräftigen, elementarischen Daseins; die Gestalten der Bibel und Homers sind nicht Schöpfungen eines einzelnen hochbegabten Geistes, sie sind Gebilde urthümlicher gesammter Nationalgeister und gehen weit über die Spanne eines Menschenlebens hinaus.

Verstehe mich wohl. Ich sage, es gibt in der neuen Geschichte keinen zweiten Menschen, an dessen Leben und Denken sich ein Mensch unserer Tage so heranbilden ließe, wie an Benjamin Franklin.

Warum nicht Washington, der so groß und rein ist?

Washington war Soldat und Staatsmann, aber er hat die Welt nicht in sich entstehen lassen und nicht aus sich gefunden. Er hat durch Beherrschung und Lenkung Anderer gewirkt, Franklin durch Lenkung und Beherrschung seiner selbst.

Wenn die Zeit kommt, wo man von Schlachten sprechen wird, wie wir heut von Menschenfressern; wenn die ehrliche, fleißige,

menschenfreundliche Arbeit die Geschichte der Menschheit bildet, dann wird ein Mann wie Franklin neu erstehen.

Moses, Jesus, Muhamed erschien Gott in der Einsamkeit der Wüste, Spinoza erkannte ihn in der Einsamkeit der Studirstube, Franklin in der Einsamkeit auf dem Meere und im Ringen mit der Arbeit.

Die Welt würde nicht besonders viel Schönheit haben, wenn alle Menschen wären wie Franklin, seinem Wesen fehlt jeglicher romantische Duft; aber die Welt würde in Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Arbeit und Hülfeleistung leben. Jetzt sagen sie Liebe und freuen sich ihrer schönen Gefühle, aber ihr dürft nur von Liebe reden, wenn ihr jene vier bethätigt habt.

In Franklin ist etwas von Sokrates und besonders wohlthuend wirkt sein Humor; er läßt uns auch herzlich lachen.

Franklin ist gute Prosa, verständig, durchsichtig, haltbar.

Wir haben in der Welt nicht Genies zu erziehen. Jedes Genie erzieht sich selbst und kann keinen andern Erzieher haben. Wir haben gediegene, thatkräftige Bürger zu bilden. Was Du sonst noch machst, ob Schuhnägel oder Marmorstatuen, das ist nicht mein, das ist Dein.

Wir werden nie gerecht gegen die Welt, wenn wir nicht an Reinheit glauben, an die edelsten Motive; das innerste Menschenthum offenbart sich uns sonst nie. Es gibt keinen besseren Halt gegen die Anfechtungen, als der Glaube an das Gute, das Andere thun und das man selbst zu thun hat; das gibt eine innere Marsch-Melodie, nach der sich's leicht und frei durch den Kampf des Lebens marschirt.

Das ist das Günstige und Auszeichnende im Leben Franklins, daß er der erste selfmade man.

Wollten wir dem Alterthum gleich eine mythische Gestalt bilden für jene Welt, die sich Amerika nennt, von Europa die Götter — ich meine, die geschichtlichen Ideen mitbrachte und doch frei ein eigen Leben aufbaute — wollt ihr eine Menschengestalt für diesen Gedanken, da steht Benjamin Franklin. Er war voll Wissens und Niemand hatte ihn gelehrt, er war voll Religion und hatte keine Kirche, er war ein Menschenfreund und doch ein kluger Kenner ihrer Bosheit.

Er hat den Blitz zu leiten verstanden, nicht nur den aus den Wolken, sondern auch den aus den Gewitterleidenschaften des

Menschengemüths; er hat jene Klugheitsregeln gefaßt, die gegen Zerfahrenheit sichern und zur Selbstführung reif machen.

Warum ich ihn aber zum Führer in der Erziehung eines Menschen nehmen möchte, ist das: er stellt den einfachen gesunden Menschenverstand dar, den festen und sichern, nicht den genial überraschenden, aber den bürgerlich, politisch, wissenschaftlich und sittlich, ruhig und stetig wohlführenden.

Luther war der Besieger des Mittelalters; Franklin ist der erste moderne, sich selbst aufbauende Mensch.

Franklin hat keine neuen Grundsätze in die Welt gebracht, aber er hat das, was ein ehrlicher Mensch in sich finden kann, rein ausgestaltet.

Was Franklin ist und gibt, hat nichts Besonderes, nichts Aufregendes, Berauschendes, Geheimnißvolles, nichts farbig Glänzendes, Blendendes; es ist das Wasser des Lebens, dessen alle Creatur bedarf. Der Mensch des vergangenen achtzehnten Jahrhunderts hatte keinen Sinn für das Volksthum, konnte ihn nicht haben; das war ein Drängen und Treiben aus dem freien Gedanken heraus bis zur Spitze am Schlusse des Jahrhunderts, bis zur Revolution.

Die in ihr schaffen, stehen dem Historischen, Gewordenen fremd und feindlich gegenüber, mindestens unabhängig.

Franklin ist der Sohn dieses Jahrhunderts, er kennt nur die dem Menschen eingebornen Kräfte, nicht die ererbten."

Mit blasser Tinte, offenbar später, war geschrieben:

„Es ist nicht Zufall, daß dieser erste nicht nur freie — denn das waren viele Philosophen — sondern auch freithätige Mensch ein Schriftsteller und Buchdrucker war.

Im Bücherthum liegt nicht das Heldenthum — ich glaube, daß die Zeit des Heldenthums vorüber ist — sondern das Menschenthum der neuen Zeit.

Weil wir durch Bücher wirken, kann keine große persönlich erlösende Erscheinung mehr kommen."

Am Schlusse mit lateinischen Lettern und mit blauer Tinte war geschrieben:

„Abstracte Regeln bilden keinen Menschen und schaffen kein Kunstwerk. Der lebendige Mensch und das organisirte Kunstwerk enthalten alle Regeln, wie die Sprache alle Grammatik.

Wer die echten Menschen, die vor ihm waren, so kennt, daß

sie neu in ihm aufleben, der tritt ein in ihre Reihen; er betritt den heiligen Boden, der geweiht ist durch die Vorgänger, die ihn betraten.

Wer an der Staaten- und Gesellschafts-Bildung seiner Zeit Theil nimmt, ein Amt führt, Gesetze gibt, und wer inmitten der Wissenschaft seiner Zeit steht, der veraltet im Laufe der Neubildung, die ihm nachfolgt; er ist nicht urbildend Muster für die Zukunft. Das ist nur der, der die ewigen Gesetze des Menschengeistes, die von Uranfang und in aller Zeit sich gleich bleiben, neu erkennt, aufhellt, bestimmt und faßt; darum ist auch Franklin nicht Muster, sondern mehr Methode."

Und nun kamen zuletzt die Worte, die zweimal unterstrichen waren:

„Mein letzter Satz heißt: Organisches Leben — abstracte Gesetze! Man kann aus Korn Branntwein, aber aus Branntwein kein Korn machen. Wer das versteht, hat Alles, was ich zu sagen weiß."

So hatte Erich gelesen und jetzt lehnte er sich zurück und dachte sich hinein in die Seele des Vaters und in seine oft nur halb ausgesprochenen Gedanken, die noch durch Fragezeichen und Randbemerkungen offenbar zu weiterer Erwägung gestellt waren.

Erich fühlte sich wie auf einer Bergeshöhe. Er öffnete das Fenster und schaute lange hinaus in die Nacht. Die Luft war voll Rosenduft, der Himmel voll Sternenglanz; nur noch einzelne Nachtigallen sangen, und in der Ferne, wo ein Stück des Rheins abgedämmt war, lärmten die Frösche durcheinander.

Jetzt hörte er, wie eine Männerstimme — es ist die Stimme Pranckens drunten auf dem Balkon — laut sagte:

„... zu viel Wichtigkeit! Eigentlich sollte solch ein Hauslehrer Livree tragen."

„Sie sind heute sehr lustig," entgegnete Sonnenkamp.

Erich schloß leise das Fenster, es war ihm unwürdig, zu lauschen.

Draußen sang die Nachtigall im Busch und lärmten die Frösche im Sumpf.

„Ein Jedes singt seine Weise," dachte Erich vor sich hin, da er an den Zuruf des Vaters und den Ausspruch des jungen Barons dachte.

Drittes Capitel.

Am Morgen wünschte Roland, daß man vor Allem ausreite, aber Erich wollte, daß man den Tag damit weihe, ein Gutes in die Seele zu nehmen; er ließ sich daher von Roland die ersten Capitel aus dem Leben Benjamin Franklins vorlesen.

Als sie nun zum Frühstück gerufen wurden, waren sie frisch belebt. Sie konnten sich eines Aehnlichen erfreuen wie Fräulein Perini, die mit Herrn von Pranken aus der Messe kam.

Erich wurde von Pranken mit einer gewissen achtungsvollen Eleganz begrüßt, aber Pranken bekannte offen, er habe bisweilen geglaubt, es wäre besser, wenn Erich nicht in die Stelle eintrete. Mit großer Bestimmtheit und im Tone der Befriedigung fügte er hinzu, daß es geheimnißvolle Vorgänge in der Seele gäbe, die wir in Demuth anerkennen müssen, und so sei die eigenwillige That Rolands das Zeichen einer Bestimmung, die Erich wie ihnen Allen die Pflicht auferlege, sich ihr zu unterwerfen.

Erich sah staunend auf. Er hatte sich in diesem Manne geirrt, Pranken brachte eine Begründung für Thun und Lassen vor, die er ihm nie zugetraut hätte.

Nach dem Frühstück ersuchte Erich Herrn Sonnenkamp, daß er und Roland künftig von dieser Gemeinsamkeit befreit und bis zur Mittagstafel sich allein überlassen blieben.

Sonnenkamp schien betroffen und Erich sagte, daß er dies schon am ersten Tage verlange, damit keinerlei Gewohnheit eintrete. Es sei durchaus nöthig, Roland unzerstreut und in einer ständigen Stimmung zu erhalten; das sei nur möglich, wenn ihne mindestens der halbe Tag und die Frische des Morgens verblie Sonnenkamp stimmte achselzuckend ein.

Beim Frühstück war auch leichthin die Rede gewesen, Bella und Clodwig erwartet würden.

Erich sah sofort die Hauptschwierigkeit seines Berufs, die d bestand, die Zerstreuungen nicht zu Unterbrechungen werd lassen. Er zog eine Grenzlinie zwischen sich und allen Hausbe nern, besonders gegen Sonnenkamp, die nicht überschritten wer konnte. Er arbeitete mit Roland und lernte nun genau kenn wo der Knabe einen guten Grund des Wissens hatte, wo Lüc und wo vollständige Leere war.

Ein Wagen fuhr in den Hof.

Roland schaute zu Erich auf. Aber dieser beachtete das Rädergerassel nicht.

„Deine Freunde sind angekommen," sagte Roland.

Er scheute sich zu sagen, daß er für sich voll Ungeduld war, Clodwig und Bella zu begrüßen. Erich beharrte dabei, daß Nichts und Niemand für sie da sei, bis sie ihre Schuldigkeit gethan.

Roland preßte unter dem Tische die Hände in einander und zwang sich zur Ruhe.

Plötzlich, mitten in einem mathematischen Satze, sagte er:

„Entschuldige, man hat Greif an die Kette gelegt, ich hör' es an seinem Bellen; das darf man nicht, das verdirbt ihn."

„Laß Greif und laß Alles, es muß Alles warten," hielt Erich fest.

Bald indeß ging er mit Roland selbst hinab in den Hof. Roland hatte richtig gehört; Greif lag an der Kette. Er löste ihn und der Knabe und der Hund waren gelöst, sie tollten mit einander herum.

Bella war bei Frau Ceres.

Ein Diener meldete Erich, daß Graf Clodwig ihn erwarte. Clodwig kam ihm mit großer Herzlichkeit entgegen und begrüßte ihn als Nachbar.

Von Bella wurde Erich freundlich, aber gemessen begrüßt; sie nannte ihn wiederholt „Herr Nachbar" und war geflissentlich unbefangen. Es mochte ihr als eine lächerliche Pedanterie und Aengstlichkeit erscheinen, daß sie einmal mitzuwirken gesucht, Erich aus der Gegend fern zu halten. Hatte denn der Mann in der That einen Eindruck auf sie gemacht? Es schien ihr wie ein Traum, ie eine Phantasie.

„Werden Sie die Bibliothek Ihres Vaters hieher bringen en?" fragte Clodwig.

Erich bejahte und Bella sah ihn starr an. Er wußte nun, um sie ihn so frei und leichthin behandelte; er hatte Geld ihrem Manne bekommen, dadurch war er in eine ganz andere ıgstufe eingerückt.

Bella lobte Roland über seine kühne That und hier zeigte wieder eine Uebereinstimmung mit Sonnenkamp. Erich sah Gefahr, die in solchem Lobe für Roland lag, aber er konnte nicht abwenden.

Als Erich Frau Ceres zum ersten Male wieder nahte, sagte sie sehr leise: „Ich danke Ihnen," weiter nichts; das Wort war sehr vieldeutig.

Bella sagte, die Reise werde Frau Ceres sehr wohl thun, es sei eine angemessene Probe für die Badereise; man nannte den einen und den andern Tag, wann man die Reise ausführen wolle.

Erich wußte nicht, was das bedeute; Roland sah seinen fragenden Blick und sagte ihm leise:

„Wir reisen Alle mit einander zu Manna, wir holen sie, um mit uns ins Bad zu reisen. Das wird lustig und schön!"

Von Neuem sah Erich, wie die Hauptschwierigkeit eines so reich ausgestatteten pflichtlosen Lebens darin besteht, daß Alles im Hause, und der Knabe vielleicht am meisten, entweder in der Nachwirkung einer Zerstreuung, oder in der Hoffnung auf eine Zerstreuung lebe. Er wollte ruhig abwarten, bis die Frage an ihn kam, um dann seine Entschiedenheit geltend zu machen.

Wie zufällig fügte sich's, daß Bella mit Erich ging. Sie erzählte zuerst, wie glücklich Clodwig sei, daß Erich nun doch in der Nähe bleibe, und dann plötzlich stillstehend und mit einem lauernden Blicke sagte sie:

„Sie werden nun in den nächsten Tagen auch Fräulein Sonnenkamp sehen."

„Ich?"

„Ja. Sie reisen doch mit uns?"

„Es ist noch von Niemand etwas darüber bestimmt."

Bella lächelte und fuhr fort:

„Ich habe genug von der Welt gesehen, um kein Vorurtheil zu haben. Die Tochter des Hauses und mein Bruder Otto . . ."

„Herr Sonnenkamp hatte bereits die Freundlichkeit, mir von der Verlobung zu erzählen."

„Wissen Sie," rief Bella schnell, „wissen Sie, daß ich mir von Ihnen sehr viel Annehmlichkeiten verspreche?"

„Von mir? Was könnte ich leisten?"

„So ist es nicht gemeint, reden wir gradaus. Ich habe viel über Sie gedacht, Sie sind mir doch ein Räthsel und ich hoffe, ich bin es Ihnen auch."

„Ich hatte mir noch nicht erlaubt . . ."

„Ich erlaube, daß Sie es sich erlauben. Also Herr Hauptmann oder Herr Doctor oder Herr Dournay, aber am besten,

Herr Nachbar, wir wollen einen Vertrag schließen. Ich suche mir die Widersprüche und Seltsamkeiten Ihres Wesens zu erklären und spüre ihnen nach, so viel ich kann; dagegen gestatte ich Ihnen, das Gleiche auf mich anzuwenden. Finden Sie das nicht anziehend?"

„Anziehend und gefährlich."

Bella richtete sich hoch auf und Erich fuhr fort:

„Gefährlich für mich, denn Sie wissen, wie Freund Hamlet sagt: Wer kann bestehen, wenn man ihn ganz kennt?"

„Es freut mich, daß Sie nicht höflich sind, aber Sie sollten auch nicht bescheiden sein."

Während Bella mit Erich ging, hatte Prancken Roland an die Hand genommen und besichtigte mit ihm die Ställe und die jungen Hunde; dann führte er ihn in den wenig besuchten Theil des Parks, der sich längs der Landstraße hinzog. Wie von selbst kam das Gespräch auf Erich, und Prancken prägte ihm scharf ein, daß er von dem weltlichen Manne wol Vieles lernen könne, was in der Welt nützlich sei, aber es gebe ein Höchstes, das er ihm nicht anvertrauen und worin er ihm in keiner Weise Folge leisten dürfe.

Und nun sprach er von Manna. Es war ein Ausdruck von Andacht in seinen Worten wie in seinem Ton. Er zog das Buch, das er stets auf dem Herzen trug, aus der Tasche und zeigte Roland genau, wo Manna heut lese; durch die Flucht habe Roland zwar einige Tage versäumt, in welchen er das Gleiche hätte lesen sollen, aber er könne mit Muße jetzt nachholen. Vor Allem aber brauche Herr Dournay nichts davon zu wissen, denn es dürfe kein Fremdgläubiger zwischen Roland und seinen Gott treten.

Es war Roland wie eine Befreiung, als jetzt Bella und Erich munter scherzend vorübergingen. Er rief sie an und bald ging er mit ihnen.

Als Roland und Erich davongegangen waren, begann Prancken der Schwester ins Gewissen zu reden, daß sie mit dem jungen Manne so tändle und scherze.

Bella stand still; sie schien nicht zu wissen, ob sie ihren Bruder auslachen oder scharf zurechtweisen solle; sie blieb bei dem Ersteren und höhnte den Neubekehrten.

„Ach," rief sie, „eigentlich fürchtest Du doch, daß dieser Herr Dournay der verklärten Manna gefalle, und da traust Du mir

ein Gleiches zu. Der Mann hat etwas Bezauberndes für uns Frauen, seien wir nun in einen Ehebund oder in ein Kloster eingeschlossen."

Bella wendete indeß schnell wieder und sagte, sie spiele mit dem jungen Manne, der ein empörendes Selbstvertrauen habe.

„Jetzt aber im Ernst," schloß sie. „Sollen sich die Guten einen freundlich belebenden Umgang versagen, weil die Schlechten allerlei Ungehöriges dabei verdecken? Das wäre verkehrte Welt, das wäre Unterjochung der Guten durch die Schlimmen."

Bella wußte nicht, oder hielt auch nicht nöthig, es zu wissen, daß sie sich hier mit einem Ausspruch ihres Mannes aufputzte. Prancken war in Verlegenheit. War er in der That befangen von seinem neu erwachten Eifer oder war das nur eine aus lauter Tugendschein gewobene Verhüllung? Er wußte auf den schäkernden und tänzelnden Ton, auf ihre schmiegsamen und biegsamen Ausweichungen nicht zu erwidern.

Viertes Capitel.

Nur schwer gelang es Erich, seinen Zögling, dem die Reise im Sinne lag, beim Unterricht festzuhalten.

Der Tag der Reise ins Kloster war da; es war ein heller Sonnentag.

Erich bat, daß er zurückbleiben dürfe; Sonnenkamp stimmte sofort bei mit der Hinzufügung, es würde auch Erich angenehm sein, einmal einige Tage in Ruhe und allein sein zu können.

Prancken kam mit seiner Schwester vorgefahren und Bella sagte Erich, daß Clodwig ihn ersuchen lasse, er möge ihm in diesen Tagen Gesellschaft leisten. Roland bat nochmals dringend, daß Erich mitreise, er sagte unverhohlen:

„Manna wird sich sehr ärgern, wenn Du nicht mitkommst, sie muß Dich doch auch sehen."

Sonnenkamp lächelte seltsam bei dieser Zurede und Prancken wendete sich ab, um seine Mienen zu verbergen.

Mit Heftigkeit nahm Roland Abschied von Erich; er versprach indeß, Manna viel von ihm zu erzählen.

In drei Wagen fuhr man nach dem Dampfschiffe; Prancken saß bei Frau Ceres, Sonnenkamp bei Fräulein Perini und Bella, im dritten Wagen Roland mit den Dienern.

Man fuhr eine Strecke stromauf nach dem Schiffe, und als dies an der Villa rasch vorüberschoß, stand Erich auf dem schönen überschatteten Hügel, wo man den Ausblick stromabwärts hat, da, wo die Berge sich in einander schieben, als müßte der Strom sich zum See stauen. Roland grüßte, den Hut schwenkend, vom Schiffe, Erich grüßte vom Ufer in gleicher Weise und sprach vor sich hin: „Fahr' wohl, meine junge Seele."

Das Schiff sauste vorüber, die Wellen plätscherten am Ufer und bewegten den schönen Kahn hin und her, dann war Alles still.

Das Schiff schoß stromab, die Reisegesellschaft war äußerst wohlgemuth. Prancken befleißigte sich einer ausgesuchten Zuvorkommenheit gegen Frau Ceres, die mit schönen Shawls zugedeckt auf dem Verdecke saß.

Roland hatte Greif mitgenommen, Alles auf dem Schiffe staunte über den schönen Knaben mit dem löwengleichen Hunde; Manche sprachen ihre Bewunderung sogar laut aus.

Eine Strecke fuhr der Weingraf und sein Sohn, der Weincavalier, mit. Der alte Herr war ein hochgewachsener, vornehm aussehender Mann, er trug ein rothes Bändchen im Knopfloch. Vater und Sohn waren erfreut, Prancken hier zu treffen, und besonders glücklich, Frau Bella begrüßen zu dürfen. Gegen Sonnenkamp und dessen Familie schienen heut die Altangesessenen ihre Zurückhaltung in eine Annäherung verwandeln zu wollen, Sonnenkamp aber verhielt sich ablehnend. Er wollte nicht, daß sie jetzt, wo sie seine Ehrenstellung sahen, sich ihm näherten. Er war sichtlich erleichtert, als der Weingraf und sein Sohn auf der zweiten Station, wo eine große Wasserheilanstalt war, ausstiegen. Am Landungsplatze stand der Hofmarschall mit seinem kranken Sohne, die Beiden erwartend. Bella wurde von der Excellenz besonders ehrerbietig begrüßt. Im Weiterfahren erzählte sie Herrn Sonnenkamp, wie es so viel als sicher sei, daß die Tochter des reichen Weinhändlers den kranken Sohn des Hofmarschalls heiraten werde.

Der Tag war hell, kaum ein Lüftchen regte sich auf dem schnell dahin fahrenden Schiffe. Roland hörte manchmal, wie einem neu Einsteigenden halblaut zugeflüstert wurde: Das ist der reiche Amerikaner, der besitzt zehn Millionen Thaler.

Für die Gesellschaft Sonnenkamps war auf dem Verdeck ein besonderer Tisch hergerichtet, den Joseph mit Blumen und schimmernden Weinkühlern schmücken ließ; Diener Sonnenkamps in ihrer kaffeebraunen Livree bedienten die Gesellschaft.

Bei Tische sagte Roland in fragendem Tone:

„Vater, die Leute sagen, Du besitzest zehn Millionen.“

„Die Menschen haben mein Geld nicht gezählt,“ erwiderte Sonnenkamp lächelnd, „jedenfalls werden wir immer so viel haben, daß wir uns ein Mittagessen bestellen können wie heute.“

Da der Knabe von dieser Antwort nicht befriedigt schien, fügte Sonnenkamp noch hinzu:

„Mein Sohn, man ist stets nur verhältnißmäßig reich.“

„Merken Sie sich das Wort, man ist stets nur verhältnißmäßig reich,“ wiederholte Prancken. „Das ist ein bedeutsames Wort, ein klassisches.“

Sonnenkamp hörte es trotz seiner Menschenverachtung doch gern, wenn man einem seiner Aussprüche noch einen besonderen Accent hinzufügte.

„Ach, reisen ist so schön, so lustig, wenn nur auch Erich bei uns wäre!“ rief Roland.

Niemand antwortete. Der Knabe schien heute überaus redselig, und als der Champagner knallte und Bella auf das Wohl Manna's anstieß, sagte er zu Prancken:

„Sie sollten Manna heiraten.“

Die Frauen sahen die beiden Männer lächelnd an.

Roland wurde immer mehr der Mittelpunkt des Gesprächs und des Scherzes, er wurde immer redseliger, immer toller gemacht; zuletzt willfahrte er Prancken, den Candidaten Knopf nachzuahmen. Er strich sich die Haare zurück, schnupfte aus der linken Hand, die er als Dose hielt, und klopfte immer an die Dose, er hatte plötzlich eine andere Stimme und ein anderes Gesicht, in hölzerner steifer Weise declamirte er die vierte Conjugation und erklärte den pythagoräischen Lehrsatz und noch allerlei Kunterbuntes durcheinander.

„Können Sie auch Herrn Dournay nachahmen?“ fragte Prancken.

Roland verstummte; eine Erstarrung trat in sein Gesicht, als ob er ein Ungeheuer erblickt hätte; eine Ernüchterung kam plötzlich über ihn und er sah Prancken mit einem grimmigen Blicke an.

„Ich ahme nie mehr den Candidaten Knopf nach, nie mehr.“

Der Knabe, der vom Weine und vom Reden überreizt war, wurde plötzlich still und verschwand bald nachher, so daß die Diener ihn suchen mußten. Man fand ihn auf dem Vorderdeck bei dem Hunde, er hatte große Thränen in den Augen; er ließ sich ruhig zu seinen Angehörigen bringen, aber er war und blieb nun wortkarg.

Das Schiff glitt dahin, die Rebenberge glänzten in der glitzernden Mittagssonne und bald hieß es: Nur noch zwei Stationen, dann sind wir beim Kloster.

Roland ging wieder zu seinem Hunde und sagte:

„Greif, jetzt kommen wir zu Manna. Sei lustig!"

Es war noch heller Mittag, als man bei den Hängeweiden am Ufer ans Land stieg und in die erquickliche Kühle des Parks eintrat, der das Kloster umgab. Die Diener waren am jenseitigen Ufer im großen Gasthause verblieben.

Sonnenkamp hatte seine Ankunft voraus angekündigt, es war aber Niemand da, der ihn erwartete.

„Manna nicht da?" fragte er, als er ans Ufer kam, und eine Wildheit, die er sonst wohl zu verbergen wußte, zeigte sich auf seinem Gesichte.

Frau Ceres wendete nur ruhig den Kopf nach ihm, er war geschmeidig und sanft.

„Wenn das gute Kind nur nicht krank ist," setzte er mit einer Stimme hinzu, die einem büßenden Einsiedler wohl angestanden hätte.

Man ging nach dem Kloster, es war verschlossen, nur die Kirche war offen, und hier lag, während draußen der helle Sonnenschein funkelte, eine Nonne verhüllten Antlitzes im Gebete. Die Ankömmlinge, die auf die Schwelle getreten waren, kehrten still wieder zurück; sie klingelten am Kloster, die Pförtnerin öffnete.

Sonnenkamp sagte, sie wünschten Fräulein Hermanna Sonnenkamp zu sprechen und fragte zugleich, ob sie gesund sei; die Pförtnerin erwiderte, daß Manna sich wohl befinde, und wenn sie die Eltern seien, so lasse die Oberin bitten, ins Sprechzimmer zu kommen. Sonnenkamp bat Bella, Prancken und Fräulein Perini im Garten zu verweilen; er wollte, daß auch Roland bei ihnen bleibe, aber dieser sagte:

„Nein, ich will mit!"

Die Mutter faßte ihn an der Hand und jetzt sprach sie das erste Wort:

„Ja wohl, Du bleibst bei mir.“

Die Eltern und Roland traten zur Oberin ein, die sie mit Freundlichkeit und edler Haltung empfing. Sie bat eine Schwester, die eben bei ihr war, sie nun allein zu lassen, dann forderte sie die Ankömmlinge auf, sich zu setzen. Es war kühl und behaglich in dem großen Zimmer, darin auf Goldgrund gemalte Heiligenbilder hingen.

„Was ist mit unserer Tochter? Wir dachten, sie würde uns erwarten,“ sagte Sonnenkamp endlich schwer aufathmend.

„Ihr Kind, das wir auch unser Kind nennen dürfen — denn wir lieben sie nicht minder wie Sie — ist wohl und gesund; sie ist auch sonst immer sanft und geduldig, manchmal indeß hat sie einen unbegreiflichen Eigensinn, ja fast Starrsinn.“

Ein rascher Blick aus den Augen Sonnenkamps traf seine Frau, sie aber sah ihn an und zuckte nur leise mit der Oberlippe.

Die Oberin fuhr ruhig fort:

„Unsere gute Manna will ihre Eltern erst dann sehen, wenn sie im Voraus versprechen, daß sie noch den Winter bei uns im Kloster bleiben dürfe; sie behauptet, sie fühle sich noch nicht stark genug, um in die Welt einzutreten.“

„Und Sie haben ihr diese Bedingung gewährt?“ fragte Sonnenkamp und fuhr mit der linken Hand durch seine weiße Halsbinde, sich dieselbe lockernd.

„Wir haben ihr nichts zu gewähren, Sie sind die Eltern, Sie haben unbedingte Macht über Ihr Kind.“

„Ja wohl,“ polterte Sonnenkamp, „ja wohl, wenn man ihr Gedanken einflößt . . . Doch bitte, ich habe Sie unterbrochen.“

„Durchaus nicht. Ich bin zu Ende, Sie haben zu entscheiden, ob Sie die Bedingung voraus gewähren, Sie haben die volle elterliche Macht. Ich werde eine Schwester rufen, die Sie nach der Zelle Manna's geleitet, sie ist unverschlossen. Ich habe nur den Wunsch des Kindes kundgegeben, nun handeln Sie nach Ihrem Ermessen.“

„Ja, das will ich, und keine Stunde soll sie länger hier bleiben!“

„Wenn auch die Mutter etwas drein reden darf . . .“ begann Frau Ceres.

Sonnenkamp sah sie an, wie wenn ein stummes Geräthe plötzlich zu sprechen anfinge, und Frau Ceres sprach nicht zu ihm, sondern zur Oberin:

„Ich als Mutter erkläre, daß wir ihr keinen Zwang anthun; ich gewähre ihr diese Bedingung.“

Sonnenkamp stand rasch auf, krampfhaft faßte er die Stuhllehne, es arbeitete heftig in ihm; aber in überaus höflichem Tone sagte er:

„Roland, geh' nun zu Herrn von Pranken.“

Roland mußte das Kloster verlassen, sein Herz bebte. Dort oben ist seine Schwester — was wird mit ihr geschehen? Warum darf er nicht zu ihr, sie umarmen, sie küssen und ihr wie ehedem die schwarzen Locken auflösen? Er trat ins Freie, aber er ging nicht zu Pranken, er ging in die offene Kirche. Dort kniete er nach der religiösen Gewöhnung nieder, der Wunsch nach Frieden war der einzige Gedanke, der durch seine Seele ging.

Er sah auf und erblickte das große Bild des Heiligen in der Kirche — und wunderbar! dieses Bild glich Erich.

Lange starrte der Knabe drein, endlich legte er das Haupt in die Hände und — glückselige Jugend! — er schlief ein.

Fünftes Capitel.

Die Eltern kamen zu Manna in die Zelle. Manna trat ihnen ruhig entgegen.

Sie reichte dem Vater die Hand; ihre Hand zuckte, da sie den Ring am Daumen des Vaters fühlte. Dann warf sie sich der Mutter an die Brust und küßte sie.

„Verzeiht mir,“ rief sie, „verzeiht mir! Haltet mich nicht für unkindlich, aber ich muß — nein, ich will. Ich danke Euch, daß Ihr mir meine Bitte gewährt.“

„Ja wohl, wir thun Dir keinen Zwang an,“ sagte die Mutter, und Sonnenkamp, der noch nicht beigestimmt hatte, mußte willfahren.

Das Antlitz Manna's wurde erheitert, sie freute sich über das gute Aussehen der Eltern und sagte, daß sie täglich für sie bete,

und der Himmel erhöre ihr Gebet. Manna hatte einen Ton der Stimme, der Sonnenkamp so zu bewegen schien, daß er die Hand aufs Herz legte.

Als Manna nach Roland fragte, sagte Sonnenkamp mit einer Miene, wie wenn er zu einem Kranken spräche, der eben erst genesen, Roland sei im Park, sie solle doch mit hinabkommen und die Damen und Herrn von Prancken begrüßen.

Als der Vater diesen Namen nannte, ging ein leises Schauern durch Manna, sie sagte indeß in schneller Fassung:

„Ich will Niemand sehen als Euch und Roland."

Eine dienende Schwester wurde nach Roland geschickt. Unterdessen erklärte Manna, daß sie dem Gesetze gemäß noch ein Jahr in die Welt zurückkehre und dann — sie zögerte eine Weile, bis sie fortfuhr — wenn ihr jetziger Entschluß noch feststehe, den Schleier nehme.

„Ich fasse es nicht! Ich ertrage es nicht!" rief Sonnenkamp laut. „Ceres, betheure ihr nochmals, daß das Wort, das Du über mich ausgesprochen, Dir nur vom Zorne eingegeben war."

Frau Ceres schwieg und Manna bat den Vater, ruhiger zu sein, man spreche hier im Kloster nicht so laut . . .

Roland, nach dem man lange gesucht hatte, schrak auf und taumelte zurück, als er plötzlich von einer schwarzen Gestalt geweckt sich in der Kirche fand.

Er wurde zu Manna gebracht. Mit Innigkeit umschlang er die Schwester. Er konnte vor Heftigkeit nicht reden.

„Nicht so ungestüm," beschwichtigte das Mädchen. „Ei, was bist Du für ein kräftiger Bursch geworden!"

„Und du so groß. Ach! Komm mit heim! Es ist so schön daheim. Nicht wahr, die Nonnen nennen sich Schwestern? Aber zu Dir kann doch Niemand Schwester sagen als ich. Komm mit uns heim!"

Durcheinander, manchmal vom heiligen Antonius, manchmal von Erich erzählte Roland, welch einen trefflichen Mann er zum Lehrer und Freund habe, und als Manna erklärte, daß sie erst im Frühling nach Hause käme, schloß Roland:

„Du kannst Dir Herrn Dournay ganz gut vorstellen. Wenn Du in die Kirche kommst, sieh Dir den heiligen Antonius an, der dort abgebildet ist, gerade so sieht er aus, gerade so gut. Aber er kann auch streng sein, er ist Artillerie-Officier gewesen."

Der Vater erklärte und auch die Mutter stimmte bei, Manna solle ungehindert wieder ins Kloster zurückkehren dürfen, sie solle nur mit den Eltern in den nächsten Tagen die Badereise machen.

Manna war nicht zu bewegen, auf diesen Vorschlag einzugehen.

Der wundersame, zum Herzen dringende Ton ihrer Stimme hatte etwas Bewältigendes, und als sie jetzt darlegte, wie sie hoffe, in Allem klar und fest zu werden und dem Leben Stand zu halten, traten Thränen in die Augen der Mutter. Der Vater aber starrte sie verwundert an, er sah indeß kaum sein Kind, er wußte kaum, wo er war.

Auch er hatte seinen Vater einst verlassen.

Er hörte eine Stimme, die er vor vielen, vielen Jahren schon einmal gehört, und wie er so drein schaute, sah er sein Kind nicht, die Umgebung nicht, er sah nichts als einen verwahrlosten Grabhügel auf dem Kirchhofe eines polnischen Dorfes. Er fuhr sich mit der breiten Hand über das ganze Gesicht, und wie erwachend blickte er jetzt auf und hörte noch, wie sein Kind wiederholte:

„Ich werde dem Leben Stand halten."

Jetzt erneuerte er seine Bitte, Manna möge doch in den Park kommen, die Freunde zu begrüßen, sie dürfe dieselben nicht beleidigen; aber Manna beharrte dabei, ihre Zelle nicht zu verlassen.

Sie hatte eine dienende Schwester gebeten, daß sie Heimchen hole; das Kind kam und schaute die Fremden verwundert an. Manna zeigte dem Kinde die Ihrigen. Das Kind schmiegte sich an Roland und sagte:

„Ich mag Dich, ich mag Dich."

Es war so zutraulich mit Roland, als ob es von je mit ihm gespielt hätte.

„Willst Du auch mein Bruder sein?" fragte das Kind.

Die Eltern und Roland verließen die Zelle, Manna blieb mit Heimchen allein.

Auf der Treppe sah Sonnenkamp seitwärts nach seiner Frau nnd sein Blick sagte: Das hast Du mir gethan! Du hast das Kind meinem Herzen entwendet.

Frau Ceres zuckte nur mit den Achseln. Roland sah sie starr an; da ist etwas, was er sich nicht erklären kann.

Die Eltern und der Knabe kamen in den Park. Mit großer

Unbefangenheit berichtete Sonnenkamp, er habe, um keine Unterbrechung in den Unterricht zu bringen, seiner Tochter gestattet, noch bis zu Ostern im Kloster zu verbleiben. Prancken warf einen seltsamen Blick auf Sonnenkamp.

Der Abend brach bereits an; als man in den Kahn stieg, rief Roland zum Kloster hinauf:

„Gute Nacht, Manna!"

Manna hatte den Ruf gehört, sie hatte den Davonziehenden nachgeschaut, dann warf sie sich auf die Kniee und betete lange.

Als man am jenseitigen Ufer anlangte, hörte man vom Kloster her den Chor der Mädchenstimmen singen.

„Das mag dem schön klingen, der kein Kind dabei hat," sagte Sonnenkamp vor sich hin.

Im großen Gasthofe war ein Drängen und Treiben, als ob ein Fürst mit seinem Gefolge angekommen wäre, denn Sonnenkamp liebte es, bisweilen mit seinem Reichthum zu prunken. Der große Garten war festlich beleuchtet; Manna sah das vom Fenster aus und sie bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Sechstes Capitel.

Erich war allein auf der Villa. Er sog die Stille, die Ruhe und Lautlosigkeit mit einem freien Aufathmen ein, als käme er, nachdem er viele Tage und Nächte auf der dröhnenden Locomotive gestanden, jetzt plötzlich in den stillen Wald, ja als läge er tief auf dem Stromesgrund und über ihm rauschten leise die kühlenden Wellen. Er las nicht, er schrieb nicht, er pflegte nur einer unergründlichen Ruhe.

Erst andern Tages wollte er, der Einladung Clodwigs folgend, ihn auf Wolfsgarten besuchen. Die Freiheit, einen ganzen Tag mit geschlossener Lippe leben und allein sein zu dürfen, muthete ihn an, wie wenn er aus der Gefangenschaft im Dienste jetzt zum ersten Mal frei wieder sich selbst gegeben war. Noch einmal dachte er, daß Clodwig ihn erwarte, aber fast laut sagte er:

„Ich kann nicht! . . . Ich darf nicht!"

Er wollte sich selbst leben, nur einen einzigen Tag kein fremdes

Wort hören, zu Niemand sprechen, lautlos, einsam, unabhängig und unanhänglich für sich allein sein.

Einen Augenblick gedachte er, an seine Mutter zu schreiben; auch das unterließ er. Niemand sollte etwas von ihm, er wollte sich allein haben. Wie einen Schmerz, wie eine Krankheit fühlte er sein stetiges Denken für Andere, sein Streben für sie, seine Liebe zu ihnen, und im Tiefsten seiner Seele war ein Ruf nach Einsamkeit. Nur einen einzigen Tag wollte er einmal ein Egoist sein, in unbedingter Ruhe leben, kein Buch, kein Lebensverhältniß, kein Verlangen, kein Streben sollte ihm etwas von dieser Alleinigkeit rauben.

Im Park unter einer großen Buche lag er und träumte in den Tag hinein. Es gibt ein leises wonniges Rieseln des Seins und Empfindens ohne bestimmtes Denken und Wollen, das gerade der rastlos Denkende und Sorgende am tiefsten inne wird. So lag Erich in sich beseligt, schauend und athmend, der Tritt eines Gärtners auf dem knirschenden Sande weckte ihn wie aus einem Traum. Der Gärtner begann den Weg zu harken und mit einer Walze zu festigen, das kratzte und knirschte so seltsam; Erich hätte ihn gern zur Ruhe verwiesen, aber er unterließ es.

Er schaute in das Gezweige des Baumes, und wie der leise Wind es hin und her bewegte, so ließ er sein Denken sich hin und her bewegen, nichts wollend, nur leben, kein Ziel. Alles war still, in sich beruhigt.

Wie oft vom ersten Aufkeimen an hat solch ein Blatt sich vom Winde bewegen zu lassen, bis es fällt, und dann — ja dann?

Weiter zog ihn der Gedanke. Ja, Einsamkeit, das ist das Ruhen an der Muttererde, das ist die Lösung der Sage von Antäus, der aus der ewigen Kraft der Muttererde, sobald er sie berührte, von neuer Macht durchdrungen ward. Und weiter, immer weiter ging sein Träumen und Denken. Das ist die Beschwerniß des Reichthums, das ist der Fluch, der ihn vom Himmelreich ausschließt, daß er nicht untertauchen kann in die Urkraft des Erdenseins; der Reiche besitzt Alles, nur das Eine nicht, die Ablösung von der Welt, die Einsamkeit in sich. Ballast! Ballast! zu viel Ballast!

In allem Träumen und allem Denken ins Weite kam der Schlaf über ihn, und als er erwachte, war er frisch und neubelebt.

Es war ein Tag und eine Stunde, in der Alles, was vergangen

und was ist und was die Menschheit geträumt und in Arbeit sich errungen, neu durchleuchtet und aus sich selbst leuchtend vor dem Auge steht. Alle Räthsel scheinen gelöst, Alles ist Friede, Ewigkeit und Einigkeit.

Erich ging im Park, im Hause umher und begrüßte Alles mit frischen Augen; er hatte Alles vergessen, weit weg gesetzt gehabt, jetzt erschaute er es als neuer, in sich gekräftigter Mensch.

Es ist gut, daß die Welt still hält und immer bereit ist, wenn wir aus Selbstvergessenheit wieder zu ihr zurückkehren.

Ein ganzer Tag verging, an dem Erich keinen Buchstaben las und keinen schrieb.

Am andern Morgen ritt er des Weges dahin zu Clodwig.

Kaum aber war er eine Viertelstunde geritten, als ein Knabe ihn anrief und ihm einen Zettel brachte. Er las, kehrte um und ritt wohlgemuth dem Dorfe zu.

Siebentes Capitel.

Fröhlich fahren die Menschen am hellen Sommertage den Strom auf und ab, Alles schimmert und glitzert im Sonnenschein und ist voll Lust. Wer mag da denken, wie viel Jammer, wie viel Mühsal, Angst und Sorge dort in den Häusern? Seht, oben im hochgelegenen Dorf, das sich so zierlich ausnimmt vom Strome aus gesehen und uns auch jetzt Glockenklang zusendet, dort wandert ein armer Dorfschullehrer aus der Kirche nach dem Schulhause, seine Mienen sind schwer bedrückt. Heut aber erheitert sich sein Antlitz, denn vor dem Schulhause steht ein wohlbekannter Genosse und streckt ihm die Hand entgegen.

„Ei, Sie hier, Herr Knopf?“ ruft der Schulmeister.

„Die Republik der Vereinigten Staaten schenkt mir heut einen freien Tag. Sie sehen einen unabhängigen Mann vor Ihnen. Ach, lieber Faßbender, ich bin doch eigentlich zum Mädchenlehrer geboren; ich sage Ihnen, vor der Sündfluth des ersten Balles sind die Mädchen die lieblichsten Blüthen unseres Planeten.“

Knopf erzählte seinem Collegen, wie glücklich er sei, ein lebhaftes, überaus leicht begreifendes amerikanisches Kind zur Schülerin

zu haben; sein unschönes Gesicht nahm dabei einen ganz veränderten Ausdruck an.

Knopf hatte in der That ein unschönes Antlitz. Die Nase, der Mund, die Stirn, ja selbst die Brauen, die über den mattblauen Augen etwas weit hervorstanden, zumal wenn er, wie jetzt, die Brille abgethan, Alles war knollig. Nun aber, da er von seiner Schülerin sprach, ging ein Leuchten über sein Antlitz, das es fast schön erscheinen ließ.

Knopf war hieher gekommen, um dem nunmehrigen Erzieher Rolands einige Andeutungen zu geben über den Charakter seines Zöglings und die Art, wie er weiter zu führen sei. Er hatte sich schon früh vor Sonnenaufgang auf die Wanderung gemacht. Jetzt aber fühlte er, daß er nicht nach der Villa gehen dürfe, er wollte daher den neuen Erzieher hieher bescheiden; er bat um einen Knaben, der einen Zettel an den Hauptmann Dournay bringe.

Die Kinder kamen allmälig heran und grüßten Herrn Knopf, den sie aus früherer Zeit kannten. Ein krausköpfiger Knabe war glücklich, statt in der Schule sitzen zu müssen, den Zettel nach Villa Eden zu tragen.

Knopf wußte einen schönen Platz hinter dem Dorfe auf dem Scheitel des Berges unter einer Linde; dorthin wanderte er, legte sich unter den Baum und schaute wonnigen Blickes hinein in die Landschaft.

„In Gras und Blumen lieg' ich gern, wenn eine Flöte tönt von fern," sagte er fast laut vor sich hin. Und da in unserer dampfbrausenden Zeit nur selten noch eine Flöte tönt, wollte er das Wort des Dichters selbstwillig zur Wahrheit machen. Er schraubte seinen Stock zurecht, der eine wohleingerichtete Flöte war und blies die zu dem Uhland'schen Liede gesetzte Melodie Konradin Kreutzers. Er freute sich fast mehr, daß Andere in der Ferne das hörten, als daß er sich selbst damit vergnügte.

Stromab, stromauf zog kein Schiff vorüber, dem er nicht mit einem weißen Tuche zunickte. Mögen es auch Fremde sein, was thut's? Er hat ihnen ein Zeichen gegeben, daß er da oben glücklich ist; sie sollten es unten auf ihrer Fahrt auch sein. Das mag ihnen das Zuwinken sagen.

Knopf verdient, daß wir ihn etwas näher kennen lernen.

Eines armen Schullehrers Sohn, hat er sich mit großer Mühe durch die Universitäts-Studien gearbeitet, er hat sein Examen

gemacht, aber dann kam das große Unglück über ihn. Im Probejahr wurde er schon am ersten Tage von den Knaben ausgetrommelt und je mehr er um Stille bat, um so toller wurden die Knaben, und je mehr er in Zorn gerieth, um so übermüthiger verhöhnten sie ihn. Der Director assistirte ihm, doch kaum hatte er die Schulstube verlassen, als das Lärmen und Trommeln von Neuem anging. Es wurde Knopf gestattet, in einer entfernten Stadt sein Probejahr abzuhalten, aber eine unsichtbare Macht mußte sein Mißgeschick verbreitet haben; bald nachdem er den Unterricht begonnen, wurde er auch hier ausgetrommelt. Und nun entsagte er dem öffentlichen Unterrichte ganz.

In der Residenz war Knopf beliebt als Mädchenlehrer. Weil er so unschön war, konnten ihn die Mütter ohne Besorgniß, daß sich die halbwüchsigen Mädchen in ihn verlieben möchten, ganz ohne Aufsicht Unterricht geben lassen. Dabei war er der Nothlehrer für Knaben. Keinem Andern waren so viele Schüler gestorben als ihm, denn er bekam sie erst zum Unterricht, wenn sie krank waren.

Knopf war viel in Bädern gewesen. Wenn die Eltern die Kinder nicht ins Bad begleiten konnten, namentlich nicht in die allheilenden Soolbäder, so wurde Knopf damit betraut; er war Lehrer und Wartemutter zugleich. Einen Plan hielt er längere Zeit fest: er wollte in einem Soolbade eine Anstalt zur Wartung kranker Kinder gründen, denn Jod ist die Losung der scharfblütigen gebildeten, d. h. besitzenden Welt; er hoffte, daß er eine Gefährtin zum heiligen Jod fände.

Mit besonderem Eifer lehrte er die Mädchen griechische und römische Mythologie, denn es ist wichtig, daß ein Mädchen gebildeter Stände darin keinen Fehler mache. Sein Lieblings-Gegenstand war indeß die Erklärung der Dichter, vorzugsweise der romantischen. Natürlich war er auch Dichter, indeß nur bescheiden für sich. Es wird wol wenig früh angelegte und später vergessene Mädchenalbums in der Residenz geben, worin nicht ein schön geschriebenes Sonett oder noch häufiger ein Triolett von Emil Knopf für seine liebe Schülerin enthalten war. Ebenso gewandt als beliebt war er im Verfertigen von Polterabend-Spielen, wenn sich eine von seinen Schülerinnen verheiratete. Er verstand nicht nur, die allegorischen Mädchenblumen sprechen zu lassen: ich bin die Rose, ich bin das Veilchen ... er wußte auch anmuthige Scherze und

Neckereien anzubringen. Während auf der Bühne die Gespielen schön geschmückt declamirten und reizende Gruppen bildeten, saß er im Souffleurkasten und hauchte ihnen die Worte zu. Wie glücklich war er aber auch dann beim Feste und nickte sehr beifällig, wenn dieser oder jener Redner auswendig oder vom Blatte den Toast sprach, den er verfaßt hatte.

Er war auch musikalisch genug, die Privatübungen zu überwachen, besonders war er im Tacthalten sehr fest, darin war er unbarmherzig. Er konnte auch genug zeichnen, um hierin nachzuhelfen, zumal im Blumenzeichnen.

Emil Knopf war einer der brauchbarsten Menschen; er war stolz darauf, sich nie in öffentlichen Blättern angekündigt zu haben, er wurde stets von Mund zu Mund und zwar meist von schönem Mund zu schönem Mund empfohlen; eine Mutter pries ihn der andern und die Väter lächelten und sagten: „Ja, Herr Candidat Knopf ist ein sehr gewissenhafter Lehrer."

War er in einem Hause, wo man das Rauchen nicht gerne hatte, kaute er geröstete Kaffeebohnen und das genügte ihm. Knopf schnupfte sehr gern, that es aber nur, wenn er allein war.

Aber das ist doch kein Grund, daß er dazu bestimmt schien, immer nur Aushelfer, immer nur pädagogische Wartefrau auf einige Wochen zu sein. Bis Noth und Krankheit vorüber, wird Knopf ins Haus genommen, dann wird er entlassen, mit sehr höflichen, sehr herzlichen Worten — aber er wird doch entlassen.

Vierzehn Semester — Knopf zählte immer nach Semestern, und wir müssen es ihm darin gleich thun — lebte er in der Residenz, und während dieser Zeit nahm er sich immer vor, eine Sorte Cigarren, die ihm schmecke, in größerer Masse anzuschaffen, aber er kam nie dazu. Vierzehn Semester rauchte er von einer Woche zur andern immer Probe-Cigarren, fragte beständig, was das Tausend kostet, aber nie brachte er es zu Tausend.

Knopf war von Natur ein ungeschickter Mensch, aber er erzog sich und wurde einer der besten Schwimmer und Turner, so daß er auch eine Zeit lang zur Aushülfe Turnlehrer wurde. Zwei Stellen, die er auf dem Lande inne gehabt, wo es so schwer ist, einen Clavierstimmer zu bekommen, hatten ihn dazu veranlaßt, auch das zu lernen. Er übte es aber nur für das jeweilige Haus, in dem er lebte. Manche behaupteten, er könne auch stricken und Weißzeug nähen, doch das war entschieden Verleumdung. Strümpfe

stopfen verstand er allerdings meisterhaft, aber noch nie hatte ihn Jemand dabei gesehen; er that es immer heimlich.

Zu Herrn Sonnenkamp war Knopf ebenfalls als Nothlehrer gekommen; hier schien ihm aber ein längeres Verweilen beschieden und eine sorgenfreie Zukunft. Knopf hatte eine schwärmerische Liebe zu Roland, und obgleich der Knabe nichts Rechtes bei ihm lernte, sagte er doch oft zum Lehrer Faßbender, dem er sich angeschlossen hatte:

„Die Götter haben auch nichts gelernt. Wer kann sagen, wer der Musiklehrer Apollo's gewesen, bei welchem Oberkellner Ganymed kredenzen gelernt? Schöne Naturen haben Alles von selbst und brauchen nichts zu lernen. Wir sind nur Krüppel mit allem unserm Lernen, wir lassen uns von der Tyrannei der vier Facultäten einfangen, aber das Leben ist kein Quadrat."

Das also ist unser Freund Knopf, und „unser Freund Knopf" wurde er in den besten Häusern des Landes genannt.

Knopf hatte eben mit dem Flötenspiel aufgehört; jetzt saß er, die Schreibtafel auf dem Knie und schaute bald in die Landschaft, bald schrieb er hastig einige Worte; dann nahm er den Bleistift zwischen die Zähne, er schien an einer Wendung zu kauen.

Weit hinaus konnte man die Straße sehen, die vom Dorfe bei der Villa herauf nach dem Nachbarorte führt. Jetzt sah Knopf einen Reiter daherkommen. Er verwandelte schnell die Flöte in einen Spazierstock und verbarg sein Taschenbuch, dann eilte er über die Weinberge hinab auf die Landstraße.

„Ja, wer so gut zu Pferde sitzt, ist der richtige Lehrer für ihn," sagte Knopf. Er zog schon von Ferne den Hut ab; der Reiter nickte ihm zu.

Achtes Capitel.

Der Reiter kam näher, jetzt war er bei Knopf. Dieser sah staunend nach dem Manne, er konnte kein Wort hervorbringen; Erich aber sagte:

„Habe ich die Ehre, meinen Collegen, Herrn Knopf, vor mir zu sehen?"

„Das bin ich."

Rasch schwang sich Erich aus dem Sattel und reichte Knopf die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte er. Und bei jedem Worte, das er sprach, bei dem Ton seiner Stimme wurde das Antlitz Knopfs immer glänzender, überall im Gesichte zeigten sich noch mehr Vertiefungen und Erhöhungen, während Erich fortfuhr:

„Es war meine Absicht, Sie bald einmal zu besuchen; ich wollte es aber nicht eher thun, bis meine Anschauungen allseitig begründet waren."

„Sehr richtig," erwiderte Knopf, „jedes fremde Urtheil ist Vorurtheil."

Mit immer mehr Verwunderung sah Knopf auf Erich und sagte — es klang wie ein Liebesgeständniß:

„Es freut mich, daß Sie ein schöner Mann sind. Ja, lächeln Sie nur und schütteln Sie den Kopf, das thut sehr viel in diesem Hause und bei Roland besonders."

Erich legte die Hand auf die Schulter Knopfs, ging mit ihm dem Dorfe zu und sagte, Knopf hätte ihn wohl auf der Villa besuchen dürfen, und wenn er die Familie vermeiden wolle, so hätte er ihn ganz allein getroffen, denn sie sei mit Herrn von Prancken nach dem Kloster, um Manna abzuholen.

„Ach, das arme Mädchen," klagte Knopf. „Ich darf wol sagen, daß ich schon mehr als fünfzig Schülerinnen gehabt, gar liebe, prächtige Mädchen, und nicht die Hälfte, ja nicht ein Drittheil hat sich so verheiratet, wie man es ihnen wünschen möchte."

Erich stellte sein Pferd in der Dorfschenke ein und Knopf führte ihn unter die Linde auf dem Bergesscheitel und dort sprachen sie über Roland; Erich hörte zum ersten Mal ein gerechtes Urtheil über ihn.

„Ich muß Ihnen," unterbrach sich Knopf, „wie ein Kind meine jüngste Wahrnehmung und meinen jüngsten Schmerz kundgeben. Sie haben doch nicht Eile? Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, mich verdrießt nichts so sehr in unserer Zeit, als daß die Menschen immer Eile haben."

Erich beruhigte ihn und sagte, sie hätten den ganzen Tag zur Verfügung und schloß:

„Nun erzählen Sie."

„Als ich heut über den Berg wanderte, dort oben an der Waldcapelle, wurde ich tief traurig. Es war thaufrisch, die Vögel

sangen ungestört weiter, unbekümmert um das Läuten der Frühglocke von der Capelle hier oben und unbekümmert um das Läuten vom Bahnhofe da drunten. Was kümmert das die in sich gehaltene Natur in der Zeit der ersten Frühlingsliebe? Doch, das wollte ich Ihnen ja eigentlich nicht erzählen," unterbrach er sich, die Hand auf das Taschenbuch legend, worin gewiß ein Gedicht dieses Inhalts war. — „Also ich ging den Waldpfad dahin, da hörte ich Kinderstimmen, helle, fröhliche, und eine sanft begütigende. Den Berg herauf kam ein schönes Mädchen — entschuldigen Sie, ich hab' erst später gesehen, daß sie schön war — ich hatte mir ein Bene angethan und im grünen Wald meine Brille abgenommen, ich setze sie nun auf und sehe zuerst wunderschöne, volle, weiße Hände. Das Mädchen bemerkte mich, sie schien zu erschrecken und faßte den ältern Bruder, einen Knaben von etwa dreizehn Jahren, an der Hand, zwei jüngere gingen neben ihr. Ich ging vorüber und grüßte; das Mädchen dankte nur leise, die Knaben aber sagten laut: Guten Morgen. Ich kehrte wieder um zur Capelle. Diese Stille, diese Ordnung hier oben, wo keine Menschen wohnen, Alles bereit zu ihrer Andacht, diese Gefäße, die Bilder, diese Leuchter und der Geistliche so würdig ... ich meine, es ist nicht möglich, daß ein Mensch, der sich so neigt, so kniet, so die Hände erhebt, Alles das nur heucheln kann. Der niedrigste Verbrecher im Zuchthause wäre ein Engel gegen einen solchen. Die Predigt selbst war freilich nur eine Spitalsuppe. Aber sollten Sie es glauben? Ich hatte eigentlich das Mädchen noch einmal sehen wollen, ich schämte mich jedoch, daß ich mit solcher Absicht in den Tempel gekommen war, und schlich leise auf den Zehen davon. Und da kam das große Elend über mich."

„Welches meinen Sie?"

„Das Elend unserer Freiheit kam über mich. Da geht das Mädchen mit ihren drei jüngeren Brüdern in der Morgenfrühe durch den Bergwald und sie wandern nach der Waldcapelle, wo die Glocke sie ruft. Denken Sie sich, diese vier Menschen hätten kein Ziel für ihren Morgengang, kein so schönes, sicheres, was wäre es? Ein Gang ins Freie, weiter nichts! Ins Freie — was ist denn das? Es ist nichts und nirgends. Aber in einen festen Tempel eintreten, wo die Orgel braust, heilige Gesänge anzustimmen sind, das muß die jungen Seelen erquicken und sie

bringen von ihrem Morgengange durch das Freie eine höhere Labung in ihrem Gemüthe mit heim. Und da droben ist Gottesdienst, ob Menschen kommen oder nicht, da ist nichts auf den besonderen Charakter einer Gemeinde, einer bestimmten Bildungsstufe gerichtet. Das waltet fort wie die ewige Natur, unbekümmert, ob es empfangen wird; wer kommt, mag Theil daran nehmen, Niemand fragt, Niemand braucht zu wissen, von wannen er ist. Wenn ich gläubig sein könnte, ich wäre katholisch oder ein altgläubiger Jude. Was aber ist unser Leben? Ein Gang ins Freie, ins Ungehinderte, aber auch ins Unbestimmte! Sie verstehen doch, daß mich das traurig machen mußte, denn ich kann mich nicht zu etwas Anderem, zu etwas Positivem zwingen. Und wie ich es nicht kann, kann es meine Mitwelt nicht, und doch müssen wir wieder etwas gewinnen. Unser Leben soll nicht blos ein Gang ins Freie sein, sondern durch das Freie zu einem festen, sichern, heimatlichen, die Menschengemüther sammelnden Ziele. O, wenn ich es nur sagen, nur fassen könnte und die Millionen lechzender Seelen mit mir! Und da ist Roland! Wohin können Sie ihn führen? Ins Freie. Aber was soll er dort? Was findet er? Was bindet, was lockt ihn? Da ist der Punkt, das ist das schwere Räthsel. Die Religion, die sittliche Burg, wohin wir den reichen Jüngling führen, hat nicht Mauern, nicht Dach, hat kein Bild, keinen Gesang, keine Weihesprüche. . . . da liegt's."

„Ich hoffe, es soll uns beschieden sein," sagte Erich und faßte die Hand des Mannes, „einem Menschen den Halt in sich zu geben, ohne Anlehnung an von Außen Gegebenes. Wir Beide hier, haben wir diesen Halt nicht?"

„Ich glaube, oder auch, ich weiß," rief Knopf begeistert. „Da sitzen wir hier oben und schauen ins Weite, ob kein Zeichen kommt, kein das ganze Dasein durchdringendes oder erneuerndes Wort; es kommt nicht von außen, es ist nur in uns. Und in Roland ist ein ganzer Mensch, eine gediegene Natur trotz aller Zerfahrenheit, die sie über ihn gebracht haben; er hat störrische Keckheit und überraschende Weichheit zugleich. Er hat viele gute Empfindungen. Ist es nicht ein verkehrter Weg, einen Menschen durch den Anblick von allerlei Elend und Gebresten zum Guten zu erziehen? Das macht grüblerisch, sentimental, schwächlich. Die Griechen hatten einen andern Weg, den der Kraft, der Heiterkeit, des Selbstvertrauens, das macht stark. Ach," fuhr Knopf lächelnd

fort, „der eigentlich schöne Mensch oder der eigentliche Mensch ist der unexaminirte Mensch, eine Species, die sich in Europa gar nicht mehr findet. Wir werden Alle zum Examen geboren. Das war das Große an den Griechen, daß sie keine Examinations-Commission hatten; Plato hat nirgends promovirt, und das ist das Große, das Griechenthum Erneuernde in Amerika, da gibt's eigentlich auch kein Examen. Civis romanus sum, das ist genug fürs Allgemeine."

Erich lenkte zurück und fragte:

„Wissen Sie einen Beruf für Roland?"

„Beruf! Beruf! Das Beste, was man lernt, steht nicht im Stundenplan und kostet kein Schulgeld. Die Berufseintheilung, auf die wir uns so viel einbilden, ist nur eine philisterhafte Tyrannei, eine Nothtugend. Gemeine Naturen bezahlen mit dem, was sie leisten, edle mit dem, was sie sind. So ists. Wenn ein schöner, sich frei auslebender Mensch da ist, das ziert die Menschheit, das thut ihr gut. Ich habe versucht, Roland die Naivetät des Reichthums zu bewahren. Wir Menschen sind nicht dazu da, uns zu Spital-Brüdern einzuexerciren. Nicht Jeder hat zu dienen, sich selbst vollenden ist auch ein Beruf. Sie sollten Roland aus dem Hause nehmen."

„Das wäre allerdings das Beste, aber Sie wissen ja, das geht nicht."

Erich forschte leise nach dem Anlasse, wegen dessen Knopf das Haus verlassen; aber auch ihm erzählte dies Knopf nicht; er gab nur zu verstehen, daß Roland von dem französischen Kammerdiener Armand verführt worden sei, und Armand sei ja jetzt aus dem Hause entlassen.

Erich bat Knopf, ihm von seiner Schülerin zu erzählen.

„Ja," berichtete Knopf, „da haben wir's. Die Eltern haben das Kind nach Deutschland geschickt, da zu fürchten war, daß es dort, im Lande der Freiheit, eine unfreie Seele würde, denn Doctor Fritz und seine Frau sind religiös freisinnige Menschen und gelten als Muster von Edelsinn. Nun kam das Kind in eine englische Schule und bald fing es an, die Eltern zur Kirche bekehren zu wollen, und sprach immer den Vorsatz aus, Presbyterianerin zu werden. Es weinte und bat und sagte, es fände keine Ruhe, weil die Eltern so gottlos seien. Ist dies nicht eine höchst merkwürdige Erscheinung? Nun schickten die Eltern das

Kind nach Deutschland, allerdings in das beste Haus, das sich finden ließ."

Knopf nahm einen Brief aus der Tasche, er war von Doctor Fritz, der als Vertreter deutscher Humanität in der neuen Welt emsig an der Vertilgung des Schandflecks arbeitete, der durch den Bestand der Sklaverei noch auf der Menschheit ruht. Doctor Fritz gab dem Lehrer eine genaue Charakteristik seiner Tochter, die für einen Vater von der größten Unbefangenheit zeugte. Er bezeichnete auch, wie das Kind geleitet werden solle. In dem Briefe war auch eine Photographie des Doctor Fritz, eine kernhafte Erscheinung mit aufrecht stehendem, gekräuseltem, blondem Haar und vollem Bart; etwas idealisch Schwunghaftes sprach aus den Mienen des kräftigen Männerantlitzes.

Knopf erzählte dann, daß das Kind in der neuen Welt ganz im Zauberkreise der Grimm'schen Märchen gelebt, und es sei wunderbar, er könne nicht ergründen, ob es blos Phantasie, oder ob es Wirklichkeit: dem Kinde sei auf seiner Reise etwas begegnet, das wie ein Märchen klinge.

„Das Kind heißt Lilian," berichtete Knopf, „und Sie wissen, daß man englisch auch die Maienblume the lily of the valley nennt, und nun hat das Kind eine Maienblume bekommen von einer Erscheinung im Walde, die ihren Namen nicht kannte. Ein wunderbares Märchen bildete sich dadurch in dem blonden Köpfchen, denn das Kind behauptet beständig, es habe den Waldprinzen gesehen."

„Sie sind ein heimlicher Dichter," sagte Erich.

Unwillkürlich fuhr Knopf mit der Hand nach seiner Brusttasche, wo seine Schreibtafel verborgen war, als hätte Erich dieselbe herausgenommen.

„Ich erlaube mir, manchmal einen Vers zusammenzuschmieden, aber seien Sie ruhig, ich habe noch kein fremdes Ohr damit geplagt."

Erich gewann diesen so tief schwärmerischen Mann von Herzen lieb, und als es wieder im Dorfe läutete, sagte er:

„Nun kommen Sie und machen Sie mich mit dem Dorflehrer bekannt."

Neuntes Capitel.

Der Lehrer des Dorfes war eine steife, pedantisch förmliche Erscheinung, er benahm sich sehr demüthig, da der Hauptmann ihn besuchte.

Er war ein Mann im Anfang der sechziger Jahre, sah dabei aber noch sehr rüstig aus. Mit einer Mischung von Stolz und Bitterkeit sagte er, er habe einen Sohn, der, einundzwanzig Jahre alt, in einer Fabrik des jungen Herrn Weidmann bereits das doppelte Gehalt beziehe, das sein Vater nach zweiunddreißigjähriger Dienstzeit genieße. Er habe vier Söhne, aber keiner dürfe Schulmeister werden. Ein zweiter Sohn sei Buchhalter bei einem Banquier in der Handelsstadt und der älteste Bau-Unternehmer in Amerika.

„Ja," rief er laut, „es wird bei uns Schullehrern nicht besser, als bis allgemeine Arbeitseinstellung eintritt."

„Würden Sie Schullehrer bleiben," fragte Erich, „wenn Sie ohnedies ein auskömmliches Vermögen hätten?"

„Nein."

„So würden Sie es auch nie geworden sein?"

„Ich glaube nicht."

„Das ist das Elend," rief Knopf, „daß der Reichthum immer sagt, ich darf die Noth nicht abwehren, denn durch dieselbe erzeugt und bildet sich das Große, die Noth macht ideal; Herr Sonnenkamp sagt immer: Ich darf mich nicht um die Existenzen um mich her kümmern, auch Roland soll es nicht, denn sonst verliert er seine Existenz; er kann nicht mehr spazieren reiten, ohne an das Elend und Ungemach da und dort zu denken. — Wir Lehrer dürfen stolz sein, wir sind die Hüter der Idealität. Sehen Sie hier ringsum die Dörfer, in jedem ist ein sichtbarer Thurm und ein unsichtbarer, und der unsichtbare ist die Idealität des Dorflehrers, der dort bei seinen Kindern sitzt."

Erich that den Ausrufungen Knopfs Einhalt, indem er es dahin brachte, daß der Dorflehrer seine Lebensgeschichte weiter erzählte. Er war ein guter Mathematiker, trat ins Katasterwesen und wurde Zollbeamter, verlor seine Stelle bei Gründung des Zollvereins, trieb sich zwei Jahre fast verkommen herum und ging dann an die Schulmeisterei. Er hatte aber gut, d. h.

vermögend geheiratet, so daß er seinen Söhnen eine bessere Erziehung geben konnte.

Es war Abend geworden.

Erich versprach dem Dorflehrer, ihn wo möglich auch zum Unterrichte Rolands zu verwenden, und ritt nach herzlichem Abschiede von Knopf heimwärts.

Als er die Villa sah, dachte er, wie das Leben dort nun werde, wenn die Tochter des Hauses aus dem Kloster heimgekehrt war.

Die Wagen waren schon da und Herr Sonnenkamp drückte sein Befremden aus, daß Erich nicht die Freundlichkeit gehabt, im Hause zu bleiben, oder sich die Stunde der Ankunft zu merken.

Nach dem Vielen, was Erich mit Knopf besprochen, überkam ihn jetzt die Empfindung der Dienstbarkeit wieder neu.

Er kam zu Roland, der ihn mit Inbrunst umarmte und rief: „Ach, bei Dir allein ist's gut."

Roland konnte sich nicht zurückhalten, von der Mißstimmung Aller zu erzählen, da Manna nicht mit zurückgekehrt sei.

Erich athmete freier auf.

Roland erzählte durcheinander, wie Bella auf der Rückfahrt bei der Wasserheilanstalt ausgestiegen sei, weil sie eine Depesche von Graf Clodwig erhalten, der sie dort erwartete. Endlich aber sagte er:

„Was geht uns alles Andere an! Du bist auch im Kloster und ich habe es Manna gesagt, Du siehst ganz aus wie der heilige Antonius in der Klosterkirche. Ja, lache nur! Wenn er lachen würde, so wie Du müßte er lachen, so wie Du mich jetzt ansiehst, so sieht er drein. Manna hat mir die Legende erzählt. Der Heilige hat in Andacht zum Himmel gebetet, und da hat sich ihm in der Einsamkeit das Christkind auf den Arm gelegt und da sieht er's an, so fromm, so lieb."

Das Antlitz Rolands glühte, Alles fieberte an ihm und Erich hatte Mühe, ihn aus einer übersteigerten Stimmung wieder in eine gleichmäßige zu versetzen. Aber was ihm nur schwer gelingen wollte, gelang den Hunden; Roland war wieder der selbstvergessene Knabe, als er bei den Hunden war.

Zehntes Capitel.

Erich und Roland lebten mit einander auf den Thurmzimmern als wären sie in einen neuen Wohnort eingezogen und ganz allein; dahin drang kein Laut aus der Menschenwelt, nur Vogelsang von den Bäumen und Glockenklang von den Kirchen der Bergdörfer.

Eine regelmäßige Thätigkeit setzte sich fest; bis zum Mittag wußte man nichts vom Getriebe im Hause und Roland lebte fast nur im Denken an Benjamin Franklin.

Immer neue Anknüpfungen boten sich dar, und gerade daß ein amerikanischer Jüngling, und dazu der reiche Jüngling, der nie etwas entbehrt hatte, ein Leben voll Entbehrungen vor sich sah, wurde überraschend ergiebig. Bei Tisch sprach Roland von Benjamin Franklin, als wäre er ein Mann, der eben jetzt erst gekommen ist und überall unsichtbar mitsitzt und mitspricht. Roland wollte sogar nach der Art, wie Franklin sich eine Selbstrechenschaft angelegt hatte, das Gleiche thun, aber Erich hielt ihn davon zurück, denn er wußte, daß dies doch nicht durchgeführt wurde, dazu war Roland zu unstet. Und jene Selbstrechenschaft eignete sich auch nur für den Alleinstehenden oder allein den Weg Suchenden, Roland aber war vom ersten Augenaufschlag bis zum Niederlegen mit Erich. Sie ahmten die physikalischen Entdeckungen Franklins nach, sie durchdachten seine kleinen Erzählungen, ja bei vielen Vorkommnissen fragte Roland:

„Was würde wol Franklin dazu sagen?“

Es war indeß eine große Bewegung auf der Villa, denn der Inhalt des Warmhauses wurde in den Park gebracht. Ein neuer Garten stand in dem Garten. Roland und Erich sahen das erst, als Alles hergerichtet war.

Prancken kam fast täglich auf kurze Zeit, und wenn er zu Tische blieb, sprach er viel von dem Kirchenfürsten; er nannte den Bischof nie anders. Ein zweites Hofleben schien sich ihm aufgethan zu haben und dieser Hof hatte etwas Weihevolles, sich selbst Ordnendes, das keines Hofmarschalls bedurfte. Herr Sonnenkamp fragte stets mit vieler Theilnahme nach allen Verhältnissen am bischöflichen Hofe, Frau Ceres war vollkommen gleichgültig, da sie vernommen hatte, daß es dort keine Hofbälle gebe, überhaupt keine Frauen sichtbar seien, außer etwa höchst ehrwürdige Ordensschwestern.

Die Tage waren still; die südländischen Bäume dufteten und grünten mit den einheimischen, aber die stillen Tage waren gemessen, denn es wurde gerüstet und gepackt im Hause. Lutz war der Regent, große Koffer wurden bereits vorausgeschickt.

Es war an einem regnerischen Morgen, als Erich und Roland beisammen saßen und wiederum das Leben Franklins vor sich hatten. Erich fand Roland unaufmerksam, denn der Knabe schaute oft nach der Thür.

Endlich klopfte es an und Sonnenkamp, der bisher die Morgenthätigkeit nie gestört hatte, trat ein. Er sprach seine Freude aus, daß der Unterricht nun so geordnet sei; er hoffe, daß derselbe durch die Reise nur eine kurze Unterbrechung erleide, denn bei der Ankunft in Vichy könne damit fortgefahren werden.

Erich fragte, was denn das mit Vichy zu bedeuten habe, und er hörte, daß die ganze Familie mit männlicher und weiblicher Dienerschaft, sowie Roland und Erich nach Vichy zur Badecur reise und von da aus ins Seebad nach Biarritz.

Erich erklärte, daß er nicht ins Bad reisen könne.

„Sie können nicht mitreisen? Warum nicht?“

„Es thut mir leid, die Erörterung vor Roland führen zu müssen, aber ich glaube, daß er reif genug ist, diese Sache zu verstehen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß ein ernstliches Studium nicht in einem eleganten Badeorte aufgenommen und dann in Biarritz fortgesetzt werden kann.“

Sonnenkamp sah Erich erstaunt und Roland sah ihn bittend an. Sonnenkamp schien sich nicht Fassung genug zuzutrauen, jetzt in der erforderlichen Weise dem Hauslehrer entgegenzutreten; er sagte daher in leichtem Tone, die Sache könne noch am Abend besprochen werden. In halb spöttischer Weise fügte er eine Entschuldigung hinzu, daß er nicht bereits in der Universitätsstadt Erich seinen Sommerplan mitgetheilt habe.

So saß nun Erich allein mit Roland; dieser schaute still zu Boden. Erich ließ ihn geraume Weile gewähren, denn er sagte sich, jetzt kommt die erste Entscheidung, jetzt wird die Probe gemacht.

„Verstehst Du meine Gründe,“ fragte er endlich, „warum ich unser Arbeitsleben, dieses unser gemeinsames Leben nicht an einem Vergnügungsorte fortsetzen kann und will?“

„Ich verstehe es nicht,“ sagte der Knabe trotzig.

„Soll ich's Dir erklären?"

„Ist nicht nöthig," erwiderte der Knabe unwillig.

Erich antwortete nicht und die Stille ließ Roland inne werden, wie er sich benommen; aber in der jungen Seele kämpfte etwas, das sich gegen eine Knechtschaft aufbäumte. Es kam ein Anderes zu Wort, denn Roland fragte:

„Bin ich nicht fleißig und folgsam gewesen?"

„Wie sich's gebührt."

„Verdien' ich nicht jetzt auch ein Vergnügen?"

„Nein. Die Uebung der Pflicht wird nicht bezahlt, und gewiß nicht durch Vergnügen."

Wieder war lange Stille.

Unbeweglich war das Gesicht Rolands und unbewegt standen Thränen in seinen Augen. Erich fragte:

„Gibt es ein Gutes auf der Welt, das ich Dir nicht geben möchte?"

„Ja, aber. . ."

„Nun, was aber? Sprich doch weiter."

„Ach, ich weiß nichts. Ja doch . . . doch . . . thu's mir zu lieb und geh mit; ich könnte nicht vergnügt sein, wenn Du nicht bei uns wärst, ich dort und Du hier allein."

„Du möchtest also wol ohne mich reisen?"

„Ich will ja nicht, Du sollst ja mit!" Der Knabe sprang auf und warf sich Erich an den Hals.

„Ich erkläre Dir auf das Entschiedenste, ich reise nicht mit."

Roland ließ die Hände sinken, Erich faßte sie und sagte:

„Sieh, ich könnte es ja umkehren, ich könnte ja auch sagen: Thu Du's mir zu lieb und bleib hier; aber ich will es nicht. Komm und schau hell auf und denke Dir, wie es wäre, wenn wir Beide hier allein bleiben. Deine Eltern reisen ins Bad, wir erwarten sie hier und lernen etwas Ordentliches und sind heiterer als auf der Promenade unter der Kurmusik, heiterer als am Meeresstrande. Sieh, Roland, ich habe Frankreich, ich habe das Meer noch nie gesehen, ich versage mir's, der Pflicht zu lieb; und weißt Du, was Deine Pflicht ist?"

„Ach, die Pflicht kann ja auch mitreisen!" rief der Knabe und lachte unter Thränen. Auch Erich mußte lachen, aber er sagte:

„Diese Pflicht kann nicht mitreisen. Du hast Dein Lebenlang

Zerstreuungen genug gehabt. Komm, sei mein lieber Kamerad. Was Du noch nicht einsiehst, vertraue mir, daß ich es einsehe."

„Ja, ich vertraue Dir. Aber es ist so schön, Du kannst Dir's gar nicht denken und ich will Dir Alles zeigen."

Ein Wirbelwind schien Roland erfaßt zu haben. Es stürmte auf ihn ein, daß er Erich gezwungen hatte, bei ihm zu bleiben, daß er den Vater gezwungen, ihm Erich zu geben, und jetzt sollte er ihn lassen! Aber dort lockten Freuden, lockte Musik, lockten lustige Fahrten, beschützende Frauen und neckische Mädchen, die mit ihm spielten. Der Knabe stand auf und wußte nicht, was er thun sollte.

Erich ging zum Vater und sagte ihm, daß er es für einen Verderb Rolands halte, wenn man jetzt, wo er sich freiwillig gebunden habe und auf gutem Wege sei, das Alles zerstöre. Er erklärte, daß, so weh es ihm auch thue, er das Haus verlassen müsse, wenn Roland mit ins Bad reise. Er habe das Roland nicht gesagt, da dieser nicht an die Lösbarkeit denken dürfe. Sonnenkamp fand einen Ausweg, er sagte Roland, er habe nur seine Standhaftigkeit prüfen wollen und freue sich, daß er die Prüfung bestanden habe; er habe gehofft, daß Roland den Vorschlag machen würde, mit Erich zurückzubleiben, und er bewillige ihm das.

Schon am andern Tage reisten die Eltern ab.

Erich und Roland fuhren mit bis zur Bahnstation, und als der ankommende Zug bereits signalisirt war, nahm Sonnenkamp seinen Sohn bei Seite und flüsterte:

„Junge, wenn Dir's zu schwer wird, spring noch in den Wagen und laß den Doctor allein. Glaube mir, er entläuft Dir nicht, es gibt eine goldene Pfeife, mit der lockt man Jeden. Sei muthig, Junge."

„Vater, gehört das noch zur Prüfung, die Du mit mir anstellst?"

„Du bist ein tapferer Junge," erwiderte Sonnenkamp betroffen und gerührt.

Der Bahnzug brauste heran. Eine große Zahl schwarzer, mit gelben Nägeln bedeckter Koffer wurde aufgeladen, Joseph und Lutz zeigten sich als gewandte Reisemarschälle. Schachteln, Flaschen, Rollen wurden in die erste Wagenclasse gelegt, wo Sonnenkamp, Frau Ceres und Fräulein Perini einstiegen. Noch einmal wurde

Roland geküßt und Sonnenkamp sagte ihm dabei ganz leise etwas ins Ohr. Der Zug rollte davon; Erich und Roland standen allein auf dem Perron.

Lautlos fuhren sie zurück nach der Villa. Roland sah blaß aus, jeder Blutstropfen war aus dem Antlitz gewichen. Sie kamen auf der Villa an; Alles war so still und leer. Roland faßte die Hand Erichs und sagte:

„Nun sind wir Zwei allein auf der Welt.“

Elftes Capitel.

Auf den Rebenbergen ist es still, es sind keine Menschen mehr zwischen den grünen Reihen, „Zeilen“ genannt, denn die Reben, die bisher frei wachsen durften, sind angebunden, damit die Blüthe nicht verflattere. Die unscheinbare Blüthe schimmert nicht, nur ein leiser süßer Duft zieht durch die Lüfte. Jetzt bedarf der Weinstock des ruhigen Sonnenscheins am Tage und des milden Hauches in der Nacht; die Blüthe muß zur Frucht sich gestalten, das Feuer aber und die Würze bilden erst die Herbstmonate. Hat nur erst die Blüthe sich gebeert, dann mögen Sturm und Gewitter kommen, die Frucht ist stark, ihres künftigen edlen Zieles sicher.

Hand in Hand wandelten Roland und Erich durch die Gelände, ihr Weg hatte kein Ziel zu Menschen und es war so still im Städtchen und öde in den zerstreuten Landhäusern.

Bella, Clodwig und Prancken, der Major, der Landrichter mit Frau und Tochter waren in die Bäder gereist. Nur der Doctor war auf seinem Posten verblieben, er war jetzt allein, denn seine Frau war zu der Tochter und den Enkeln übergesiedelt. Erich hatte sich, noch ehe er von der Badereise und dem Alleinsein gewußt, vorgesetzt, in der ersten Zeit jede Zerstreuung und jede Pflege der Beziehung zu dem erweiterten Kreise abzulehnen; er wollte sich ausschließlich und mit gesammelter Kraft Roland widmen. Und so waren sie nun vom ersten Augenaufschlag bis zum Schlafengehen unzertrennlich beisammen.

Nur wer Tag aus Tag ein mit der Naturumgebung lebt,

kennt ihre flüchtigen Lichtreflexe, und nur wer mit einem Menschen ganz lebt, kennt und weiß, wie es plötzlich in ihm aufleuchtet, Alles neu erhellt und scharf hervortreten läßt. Wohl merkte Erich noch manchmal, daß Roland nach der Lustbarkeit und Zerstreuung des Badelebens hinausdachte, es sträubte und bäumte sich noch etwas in ihm, daß er in einem ständigen Pflichtenkreise stehen sollte, aber das war wie die Unbändigkeit eines frei erwachsenen Pferdes, das sich gegen Zügel und Zaum wehrt, bald aber damit stolziren wird.

Elemente ohne Zahl dringen auf ein Wachsthum ein, bewegen, formen und füllen dasselbe; der Mensch lenkt und leitet das sich selbst Bildende — wie sich aber das Gegebene wandelt, das steht nicht in seiner Macht.

Weiter lasen sie das Leben Franklins; Roland sollte einen ganzen Mann sehen. Die staatsmännische Thätigkeit, in die Franklin allmälig eintrat, war für den Jüngling noch nicht verständlich, aber er sollte eine Ahnung gewinnen von solch erweiterter Thätigkeit und Niemand kann ermessen, was auch von Halbverstandenem in einer jungen Seele haftet. Das weiße Haus zu Washington trat in die Phantasie Rolands wie die Akropolis zu Athen, wie das Capitol in Rom.

Bei der Gründung des amerikanischen Freistaats, bei Feststellung der Verfassung war es schwer, die Aufmerksamkeit des Jünglings zu fesseln, aber er mußte Stand halten.

Erich wählte zur eindringlichen Kenntniß Abschnitte aus Bancrofts Geschichte von Amerika.

Daneben lasen sie das Leben des Crassus von Plutarch und den Sang des Hiawatha von Longfellow. Der Eindruck dieses Gedichtes drängte eine Weile alles Andere zurück. Hier hat die neue Welt ihre Heroenzeit und ihre Romantik in dem Indianerleben festgehalten. Das Gedicht erscheint wie jene großen National-Epen, die nicht ein einzelner Mensch, sondern ein gesammelter Volksgeist gedichtet hat. Die Pflanzung des Maises stellt sich als eine Gestaltung dar, wie sie die mythenbildende Kraft des classischen Alterthums formte. Hiawatha erfindet das Segel, er macht den Fluß fahrbar, er vernichtet die Krankheit. Den größten Eindruck aber auf Roland machte das Fasten Hiawatha's und das in dieser Kasteiung sich bildende, weltvergessene fieberisch erregte Stimmungsleben.

„Das kann doch nur der Mensch allein!“ rief Roland.

„Was denn?“ fragte Erich.

„Fasten, sich freiwillig Nahrung versagen.“

Aus dieser Traumwelt einer Vergangenheit, die nothwendig dem lichten Tag der Culturarbeit weichen muß, ging es wieder zur ersten Gründung des großen amerikanischen Freistaats. Wiederum trat hier Franklin ein, der nun einmal der Mittelpunkt für Roland zu werden schien, und vor ihm trat sogar Jefferson zurück, der zuerst die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte nicht nur verkündete, sondern auch zur Grundlage eines Staatslebens machte. Roland und Erich sahen mit einander, wie diese Robinsonade im Großen — wie Friedrich Kapp es nennt — zum Cultur-Reiche gemacht wird, aber jene traurige Schwächlichkeit und Rücksichtnahme, die nicht sofort auch die Sklaverei aufhob, bildete einen Knotenpunkt.

„Glaubst Du auch, daß die Neger Menschen sind wie wir?“ fragte Roland.

„Ohne Zweifel; sie haben Sprache wie wir und können Alles denken wie wir.“

„Ich habe einmal gehört, daß sie nicht Mathematik lernen können,“ warf Roland ein.

Erich ging nicht weiter auf diese Erörterung ein; er wollte keinen Schatten auf den Vater werfen, der große Plantagen besessen hatte, die von Sklaven bebaut wurden; es war genug, daß in dem Jüngling sich Fragen regten.

Nichts Besseres hätte sich für Erich und Roland finden können, als daß sie Beide zusammen etwas lernten. Der Baumeister, ein tüchtiger Mann seines Faches und glücklich, in jungen Jahren eine so schöne Aufgabe ausführen zu dürfen, war mittheilsam und lehrreich. Die Burg war, wie so viele in den Rheinlanden, just hundert Jahre vor der französischen Revolution von den in Deutschland barbarisch hausenden Soldaten Ludwigs XIV. zerstört worden. Ein alter Hauptthurm, der sogenannte Burgfried, hatte noch Ueberreste römischen Mauerwerks, Gußmauern, wie sie der Baumeister nannte.

„Was ist eine Gußmauer?“ fragte Roland.

Der Baumeister erklärte, daß sie aus schichtrechtem Bauwerk von Bruchsteinen bestehe, das hüben und drüben aufgeführt wurde, und in die Mitte wurden regellos Steine geworfen und dann wahrscheinlich heißer Mörtel zur Bindung eingelassen.

Nun hatte man in der ganzen Gegend seit langer Zeit die Burg als Steinbruch benutzt und gerade die Ecken waren losgelöst, weil das die besten Steine sind. Alles war mit Gebüsch überwachsen, das Burghaus ganz verschwunden, die Burg wol selbst ehemals eine römische Arx und im Style des zehnten Jahrhunderts neu aufgebaut. Aus einer Zeichnung, die sich im Staatsarchiv vorgefunden hatte, ließ sich wenig Charakteristisches mehr erkennen, aus einzelnen Steinen und Angeln aber noch Manches von der Structur nachbilden. Der Baumeister zeigte, wie er nun das Alles bilde, und besonders froh war er, den Brunnen gefunden zu haben, aus dem man, wie sein Ausdruck lautete, „viel Schutt und Kummer" herausnahm.

Der Einblick in die geschlossene Berufsthätigkeit eines Mannes wirkte auf den Jüngling tief erwecklich und mit großer Emsigkeit folgte er dem ganzen Bauwesen. Es war sein Lieblingsgedanke, einst hier allein auf der Burg zu wohnen, und er wollte mit daran gebaut haben.

Wenn am Samstag Abend die Maurergesellen und Erdarbeiter auf der Burg abgelohnt wurden, war Roland immer zugegen. Eine Stunde früher als sonst wurde Feierabend gemacht, der Barbier aus dem Städtchen kam und rasirte die Maurer, dann wuschen sie sich am Brunnen; auch eine Bäckerfrau mit Brod war aus dem Städtchen heraufgekommen; nach und nach stellten sich nun die Arbeiter unter den Vorbau eines kleinen Häuschens, das man zum einstweiligen Schutz auferbaut. Roland stand manchmal drinnen in der Stube bei dem Werkführer und hörte die kurzen Worte:

„Du bekommst so und so viel."

Er sah die harten Hände, die den Lohn empfingen. Manchmal stand er auch draußen bei den Arbeitern selbst oder bei Seite sie beobachtend; namentlich die Speißbuben, die gleichen Alters mit ihm waren, faßte er besonders ins Auge und dankte Allen herzlich, wenn sie ihn grüßten. Die Meisten hatten einen Laib Brod in ein Tuch gewickelt unter dem Arm, wenn sie den Dörfern zugingen, wo sie wohnten; manchmal hörte man noch aus der Ferne singen.

Erich wußte, daß dieses Eindringen Rolands in fremdes Leben gegen die Grundsätze Sonnenkamps war, denn dieser pflegte zu sagen: Wer ein Schloß bauen will, darf nicht die Kärrner und Steinbrecher in den Steingruben draußen kennen.

Dennoch ließ Erich seinen Zögling unbefangen in fremdes Leben eindringen. Er sah, was in dem großen Auge Rolands sich aussprach, während er mit ihm auf einem Vorsprung der Burg saß, wo der Thymian sie umduftete und sie hinausschauten über Berg und Thal, drüber die Glocken anstimmten und den morgigen Sonntag einläuteten. Ein Blick, der auf die arbeitsamen Hände geschaut, ein Sinnen, das den Heimkehrenden nachging, bildet eine Seelenstimmung, aus der man nimmer der Mitmenschen vergessen kann.

So festigten sich moralische und intellectuelle Grundlagen in der Seele des Zöglings.

Eines Abends saßen sie wieder auf der Burg, die Sonne war bereits hinabgegangen, nur das Abendroth stand noch auf den Bergen, das Dorf mit seinen blauen Schieferdächern im Abenddufte erschien, als ob es in einem Traum schwebe, da sagte Roland:

„Ich möchte wissen, wie es in Amerika ist. Solche Burgen sind doch nicht da.“

Erich sagte Roland die Verse Goethe's vor:

Amerika, Du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte,
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Roland schrieb sich die Verse auf.

Noch auf manchen stillen Gängen sprach Erich ihm Gedichte von Goethe vor, in denen es ist, als ob nicht ein Mensch, sondern die Natur selbst im Worte Ausdruck gefunden hätte.

Zu Benjamin Franklin und seiner nüchtern ruhigen Betrachtung, zu Hiawatha und Crassus gesellte sich nun der durchleuchtende Geist Goethe's. Bei schicklichen Veranlassungen wußte dann Erich auch die klassischen Dichter des Alterthums seinem Zögling

zuzuführen. So lebten sie im ständigen Verkehr mit dem Besten, was der Menschengeist je gebildet.

Roland hatte Vieles gehört und gelernt, aber Alles in ihm war chaotisch, bruchstückweise. Erich hatte zuerst an sein lebendiges Interesse für Amerika angeknüpft. Mit großem Eifer versenkte er sich selbst in die Geschichte der neuen Welt und dieses Neuerrungene ging mit der ganzen Frische auch auf Roland über; in der Art wie er das Leben der neuen Welt, mit dem der Griechen und Römer vergleichend, seinem Zögling darstellte, erweckte er seine gespannte Aufmerksamkeit. Roland lernte wunderbar leicht und was er hörte, setzte sich alsbald in eigenthümlicher Weise in den Bestand seines Charakters um. Da Roland die Gemeinsamkeit des Unterrichts entbehren mußte, so vermochte Erich die Vortheile des rein persönlichen Unterrichts dafür einzusetzen; er fand ständig jene Keimpunkte, wo der Wissenstrieb seines Zöglings am leichtesten zu erregen war, und der Unterricht wurde nicht zur Nöthigung, sondern zu einer Sättigung für das, was die junge Seele heischte.

Erich hütete sich indeß wohl, das kühne, entschlossene Naturell Rolands in ein schwärmerisches und grüblerisches zu verwandeln; er legte zwischen den Unterricht immer gleichmäßig die Körperübungen, Fechten, Turnen, Reiten, nach der Scheibe schießen, Schwimmen und Rudern, und mit Hülfe Faßbenders lehrte er Roland auch Messungen im Freien machen.

Schwer war es indeß doch noch oft, zumal auf den Gängen ins Freie, die Aufmerksamkeit Rolands auf ein Bestimmtes zu lenken. Manna hatte ihrem Bruder ihre beiden Lieblingshunde, Rose und Distel genannt, zurückgelassen und diese Hunde vor allem nahm Roland gern mit auf den Gängen ins Freie. Manna war ehedem nicht nur die kühnste Reiterin, der Vater hatte sie auch immer mit zur Jagd genommen.

Gingen nun die Hunde mit, so fand Erich keine volle Aufmerksamkeit bei Roland, sein Auge war auf sie gerichtet, die Hunde blickten ihn an, sie wollten Aufmerksamkeit für ihr Dableiben. Erich befahl es nicht geradezu, auf manche Fragen erwiderte er, er könne sie nicht beantworten, wenn nebenbei an die Hunde gedacht und ihre Sprünge ins Auge gefaßt würden. Roland ließ nun die Hunde zu Hause . . .

Draußen liegt das Feld, dort ist das Rebengelände, da wächst

die Traube und in ihr sammeln und verwandeln sich die durch die Luft dahin schwebenden und im Erdengrund ruhenden Elemente und vor Allem ist es der wallende Strom, der eine unwägbare Kraft, einen geheimnißvollen Duft in die Frucht sendet. Sonnenschein und thauige Kühle, Regen und Gewitter, auch Hagelschauer fallen nieder und die Pflanze lebt fort ihrer Zeitigung entgegen.

Wer kann sagen, was Alles eine Menschenseele bilde und gestalte? Wer kann sagen, was Alles von dem, was Erich in Roland pflegte, aufging und gedieh zu dieser Stunde, an diesem Tage?

Roland und Erich waren jeden Morgen und jeden Abend dabei, wenn die Wiesen berieselt, wenn die Bäume und Blumen in Kübeln und Töpfen begossen wurden; sie halfen mit und dieses Fördern eines fremden Wachsthums gab ein Gefühl eigener Sättigung. Es war wie eine Empfindung der Wohlthätigkeit.

Der Park und der Garten blühte und gedieh fort, Alles ist geordnet, Alles wartet still, bis der Herr wiederkommt; in Roland wurde auch ein Garten gepflanzt und gehegt.

Die Nachtigallen im Park waren verstummt, der schwelgerische Blüthenduft war verflogen, festes Gedeihen war ringsum.

Und waren die Tage voll geistiger Belebung, so gingen Roland und Erich die stillen Nächte mit einander die Bergwege und weideten den Blick an der mondbeglänzten Landschaft, wo auf der einen Seite die Berge ihre Schatten warfen und scharf abgeschnitten das Mondlicht auf den Weingeländen ruhte und im Strome glänzte. Ein Athem stiller Wonne lag auf der Landschaft und die Wandelnden sogen ihn ein, still dahinschreitend, nur selten ein Wort sprechend. Es waren Stunden innigster Segnung, wo die Seele nichts will als athmen, schauen, mit offenen Augen träumen, der inneren Fülle und des von Außen einströmenden ruhig gedeihlichen Waltens der Natur inne werden.

Der Weinstock saugt aus der Erde, saugt aus der Luft, und in solchen Stunden zeitigt in der Seele, was sie von unnennbaren Mächten aus sich entwickelt und was von Außen in sie einströmt.

Erich fühlte sich so in sich begnügt, gehoben und vom glücklichen Gelingen erfüllt, daß diese hohe Spannung seines Wesens auch Roland empfand und Alles, was in Erich lebte, ging vor ihm und vor Roland neu erquickend auf.

Zwölftes Capitel.

Der Doctor hatte bisweilen vorgesprochen, aber nur auf Viertelstunden. Als er einst kam, klagte Erich, daß in Roland Unwilligkeit und Verdrossenheit sich zeige; er sei nicht geradezu widerspenstig, thue aber Alles nur äußerlich; es wäre schwer, ihn dahin zu bringen, daß er einen Tag freudig begrüße, der nichts Neues bringt, sondern nur die Wiederholung des Gestern.

„Mein lieber junger Freund," tröstete der Doctor, „ich pflege das die Maienkälte zu nennen. In jedem Verhältniß, wo die frühere Selbständigkeit aufgegeben wird, bei einer Berufsänderung, beim Eheschluß, tritt trotz allem Glück nach Wochen der Blüthe plötzlich die Maienkälte ein, wie draußen in der Natur. Man sagt, daß diese von den Alpen, vom Schmelzen der Eisberge herkäme; vielleicht schmelzen im Innern egoistische Eisberge, jedenfalls ist es wie nochmaliger Kampf des Winters mit dem Sommer, Kampf der Einsamkeit mit der Gemeinsamkeit. Seien Sie unverzagt! Lassen Sie bei dem Jungen die Tage der kalten Heiligen vorüber sein und es wird wieder Alles gut."

Der Doctor kam nun öfter; er schlug Erich vor, der Einladung Weidmanns folgend, mit Roland einen längeren Besuch auf Mattenheim zu machen; die Anschauung eines nach vielen Seiten hin erwerbsthätigen Lebens werde Lehrer und Schüler erfrischen. Erich entgegnete, daß er sich nicht für berechtigt halte, das ihm anvertraute Haus auf mehrere Tage zu verlassen.

Erich und Roland begleiteten nun den Arzt zuweilen auf seinen Wegen und drangen dadurch gemeinsam in das Leben der Rheinlande ein. Der Doctor machte diese Einführung in das heimische Sein nicht ohne Absicht; er hielt es für einen ausreichenden Lebenszweck, wenn ein Mensch bestmöglichen Wein erziele. Das könne und solle Roland. Der Welt guten Wein bereiten, sei nicht minder, als ihr schöne Kunstwerke schaffen. Und wenn man Roland Anhänglichkeit an die Rheinlande einpflanze, so könnte daraus noch viel Edles erfolgen, zumal wenn man ihn mit dem Weidmannschen Hause in Verbindung bringe.

Der Doctor war der beste Wegweiser; er kannte jedes Haus und seine Einwohner bis ins Innerste und sprach von allen Menschen mit gerechter Abwägung, er hob die Schatten-, wie die

Lichtseiten gleichmäßig hervor. Von Haus zu Haus gab es belebende Einblicke und von Keller zu Keller erfrischende Labe.

„Man spricht immer vom Verfall unsres Volksstammes," lehrte der Doctor, „es scheint eine lange Krankheit, jedenfalls keine gefährliche. Die Leute schlagen sich durch und trinken sich durch. So ist es gewesen und wird immer sein. Brennt die Sonne heiß, hat man ein Recht, zu trinken; ist das Wetter unheimlich und naß, muß man sich durch einen guten Trunk frisch erhalten."

Sie kehrten bei einem Manne ein, an dessen Hause die Statue der heiligen Mutter mit einer Laterne in der Hand angebracht war.

„Hier oben," sagte der Doctor, „wird noch in der That reiner Wein eingeschenkt, der Mann liefert an die Kirchen den Abendmahlwein, der ganz unverfälscht sein muß. Der Vater dieses Mannes ist ein berühmter Sticker von Kirchengewändern, sein Bruder ein angesehener Heiligenmaler, und wenn die Leute auch Vortheil von ihrer Religion haben, es ist ihnen doch heilig ernst damit. Wir wollen nicht an der Rechtschaffenheit der Gläubigen mäkeln, dafür sollen sie aber auch bei uns Ungläubigen die Rechtschaffenheit gelten lassen."

Weiter kamen sie an ein Haus und der Doctor sagte:

„Da wohnte ein lustiger Schelm, der ein Gespenst ins Haus gesetzt hat. Es war ein alter Kauz, von Handwerk ein Maurer. Er hinterließ lachende Erben, und man weiß, daß er eine kleine Kiste machen ließ beim Tischler und ein Schloß dazu beim Schlosser und bei der Vermauerung des Kellers, wo er allein war, hat er die Kiste eingemauert. Man glaubt nun, daß darin bedeutende Summen verborgen sein müssen, und doch war er Schelm genug, eine leere Kiste einzumauern, um die Nachkommen damit zu necken. Nun wissen die Menschen nicht, sollen sie das Haus einreißen, um die Kiste zu suchen, oder nicht; es ist möglich, man findet eine leere Kiste, und es ist dann umsonst."

Einen Alten mit verschmitztem Gesichte, der vor seinem Hause saß, grüßte ein andermal der Doctor zutraulich und fragte, ob man nicht wieder einen Tropfen von der „schwarzen Katz" kosten könne. Der Arzt wurde fröhlich eingeladen; er ging mit Erich und Roland in den Keller, wo sie feurigen Wein aus einem Fasse tranken, darauf in der That die schwarze Katze saß, freilich nur eine nachgemachte mit Glasaugen. Der Alte war überaus zutraulich und mit Roland anstoßend sagte er:

„Ja, ja, wir sind Alle nur Pfuscher gegen Ihren Herrn Vater.“

Mit schmatzendem Behagen lobte er die Durchtriebenheit und Pfiffigkeit Sonnenkamps, Erich sah besorgt auf Roland, der indeß wenig davon berührt schien. Als man davon ging, sagte der Doctor:

„Das ist der wahre Bauer, denn der wahre Bauer ist ein gründlicher Egoist, denkt immer nur an seinen Vortheil, mag darüber die Welt zu Grunde gehen. Das ist der Altbürgermeister, der den kleinen Leuten, so oft sie was brauchten, Geld geliehen hat, und war ein schlechtes Jahr, hat er die Ausstände mit Härte eingetrieben, so daß die Weinberge öffentlich versteigert wurden; und nun ist er im Besitz des größten Weingutes. Ja, er ist ein durchtriebener Schelm.“

Erich sah den Doctor von der Seite an, er begriff nicht, wie er doch mit dem Altbürgermeister so freundlich sein konnte; er fragte, ob der Mann überhaupt in Ansehen stehe, es wurde mit Nachdruck bejaht, denn Besitz gibt auf dem Lande Ansehen.

Auch beim Aichmeister, dem eigentlichen lustigen Bruder der ganzen Landschaft, kehrten sie ein; sie wurden durch die Keller geführt und mußten manchen guten Tropfen kosten.

Der Aichmeister trug stets ein Weißbrod in der Tasche, das nannte er sein Schwämmchen. „Mit Stroh,“ sagte er, „heftet man die Rebe an, und mit diesem Brödchen, das auf dem Stroh gewachsen ist, bändige ich den Wein. Das Wasser zehrt, hat die Nonne gesagt, da hat sie ihren Schleier gewaschen und einen ganzen Laib Brod dazu gegessen ...“ Man hatte dem Aichmeister nachgerechnet, daß er bereits siebzig Stückfaß Wein getrunken, er aber behauptete: sie haben es gnädig mit mir gemacht, ich habe weit mehr getrunken.

Es war ein lustiges, ein weinseliges Leben, in das Erich und Roland zugleich eindrangen, und wenn sie wieder zu ihrer strengen Arbeit zurückkehrten, stand im Hintergrund der Seele das Bewußtsein, daß man in einer fröhlichen Landschaft lebte, wo das Dasein sich leicht abspielt.

Der hohe Sommer war da; es kamen kalte, windige, trübe Tage, wo man an allem Gedeihen zweifelt, und doch kann der Sommer noch nicht zu Ende sein, es muß wieder heiß werden. Die frischen Johannistriebe an den Laubbäumen zeigten an, daß

die Sommerhöhe erstiegen war und es nun abwärts ging. Der Wald hat für das Jahr sein Wachsthum erreicht, der Gesang verstummte in ihm, nur der unermüdliche Plattmönch zwitscherte noch und die Elster schnatterte drein.

Erich, der nicht vor Anderen singen wollte, sang jetzt vor Roland allein. Er nahm das Oratorium vor, das eben von den rheinischen Gesangvereinen eingeübt wurde, erklärte Roland die Kunstform und sang eine Solostimme.

Buntbeflaggte Schiffe, die die Sänger trugen, zogen stromauf und wurden an allen Orten mit Böllerschüssen begrüßt. Roland bat, daß sie auch zu dem Musikfeste gingen.

Sie wanderten nun zu Fuß den Weg, den Roland in der Nacht gewandert war.

Roland erzählte unterwegs, was ihm Alles hier begegnet war. Vor der Rosenhecke, an der die wilden Rosen längst abgeblüht, stand er und sagte träumerisch leise:

„Hier habe ich damals gesehen, warum die Rose Dornen hat. Weißt Du auch, warum?"

„Die Natur wirkt nach Gründen, nicht nach Zwecken. Die Rose hat nicht Dornen, damit der Mensch sich daran steche, Schmetterling und Biene verletzen sich nicht an diesen Dornen, nicht an den Stacheln der Disteln; die Natur hat sich nicht auf Muskelbeschaffenheit des Menschen eingerichtet."

„Ach nein, so meine ich es nicht," erklärte Roland. „Damals in der Frühe habe ich mir gedacht: der Rosenstamm hat Dornen, das Rosenblatt hat feine rauhe Spitzen, um den Thau recht lange festhalten und einsaugen zu können."

Erich widersprach nicht.

Sie gingen weiter; sie kamen an den Wald und Roland erzählte, daß er hier eingeschlafen sei und einen wunderbaren Traum gehabt habe. Es sei aber doch kein Traum gewesen, denn das Kind habe englisch gesprochen und abgebrochene Blumen vor ihm liegen lassen.

Am Rande des Waldes rief er in die Bäume hinein:

„Lilian, komm! Lilian, komm!"

Erich begriff nicht, was das war, aber er hielt sich zurück, Roland weiter zu fragen; der Knabe mußte in jener Nacht und an jenem Morgen Wunderbares erlebt haben.

Roland ging in den Wald hinein, plötzlich rief er:

„Da ist mein Geldtäschchen!“

Er erzählte, wie er den Hausknecht in Verdacht gehabt, und Erich sagte:

„Es ist mir lieb, daß wir sehen, der Mann war ehrlich.“

„Laß uns nach dem Dorfe gehen, wo der Hausknecht ist,“ bat Roland, „ich will ihm das ganze Geld schenken.“

Sie gingen nach dem Dorfe, der Hausknecht aber war nicht mehr da, er war zum Militär eingezogen.

Roland schrieb sich den Namen in sein Taschenbuch.

Weiter durch die sommerlich grünende Landschaft zogen die Beiden; sie kamen zur Eisenbahn und fuhren nach der Festungs-Stadt. Hier war Alles geflaggt, die ganze Stadt schien sich des fröhlichen Festes zu freuen. Auf Kähnen hellsingend, mit den Bahnzügen, von Willkommen begrüßt, kamen Sänger und Sängerinnen von allen Orten herbei.

„Sieh, das ist unser,“ rief Erich aus. „Solche Feste hatten die Griechen und die Römer nicht und hat keine andere Nation, als die deutsche.“

Man übernachtete in der Stadt. Am andern Morgen versammelten sich Hunderte von Sängern und Sängerinnen und eine große Masse von Zuhörenden in der buntgeschmückten Festhalle, wo sonst an Werktagen der Fruchtmarkt abgehalten wurde. Da lief ein düsteres Gerücht durch die Versammlung; die Sänger und Sängerinnen schüttelten die Köpfe und unter den Zuhörern war unruhiges Flüstern und Fragen.

Ein Mann von edler Stimme und erprobter Bereitwilligkeit, der ein Solo zu singen hatte, war plötzlich erkrankt.

„Sieh da,“ sagte Roland, „dort sitzen Nonnen und dort die Zöglinge, ganz in der Kleidung, wie sie im Kloster Manna's sind. Ach, wenn Manna auch hier wäre!“

Erich sagte zu Roland:

„Bleibe hier, ich will sehen, daß ich helfe; ich verlasse mich darauf, daß Du an diesem Platz bleibst.“

Er ging zu den Sängern auf die Tribüne, er stand bei dem Capellmeister und sprach eifrig mit ihm. Männer gingen ab und zu. Plötzlich wandten sich alle Köpfe nach Erich und durch die Versammlung ging ein Flüstern und Murmeln. Meister Ferdinand, der Capellmeister, schlug mit seinem Taktstocke auf, seine Mienen, die Alles wie mit einem Zauber regieren und begeistern,

waren lächelnd. Es trat Stille ein und in herzgewinnendem Tone sagte er:

„Unser Bariton ist leider erkrankt, dieser Herr hier erbietet sich in überaus dankenswerther Weise, die Soli für unsern erkrankten Freund zu übernehmen. Sie werden ihm mit uns dankbar sein und ihm gern die erbetene Nachsicht gewähren."

Ein allgemeiner Applaus erwiderte.

Die Chöre begannen und zogen brausend durch die Seele Rolands. Jetzt erhob sich Erich. Alle Herzen pochten. Aber beim ersten Ton, den er anstimmte, schaute Jeder der Sänger und Sängerinnen und jeder Zuhörer zu seinem Nachbar und nickte. Das war eine Stimme, so voll, so tief, so zum Herzen dringend, daß Alles mit angehaltenem Athem zuhörte. Als er geendet, brach ein stürmischer Jubel los, daß die Halle zusammenzustürzen schien.

Erich setzte sich, die Chöre, die anderen Soli gingen weiter, er erhob sich wieder, er sang aber- und abermals und seine Stimme schien immer mächtiger zu werden, immer tiefer in die Herzen Aller zu dringen.

Die Chöre brausten heran wie hohe Meereswellen, kühn erhebend. Als Erich sang, war's Roland, als stünde sein Freund auf hohem Schiffe und leitete und regierte Alles, und diese Stimme war ihm so nahe befreundet und doch so hoch erhoben. Den Jüngling umfing jenes wonnig träumerische Glück, das uns die Musik bringt, uns tief ins eigene Leben hinein versetzt und es uns austräumen läßt, und doch wieder vergessen in jenes wonnig wehmüthige Sein untertaucht und alles eigene Sein auflöst.

Roland weinte; die Stimme Erichs zog ihn hinauf in eine unsichtbare Welt. Die Chöre begannen wieder, und ihm war, wie wenn er in ein himmlisches Dasein versetzt wäre.

Roland hätte gern seinem Nachbar gesagt, wer der Mann sei, denn er hörte von allen Seiten fragen und räthseln, aber innerlich dachte er mit einem gewissen Stolze: Niemand kennt ihn als ich allein.

Da schweifte sein Auge wieder über die blau gekleideten Mädchen unter den Zuhörern und jetzt nickte ihm Eines zu. Ja, sie ist's! Es ist Manna!

Er bat die Zunächstsitzenden, man möchte ihn durchlassen; er wollte hin zu seiner Schwester, wollte ihr sagen, wer das ist, der jetzt solche Wonne in die Herzen Aller bringt. Aber er wurde

mit Ungestüm zurückgewiesen, die Nachbarn schalten über den kecken Jüngling, der so unruhig war und eine Störung machen wollte.

Roland hielt sich still; er versäumte darüber die größere Pause, in welcher er füglich zu Manna hätte durchdringen können.

Das Oratorium war zu Ende, aber der Jubel der Versammelten wollte nicht enden. Man rief allgemein, der Fremde solle sich nennen.

„Sein Name! Sein Name!" tönte es von tausend Lippen und dazwischen wurde geklatscht.

Da schlug Meister Ferdinand, dem sich Weigernden freundlich winkend, wieder auf das Pult und Alles rief:

„Namen! Namen!"

Meister Ferdinand sagte:

„Der Sänger hatte gewünscht, seinen Namen nicht zu nennen, aber da Sie ihn mit so liebenswürdigem Ungestüm verlangen, nenne ich ihn; er heißt: Doctor Dournay."

„Tusch! Tusch!" schrie die ganze Versammlung, das Orchester stimmte einen dreimaligen Tusch an und Alles schrie:

„Hoch, Doctor Dournay!"

Erich sah sich umdrängt von Solchen, die ihn jetzt erkannten, und von Anderen, die ihn kennen lernen wollten.

Die Versammlung zerstreute sich.

Erich sah sich nach Roland um und fand ihn nicht. Er ging auf dem Platze vor der Festhalle umher, er kehrte in die Festhalle zurück; da war Alles geräuschvoll und durcheinander, denn es wurden die Tische hergerichtet für das Festmahl. Erich blieb lange, er setzte voraus, daß sich Roland im Getümmel verloren hatte und nun wieder hieher zurückkehren würde.

Endlich kam Roland; seine Wangen glühten und er rief:

„Sie ist es gewesen! Ich habe sie und ihre Genossinnen nach dem Schiff begleitet, sie sind schon abgereist. O Erich, wie schön ist's, daß Du ihr zuerst zugesungen hast! Und sie hat gesagt, Du müßtest doch nicht so gottlos sein, weil Du so fromm singen kannst. Sie hat gesagt, ich soll Dir's nicht sagen, aber ich sage Dir's doch. O Erich! und Landrichters Lina ist auch unter den Sängerinnen und der Baumeister, sie gehen mit einander Arm in Arm, sie haben Dich gleich erkannt, haben Dich aber nicht verrathen. O Erich, wie Du gesungen hast, da ist mir's gewesen,

als könntest Du fliegen; ich habe immer gemeint, jetzt thust Du Deine Flügel auf und fliegst davon."

Der Jüngling war in fieberhafter Aufregung.

Ein Festordner kam und bat Erich und seinen Bruder — als solchen nahm er Roland an — bei dem Festmahle zu bleiben und neben dem Capellmeister zu sitzen.

Ein Photograph, der ebenfalls ein Solo gesungen, bat Erich, bis es zur Tafel ginge, sich bei ihm photographiren zu lassen, denn die Hunderte von Sängern und Sängerinnen würden sein Bild haben wollen.

Erich dankte für alle Freundlichkeit, und mit dem nächsten Schiffe fuhr er mit Roland nach der Villa.

Roland ging nach der Cajüte und schlief bald ein. Erich saß allein auf dem Verdeck. Er hatte sich gegen seinen Willen so in die Oeffentlichkeit hinausgestellt; aber es gibt Momente, wo unsere Kräfte nicht uns gehören und wo wir uns nicht selbst bestimmen können.

Als man bei der Station anlangte, mußte Roland geweckt werden. Er wurde fast in den Kahn getragen, so taumelnd war er; er schien nicht zu fassen, was Alles mit ihm vorgegangen.

Als sie ans Land stiegen, sagte er:

„Erich, Dein Name ist von tausend und aber tausend Menschen genannt, Du bist jetzt sehr berühmt."

Roland summte auf dem ganzen Wege eine Melodie des Chors.

Auf der Villa waren Briefe von der Mutter Erichs aus der Universitätsstadt und von Sonnenkamp aus Vichy angekommen. Die Mutter schrieb, Erich solle sich nicht daran kehren, wenn er den Vorwurf vernehme, daß er sein Ideal so leicht und schnell aufgegeben habe; die Menschen seien nur ärgerlich, daß er ohne allen Abschied davon gegangen.

Erich lächelte, er wußte recht gut, wie man am sogenannten schwarzen Tisch auf dem Casino, wo Jahr aus Jahr ein das glänzende Wachstuch über das unsaubere Tischtuch gelegt war, sich in Witzworten über ihn vergnügte.

Einen ganz andern Eindruck machte der Brief Sonnenkamps, denn er ermächtigte Erich, falls er es jetzt für wünschenswerth erachte, mit Roland allein zu reisen und zu ihm nach Biarritz zu kommen.

„Dem Vater wird's auch lieb sein, daß Du so viel Ehre

bekommen hast; die Nonne, die Manna begleitete, hat freilich gesagt, er würde es nicht gut aufnehmen, daß Du so vor die Leute hingetreten bist."

Inmitten seiner hocherregten Empfindung kam das Gefühl der Abhängigkeit über Erich. Aber hatte er denn seine ganze Persönlichkeit in den Dienst gestellt und mußte er bei jedem Thun und Lassen sich die Frage vorlegen, wie es wol von Sonnenkamp aufgenommen würde?

Dreizehntes Capitel.

Wieder flossen die Tage ruhig dahin in Arbeit und Feierlust. Eines Tages kam der Krischer und bat, Roland solle sein Versprechen halten und ihm einmal die ganze Villa zeigen.

„Warum wollt Ihr das?" fragte Erich.

„Ich möchte auch einmal sehen, was die Reichen Alles haben."

Es war ein schelmischer Blick, der aus den Augen des Krischers hervorschoß. Erich gab Roland die Erlaubniß, ihm Alles zu zeigen. Er wollte anfangs einen Diener mitschicken, aber er ging doch lieber selbst mit, er hatte eine gewisse Furcht vor dem Krischer; er ließ ihn nicht gern allein mit Roland. Er fühlte, daß die Art, wie der Krischer beständig den Unterschied von Reich und Arm hervorhob, Roland die Gedanken verwirren konnte.

Nun wanderten sie durch alle Stockwerke, und der Krischer, der kaum aufzutreten wagte, sagte immer:

„Ja, ja, das kann man Alles für Geld haben! Was man doch nicht Alles aus dem Geld machen kann."

Im großen Musiksaale stand er auf der Tribüne und rief zu Erich und Roland hinab:

„Herr Hauptmann, darf ich etwas fragen?"

„Wenn ich's beantworten kann, warum nicht?"

„Sagen Sie mir ehrlich und aufrichtig: was würden Sie thun, wenn Sie — Sie sind ja ein freisinniger Mann und ein Menschenfreund — was würden Sie thun, wenn Sie im Besitze dieses Hauses und so vieler Millionen wären?"

Die Stimme des Krischers tönte laut und hallte wider in dem großen Saale.

„Was würden Sie thun?" fragte der Krischer noch einmal. „Wissen Sie keine Antwort?"

„Ich habe nicht nöthig, Euch eine zu geben."

„Gut, gut; weiß schon Alles."

Er kam von der Tribüne herab und sagte:

„Ich bin, wie Sie wissen, Feldhüter; da wandere ich nun die Nächte hindurch und es ist, wie wenn mir's ein böser Geist angethan hätte. Ich muß immer denken, was würdest denn Du thun, wenn Du die vielen Millionen hättest?"

„Was würden Sie thun?" fragte Erich. „Wissen Sie selbst nichts?"

„Wenn ich viel Geld hätte," erwiderte der Krischer schelmisch lächelnd, „prügelte ich zuerst den Domänenrath windelweich und wenn's tausend Gulden kostete; er ist's werth."

„Aber dann?"

„Ja dann . . . dann weiß ich nichts mehr."

Erich sah auf Roland. Die Naivetät des Reichthums, wie es Knopf genannt hatte, schien zerstört, unvorbereitet und zur Unzeit aufgerüttelt; das konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden, und doch war Roland noch nicht reif, den Ausweg zu finden.

Erich sagte zu Roland in englischer Sprache, es sei nicht möglich, einem ungebildeten Geiste die entsprechende Antwort zu geben.

„Hat er denn ungebildet gefragt?" entgegnete Roland in derselben Sprache.

Erich erwiderte nichts.

Der Krischer setzte seinen Hut auf und ging davon.

Es war nicht möglich, an diesem Tage die Aufmerksamkeit Rolands auf irgend etwas zu fesseln.

Spät in der Nacht, als Erich sich bereits zur Ruhe begeben, hörte er Roland im Bibliothekzimmer, er holte etwas.

Erich ließ ihn gewähren; dann ging auch er nach der Bibliothek und sah, daß Roland sich die Bibel geholt hatte. Er las wol jetzt jene Stelle vom reichen Jüngling; der Keim, der bisher geschlummert hatte, ging auf.

Draußen in der Natur wachsen die Knospen still und eine wilde Gewitternacht läßt sie auf Einmal aufbrechen.

Am Morgen in aller Frühe trat Roland bei Erich ein und sagte: „Ich habe eine Bitte."

„Sprich, wenn ich sie gewähren kann.“

„Du kannst. Laß uns heute alle Bücher vergessen, komm mit auf die Burg.“

„Jetzt?“

„Ja. Ich habe mir's vorgesetzt, ich will selbst erleben, wie es ist. Laß mir's nur einen einzigen Tag.“

„Was denn?“

„Ich will arbeiten wie die Maurerlehrlinge droben an der Burg, ich will nichts essen als was sie essen und will auf und nieder tragen wie sie.“

Erich ging mit Roland nach der Burg, unterwegs aber sagte er:

„Roland, Dein Wille ist gut, aber nun überlege: Du übernimmst nicht die gleiche Arbeit, wie die dort; Du übernimmst weit schwerere, Du bist sie nicht gewohnt; dieser eine Tag wird Dir zehnfach mühseliger als ihnen, denn Du kommst aus ganz andern Verhältnissen. Was ihnen Gewohnheit, ist Dir neu und eine doppelte Last, und dazu bist Du ihnen nicht gleich, denn Du kommst aus einem Bette, wie die dort es nicht kennen, Du hast zartgepflegte Hände — es ist eine ganz ungleiche Kraft, die Du einsetzest. So lernst Du nicht, wie es den Armen zu Muthe, die nichts haben als ihre eingeborne Kraft, um damit das Leben zu fristen.“

Roland stand still und es klang etwas aus dem, was er in der Nacht gelesen, denn er fragte mit zitternder Stimme:

„Was soll ich denn thun, daß ich das Leben meiner Mitmenschen in mir gewinne?“

Erich war betroffen von Ton und Fügung dieser Worte; er konnte Roland nicht sagen, wie glücklich er sich fühlte. Denn er war in diesem Augenblicke sicher, eine Seele, die das in sich getragen und gehegt, kann nie mehr verloren gehen, kann die Gemeinschaft und Gleichverpflichtung der Menschen nie verlieren. Er bezwang sich indeß, das kundzugeben, und sagte:

„Lieber Roland — die Welt ist ein großer Zusammenhang von Arbeit, nicht Jedem ist das Gleiche auferlegt; aber Jedem ist auferlegt, daß er sich als Bruder seiner Mitmenschen fühle. Was wir thun können, ist nur, bereit sein, uns bereit machen, daß, so oft der Ruf unserer Mitmenschen an uns ergeht, wir ihnen handreichend zur Seite stehen. Die Arbeit, die Du einst haben wirst, ist anders als die Jener, die die Steine tragen und den Mörtel; Deine Arbeit ist größer und beseligender.“

Am Vorsprunge des Berges, wo man hinausschaut weit in die Lande, saßen Erich und Roland bei einander; der Thymian umduftete sie und ein Athem der Wonne zog durch die Lüfte. Die Natur war so in sich gesättigt, stetig. Und die Menschen!

Roland legte sich zurück und schaute in den Himmel hinein, Erich saß gedankenvoll, die wilde Frage des Krischers hatte ihn neu bewegt. Da draußen liegen die Felder, die Weinberge. Wessen sind sie? Es stehen Marksteine in der Erde als Scheidepunkte von Mein und Dein, Keiner darf die Grenze des Andern überschreiten, in sein Bereich eindringen; das sind die zerstreuten, sich vor dem Geiste zu einem Tempel zusammenfügenden Steine am großen Tempel der Gesetzes-Ordnung, der die Menschheit schützt. Wo sind die Marksteine für das bewegliche Leben? . . . Da drunten fährt der Schiffer, stemmt das Ruder ein, dort wandert der Winzer und harkt den Boden auf, daß die Wurzeln den Regen auffsaugen; der Vogel fliegt über den Strom, die Menschen rudern und graben und hämmern, die Thiere fliegen und schleichen, sich zu nähren. Da kommt die Versuchung zum Menschen und spricht: Laß Andere für Dich arbeiten, nähre Dich von ihrem Schweiße, ihre Knochen sind Dein; sieh nicht hin auf sie, nimm Gold für ihre Mühe; Gold weint nicht, Gold klagt nicht, es schimmert nur; wenn Du Gold hast, kannst Du singen und tanzen, fahren auf Menschenköpfen, auf zerknickten Armen; sei nicht blöde, die Welt ist ein Raubfeld, Jeder nimmt, was er erraffen kann. So spricht die Versuchung. Wer setzt hier die Grenze — wer? wo?

Roland neben Erich mußte ganz andern Gedanken nachgegangen sein, denn er richtete sich auf und sagte:

„Ich möchte wissen, wie es war, als Amerika zuerst entdeckt wurde.“

Erich legte dem Jünglinge dar, welche Umwälzung in den Gemüthern die großen Cultur-Eröffnungen des sechzehnten Jahrhunderts gemacht. Da stand ein Mann auf in einem kleinen deutschen Städtchen und bewies: die Erde, auf der wir leben, ist kein fester Punkt, sie dreht sich beständig um ihre Achse und im Sonnenkreis. Die ganze Betrachtung der Menschheit durch Jahrtausende war auf Einmal geändert. Nun wandelt man auf dieser Kugel, die wir Erde nennen, man meißelt und baut, fährt und schifft dahin auf einer Kugel, die sich beständig dreht. Wie das Herz der Menschheit das zuerst erfuhr, mußte ein Schauer es

durchbeben, es gab keinen Himmel mehr; was man so nennt, ist nichts als die fest gefugte zahllose Reihe der Gestirne, die sich bewegen, anziehen und abstoßen. Es gab keinen da oben sitzenden Weltkönig mehr. Und ein anderer Mann kam und sagte: Auch auf Erden gibt es keinen Mann, der, auf seinem Throne sitzend, den ewigen Geist in sich faßt, um zu lehren und zu bestimmen, was die Menschen glauben und hoffen sollen. Kirchentrennung trat ein und riß die gebildete Welt auseinander.

Und wieder ein anderer Mann setzte sich mit seinen Genossen auf das Schiff, segelte nach Westen und entdeckte eine neue Welt. Im Hause, das wir bewohnen, ward auf einmal ein großer Raum aufgethan, drin Menschen lebten, zu denen bis jetzt keine Kunde von unserm Thun gelangt war; Pflanzen und Thiere und unermeßliche Wälder und Ströme sind da, von denen die Weisen und Propheten der Vorzeit nichts wußten.

Was Copernicus, was Luther und Columbus gemeinsam in derselben Zeit neu aufschlossen, mußte eine Umwandlung in den Gemüthern hervorbringen, mit dem sich nichts in unserer Zeit vergleichen läßt. „Dächten wir uns," ließ sich Erich verleiten, hinzuzufügen, „könnten wir uns denken, daß heute Jemand im Stande wäre, alles Privateigenthum der Welt aufzuheben, so daß Niemand mehr etwas für sich besitze — die Umwälzung könnte nicht größer sein in den Gemüthern, als sie damals war."

Erich hielt ein. Er fragte sich, ob er dem Jüngling nicht Ideen und Ausblicke gegeben, die er noch nicht fassen konnte.

Das stille Hinausdenken der Beiden ins Ungemessene wurde unterbrochen, denn der Baumeister kam und verkündete, daß man ein Römergrab gefunden. Erich ging mit Roland, und dieses Ausgraben eines lange dahin geschwundenen Menschen machte einen erschütternden Eindruck auf Roland.

Eine künftige Zeit findet das Gerippe eines Menschen und sie fragt nur: Sind Reste des Alterthums, alten Gewerbfleißes dabei? Was ist das Leben!

Erich sprach seine Freude über diesen Fund aus, der Graf Clodwig beglücken wird. Jetzt lenkte auch Roland sein Denken hierauf und alles Grübeln schien vergessen. Die Jugend wird ganz hineingesenkt in einen neu anstürmenden Gedanken, aber es kommt ein anderer, der frühere ist verdeckt und verschwunden.

Roland wollte auch eine Sammlung anlegen und Erich bestärkte

ihn darin. Er konnte darauf hinweisen, daß hier ein Besitzthum ist, das eigentlich den reinen Gedanken des Besitzthums darstellt; solche geschichtliche Funde gehören nicht dem, der sie sein Eigen nennt, sie gehören der Welt, die eine Kenntniß der Vergangenheit draus bildet; Niemand hat sie für sich allein. Das ist der von aller materiellen Schwere erlöste Besitz; in dieser Weise müßte man alles Eigenthum der Welt anschauen können ...

Still kehrten Erich und Roland nach der Villa zurück.

Es gibt oft Zufälle, die wie ein Anruf erscheinen. Man hatte auf der Burg von Clodwig gesprochen, und als man auf die Villa zurückkam, war eine Nachricht von demselben da, daß er mit seiner Gattin aus dem Bade zurückgekehrt sei und andern Tages Roland und Erich besuchen werde.

Vierzehntes Capitel.

Clodwig war von der Sommerreise gebräunt und Bella sah verjüngt aus, und wie sie stolz aufgerichtet mit dem langen Schleppkleide durch Haus und Park ging, hatte sie etwas von einem schönen Pfau.

Roland erzählte von dem auf der Burg gemachten Funde, Clodwig ersuchte ihn, diesen Fund als Grundstock einer Sammlung anzusehen, welche er für sich anlegen solle; er werde in seinem ganzen Leben erfahren, daß er damit Freuden gewinne, denen nicht leicht etwas Anderes gleichkomme. Roland nickte Erich zu, und Clodwig erzählte, daß er auf seiner Reise werthvolle Erwerbungen gemacht, die bald nachkommen würden. Er hatte im Bade mit einem berühmten Alterthumsforscher, der auch ein Lehrer Erichs gewesen, täglich Umgang gepflogen.

Erich holte eine Entschuldigung nach, daß er die Freundlichkeit Clodwigs so sehr vernachlässigt und ihn nicht vor der Abreise besucht habe; aber wieder zeigte sich, daß der Umgang mit Clodwig ein bequemer war, denn als Mann von gesichertem Ansehen und ruhigem Selbstgefühl dachte er an keine Vernachlässigung und hatte keine Spur von Empfindlichkeit.

Die beiden Gatten erzählten, daß sie absichtlich den Umweg

gemacht und in der Universitätsstadt übernachtet hatten, um die Mutter Erichs zu besuchen und einen ganzen Tag bei ihr zu bleiben. Wechselsweise ergänzten sie einander in Kundgebung der Friedsamkeit, die man empfunden. Zuletzt ließ Clodwig seiner Frau allein das Wort, denn sie berichtete von dem Leben der edlen Frau.

Sie schilderte die Claviereke so anheimelnd und wie dort die Professorin vor ihrem Blumenfenster arbeitend saß. An der Fensterwand vor ihr hing das Bild ihres verstorbenen Mannes und ihres Sohnes und darüber unter Glas und Rahmen eine blonde Locke der Großmutter und rechts und links davon die kleinen Pastellbilder der Großeltern.

Es wurde von Gängen berichtet durch das liebliche Thal, von der Ausfahrt nach der berühmten Bergkapelle.

„Und von mir hat sie gar nicht gesprochen?“ fragte Roland.

„Von Ihnen fast noch mehr als von ihrem Sohne,“ erwiderte Bella.

Sie wendete sich aber wieder zu Erich und konnte nicht müde werden, zu erzählen, wie es so tief anmuthend sei, eine Frau vor sich zu sehen, die nicht in die Welt hinausstrebe und doch die ganze Welt in sich habe.

Clodwig lächelte, denn Bella sprach wieder einmal dieselben Worte, die er gesagt, aber sie setzte aus Eigenem hinzu:

„Ich meine, Sie, Herr Hauptmann, erst ganz zu verstehen, seitdem ich Ihre Frau Mutter wieder gesehen.“

„Wir dürfen aber die Tante nicht vergessen,“ fügte Clodwig bei und erzählte, daß er eine alte Bekanntschaft erneuert habe; er erinnerte sich wohl der strahlenden Schönheit von Fräulein Dournay und welches Aufsehen es erregt, daß sie, eine Bürgerliche, bei Hof vorgestellt und in alle Gesellschaften geladen wurde. Davon, daß man sich erzählte, sie und Prinz Hermann, der in jungen Jahren gestorben war, hätten einander schwärmerisch geliebt und daß Fräulein Dournay alle Ehe-Anerbietungen abgelehnt, schwieg Clodwig.

Als man im Garten spazieren ging, sagte Bella zu Erich:

„Sie haben eine schön erfüllte Jugend gehabt, aber Eines fehlt Ihnen.“

„Und das ist?“

„Eine Schwester.“

„Ich möchte glauben, daß sie mir geworden," erwiderte Erich leise.

Bella schaute eine Weile zur Erde, dann rief sie Roland an, daß er zu ihr komme.

Man fuhr nach der Burg und Clodwig bat im Interesse seines jungen Freundes Roland, daß der Baumeister recht behutsam sein möge, sobald sich die Spur eines weiteren Alterthumsfundes zeige.

Die Gesellschaft saß auf einem Vorsprunge der Burg, dort hatte sich der Major einen bequemen Sitz herrichten lassen.

Clodwig ging mit Roland und Bella saß bei Erich. Sie war über Paris gereist und hatte sich die neuesten Moden mitgebracht, aber sie sprach gegen Erich, wie albern wir uns mit so Vielem schleppen.

Ohne sichtbare Veranlassung setzte sie hinzu, wie sehr sie verkannt sei; man glaube, daß sie großen Aufwand liebe, sie möchte aber am liebsten in einem kleinen Fischerhäuschen am Rhein in behaglicher, durchwärmter Stube leben.

„Und wer wird diese Stube heizen?" fragte Erich.

„Sie haben recht, wir dürfen nicht idyllisch sein," erwiderte Bella.

Eine längere Pause trat ein.

„Sie haben meine Mutter wieder kennen gelernt," begann Erich, „hätten Sie meinen Vater gekannt, Sie würden auch Freude an ihm gehabt haben."

„Ich kannte ihn ja. Aber ich danke Ihnen; ich verstehe, wie Sie mir Theil geben wollen an allem Ihrigen." Sie sagte das in herzlichem Tone, trotzdem aber war ihr Blick seltsam forschend auf Erich geheftet und in schalthafter Weise fuhr sie fort:

„Es ist Ihnen gewiß aufgefallen, wie ich Sie betrachte. Nun denn, ich sehe, daß ich einen Wunsch Clodwigs erfüllen muß, weil ich meine, daß ich's vielleicht kann. Clodwig wünscht, daß ich Sie zeichne. Ich will es versuchen, ich möchte aber unsern jungen Freund Roland mit dazu nehmen. Herr Roland, kommen Sie hieher," rief sie, da dieser sich näherte. „Bitte, lehnen Sie sich an das Knie des Herrn Hauptmanns. So . . . recht so . . . legen Sie die rechte Hand au seine Schulter, aber mehr vorwärts. Jetzt noch den Kopf ein wenig nach links. Bitte, sprechen Sie etwas, Herr Hauptmann. Es muß so sein, daß Sie Roland eben etwas mittheilen."

„Ich wüßte nichts zu sagen,“ entgegnete Erich lächelnd.

„Schon genug, ich sehe die Lippenbewegung; es wird schwer sein, aber ich hoffe sie doch zu fassen. Wann wollen Sie mir sitzen?“

Clodwig bat, daß Erich und Roland auf Wolfsgarten zu Gaste sein möchten, bis die Familie zurückkehre, aber Erich lehnte es so freundlich als entschieden ab; er wollte die gemessene Ordnung, die eingesetzt war, nicht zerstören. Clodwig stimmte ihm sofort bei und versprach, mit Bella bald wieder nach der Villa zu kommen; dort sollte die Zeichnung beginnen und ausgeführt werden. Bella wollte einen Photographen bestellen, um Roland und Erich in der von ihr gewählten Stellung aufnehmen zu lassen, aber Clodwig widerrieth dies, da eine Zeichnung, die man mit Nachhülfe der Photographie mache, immer etwas Steifes behalte; er verwarf überhaupt die Photographie bei menschlichen Figuren, da sie nur die Architektur der Erscheinung und noch dazu in falschen Verhältnissen gebe.

Roland wünschte, daß auch Greif mit auf das Bild aufgenommen würde.

Bella ward verdrießlich; sie hatte in belebtem gesellschaftlichem Treiben gestanden und sollte nun wieder in Einsamkeit leben mit Alterthümern ... vielleicht waren auch unausgegrabene damit gemeint. Der stolze, gelehrte Hauptmann hatte für jedes kleinste Thun so aufgebauschte Principien und ihr Mann — jetzt zeigte sich die Baufälligkeit des Alters — sobald der Hauptmann etwas sagt, hat er keinen andern Gedanken mehr als den des jungen Mannes.

Ihre Züge hatten plötzlich etwas Verfallenes, sie schienen alle Spannung zu verlieren. Sie merkte das und nahm sich zusammen.

Als Erich beim Abschied ihr die Hand küßte, fühlte er einen Druck gegen seine Lippen, vielleicht aber auch war es Täuschung oder Ungeschicklichkeit. Während er noch hierüber dachte, sagte Roland:

„Mir ist gar nicht wohl gewesen unter dem Betrachten der Gräfin. War Dir's nicht auch so? Und Dich hat sie gar so seltsam angesehen.“

„Das sind Künstlerblicke,“ entgegnete Erich; es preßte ihn in der Kehle.

Fünfzehntes Capitel.

Der Major kündigte nicht erst seinen Besuch an, er kam selbst. Er sah mit seinen kurz geschorenen schneeweißen Haaren, seinem braunrothen Gesichte ganz neu aus und sagte auch, so oft er sich in der warmen Quelle bade, käme er sich wie neugeboren vor und meine immer, daß sich eine unsichtbare Amme über ihn beuge, ihm Wellen zuspüle und ihm zulächle.

Er lachte die Bäume an, die Mauern, die Dächer, und nun gar erst die Menschengesichter.

Er freute sich, daß Erich den Burschen aus der Familien-Colonne herausgenommen und ganz allein exercirt hatte; das sei zwar hart, aber man käme in einem Tage weiter als sonst in Wochen.

Er bat Erich, ihn bald zu besuchen, denn der Altmeister sei da.

Mit großer Aengstlichkeit bewahrte der Major die Selbständigkeit seines Lebens, aber er fühlte immer eine gewisse Verpflichtung gegen den Besitzer des Landhauses, dessen Nebengebäude er bewohnte. Dazu war der Mann der Altmeister, vielgerühmt als Menschenfreund und Mann von Beredtsamkeit. Der Major wollte ihm alles Gute bringen und zuführen, was ihm begegnete, und was hatte er nun Besseres als Erich, den er unausgesetzt pries, so daß ihm, dem ohnedies das Wort schwer wurde, immer der Vorrath von Lobsprüchen ausging und zuletzt in das bekannte Remdem endete.

Am ersten Feierabend besuchte nun Erich den Major.

Fräulein Milch erzählte von dem Ruhme Erichs beim Gesangfeste und der Major sagte:

„Das ist gut! Bei unsern Festen sind Sänger immer von großer Bedeutung. Können Sie auch „In diesen heiligen Hallen“ singen?“

Erich bedauerte, daß ihm die prächtige Arie zu tief läge.

„Singen Sie etwas Anderes, singen Sie Fräulein Milch etwas vor.“

Erich hatte Mühe, die freundliche Bitte abzulehnen, und Fräulein Milch wünschte mit ihm, die Kunstleistung auf einen besondern Abend zu verschieben.

So zutraulich und liebreich Fräulein Milch, ebenso unwirsch

war der sogenannte Altmeister. Er hatte etwas auffällig Gönnerisches; er schien dermaßen an Lobpreis gewöhnt, daß nur eine demüthige und dankbare Natur wie der Major so glücklich und zutraulich mit ihm sein konnte.

Der Major gab sich alle Mühe, die beiden Männer zu Freunden zu machen, aber es gelang nicht. Der Altmeister benahm sich durchaus oberherrlich gegen Erich, den er nie anders als „junger Mann“ nannte; er ertheilte ihm Lehren, gab ihm Mahnungen, als ob Erich nur auf ihn gewartet hätte. Erich bedurfte seiner ganzen Haltung, um dem Manne in guter Weise die Unschicklichkeit seines Verfahrens kundzugeben, denn der Altmeister war rücksichtslos genug, selbst im Beisein Rolands beständig von der Unerfahrenheit des „jungen Mannes“ zu reden, der natürlich nur zu ihm gekommen war, um von ihm einen Orakelspruch zu empfangen, und die ganze Art, wie er sprach, hatte etwas Orakulöses, wobei er eine ausspendende Bewegung mit der linken Hand machte, als ob er Samen auf die Erde streue.

Erich gewann Humor genug, dieses Wesen als eine eigenthümliche Erscheinung zu betrachten; er ließ sich geduldig salben. Als er wegging, sagte der Altmeister zum Major:

„Der junge Mann hat Gedanken.“

Als Erich wieder in die Wohnung des Majors zurückkehrte, kam ein Bote aus der Villa mit der Nachricht, daß andern Tages Clodwig, Bella und Prancken zu Besuch kommen würden.

Der Major fragte, wie Erich zu Prancken stehe. Erich konnte nur erklären, daß Prancken sich freundlich und tactvoll gegen ihn benehme.

Der Major, der als Bürgerlicher vom Tambour aufgestiegen war, blieb beständig aufsässig gegen den Hochmuth der adeligen Kameraden; er ermahnte indeß Erich, gegen Prancken, der ein ganz manierlicher Mann sei, nur sei er eben adelig — über diese Barriere kam er schwer hinweg — sich erkenntlich zu benehmen, denn Prancken habe doch zu seinem Eintritte gewirkt.

Als Erich mit Roland heimwärts ging, sagte er:

„Nun, Roland, wollen wir zeigen, daß wir uns durch nichts stören lassen; mag kommen, was da will, wir setzen unsere Studien ununterbrochen fort, wir lassen von Fremden nur über unsere freien Stunden verfügen. Sieh, Roland, das ist ein Schweres

im Leben. Aus Fügsamkeit gegen die Welt und aus dem Bestreben, nicht unfreundlich und undankbar zu sein, läßt man sich oft sein eigen Selbst entwenden. Dagegen wollen wir uns fest halten, Jeder muß für sich sein und dann erst in die Welt hinauskommen. Wer das nicht kann, den hat die Welt, aber er hat nicht sich selbst."

Sechzehntes Capitel.

Der Besuch kam. Prancken ritt neben dem Wagen her, in welchem Clodwig und Bella saßen; auf dem Rücksitze des Wagens stand ein großer mit Papier überzogener Rahmen und ein feiner, mit eingelegter Arbeit versehener Kasten, der die Stifte enthielt.

Erich hatte ein gutes Zimmer nach Norden ausgesucht und bald wurde die Zeichnung begonnen.

Clodwig blieb zugegen; das Bild Rolands wurde nur im Umrisse angelegt; er wurde entlassen und ging mit Prancken nach den Ställen.

„Sie haben ein so ernstes Gesicht, wie ich Sie noch nie gesehen," sagte Clodwig zu Erich, und in der That waren die Mienen Erichs sorgenvoll, da er Prancken jetzt mit Roland allein wußte.

Was ist alle Erziehung, alle feste Leitung, wenn man keinen Augenblick sicher ist, wie Fremde einwirken? Man muß sich getrösten, daß nicht ein einzelner Mensch einen andern erzieht, sondern die ganze Welt erzieht an einem einzigen Menschen.

Erich konnte indeß nicht ahnen, was Prancken mit seinem Zöglinge vorhatte.

Prancken benahm sich im Hause als natürlicher Stellvertreter Sonnenkamps oder auch als Sohn des Hauses. Er ließ die Pferde herausführen, musterte die Gartenarbeit und lobte die Dienerschaft.

Im Parke fragte er dann Roland, ob er oft an Manna schreibe. Roland bejahte.

Prancken erzählte nun, daß er ein schneeweißes ungarisches Pferd für Manna zureite, er setzte hinzu:

„Sie können das schreiben oder auch nicht."

Er wußte, daß Roland eine freigestellte Mittheilung nicht

vergessen würde, und nun gar, wenn von einem schneeweißen Pferde mit blaßrothen Nüstern die Rede war.

„Hat es schon einen Namen?“ fragte Roland.

„Nein, Manna soll ihm den Namen geben.“

Prancken lächelte; er merkte, daß diese Mittheilung am meisten bei Roland haftete.

Roland wurde abgerufen, man bedurfte seiner zur weiteren Anlegung der Skizze. Als diese in den ersten Umrissen fertig war, machte man eine Pause.

Prancken ersuchte Erich, ihn auf einem Gange durch den Park zu begleiten, und in freundschaftlich betonter Weise ging er nun in eine Erörterung über die Erziehung Rolands ein. Hier zum ersten Male hörte Erich von der strengkirchlichen Gesinnung Manckens. Er war überrascht. Geschieht das, um die im Kloster erzogene reiche Erbin um so sicherer zu gewinnen?

„Ich halte es für meine Pflicht und Sie werden das würdigen,“ sagte Prancken, „ich muß Ihnen eine vertrauliche Mittheilung machen.“

„Wenn ich etwas thun kann, so fühle ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt; kann ich aber nichts leisten, so belastet mich eine vertrauliche Mittheilung in unnöthiger Weise.“

Pranken fuhr in leichterem Tone fort:

„Sie wissen, daß Herr Sonnenkamp . . .“

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche. Weiß Herr Sonnenkamp, daß Sie mir eine vertrauliche Mittheilung machen?“

„Aber Herr!“ fuhr Prancken auf. „Doch nein, ich achte diese Rücksichtnahme auf Ihre Stellung. Ich glaube Ihnen sagen zu dürfen, daß ich der Sohn dieses Hauses bin. Fräulein Sonnenkamp ist so viel als meine Braut.“

„Wenn Fräulein Sonnenkamp dem Bruder gleicht, kann man Ihnen von Herzen gratuliren. Darf ich fragen, warum Sie mich mit dieser Mittheilung beehren?“

Innerlich immer empörter und äußerlich immer geschmeidiger wurde Prancken, er lächelte sehr verbindlich und sagte:

„Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht . . .“

Er antwortete indeß nicht auf die Frage nach dem Grunde der Mittheilung, und es war auch kaum Zeit, denn Roland rief Erich, er möge zur Sitzung kommen.

„Man sollte glauben, zwischen der Pause und jetzt wären zehn

Jahre verstrichen, um so viel älter sehen Sie aus," sagte Bella zu Erich.

Erich fühlte das im Grunde so Unwahre in seinem Verhältniß zu Prancken; sie waren sich Beide des Gegensatzes bewußt; sie hätten Feinde sein sollen oder gleichgiltig an einander vorübergehen, und doch reizte wieder etwas und ließ Beide sich überreden, daß es anders sei.

Hätte man beständig den Muth der Wahrhaftigkeit und ließe sich nicht trotz innern Widerspruchs in dauernde Beziehungen, in Verpflichtungen ein, immer mit der geheimen Beschwichtigung: es wird sich doch gut gestalten, die Sache ist nicht so streng zu nehmen — Vieles wäre anders auf der Welt, viel Elend nicht da.

Die Strafe eines auf Unwahrheit gegründeten Verhältnisses ist, daß es fortwährend Unwahrheit verlangt, offen vor sich bekannte oder in Selbsttäuschung verhüllte; schließlich macht sich dann die Lüge zur Tugend und verwandelt allen Urgrund, löst den Gegensatz auf, der noch in der ehrlichen Natur war, und spricht: Du mußt die Treue bewahren, ihr waret Freunde so lange Zeit, Du hast so viel von ihm empfangen oder ihm geleistet — es wäre Auflösung Deines Lebens, Du müßtest ein Stück aus demselben austilgen, wenn ihr einander verließet; nein, jetzt erst müßt ihr recht zusammenhalten.

Und so wächst die Lüge und vergiftet das Leben.

Wohl ist es wahr, es gibt keinen Teufel, ihr könnt ihn nicht so sehen, daß er unter das Militärmaß zu stellen wäre, aber dicht neben jener göttlichen Idee, die im letzten Grunde nichts als die Wahrheit ist, wohnt die Lüge und weiß Gestalt und Sprache des Nachbarn anzunehmen.

Das Alles wühlte in der Seele Erichs, während er da saß und seine Figur zeichnen ließ.

Bella erklärte, daß sie bei diesem Gesichtsausdrucke ihn nicht weiter zeichne; sie brach heute ab.

Am Abende fuhr man im Kahn auf dem Rhein und Roland verkündete, wie schön Erich singen könne, aber Erich ließ sich nicht bewegen, einen Gesang laut werden zu lassen. Er wurde viel geneckt, daß er beim Musikfeste gesungen habe, Prancken that das in freundschaftlichem Tone, aber doch in bissiger Weise.

Als es Nacht geworden und im duftigen Park die Leuchtkäfer

hin und her schwirrten, ging Erich neben Bella, während Clodwig im Balconzimmer saß und ein Album mit großen photographischen Ansichten von Rom durchblätterte, oft über manches Blatt weg sah und alte Erinnerungen walten ließ.

Roland ging mit Prancken, sie sprachen von Manna; Prancken wußte ihm geschickt einzuprägen, wie er von ihm schreiben solle. Manchmal kamen sie auch an Bella und Erich vorüber, und Prancken sah staunend, daß Erich Bella am Arme führte.

Bella und Erich sprachen leise. Wie die Leuchtkäfer durch die Luft, so flogen leicht hingeworfene Witzworte in dem Gespräche hin und her; Manches wurde aber auch tiefer erörtert. Wenn Prancken und Roland an ihnen vorübergingen, hielten sie zuweilen inne.

Bella sprach wieder von ihrem guten Manne — sie nannte ihn immer ihren guten Mann — und wie Erich nicht nur sich mit ihm verständige, sondern, wenn man so sagen dürfe, verherzliche.

„Sie schaffen neue Worte," entgegnete Erich, da Bella den von ihr gefundenen Ausdruck vergnüglich wiederholte, als hätte sie eine neue Coiffüre erfunden, die ihr zu Gesichte stand.

Erich war pedantisch genug, wieder auf das eigentliche Thema zurückzulenken. Er sagte mit warmen Worten, welch ein Glück es sei, Schönheit und Friede nicht blos als Ideale zu kennen, sondern ihnen im wirklichen Leben zu begegnen, ihnen die Hand zu reichen und ins ruhig glänzende Auge zu schauen.

„Sie sind ein guter Mensch, Sie haben so ehrliche Augen und ich glaube, daß Sie in der That ehrlich sind," sagte Bella, that ihren Handschuh aus und schlug damit leise auf die Hand Erichs.

„Es ist kein Verdienst, ehrlich zu sein, ich wollte, ich hätte das Talent, unehrlich . . . ich meine nicht positiv unehrlich, sondern etwas mehr zurückhaltend sein zu können."

Bella ging in das Glück einer ehrlichen Natur ein; es lag eine Bewegtheit darin, wie sie erzählte, daß sie schon früh ein glänzendes Schicksal hätte gewinnen können, wenn sie nur ein klein wenig Liebe zu heucheln verstanden hätte. Erich wußte nicht, was er erwidern sollte, und das war eine jener Pausen, die Prancken, der mit Roland vorüberging, wohl bemerkte. Bella fuhr fort davon zu sprechen, welch ein Glück es sei, etwas zur Conservirung eines Menschen zu thun; der Eine thue es für einen

Menschen im Aufgang seines Lebens, der Andere für einen Menschen im Niedergang seines Lebens, und die Opferung, still und unerkannt, lohne sich im Bewußtsein, daß man diene.

Bella löste ihren Arm aus dem Erichs und sagte stillstehend:

„Haben Sie nicht auch oft an einem glücklichen Tage, in einer glücklichen Stunde wie jetzt das Gefühl, daß Sie meinen, das, was man jetzt lebt, ist doch nicht das wirkliche Leben? es ist nur ein Rüsten, ein Vorbereiten, ein Warten, es muß etwas kommen, etwas ganz andres, wo ... was ... man kann es nicht fassen ... es muß irgendwo ein Genius sein, dem man es zu erzählen, zu berichten hat, für den man es nur eigentlich erlebt. Man weiß, daß dieses Verlangen sich nie erfüllt, und man hofft es doch immer wieder."

Erich entgegnete, daß dieses unnennbare Etwas in unserem Gemüthe die geheime Quelle aller Kunst sei und Bella besonders müsse ja das in der Musik finden.

Bei einer Biegung des Weges fügte es sich leicht, daß Erich mit Roland und Prancken mit seiner Schwester ging. Roland hatte offenbar kein rechtes Wohlgefallen an der Unterhaltung mit Prancken gefunden, er kehrte jetzt zu Erich zurück, er fühlte sich nur bei ihm daheim.

Sie wollten Clodwig aufsuchen, und es war Erich fast lieb, daß Clodwig sich schon zur Ruhe begeben hatte.

Siebenzehntes Capitel.

Als Bella am andern Tage das Bild betrachtete, war sie unruhig und unzufrieden: sie fand Alles, was sie mit Emsigkeit gemacht, falsch und schief; sie wollte ganz neu anfangen, aber Clodwig redete ihr mit Sanftmuth zu und wußte das Gefertigte so günstig auszulegen, daß Bella sich wieder beruhigte. Mit einer gewissen Schärfe sagte sie indeß, Alles, was sie unternehme, werde anders, als ihr Wille gewesen. Da Clodwig dies als nothwendiges Ergebniß jeder schöpferischen Phantasie darstellte, ward sie unwirsch und stieß die Worte heraus: „Ich bin nicht, was ich bin."

Die strenge Ordnung, die Erich hatte innehalten wollen, wurde

dennoch unterbrochen. Bella wußte, daß sie stets Alles durchsetzte, was sie sich vorgenommen hatte; ihr Grundsatz war: man muß den Männern nur den Schein lassen, als ob sie selber etwas zu bestimmen hätten.

Roland brachte bald das Gespräch auf das Leben Franklins. Bella wünschte es auch wieder kennen zu lernen und Clodwig war bereit, nachdem man Bella von dem Vorhergehenden kurz unterrichtet hatte, weiter zu lesen wo man eben stehen geblieben. Erich und Roland, die auf einer Erhöhung saßen, hörten aufmerksam zu. Es gab mancherlei lebhaft angeregte Besprechungen, denn Bella besaß ein großes Talent, geläufig und schnell in Alles einzugehen. Sie hob nun bald „eine gewisse trockene Pedanterie, ein eminent karges Naturell" in Franklin hervor, und mit dem Stifte kühn hin und her fahrend, sagte sie:

„Franklin mag ein sehr sittliches Ideal sein, ein schönes ist er nicht. Wie sollte er auch? Er ist alt geworden, ein ehrbarer Großvater, hat neue Sprüchwörter gedrechselt und sich zuletzt noch eine witzig sein sollende Grabschrift gesetzt."

Erich fühlte, wie es Roland durchzuckte.

Es ist nun einmal in unserer Zeit und bei einem Jüngling von der Vergangenheit und den Lebensverhältnissen Rolands nicht möglich, ein unangetastetes Ideal aufrecht zu erhalten. Recht geleitet und an die schickliche Stelle versetzt, kann es vielleicht gut sein, daß Roland sein Ideal sofort angegriffen, ja verzerrt sieht.

Mit der ganzen ihm innewohnenden Ueberzeugungskraft sagte Erich, wie das eben die besonders schwierige Aufgabe des freien Menschen sei, daß er, im Gegensatz zum Kirchenthum, Niemand habe, der ihm auf jedem Lebenswege sagen könnte: Folge mir nach. Wir neuen Menschen müssen das Hohe und Reine in den erhabenen Naturen erkennen, auch wenn es mit allerlei von der Zeit und dem Naturell Beschränktem verbunden sei.

Während er sprach, zeichnete Bella mit großer Hast und nickte dabei mehrmals vor sich hin. Als er jetzt geendet hatte, schaute sie ihn voll an, ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten.

„Ich möchte nun," sagte sie hocherröthend, „daß Sie Roland doch die Hand aufs Haupt legten. Bitte, thun Sie es einmal; das ist das Eigentliche, was ich wollte. Folgen Sie mir."

Erich widersprach dieser Fassung.

Bella schüttelte unwillig den Kopf und arbeitete weiter, sie

zeichnete gar nichts mehr an der Figur Erichs, sie hielt sich ganz an Roland und einmal sagte sie:

„Jetzt hab' ich's! Das ist's! Ihr Kopf hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Murillo'schen Antonius."

„Siehst Du? das hab' ich auch gefunden," rief Roland, „und Manna hat mich darüber ausgescholten."

Auch Clodwig fand, daß seine Frau Recht habe, und sagte:

„Mir ist das auch ein Lieblingsbild, es steht mir deutlich vor Augen: Die Gestalt des Antonius, wie er auf den Knien liegt, ein Knotenstock neben ihm, die Landschaft nur angedeutet, ein Baum und das Gesträuch hinter ihm, Engel spielen auf dem Boden und Engel schwingen in den Lüften, ein Engel blättert im Buche des Heiligen, ein Anderer hält eine Lilie, die aus der Erde gewachsen ist, dem schwebenden Engel hin, die Blume bildet gleichsam ein Bindungsmittel zwischen Himmel und Erde, sie ist etwas Himmlisches auf Erden."

Lange wurde kein Wort mehr gesprochen. Bella endete die Sitzung ...

Die Anwesenheit Clodwigs mit den Seinen auf Villa Eden erregte in der Umgegend großes Aufsehen; der Hauslehrer schien eine ausnahmsvolle Stellung zu gewinnen.

Als unzweifelhafter Sohn des Hauses lud Prancken den aus dem Bade zurückgekehrten Landrichter mit Frau und Tochter ebenfalls nach Villa Eden ein.

Prancken war besonders freundlich gegen Lina, er ging mit ihr im Garten hin und her und ließ sich vom Klosterleben erzählen. Lina that das in heiterer Weise; sie wußte die Schwestern, die Oberin und die Genossinnen von ihrer komischen Seite zu schildern; sie hatte im Kloster eigentlich nichts gewollt, als gut fremde Sprachen lernen. Sie erzählte, wie eine Nonne ihr ein Geheimniß anvertraute und eine andere Nonne ihr das Geheimniß zu entlocken suchte; sie sei aber nicht so dumm gewesen, diese Probe nicht zu durchschauen, sie habe geschwiegen. Von damals an aber habe sie einen Widerwillen gegen das Kloster bekommen.

Prancken wollte nun wissen, welches Geheimniß ihr die Nonne anvertraut hatte. Lina sah ihn groß an und sagte:

„Sie irren sich. Weil ich so viel schwatze, meinen Sie, ich könnte nicht auch schweigen? Ich kann's, wenn ich will."

Das allzeit tänzelnde muntere Wesen Lina's sprach den schwer-

gemuthen Prancken immer mehr an und etwas vom alten Prancken in ihm sagte: Warum die Gegenwart öde und leer lassen? Hat Bella eine Tändelei mit dem Hauptmann, warum sollte er sie nicht mit Lina haben? Warum sollte man sich nicht in leichten Scherzen vergnügen?

Der alte Prancken, der Prancken vor dem grünen Zweige, faßte seinen geretteten Schnurrbart mit beiden Händen und zwirbelte ihn in die Höhe.

Lina wehrte indeß die Huldigungen Pranckens neckisch ab, sie war gegen Erich vertraulich und erzählte viel vom Musikfeste.

Es war fröhliches Schäkern und Lachen auf der Villa und im Parke. Prancken bestimmte sogar seinen Schwager, eine Kahnfahrt mit ihm und Lina zu machen, während Bella zeichnete. Er wollte auch Roland mitnehmen; in einem gewissen Uebermuthe sagte er sich, Bella und Erich sollen einmal ganz allein mit einander sein; aber Roland verließ Erich nicht, er vermied offenbar ein Zusammensein mit Prancken.

Lustig und wohlgemuth war Lina bei der Kahnfahrt und sie sang Liebeslieder so aus voller Seele wie noch nie.

Bella bat den Landrichter und dessen Frau, den versprochenen Besuch Lina's auf Wolfsgarten auszuführen; der Landrichter widerstrebte, aber die Frau stimmte bei und Lina war voll Glückseligkeit, als sie mit Bella und Clodwig davonfuhr.

Prancken ritt nebenher . . .

Nach dem belebten Verkehr der letzten Tage empfanden Erich und Roland die Stille des Alleinseins aufs Neue. Erich war indeß mißgestimmt, abgemattet und verdrossen. Mit einer tiefen Sehnsucht versetzte er sich in den Umgang mit Clodwig, noch mehr aber — er gestand sich's kaum — in den mit Bella. Da war Frisches, Erweckendes, Belebendes, das die Räume erfüllt hatte, und nun erschien Alles so leer. Dennoch gab er erst nach mehreren Tagen dem Drängen Rolands nach, der daran erinnerte, daß man versprochen hatte, Besuch auf Wolfsgarten zu machen.

Erich hatte sich geweigert, das Haus zu verlassen, da es ihm anvertraut war, Prancken übernahm die Verantwortung. Aber es war ein bitterer Ton darin, da er sagte:

„Sie waren ja auch beim Musikfeste und haben das Haus den Dienern überlassen. Uebrigens, wie gesagt, ich übernehme jede Verantwortung."

Achtzehntes Capitel.

Schön ist's im Thal am Ufer des Stromes, wo die Wellen so hastig und doch ohne sichtbaren Aufruhr dahin gleiten; zu schauen, wie das am Tage glänzt, jeden Farbenwechsel am Himmel widerspiegelt, die auf und ab eilenden Schiffe dahin trägt, und am Abend das stille Murmeln des Stromes zu vernehmen, den der Mond durchschimmert. Schön aber auch ist's, von der Bergeshöhe zu schauen in die Lande, über die Wälder, die Rebengelände, die Dörfer und Städte und den weithin sich dehnenden Strom.

Ein neues Aufathmen war auf Wolfsgarten, wo Alles belebt und erfrischt war. Das Bild Erichs und Rolands wurde immer mehr ausgeführt und daneben ordnete Erich die Sammlungen Clodwigs und leitete seinen Zögling in die Kunde des Alterthums ein. Es wurde gesungen, gelacht, spazieren gefahren und geritten in den umgebenden Wäldern und manches lebhafte Gespräch geführt.

Wenn Bella mit Erich im Park und durch den Wald wanderte, nahm sie oft ihren Papagei mit, er saß auf ihrer Schulter und war sehr unwirsch gegen Erich, zankte, sah ihn bedenklich, vielleicht eifersüchtig an. Bella ließ den Papagei oft fliegen und sagte ihm:

„Aber heut Abend, Koko, kommst du wieder heim," und Koko flog auf einen Baum, flog waldaus, waldein, und man konnte sicher sein, daß er am Abend wiederkehrte.

Nun aber war Koko seit zwei Tagen ausgeblieben. Clodwig bot Alles auf, um den Papagei einzufangen, er merkte nicht, wie ruhig seine Frau über den Verlust war.

Wie von selbst fügte sich's, daß Bella mit Erich ging, während Roland mit Lina sich im Walde umhertummelte; das Mädchen war glücklich, sich wie ein ausgelassener Junge gehen lassen zu dürfen.

Roland saß auch oft in der Werkstatt des Töpfers, der die Thonerde, die aus dem nahen Berge ausgegraben wurde, verarbeitete; er ließ sich die ganze Verarbeitung zeigen und sah, wie viel Mühe und Sorgfalt ein einziger Topf erheischte. Zwei Jünglinge seines Alters traten den Thon mit nackten Füßen, um ihn geschmeidig zu machen; Gesellen formten Bauverzierungen, Kacheln und Fliesen. An einer Drehscheibe saß ein schöner, kräftig gebauter junger Mann, er trat das Drehrad mit nackten Füßen, zog dann mit großer Behutsamkeit den Thon in die Höhe zum

Topf, bildete den Rand und die Schnauze, hob fast zärtlich das Vollendete von der Drehscheibe auf ein Brett und stellte es in die Reihe. Nie machte er mit seinen schweren Händen einen Druck, den er nicht beabsichtigt, und immer hatte er gerade so viel Thonerde genommen, als zu dem Topfe nöthig war.

Sinnend sah Roland Allem zu.

Der junge Mann, der die Töpfe formte, war stumm, er schaute Roland manchmal gutmüthig an und arbeitete dann ruhig weiter. Der Meister lobte den Stummen, und Roland wollte ihm gern etwas leisten; er schenkte ihm sein schönes Taschenmesser, das viele Instrumente enthielt.

Der Stumme war ganz glücklich über dieses Geschenk.

Wie hatte Erich sich sonst gefreut, daß Roland nicht gleichgiltig am Dasein der Mitathmenden vorüberging. Jetzt hörte er seine Mittheilungen kaum an, sein eigen Leben schien gefangen von Anderem.

Eine Nachricht, die ein schön lithographirtes Blatt nach Wolfsgarten brachte, gab viel Gesprächsstoff. Die Tochter des Weingrafen hatte sich mit dem Sohne des Hofmarschalls verlobt und man fand es unerhört, daß der junge Mann, dessen naher Tod gewiß war, sich verlobte; noch unerhörter aber erschien es, daß das Mädchen, eine frische, üppige Erscheinung, sich dazu entschlossen hatte. Lina, die die Chronik der Gegend sehr gut kannte, erzählte, daß die Tochter des Weingrafen erklärt habe, sie sei zufrieden, wenn sie eine verwittwete Baronin sei. Eine tief gepreßte Stimmung, ein Etwas, das sich nicht ganz aussprach, lag in der Art, wie Bella sich über das Verhältniß äußerte, zumal gegen Erich, als müßte er wissen, was sie zum Theil verhüllte.

Die Zeitung brachte die Nachricht, daß der Bruder des Fürsten aus Amerika zurückgekommen sei und einen schönen Mohren, einen freigekauften Sklaven, mitgebracht habe.

Während man noch beisammen saß und den Eindruck besprach, den die Anschauung der amerikanischen Republik auf einen deutschen Prinzen machen mußte, kam Roland vom Walde daher und rief:

„Ich habe ihn!“

Er hatte den Papagei an den Krallen.

„Da bist Du ja, mein freigelassener Sklave!“ rief Bella. Der Papagei riß sich von Roland los, flog auf die Schulter seiner Herrin und zankte gegen Erich.

Erich gab sich ganz dem Behagen hin, daß eine so schön angelegte und reich ausgestattete Natur in den Kreis seines näheren Umgangs getreten war. Er glaubte, daß der schmetterlingsartige Flattersinn eine berechtigte Eigenthümlichkeit der Frauennatur sei, welche er nur zu derb anfaßte. Er hatte bisher in Mutter und Tante nur die strenge Gewissenhaftigkeit und Betriebsamkeit auch in geistigen Dingen kennen gelernt; hier war eine Natur, die nichts als graziöses Schaumschlürfen wollte. Warum ihr Anderes zumuthen?

Man hatte einen Ausflug nach der Römerschanze verabredet, die Wagen standen bereit vor dem Hause, da zeigte sich ein schweres Gewitter am Himmel. Clodwig sagte, man solle nun die Fahrt unterlassen, Bella aber bestand auf der Ausführung.

„Wer wird sich von einem Gewitter abhalten lassen!" rief sie. „Es ist schön, das draußen zu erleben, und der Abend um so frischer und heller."

Die Gesellschaft mußte ihr willfahren.

Das Gewitter kam schneller, als man vermuthet hatte; Bella lachte und scherzte, während es donnerte und blitzte. In einer Dorfschenke wartete man den Regen ab, dann wurde es wieder hell.

Als man zu Fuß zurückkehrte, bat Roland, daß Graf Clodwig mit ihm gehe, den Stummen zu besuchen, auch Lina ging mit ihnen. Erich und Bella waren vorausgegangen, sie wandelten auf der Hochebene am Bergesrande dahin, in der offenen Halle setzten sie sich nieder und schauten in die Landschaft hinein. Erichs Hand ruhte, ohne daß er es wußte, auf der Hand Bella's, er wagte nicht, sie zurückzuziehen. Bella verhielt sich regungslos. Sie sprachen lange kein Wort, endlich begann Bella, ohne ihre Stellung zu verändern, ohne den Kopf zu wenden, in die Landschaft hinausblickend, von den Peinigungen des Lebens zu sprechen, wie es doch so seltsam sei, daß ein einziger Entschluß alles fernere Dasein bestimme, und daß sie sich nie habe in das Loos der Frauen finden wollen, die alle ihre Anlagen und Empfindungen ins Kleine schicken müssen.

„Ich wollte, ich wäre älter," sagte sie in einer seltsamen Betonung.

Erich konnte nichts erwidern. Nach einer Weile setzte sie fort:

„Ich werde älter, aber nicht alt."

Wiederum war geraume Zeit Lautlosigkeit.

Bella lenkte das Gespräch auf das innere Heiligthum der

Religion und sagte schwermüthig: ohne Glaube an ein ausgleichendes anderes Leben sei das Dasein ein grausames Räthsel. Erich wollte diesen Gedanken nicht erschüttern und suchte nur zu zeigen, daß man auch Beruhigung im reinen Denken finden könne. Es war ein seltsames Widerspiel in den Beiden; sie hatten das Gefühl, daß sie etwas über alles Leben Hinausgehendes und doch das Leben selbst besprachen, und das in einer Weise und nach einer Richtung, die sie sich selbst nicht bekennen mochten.

„Sie haben mich etwas gelehrt,“ sagte Bella, als Erich in seinen Darlegungen inne hielt.

„Ich . . . Sie?“

„Sie haben mich gelehrt, wie man bei starkem Selbstgefühl doch sich unterordnen, bis zur Dienstbarkeit sich unterwerfen kann.“

„Meine Stellung als Lehrer ist nicht Unterwerfung und nicht Dienstbarkeit.“

„Sie verstehen mich nicht.“

„Wie soll ich Sie verstehen?“

„Es ist nicht nöthig. Ich habe es anders gemeint. Vergessen Sie es.“

Wieder war eine lange Pause. Erich zitterte, der Hut, den er in der linken Hand hielt, fiel zur Erde, Bella bückte sich schnell und hob ihn auf, Erich bückte sich zu gleicher Zeit und ohne daß sie es wollten, streiften sich ihre Wangen.

Eine Schwarzamsel kam vom Walde daher geflogen, hielt an der steinernen Stufe der offenen Halle zu ihren Füßen still und schaute die Beiden an; ein andrer Vogel pfiff vom Baume, dessen Blätter jetzt nach dem Gewitter so golden im Abendschein glänzten. Die Schwarzamsel flog auf zum Genossen auf dem Baume, dann flogen sie miteinander waldeinwärts.

Erich stand auf, auch Bella erhob sich. Sie gingen still. Erich hörte das Rauschen von Bella's Gewändern, er schaute um, als hätte er dergleichen noch nie gehört.

„Ich habe Ihnen, glaube ich, noch gar nicht mitgetheilt, daß ich Ihrer Ansiedelung in der Nachbarschaft entgegengearbeitet habe. Hatte ich Ihnen auch Angst eingeflößt?“

Erich konnte nicht antworten, er hörte seinen Namen wiederholt wie mit einem Hülferufe durch den Wald tönen.

„Gehen Sie voraus, gehen Sie, ich finde allein zurück,“ sagte Bella schnell.

Erich eilte davon. Bella ging langsam hinterdrein.

„Herr Hauptmann, Sie sollen heimkehren!“ rief ihm Bertram vom Pferde herab zu.

„Was ist geschehen?“ fragte Erich.

Clodwig kam mit Roland und Lina herbei.

Bertram berichtete, daß auf der Villa im Zimmer des Herrn Sonnenkamp eingebrochen sei; die Diebe hätten Mancherlei entwendet, aber den feuerfesten Geldschrank hätten sie nicht erbrechen können.

Bald saßen Erich, Roland und Prancken im Wagen und fuhren nach der Villa zurück; Prancken war sehr ärgerlich, denn er hatte die Verantwortlichkeit übernommen.

Erich war von quälenden Gedanken gepeinigt. Jene haben in der Nacht die Gemächer der Villa erbrochen, was hatte er gethan? Er hatte eine ihm anvertraute Seele vergessen, mehr noch, von Freundschaft und Güte eingelassen, hatte er unter der Verhüllung verständnißreicher Gedanken und edler Empfindung das höchste anvertraute Gut, die Gattin des Freundes mit Worten, Gedanken und Blicken angetastet. Er preßte die Hand aufs Herz, in ihm pochte es, als müßte es zerspringen. Jene dort, die geprägtes Gold entwendet, trifft die Strafe des Gesetzes, und Dich — was trifft Dich? Tief gepeinigt saß er da und als er gewahrte, daß der Blick Rolands auf ihm ruhte, schlug er die Augen nieder.

Neunzehntes Capitel.

Villa Eden war bisher von einem abschreckenden Zauber umgeben. Neid und Furcht hatten die Meinung verbreitet, daß es mit den Menschen darin nicht geheuer sei; mit Herrn Sonnenkamp nicht, der sich viel zeigte, mit Frau Ceres nicht, die sich selten zeigte. Die Warnungstafeln an den Mauern mit der Androhung von Selbstschuß und Fußangel hatten in den Gedanken der Menschen eine furchtsame Scheu erweckt; man sagte, Herr Sonnenkamp habe die Spitzen der Angeln mit einem Gifte bestrichen, gegen das es keine Heilung gebe. Die Diener des Hauses hatten etwas von der Zurückhaltung ihrer Herrschaft, sie ließen sich selten mit Anderen ein und man grüßte sie kaum. Nun aber

war es durch den Diebstahl, als ob der geheimnißvolle Drache, der — man wußte nicht wie und wo — über der Villa lauerte, nichts als eine Vogelscheuche war; der Verputz des schönen weißen Hauses war plötzlich wie abgerissen, die blinkenden Scheiben erblindet, alle Schlösser wie abgesprungen.

Die Leute an den Wegen und in den Dörfern, durch die man kam, schauten zu Erich, Roland und Prancken auf, die rasch dahinfuhren, und nickten ihnen zu. Nur Wenige lüfteten die Mützen in Verlegenheit, denn Alle wollten eigentlich sagen: Mit Eurer Heimlichkeit ist es vorbei, jetzt kommen die Gerichte und sehen einmal nach, was bei Euch vorgeht.

Die Drei kamen auf der Villa an; sie fanden hier Alles zerstört und unruhig.

Der Castellan trat sofort mit der Behauptung hervor, der Einbruch könne nur von Bewohnern des Hauses verübt worden sein, Alles sei gut verschlossen gewesen, auch habe kein Hund gebellt; die Diebe müßten also im Hause genau bekannt und den Hunden vertraut gewesen sein.

Der Landrichter war bereits da.

Das Arbeitszimmer Sonnenkamps war erbrochen, werthvolle Dinge, darunter ein Dolch mit Edelsteinen im Griffe, waren entwendet. Die Diebe hatten sich auch an dem feuerfesten Geldschranke versucht, aber vergebens. Aus dem Speisezimmer waren große silberne und goldene Schalen, die auf dem Büffet gestanden, verschwunden, auch die goldene Uhr Rolands, die er bei der Abreise nach Wolfsgarten auf dem Tische vor seinem Bette hatte liegen lassen. Das Kopfkissen Rolands fand man auf der Mauer, wo aufrecht stehende Glasscherben jedes Uebersteigen hindern sollten; nun aber war damit eine weiche, jede Verletzung abhaltende Unterlage bereitet worden.

Zweierlei Fußspuren zeigten sich im Park und an der Rückseite des Glashauses. Da, wo die Gartenerde bereitet wurde, mußten die Diebe gestrauchelt haben, denn an einem großen Erdhaufen war deutlich der Eindruck eines menschlichen Körpers sichtbar. Hier standen auch ein Paar alte Stiefel des Erdmännchens. Man nahm sie weg und verglich sie mit den Fußspuren im Garten; sie paßten genau. Das gab ein Anzeichen. Nicolas kam eben des Weges daher, um an seine Arbeit zu gehen; er hörte verwundert, was geschehen. Man ließ ihn ruhig weiter arbeiten.

Der Landrichter und sein Actuar, der Bürgermeister des Dorfes und einige angesehene Männer versammelten sich im Balconzimmer; man rieth hin und her. Roland stand bei Seite und starrte auf das Kopfkissen seines Bettes, das den Dieben zum Uebersteigen der Mauer gedient hatte. Blassen Antlitzes hörte er, wie man überall umhertastete, bei diesem, bei jenem Menschen Verdachtsgründe zu finden.

Das Erdmännchen kam zu den Versammelten und sagte, es seien ihm auch ein Paar Stiefel gestohlen worden. Sofort erwiderte der Landrichter:

„Ja wohl, in Deinen Stiefeln ist gestohlen worden."

Nicolas schaute blöde drein, als verstünde er nicht, was gemeint sei.

Der Landrichter ließ ihn verhaften. Er jammerte, daß immer unschuldige Menschen in Verdacht kämen, und Roland bat, man solle ihn frei lassen.

„Wer mich anrührt, den erwürge ich!" rief Nicolas; er schien ein ganz anderer Mensch.

Der Richter gab zwei Männern einen Wink, schnell waren dem Erdmännchen die Hände auf den Rücken gebunden.

Erich führte Roland hinweg. Wozu sollte er so in das Nachtgebiet des Menschenlebens hineinschauen?

Glücklicherweise kam jetzt der Major; Erich bat ihn, bei Roland zu bleiben, und der Major sagte:

„Junge, da kannst Du was lernen; man kann Dir Alles stehlen, aber was Du im Kopfe hast und das Herz am rechten Fleck, das kann man Dir nicht stehlen."

Der Landrichter ließ die Diener kommen und verhörte sie, wer in der letzten Zeit die Villa besucht habe. Sie bezeichneten Viele, aber der Castellan sagte:

„Der Herr Hauptmann hat den Krischer im Hause herumgeführt, und der Krischer hat, wie er fortgegangen ist, zu mir gesagt: Du hütest dem reichen Manne sein Geld und Gut und es wäre besser, man risse die Thüren aus und zerstreute Alles, was da drin ist, in die weite Welt."

Erich konnte nicht bestreiten, daß der Krischer sich Alles genau angesehen und verworrene Reden über Reich und Arm geführt habe; er glaubte sich indeß für die Ehrlichkeit desselben verbürgen zu dürfen.

Der Richter antwortete nicht darauf, sondern schickte zwei Gerichtsdiener nach dem Hause des Krischers, um dort Haussuchung zu halten ...

Der Krischer lächelte und zuckte die Achseln, als er hörte, was man vorhatte.

Man fand nichts; auffällig war nur, daß in einer Hundehütte ein an die Kette gelegter Hund beständig bellte.

„Thu einmal den Hund von der Kette," sagte ein Gerichtsdiener zum Krischer, der, leise mit den Lippen murmelnd, ihnen durch alle Räume und den Hof gefolgt war.

„Warum?"

„Weil ich's haben will, und thust Du's nicht sofort, so schieß ich den Hund nieder!"

Der Krischer löste den Hund von der Kette, das Hundehäuschen wurde untersucht, und im Stroh fand sich die Uhr Rolands und der mit Edelsteinen besetzte Dolch. Der Krischer betheuerte seine Unschuld, aber er wurde sofort gefesselt und verhaftet.

Auf dem Wege von seinem Hause bis zur Villa hob er oft die Ketten empor, wie wenn er den Feldern, den Weinbergen und dem Himmel zeigen wollte: Seht her, so gehe ich!

Es wurde ein Protokoll über die gestohlenen Sachen aufgenommen, die man bezeichnen konnte. Roland wurde herbeigerufen und mußte zum ersten Mal seinen Namen unter einen gerichtlichen Akt setzen. Erich stand dabei und sagte zum Major:

„Es läßt sich nicht ermessen, welch einen Eindruck dies auf den Jüngling machen muß."

„Das schadet ihm nichts," erwiderte der Major. „Fräulein Milch sagt: Ein junges Herz und ein junger Magen verdauen schnell."

Fräulein Milch hatte es diesmal doch nicht getroffen, denn als der Krischer gekettet davon geführt wurde, schrie Roland jammervoll auf.

Es ergab sich eine weitere Spur. Der Reitknecht, der im Solde Prancken's dessen Spion gewesen, war von Sonnenkamp entlassen worden; man hatte ihn aber in den letzten Tagen in der Gegend gesehen und er hatte beim Krischer übernachtet. Sofort wurden nach allen Seiten hin Telegramme ausgesendet, um den muthmaßlichen Dieb zu verhaften. Auch an Sonnenkamp ward ein Telegramm gerichtet.

Der Pfarrer stellte sich ein. Mit Milde beklagte er das Geschehene, und ermahnte Erich, sich die Sache nicht so sehr zu Herzen gehen zu lassen, da er, aus dem wissenschaftlichen Leben kommend, die Verdorbenheit der Menschen nicht genug kenne.

Der Pfarrer konnte nicht ahnen, warum Erich so bedrückt war.

Das Gericht und seine Diener hatten die Villa verlassen, auch Prancken war davon geritten. Roland schaute beständig furchtsam umher, wie wenn ihm ein Gespenst erschienen wäre. Ueber die Treppen waren verbrecherische Menschen geschritten, an diesen Thüren hatten sie ihre Instrumente versucht; es war eine Entweihung über das Haus und alles Besitzthum gekommen, auch über das, was nicht zu rauben war.

Roland bat, daß Erich ihn keine Minute verlasse, es sei ihm so bang.

Es wurde Nacht, Roland lag im Bette und klagte zu Erich, er könne keine Ruhe mehr finden, wo Diebeshände ihm das Kopfkissen geraubt hatten. Er richtete sich auf und sagte:

„Ich möchte wissen, was Franklin bei solch einem Diebstahl gedacht und gethan hätte.“

„Ich glaube es zu wissen,“ entgegnete Erich. „Er hätte die Diebe der Schärfe des Gesetzes anheimgegeben, aber er hätte festgehalten, daß man sich von der Schlechtigkeit Einzelner seinen Glauben an die Güte der Menschen nicht stehlen lassen dürfe. Wem Diebe das anthun könnten, dem hätten sie mehr genommen, als was sich mit Händen greifen läßt.“

Als Roland schlief, stand Erich noch vor seinem Bette und betrachtete ihn nachdenklich. Er wurde abgerufen, der Landrichter schickte ein Telegramm, das von Sonnenkamp angekommen war. Er zeigte kurz an, daß er sofort aus dem Seebade heimreise.

Lange schaute Erich hinaus über den Strom und die rebenbepflanzten Berge. Er war tief erschüttert. Das Ereigniß konnte auf Roland nicht so tief wirken, wie auf ihn, denn mit einer Gewalt, die mächtiger war, als jedes Denken, sah er sich von einem Abgrunde zurückgerissen. Er schaute ins Weite und in sich faßte er einen festen Vorsatz.

Digitized by Google

Das Landhaus am Rhein.

Roman

von

Berthold Auerbach.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wie ein Herrscher, der in sein Schloß zurückkehrt, wo vor Kurzem eine Meuterei ausgebrochen, so kehrte Herr Sonnenkamp nach der Villa zurück. Jeder Tritt in seinem Hause, jeder Blick auf einen Diener sagte: Ich bin wieder da und damit Ordnung und Macht.

Erich gestand, daß er sich eine Fahrlässigkeit habe zu Schulden kommen lassen, und Sonnenkamp schien seine Lust daran zu haben, ihn zu demüthigen. Sonnenkamp herrschte gern über Andere. Er wünschte, daß man ihm unterwürfig sei; wo er sah, daß dies nicht gelinge, ließ es ihm keine Ruhe, bis er den Andern zerbrochen hatte, erst dann richtete er ihn gern wieder auf, denn nun war er seiner Herrschaft gewiß. Dieser selbstsichere Hauptmann-Doctor hatte eine Haltung eingenommen, die ihm nicht zustand; nun war er gebeugt und hatte dankbar zu sein für alle Güte und Freundlichkeit. Sonnenkamp ahnte nicht, wie gern und warum sich Erich demüthige, er fand in dieser Unterwürfigkeit nur einen Sieg seiner Kraft, während Erich sich gestand, daß er, durch den anmuthsvollen Zauber Bella's befangen, die strenge Wachsamkeit verloren hatte, welche seine Pflicht war.

Sonnenkamp übersah bald, daß der Diebstahl nicht von besonderer Bedeutung war. Mit einer gewissen Schadenfreude sagte er:

„Die Schurken haben den Dolch mit den Edelsteinen gestohlen, die Spitze ist vergiftet, wer sich daran ritzt, ist verloren.“

Erich konnte kaum vorbringen, daß der Dolch bereits bei den Gerichten sei, denn es durchfuhr ihn der Schreck: Warum hält sich der Mann einen vergifteten Dolch?

Prancken und der Pfarrer stellten sich bald ein, und Sonnenkamp erklärte sofort, daß er die goldenen und silbernen Schalen, wenn man sie wieder erlange, der Kirche stifte. Wie unwillig setzte er hinzu:

„Ich will sie nicht mehr im Hause haben; Sie, Herr Pfarrer, werden ihnen eine Weihe geben."

Als Erich von der tiefen Wirkung berichtete, die das Ereigniß auf Roland gemacht, sagte Sonnenkamp:

„Mein sehr verehrter Herr Hauptmann! Ich gebe mich nicht mit Sentimentalitäten ab. Gradaus gestanden, es ist mir lieb, daß Roland schon früh die als gemüthlich gepriesenen niedern Menschen kennen lernt und einsieht, daß da nichts ist, als geheime Verschwörung gegen die Besitzenden, die nur auf die günstige Gelegenheit wartet, loszubrechen oder vielmehr einzubrechen."

Sonnenkamp war frisch und belebt, es ärgerte ihn nur, daß in der Umgegend so viel Gerede über die Sache sei und man bei Gerichtsgängen viel schöne Zeit verlieren müsse. Frau Ceres sprach kein Wort vom Diebstahl, es schien fast, daß sie nichts davon wisse; sie freute sich nur, wie Roland in dieser Zeit gewachsen sei. Zu Erich sagte sie, sie hätte im Bade eine Freundin seiner Mutter gesehen, die eben so vornehm als liebenswürdig sei.

Schon am zweiten Abend nach der Rückkunft Sonnenkamps und seiner Familie kamen Bella und Clodwig nach der Villa. Erich war erfreut, den Freund zu begrüßen, aber er war scheu gegen Bella; sie sagte ihm unter dem vorgehaltenen Fächer leise:

„Wir sind gekommen, Sie gegen diesen wilden Mann zu decken; er soll sehen, daß Sie zu uns gehören, und jetzt lassen Sie Alles und kommen Sie zu uns."

Erich konnte nur mit einer stillen Verbeugung danken.

Bella sah, wie Clodwig verzagt bei Sonnenkamp stand; der feine, zierliche Mann hatte immer eine neue Furchtsamkeit, sobald er der herkulischen Erscheinung Sonnenkamps gegenüberstand. Bella half scherzend aus der Verlegenheit indem sie sagte:

„Herr Sonnenkamp, Sie haben doch schon viel im Leben gesehen, haben Sie schon einmal Diebe kennen gelernt, die offen gestehen, daß sie stehlen wollen?"

Sonnenkamp sah auf.

Bella rief lachend:

„Wir sind diese Diebe am hellen Tage."

Zu Clodwig gewendet, fuhr sie fort:

„Sprich nun Du, lieber Clodwig."

Clodwig brachte zaghaft vor, daß er wünsche, Erich möge zu ihm kommen. Ein scharfer Blick Sonnenkamps fiel auf Bella, er hatte den Zeigefinger der linken Hand erhoben, er wollte Bella mit lächelndem Drohen sagen: Ich verstehe Dich — aber er legte den Finger an den Mund und sagte:

„Es freut mich, daß unser Herr Erich so hoch in Gnade und Gunst steht."

Erich war von der eigenthümlichen Betonung des Wortes „unser" seltsam betroffen; und jetzt streckte ihm Sonnenkamp die Hand entgegen und sagte:

„Nicht wahr, Sie bleiben bei uns?"

Erich bejahte.

Mit großer Beflissenheit erzählte nun Clodwig vom Besuche bei der Mutter Erichs. Er wollte offenbar Herrn Sonnenkamp zeigen, daß ein Mann vom Stande und Range Erichs sich nicht wegen einer Fahrlässigkeit unterjochen lassen dürfe.

Sonnenkamp pfiff unhörbar vor sich hin, es schien ein Plan in ihm zu reifen. Auch Clodwig also hielt die Professorin hoch? Gut, der Mann soll überrascht werden. Die Professorin soll Villa Eden besuchen und was weiter folgt, wird sich zeigen; Clodwig und die Professorin sollen, ohne daß sie es wissen, ihm verhelfen, auf immer in die vornehme Gesellschaft einzutreten.

Ein Plan, den er längst gehegt und mit ruhiger Ausdauer verfolgt, war auf der Sommerreise neu gefördert worden. Die Cabinetsräthin, deren Bekanntschaft man im Bade gemacht, hatte ihn geradezu gefragt, warum er sich nicht in die vornehme Gesellschaft aufnehmen lasse; sie hatte die Adelserhebung als leicht zu erringen dargestellt, zumal wenn man ihren Mann, der der Vertraute des Fürsten war, dazu gewinne. Sonnenkamp wollte nicht um die Standeserhöhung nachsuchen, sondern wünschte, daß sie ihm angeboten würde. Dazu sollte nun die neue Beziehung angewendet werden.

Wieder gelang es Bella, eine Weile mit Erich allein zu sein und sie sagte, wie sie sich freue, daß ihr auch einmal eine Intrigue

gelungen; sie habe gewußt, daß Herr Sonnenkamp Erich nicht entlasse, aber sie habe auch gewußt, daß er ihn wegen der Fahrlässigkeit demüthigen werde, darum habe sie Clodwig veranlaßt, sofort hierher zu kommen.

„Haben Sie einen Blick des Herrn Sonnenkamp bemerkt?" fragte sie leise. „Dieser Mann glaubt, unsere Freundschaft wäre etwas mehr als Freundschaft; Sie mißverstehen mich also nicht, wenn ich Sie manchmal vor den Augen dieses Mannes absichtlich vernachlässige?" —

Es traf die Nachricht ein, daß der Reitknecht, den Sonnenkamp kurz vor seiner Abreise entlassen hatte, weil er ihn für einen Spion Prandens hielt, in der Hauptstadt verhaftet worden sei, als er eben einem Trödler eine große silberne Schale zum Kauf anbot. Roland brachte Erich diese Nachricht, und so mußte man jede Stunde gewärtig sein, von der schwebenden Untersuchung in allem Denken und Sein unterbrochen zu werden.

Was sollte inmitten dieser Gemüthsbelastung aller Unterricht? Was konnte jetzt haften? Erich dachte daran, mit Roland fleißiger auf die Jagd zu gehen, er sollte sich zerstreuen, neuen Lebensmuth und frischen Blick durch Aufmerksamkeit auf andere Dinge gewinnen. Aber er wendete sich gerade nach der entgegengesetzten Seite, nicht Zerstreuung, sondern Vertiefung sollte Roland helfen. Wie glücklich war er daher, als Roland sagte:

„Wir wollen alles Andere vergessen, wir wollen ruhig fortarbeiten."

Der Jüngling hatte einen Lerntrieb gewonnen, der ihn die besten Freuden im Studium gewinnen ließ, auch in Erich war eine neue Belebung, es war die eines Geretteten, eines sich selbst Rettenden.

Wenn er an die Tage auf Wolfsgarten dachte, an das Spielen und Tändeln mit Allem, was das Menschenherz erfüllt, erschrak er. Er hatte mit seinem ganzen Besitzthum, das er in emsiger Arbeit sich erworben, eine leichtfertige Vergeudung gemacht; er hatte mit Bella, mit der Gattin Clodwigs, eine unter dem Ausspruche großer Gedanken verhüllte Tändelei sich gestattet, er nannte es geradezu Liebelei; er erschien sich selbst wie ein Tempelräuber, und klein, unendlich klein war dagegen, was arme Menschen gethan hatten.

Was er für sich selber nur schwer errungen, vielleicht gar

nicht vermocht hätte, das gelang ihm jetzt aus Pflicht für einen Andern; er versenkte sich in die Erkenntniß und Alles erschien durchsichtiger und klarer. Wie ein geübter Schwimmer sich der heranstürmenden hohen Wellen freut, untertaucht, wieder ans Licht dringt und mit kräftigem Arme die Fluthen theilt, so versenkte sich Erich in die Wissenschaft, und freudig hob es ihm das Herz, wenn die großen Wellen heranbrausten; da verschwindet alles kleinliche Bangen und Zagen und alles Kämpfen mit sich selbst.

Roland bat Erich, mit ihm in das Haus des Krischers zu gehen, um zu sehen, wie es der Frau und den Kindern erginge. Er erzählte, daß er dem Sohne des Krischers begegnet sei, der als Küfer im Dienste des Weingrafen stand; er habe ihm die Hand reichen und sagen wollen, daß der Sohn ja nichts dafür könne, wenn der Vater etwas gethan, und er habe es ja gewiß nicht gethan. Der Küfer aber habe ihm die Hand verweigert, ihn nur starr angesehen, seinen Hammer aus dem Schurzfell genommen, habe damit hin und her gespielt und sei endlich davon gegangen.

Erich ging mit Roland nach dem Hause des Krischers; die Vögel in den Käfigen sangen, und vor Allem die Schwarzamsel hörte nicht auf mit ihrem „Freut Euch des Lebens." Die Hunde sprangen lustig umher. Die Frau war abgehärmt und verwahrlost, sie jammerte und erzählte, sie habe sofort nach der Verhaftung ihres Mannes alle Vögel hinausfliegen lassen wollen, aber ihr Sohn, der Küfer, bestehe darauf, daß Alles bleibe, bis der Vater wieder käme, denn er würde sicher bald frei; der Siebenpfeifer habe das Amt des Krischers einstweilen theilweise übernommen, den Nachtdienst habe oftmals der Küfer, der doch am Tage so scharf arbeiten müsse. Es solle Alles in Ordnung bleiben, damit ihr Mann wieder in seinen Dienst treten könne.

Erich wollte der Frau eine Summe einhändigen, aber sie erklärte, sie nehme nichts; ihr Sohn, der Küfer, habe verboten, daß etwas aus dem Hause Sonnenkamps angenommen werde.

Als man nach der Villa zurückkehrte, sagte Roland:

„Wenn nun der Krischer unschuldig ist, wie ich glaube, so ist doch entsetzlich, daß ihn für die Qual und die Schande, die er tragen mußte, Niemand entschädigen kann."

Zweites Capitel.

Kaum zwei Wochen waren vorüber, als die Stetigkeit des Unterrichts wieder unterbrochen wurde. Frau Ceres, die sonst immer theilnahmlos und still war, erwähnte oft, daß sie der Frau Cabinetsräthin versprochen habe, ihr bald Roland zu bringen. Es wurde nun eine Ausfahrt nach der Residenz beschlossen. Erich wurde nicht aufgefordert, mitzureisen. Man fuhr in zwei Wagen; in dem einen saßen Frau Ceres, Fräulein Perini und Roland, in dem andern Sonnenkamp und Prancken. Die Reitpferde waren vorausgeschickt.

Prancken gab zuerst seine Freude kund, daß Sonnenkamp sich der Kirche freundlich erwiesen; er hatte seinerseits bereits vorgearbeitet, daß die am Hofe viel geltende höhere Geistlichkeit in der Ausführung des Planes mitarbeite. Eine kleine Gewissensregung fühlte Prancken, daß er seine innere Umwandlung und seinen häufigen Verkehr mit dem Kirchenfürsten als ein Stück Diplomatie ausnützte, aber er war doch weltlich eitel genug, die innere Erleuchtung, deren er sich im Geheimen rühmte, vor der Welt als einen Schmuck der Klugheit gelten zu lassen und zunächst vor Sonnenkamp. Er freute sich, daß man auf so leichte Weise mit der Geheimen Cabinetsräthin in Beziehung getreten sei; bei der Frau ließ sich mit äußern Mitteln wirken, mit welchen man bei dem Gatten behutsam, wenn nicht gar unmöglich ankommen konnte.

Man fuhr an einer schönen Villa vorüber, wo alle Fensterladen geschlossen waren, und Prancken deutete darauf hin, daß Herr Sonnenkamp diese Villa kaufen müsse, um sie für eine geringfügige Summe an die Cabinetsräthin zu verkaufen, die, wie er wußte, ein lang gehegtes Verlangen nach einem solchen Besitzthum hatte. Sonnenkamp war einverstanden in der Voraussetzung, daß das Ziel erreicht würde. Prancken fügte hinzu, daß dies einer der Hebel sei, aber freilich noch nicht alle.

Die Beiden waren allein, aber seltsamerweise nannten sie das Vorhaben nicht bei Namen, bis endlich Sonnenkamp sagte, die Cabinetsräthin habe ihm mitgetheilt, daß der Weinhändler geadelt würde; er möchte wünschen, daß diese Erhebung ihm vorher zu Theil würde, er glaube eher ein Recht darauf zu haben, obgleich

er seine Tochter nicht einem dem Tode verfallenen, sondern dem frischesten Leben angehörenden Edelmanne zur Gattin geben wolle.

Prancken lächelte sehr geschmeichelt, entgegnete aber, daß der Vorgang mit dem Weinhändler — man könne dies durchaus nicht Vorrang nennen — eher förderlich sei; die Adelserhebung stehe alsdann nicht so vereinzelt da.

„Sie haben es schwerer als der Weinhändler," setzte er hinzu, „denn im Hause des Weinhändlers wohnte der Kirchenfürst bei seiner letzten Rundreise. Der Weinhändler hat die mächtige Kirchenpartei für sich, während Sie, ich wollte sagen Wir, eigentlich keine Partei haben. Um so besser, der Sieg ist unser allein."

Man kam in der Residenz an.

Die Cabinetsräthin war hocherfreut und sagte zu Prancken, den sie beständig als Haupt der Gesellschaft anredete, wie glücklich sie sei, in einer Bade-Bekanntschaft eine neue Freundschaft gewonnen zu haben.

Nicht ohne Geschick wußte Prancken anzubringen, daß Sonnenkamp ein nachbarliches Landhaus ankaufe, um es zu einer mäßigen Summe abzugeben, wenn er damit edle Freunde als Nachbarn ansiedeln könne.

Die Cabinetsräthin kannte das Haus; es hatte ehedem Befreundeten angehört und sie war zuweilen dort zum Besuche gewesen. Sie pries die Menschen glücklich, die in einem solchen Besitzthum sich heimlich ansiedeln und liebe Nachbarn haben; sie erzählte, daß sie ihrem Manne gesagt habe, es sei eine Schande für den Staat, daß ein Mann wie Herr Sonnenkamp noch keinen Orden besitze.

So vorbereitet ging nun Prancken mit seinem Plane heraus und die Cabinetsräthin fügte hinzu, daß es der Gesellschaft nur erwünscht sein könne, einen Mann von solcher Bedeutung wie Herr Sonnenkamp in den höheren Stand aufzunehmen. Sonnenkamp that sehr bescheiden und schüchtern; ein Mädchen, das einen Liebesantrag erhält, den es erwartet hatte, konnte nicht scheuer zu Boden sehen.

Man rückte die Rollstühle näher zusammen, als ob man sich jetzt erst sagen dürfe, daß man im vollsten Vertrauen zu einander stehe; die Cabinetsräthin bat, man möge ihrem Manne zunächst noch nichts mittheilen, sie werde Alles schon entsprechend einleiten; es wäre indeß gut, wenn auch von anderer Seite mitgewirkt

würde, besonders wenn Graf Wolfsgarten die Sache bei Hofe anrege, dann sei es ein Leichtes, ihm in die Hand zu arbeiten.

Prancken hob nachdrücklich hervor, wie überaus befreundet Clodwig mit Herrn Sonnenkamp sei, aber man müsse die Sache sehr zart und fein betreiben, und das könne nur eine Frau von der bekannten Umsicht wie die Cabinetsräthin.

Sonnenkamp bestand darauf, daß er nicht um den Adel bitte, er müsse ihm geboten werden; erbitten oder eigentlich erkaufen könnte er den Adel bei einem auswärtigen Fürsten, er lege aber wesentlich Bedeutung darauf, daß der Fürst seines neuen Vaterlandes und die Gesellschaft dieses Landes ihn ehre; die Freunde sollten für ihn das veranlassen. Er freute sich an der Delicatesse, mit der die Cabinetsräthin die Sache behandelte; seine Mienen sagten: das ist doch einmal eine neue Art.

Er streichelte durch die Luft hin, als streichelte er ein zartes Katzenfell.

„Sind auch Weinberge bei dem Landhaus?“ fragte plötzlich die Cabinetsräthin.

„Ja, so viel ich weiß, drei Morgen und von der besten Lage,“ erwiderte Prancken.

Er gab Sonnenkamp zu verstehen, daß man das natürlich dazu kaufe.

Sonnenkamp verlor auf einmal den Charakter der Bescheidenheit und Verschämtheit; jetzt ging's an sein Geld, jetzt war er der Herr. Er wollte der Frau sagen, daß er nur Zug um Zug zu handeln sich einlasse; erst nachdem er das Adelsdiplom erhalten, solle sie das Landhaus erhalten mit den Weinbergen dazu, aber er bezwang sich, vor Prancken das kundzugeben, und es schien auch nicht nöthig, schon jetzt damit hervorzutreten. Die Leute sollten nur einstweilen die Sache betreiben und sich dadurch binden. Wenn es darauf ankommt, ist er Manns genug, sich nicht übertölpeln zu lassen. Es war ein siegessicheres Lächeln in seinen Mienen.

Der Cabinetsrath trat ein. Er begrüßte Sonnenkamp mit formvoller Höflichkeit und dankte für die Aufmerksamkeiten, die man seiner Frau in Vichy erwiesen hatte.

Man ging in den Saal, wo Roland mit einem Sohne des Cabinetsraths, der Cadett war, sich aufhielt, und bald war Roland, dessen Schönheit jedes Auge erglänzen machte, der Mittelpunkt der Gruppe. Der Cabinetsrath sagte, wie es allgemein

belobt wurde, daß man einen kenntnißreichen, allerdings etwas excentrischen Mann wie Herrn Dournay, zum Erzieher genommen. Als Roland auf die an ihn gestellte Frage sagte, daß er Officier werden wolle, ermahnte der Cabinetsrath, daß er möglichst bald in die Cadettenschule eintrete.

Leise sagte Prancken zur Cabinetsräthin, er billige durchaus die Maßnahme des Herrn Sonnenkamp, Roland erst als Adeligen eintreten zu lassen; denn es würde sich überaus seltsam machen, wenn der Jüngling in der Cadettenschule ein Adeliger würde; er habe dann viel Neckereien der Kameraden zu ertragen.

Der Cabinetsrath sprach vom Aufbau der Ruine und von der Gartenkunst Sonnenkamps und wie höchsten Orts schon mehrfach in rühmlicher Weise davon die Rede gewesen.

Sonnenkamp bat um die Erlaubniß, zuweilen etwas von seinen Producten an die fürstliche Tafel schicken zu dürfen, besonders schöne Bananen, die gerade jetzt sehr gut gediehen wären; Prancken hob die Geschicklichkeit hervor, wie Herr Sonnenkamp neun Monate des Jahres frische Trauben auf die Tafel bringen könne.

Der Cabinetsrath erwiderte, daß diese Freundlichkeit sicherlich willkommen sei; er selbst aber könne darin nichts bestimmen, der Hofmarschall, der ja ein Vetter des Herrn von Prancken wäre, werde das Anerbieten des Herrn Sonnenkamp gewiß annehmen.

Prancken nahm Herrn Sonnenkamp mit zum Hofmarschall. Roland ritt mit dem Cadetten aus. Frau Ceres blieb bei der Cabinetsräthin und diese that sehr betroffen, da Frau Ceres in sie drang, das Korallenband, das sie trug und das die Cabinetsräthin sehr bewundert hatte, von ihr anzunehmen.

Die Cabinetsräthin mußte willfahren, aber sie bat Frau Ceres, dies als Zeichen geheimer und inniger Freundschaft gelten zu lassen, von dem Niemand etwas erfahre. Sie betheuerte wiederholt, daß sie ohne Eigennutz für ihre Freunde wirke; sie war überzeugt, daß Frau Ceres mit im Plane war, sie durch Geschenke zu gewinnen.

Frau Ceres sah sie verwundert an, sie kam sich wieder entsetzlich einfältig vor; diese Frau sprach von Dingen, die sie gar nicht begriff.

Als die Cabinetsräthin eine Ausfahrt nach einem Vergnügungsorte vorschlug, stimmte Prancken nachdrücklich bei; denn es war von Bedeutung, daß Frau Ceres mit der Cabinetsräthin, Sonnenkamp

und Prancken mit dem Cabinetsrath im offenen Wagen durch die Residenz nach dem Vergnügungsorte fuhren, wo sich heute die auserlesenste Gesellschaft befand; diese sollte die Verbindung Sonnenkamps mit ihm und dem Cabinetsrath sofort als Thatsache erkennen.

Auf dieser Fahrt hatte die Cabinetsräthin einen Gedanken, der so gutmüthig als gescheidt war; sie gewann eine Adjutantin und half einer armen Frau. Mit erbarmungsvollem Tone sprach sie von der Mutter Erichs, die in überschwenglicher Weise ihre Stellung einer sogenannten idealen Liebe geopfert habe. Das Einverständniß zwischen der Frau Cabinetsräthin und Prancken war bereits so weit gediehen, daß sie nichts ohne seine Zustimmung that; ein leises Nicken Pranckens bezeigte ihr, daß sie weiter gehen dürfe. Sie forderte nun Herrn Sonnenkamp auf, etwas für die Mutter Erichs zu thun, ja sie wo möglich ins Haus zu nehmen. Auch Tante Claudine wurde im höchsten Grade belobt.

Die Cabinetsräthin war sich klar, daß die nahe Beziehung zum Hause Sonnenkamps sich viel leichter pflegen ließ, wenn die Professorin und die Tante da wären; man näherte sich dann gewissermaßen ihnen und nicht diesem Manne, man war sogar verpflichtet, sich den hochangesehenen Frauen nahe zu halten, um ihnen ihre abhängige Stellung zu erleichtern; das fügte sich dann Alles so leicht, wenn man das Landhaus — natürlich waren mehrere Morgen Weinberge dabei — bewohnte.

So mischten sich die Beweggründe, und die Mischung war gut und belebend.

Sonnenkamp lächelte wohlgefällig, aber innerlich sagte er sich: diese Adelskette hängt noch fester zusammen, als eine Diebesbande, und sie sind jetzt auch eine Diebesbande, denn der arme Adel will sich von mir aufsteifen lassen.

Er stimmte der Cabinetsräthin sehr freundlich bei, innerlich aber dachte er:

Du hast das Landgut noch nicht.

Man fuhr an dem Landsitze des Prinzen vorüber, der vor Kurzem aus Amerika zurückgekehrt war. Hier war Alles wohlbestellt und geordnet. In dem kleinen Pavillon, der in einem Gehölz am Wege angebaut war, stand ein gedeckter Tisch; Lakaien warteten in der Nähe.

Aus einem öffentlichen Garten auf der Anhöhe, wo die Garde-Officiere ein Sommerfest veranstaltet hatten, tönte Militärmusik,

und kaum hatte das eine Musikchor ein Stück gespielt, als ein zweites von der andern Seite begann. In der Mitte des Gartens unter einem großen Zelte saßen die Officiere an einem langen Tische; daneben an kleinen Tischen unter den Bäumen, an denen bunte Lampen hingen, die Honoratioren der Residenz mit ihren Frauen und Töchtern in hellen sommerlichen Kleidern.

Es erregte Aufsehen, als die beiden Wagen Sonnenkamps mit den schönen Pferden vorfuhren. Prancken ordnete schnell Alles und seine Gesellschaft nahm an einem der besten Tische Platz; viele Augengläser richteten sich nach ihnen; Prancken war bald bei den Kameraden und schüttelte da und dort die Hand, er gesellte sich aber schnell wieder zu Sonnenkamp und seiner Gesellschaft.

Die Cabinetsräthin hing sich an den Arm Sonnenkamps und war überaus freundlich; Prancken hatte Frau Ceres am Arm. Roland war mit dem Cadetten am Scheibenstand, wo man mit Bolzen schoß; er traf immer ins Schwarze.

Herr Sonnenkamp wurde dem General vorgestellt, der auf die Einladung Sonnenkamps versprach, ihn bald zu besuchen. Prancken sagte, er bringe einen Rekruten und zeigte auf Roland.

Der Abend brach herein, die bunten Lampen wurden angezündet. Da knallten Böllerschüsse, Fanfaren tönten, Hoch wurde gerufen: der Prinz war von seinem Landsitze zum Gastmahle der Garde-Officiere gekommen. Beide Musikchöre spielten nun „Heil Dir im Siegerkranz“ und Alles war voll Leben; am glücklichsten aber war vielleicht Sonnenkamp, denn er wurde dem Prinzen vorgestellt, der freilich nur einige nichtssagende Worte an ihn richtete. Aber alle Welt hatte doch gesehen, daß er mit ihm sprach und eine sehr freundliche Verbeugung machte.

Höchst befriedigt fuhr man wieder nach der Residenz zurück. Die bunten Lampen leuchteten und die Musik tönte noch in der Erinnerung.

Am nächsten Morgen stand in der Zeitung, daß gestern Abend die Garde-Cürassiere ein Jahresfest auf der Rudolphshöhe feierten. Se. Hoheit der Prinz Leonhard habe das Fest mit Seiner Gegenwart beehrt; unter den anwesenden Gästen sei Herr Sonnenkamp von Villa Eden mit seiner Familie besonders bemerkt worden.

Drittes Capitel.

Während die Familie Sonnenkamp in der Residenz war, ritt Erich nach Wolfsgarten. Er hatte jeden verrätherischen Gedanken in sich niedergekämpft, er dachte einzig daran, daß er verpflichtet sei, die Freundschaft, die Bella ihm zugewendet, dahin zu lenken, daß er ihr die Hoheit ihres Gatten klar mache. Das wollte er. Frisch und muthig ritt er dahin.

Er traf Clodwig allein. Bella war mit einem fremden Besuch ausgeritten. Clodwig freute sich, mit Erich einmal ganz allein zu sein, der ihn bei früheren Besuchen so oft dem Knaben überlassen hatte und mit Bella gegangen war. Er berichtete, daß der Sohn eines Freundes, der als russischer Gesandter in Neapel gelebt, zu ihm gekommen sei, um ernste Studien in der Landwirthschaft zu machen. Der junge Fürst habe sich, wie Alle seines Gleichen, im Pariser Strudel umhergetrieben, aber es sei ein edler Kern in ihm und eine Willenskraft, die das Beste hoffen lasse. Die große Thatsache, daß der Kaiser von Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben, bewirke zugleich eine noch größere moralische und ökonomische; die Herren müßten nun aus Gutsbesitzern einsichtige und selbstthätige Landwirthe werden. Es sei bei den Russen ein Eifer der Aufopferung und Hingebung für das niedere Volk, und das ergreife oft Weltlinge so mächtig, daß es erscheine, wie die Umkehr jener heilig Gesprochenen, die, aus tollen Gelagen kommend, plötzlich ihrer sittlichen Aufgabe inne wurden.

„Es gibt keine so bildungsbegierige Aristokratie, als die russische,“ sagte Clodwig, „leider aber sind die Männer eifrig und ideell begeistert ein Jahr lang oder zwei, dann werden sie leicht lässig; sie haben viel Nachahmungstalent, sie haben noch zu erproben, wie lange es vorhält und ob sie etwas Neues hervorbringen. Vielleicht ist die Aufhebung der Leibeigenschaft ein großer sittlicher Wendepunkt.“

Erich hob hervor, wie es ein glorreiches Zeichen des neuen freien Geistes sei, daß nicht die Kirche, deren Beruf es hätte sein sollen, das bewirkt habe, sondern die reine Humanität, die kein kirchliches Gepräge hat.

Die beiden Männer waren noch in weitgehenden Erörterungen über die Macht des Geistes und Clodwig eben in der Darlegung,

wie es ihm oft die Seele peinige, daß die rohe Gewalt mehr über den Geist vermöge, als man sich gestehen wolle, da trat Bella ein. Ihr Antlitz glühte, als Erich sie grüßte, und der junge Mann von eleganter, aber etwas ermüdeter Erscheinung, begrüßte Erich sehr zuvorkommend; er freute sich, daß Erich so geläufig französisch spreche, da er im Deutschen sich nur unbehülflich ausdrücke; er setzte sofort hinzu, daß man Erich die französische Abstammung anmerke, in seiner Aussprache läge etwas, was nur das französische Organ vermöge.

Nachdem man sich auf kurze Zeit zurückgezogen, versammelte man sich wieder im Gartensaal.

Clodwig mußte dem Russen dringend ans Herz gelegt haben, daß er sich Erich anschließe, denn der junge Mann sagte alsbald zu demselben:

„Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich etwas von Ihnen lernen lassen wollten."

Er sagte das mit einer gewissen kindlichen Unterwürfigkeit und so vertrauensvoll, daß Erich ihm die Hand darreichte, indem er erwiderte:

„Ich werde gewiß auch von Ihnen lernen können."

„Außer Whist, das ich sehr gut spiele, wie man mir allgemein sagt, glaube ich nicht, daß etwas von mir zu lernen ist," antwortete der Russe lachend.

Als ein Mann, der sich alsbald zur Kenntniß der Landesproducte an die Producenten wendet, fügte er hinzu:

„Wie ich höre, ist die Philosophie in Deutschland aus der Mode gekommen; können Sie mir vielleicht einen Grund dafür sagen?"

Erich, der es ablehnen mußte, hierüber genaue Auskunft geben zu können, meinte, daß vielleicht die Philosophie als Wissenschaft minder hervortrete, daß sie aber Methode aller Wissenschaften geworden sei.

Bella legte den Kopf zurück und schaute in den blauen Himmel. Die Männer werden jetzt Dinge verhandeln, die sie eigentlich in Rücksicht auf die Frau auf eine andere Zeit verschieben sollten, aber sie will geduldig sein und zuhören.

Der Fürst war in Fragen unermüdlich; er wollte wissen, welches jetzt die bestimmenden Geister in Deutschland seien, und da Erich erwiderte, daß sich unsere Epoche an keine einzelnen

Namen knüpft, fragte er weiter, woher es käme, daß es an hervorragenden Häuptern fehle. Erich suchte darzuthun, daß in der Zusammenfassung des Geisteslebens unsere Zeit keiner vergangenen an Größe nachstehe, daß aber das Auszeichnende heute und vielleicht für immer keinem einzelnen Ausgezeichneten zukäme.

Bella hörte noch immer still zu, sie wiegte den zusammengelegten Fächer in der Hand, als wäre es ein Pfeilbündel, sie legte den Fächer aus einander und zupfte an den einzelnen Stäben, als wären es Pfeile, die sie lockern und losschnellen müßte.

Endlich hielt sie es an der Zeit, nicht mehr still zuzuhören.

„Herr Hauptmann," fragte sie, „warum scheeren Sie alle Zeitgenossen über einen Kamm?"

Da nicht geantwortet wurde, fuhr sie fort:

„Ich möchte weiter fragen: Schaffen bevorzugte Naturen nicht neue Gesetze in der moralischen, der intellectuellen, der politischen, wie in der ästhetischen Welt?"

Erich erwiderte sehr ernst:

„Das ist das Elend, das der Jesuitismus in der Kirche wie die Frivolität der Weltlinge gleichmäßig zu verantworten hat. Man erkennt bestimmten Naturen und bestimmte Naturen erkennen sich selbst eine Berechtigung und Ausnahmsstellung zu, bei denen die Menschen-Gesellschaft nicht bestehen könnte. Was man bevorzugte Natur nennt, das gibt mehr Verpflichtungen, aber keine über das Maß des Allgemeinen hinausgehende Berechtigung. Vor Gott und der ewigen Sittlichkeit sind wir Alle gleich, das hat das Christenthum erschöpfend ausgedrückt im Worte, daß wir Alle Kinder Gottes sind. Nun aber hat die Kirche Indulgenzen, hat der Staat Majorate, und möchte eine Sophistik moralische Ausnahmsberechtigungen schaffen.

„Sie sprechen sehr gut," sagte der Fürst zu Erich.

Erich suchte den Blick Bella's, aber sie sah nicht auf, sie hatte die Lippen zusammengepreßt, denn sie dachte: Will er mir die Lehre geben, daß Niemand sich eine Ausnahms-Moral zuerkennen darf? Also darum der weltgeschichtliche Packzug? Sie wollte gleichgiltig sein über den Ausspruch Erichs, aber sie vermochte es nicht; sie sah auf, ihr Auge ruhte schmerzlich auf ihm.

Als man im Garten spazieren ging, fragte der Fürst, der seinen Arm in den Erichs gelegt hatte, ob er Herrn Weidmann kenne, in dessen Haus ihn Graf Clodwig senden wolle.

Erich sagte, daß er ihn nur flüchtig gesehen habe, daß aber der Mann allgemein verehrt sei.

„Wenn Sie einen Freund Ihnen gleich wüßten," sagte der Fürst und drückte den Arm Erichs an sich, „wenn Sie einen Mann wüßten, der mein Begleiter, mein Lehrer sein wollte, ich könnte ihm eine Sicherung für sein ganzes Leben verschaffen, oder ... Sie entschuldigen die Frage ... würden Sie vielleicht selbst ...?"

Erich dankte, er empfahl indeß nachdrücklich den Candidaten Knopf, der bereits Lehrer auf Mattenheim war.

Bella trat zu ihnen und Erich ging mit gemischten Empfindungen neben den Beiden. Er hatte so viel darüber nachgesonnen, wie er mit Bella von jener Grenzlinie der Freundschaft, die alle Gefahren in sich schloß, zurücklenken konnte; nun war sein Grübeln unnöthig, sein Platz war bereits besetzt. Innerlich ereiferte er sich doch über das zutrauliche Benehmen Bella's gegen den Russen, und ein seltsames Gewirre von Gefühlen entstand in seiner Seele. Sollte es ihn freuen, daß er hier nur eine Kokette vor sich habe, die bald mit diesem, bald mit jenem tändle? Oder that Bella nur so, damit ihr zutrauliches Benehmen gegen ihn nicht auffällig erscheine, indem sie das Gleiche auch gegen Andere aufrecht erhielt?

Der Doctor kam; er brachte immer eine ganz neue Tonart. Er faßte Bella, Erich und den Russen rasch und scharf ins Auge, ihm schien Alles klar.

Viertes Capitel.

Der Doctor bat Erich, sein Reitpferd an den Wagen anzubinden und mit ihm bis in die Nähe der Villa zu fahren.

Als die beiden Männer im Wagen saßen, blies der Doctor vor sich hin und sagte dann:

„Eine schöne Frau die Gräfin Bella und eine geistreiche, sie liebt den Papagei, der frei in den Wald fliegen darf, ihr dann aber wieder gehorsam auf die Schulter zurückkehren muß."

„Ich finde," fiel Erich ein, „daß man hier zu Lande und im

engen Lebenskreise viel über Dritte spricht. Erscheint Ihnen das nicht als eine Beschränkung oder wie man es sonst nennen mag?"

Der Doctor merkte wohl, daß Erich nicht auf das Thema eingehen wollte, aber er erwiderte:

„Der ergiebigste Stoff ist die Gattung Mensch, und der unerschöpfliche in dieser Gattung ist die Spielart Weib. Ich rede indeß mehr von mir, ich habe an dieser Frau eine neue Spielart kennen gelernt. Sie kannten Frau Bella früher nicht?"

„Nur flüchtig," ließ sich Erich widerwillig vernehmen.

„Aber ich kannte sie. Sie hat eine Nothehe geschlossen wie viele Andere und ich nehme ihr das gar nicht übel. Ich bin auch anderer Meinung als die meisten Menschen. Die Gräfin ist in der That bescheiden auf ihre Talente, denn sie ist stolz auf ihren Heroismus; sie hat, ich weiß das, dem Grafen vor der Verlobung gesagt, sie sei nicht bedeutend genug für ihn, seiner nicht würdig. Intellectuell war das aufrichtige, nur im Ausdruck übertriebene Bescheidenheit. Sie hat Talente, aber keine Seele, sie hat lauter Zuspeise, keine feste Kost. Sittlich war dieses Bekenntniß volle Wahrheit, für sie ist die Sittlichkeit nur Convenienz."

Erich schaute betroffen auf und der Doctor fuhr fort:

„Ich meine die Sittlichkeit der großen Welt, die nur die äußere Ehre als wesentlich betrachtet und nur diese bei einer Abweichung im Auge hat. Dem Grafen Clodwig aber ist alles Unreine und Unschöne von Natur zuwider, er würde es nicht üben, auch wenn nie ein Mensch davon wüßte."

Der Doctor machte eine Pause; das Herz Erichs erbebte. Will ihm der Mann die Reinheit Clodwigs vor Augen halten, um ihm zu zeigen, wie unwürdig die leiseste Regung wäre, einen solchen Mann zu kränken und zu hintergehen?

Der Doctor fuhr fort:

„Es kann keine schönere Ehre geben, als der Freund Clodwigs zu sein. Ich liebe die Aristokratie nicht, ja ich hasse sie, aber in Graf Clodwig ist eine edle Weise, die sich vielleicht nur ausbilden kann, wenn sie von Geschlecht zu Geschlecht gehegt wird und nicht wie bei uns Bürgerlichen erobert werden muß. Bei Clodwig ist eine beständige gleichmäßige Art von Luftheizung, nirgends eine lodernde Flamme, aber immer wohlige Wärme. — Sie sehen, ich habe von Ihnen gelernt, Bilder zu machen," warf er scherzend

dazwischen und nahm wieder neu auf: „Graf Clodwig und Herr Sonnenkamp betrachten ganz das Gleiche als das höchste Gut.“

„Und das ist?“

„Ruhe. Freilich, die Ruhe, die Herr Sonnenkamp will, ist eine ganz andere als die des Grafen. Gräfin Bella aber braucht Unruhe, sie kann ohne sie nicht leben. Sie ist ein wahrer Tugenddrache; sie muß jede Woche oder mindestens jeden Monat einen reinen Ruf verschlingen, oder noch besser ein Schuldbeladenes katzenartig zerreißen; sie beißt wie wohl dressirte Jagdhunde am liebsten nach den Augen eines armen Häsleins, dann ist sie gesättigt und äußerst zuvorkommend und thut Niemand etwas. Sie spricht sehr gut von Diesem und Jenem, so lange es ihnen schlecht geht; wenn die Menschen gedemüthigt sind, begnadigt sie dieselben gern; sobald ein Mensch krank ist, wird sie menschenfreundlich gegen ihn, so lange er aber gesund ist, hat er nur Härte von ihr zu erwarten. Daß sie schönes volles Haar hat, freut sie nicht so sehr, als daß sie sagen kann: diese oder jene hat so und so viel Pfund falsches Haar. Sie ist glücklich, sagen zu können, diese oder jene Frau ist scrophulös, denn die Prandens allein sind gesunde Menschen. Und wenn sie etwas behauptet, so geht sie nie davon ab; es ist ihr lieber, daß ihr Mann, daß die ganze Welt unlogisch ist, als daß sie Unrecht hat; Unrecht darf Bella von Wolfsgarten nie gehabt haben. Sie hat nie ein unpassendes Kleid getragen, nie ein Wort gesagt, das nicht in Stein gegraben werden durfte. Und das nennt sie Charakter! nennt sie Stärke! Mag die Logik der ganzen Welt darüber zum Teufel gehen. Sie kann den gesprächlichen Eiertanz sehr gut ausführen. Haben Sie schon ein zierliches Brieflein von ihr bekommen? Sie versteht auch auf dem Papiere voll biegsamer Anmuth zu tanzen.“

Erich fuhr sich mit der Hand über die Stirn, er begriff nicht, daß er das Alles hörte. Der Doctor warf eine halb angerauchte Cigarre weg und fuhr fort:

„Die böse Welt wünscht, und leider könnte es nicht geschehen, ohne Clodwig ins Herz zu treffen, daß dieser Tugenddrache einmal seinen unheiligen Georg finde; aber das müßte ein Mann sein, der, wie man's nennt, Glück bei den Frauen machen will, nicht einer, dem die Worte Liebe, Seelengröße, höheres Streben ernst sind, und der sie nicht zum Deckmantel für andere Zwecke mißbraucht.“

Erich wußte nicht, was er sagen sollte, er fühlte, daß er zitterte. Der Doctor zog an einer Schnur, der Radschuh legte sich unter das Rad am Wagen, man fuhr den Berg herab, der Wagen knirschte und zischte und man schaute hinein in die Tiefe, wo unten über Felsen ein kleiner Bach dahinrauschte. Als man wieder im Thal dahinfuhr, begann der Doctor:

„Wenn ich sage, die böse Welt, so war das nicht blos eine Redensart; ich muß Ihnen nur noch erklären, welches die neue Spielart ist, die ich an Frau Bella kennen gelernt habe. Es gab und gibt viele Frauen, die, in Wahrheit oder eingebildet, höchst unglücklich sind oder sich höchst unglücklich fühlen, weil sie gar so unbedeutende Männer haben — und sie selber sind doch so große, unverstandene, ätherische Seelen — und ihre Gatten lieben die Pferde, die Hunde und was sonst noch. Die neue Spielart aber, die Frau Bella repräsentirt, ist die: sie ist unglücklich, weil ihr Mann so bedeutend ist. Hätte sie eine jener wohlexercirten Gliederpuppen, die dazu da sind, eine Hofuniform auszufüllen, sie könnte unglücklich sein, könnte sich als schönes blüthengeschmücktes Opfer betrachten, geduldsam entsagen und sich beweinen, aber immer wachsen der höchsten Empfindung zu. Nun aber wird sie neben einem solchen Manne immer gehässiger und geringer; er beleidigt sie, weil er sie in Schatten stellt, ja sogar oft ihr halbes Denken tadelt, wenn auch nur durch Emporziehen der Brauen. Und eigentlich . . . ich glaube, sie gesteht es sich selber nicht . . . haßt sie ihren Mann, denn er macht aus ihrem bloßen Spielen mit dem Geist strengen Ernst; er zwingt sie, Unklarheiten und Albernheiten zu erkennen. Dafür wird er aber auch genugsam gestraft. Mir ist die Sage von den Harpyen klar geworden. Die neuen Harpyen beschmutzen jeden höheren Gedanken, daß er ungenießbar und ekelhaft sei, und so muß nun Clodwig um das einfache tägliche Brod des Geistes kämpfen und ringen. Wissen Sie, was aber nun das Gefährlichste ist bei Frau Bella?“

„Ich weiß gar nichts mehr, ich kann mir nicht denken, welche Steigerung Sie noch vorhaben.“

„Eine ganz einfache. In der Kirche nennt man es Teufel, was aber jetzt als ein sehr geschmeidiger, edler und aufopfernder Dämon erscheint, er kommt und sagt: Sieh, Du bist der Freund dieser Frau, sie hat so viel Vertrauen, so viel Güte zu Dir, benütze das nun, ihr die rechte Stimmung zu geben; Du mußt sie

lehren, ihren Mann gerecht zu würdigen und wie er verdient, verehrt zu werden. Dieser sophistische Dämon scheint nur so fein, ist aber in der That der plumpste von allen, denn noch nie würdigte ein Eheweib ihren Gatten durch fremde Einsprache. Es gibt eine letzte Lebenskraft und eine letzte Liebeskraft, die nur aus dem Menschen selbst kommen kann, und wo die nicht ist, da hilft nichts und redete man mit Engelszungen. Die Alten haben es als die größte Heldenthat des Theseus gepriesen, daß er die Medusa besiegte, sie ist die giftige Schönheit. In der alten Zeit versteinerte sie, in der neuen verweichlicht sie die Männer. Ich habe einen besondern Haß auf Frau Bella, und wissen Sie warum? Sie macht mich zum Heuchler so oft ich nach Wolfsgarten komme; ich sollte nicht so höflich gegen sie sein und es entschuldigt mich nicht, daß ich es bin, weil ich Graf Clodwig liebe. Kein Mensch hat mich so schlecht gemacht als sie, bei ihr heuchle ich und empfinde solche Zerstörungswuth, wie ich sie gar nicht geglaubt hätte. Sie ist eine Quacksalberin. Wenn ich eine Medicin verordne, so hat sie immer voraus gewußt, was ich verordnen werde; medicinisch hab' ich es ihr nun ziemlich abgewöhnt, aber sie ist es noch mehr geistig. Da hat sie Hausmittelchen und Redensarten aufgeschnappt, daß man meint, sie wäre in Alles eingedrungen, aber der Kern ihres Wesens ist Respectlosigkeit, keckes Dreinreden, denn Alles ist für sie Schwindel, und sie hat auch keinen Respect vor sich selbst, denn sie weiß, sie ist auch Schwindel; sie will an allem Wissen theilnehmen und ist doch gleichgiltig gegen alles Wissen, sie unterhält Andere und langweilt sich dabei. Ein tiefer Zug in ihrer Seele ist Undankbarkeit. Mag ihr werden, was da wolle, sie bleibt undankbar. Wollen Sie den geraden Gegensatz zu Bella, so nenne ich Ihnen den Major, der ist dankbar für Alles, selbst für die Luft, die er athmet. Der Major, das alte Kind, glaubt noch nicht an die Gemeinheit der Menschen; wenn der leibhaftige Teufel zu ihm käme, er fände das Gute an ihm heraus. Bella ist grundlos. Ein Mann bösen Gemüthes hat immer noch Kräfte und Thätigkeiten für die Welt; wenn eine Frau bösen Gemüthes ist, ist sie ganz bös' und nur bös'. Wissen Sie, wer zu Frau Bella paßte?"

„Ich weiß gar nichts mehr," rief Erich verzweifelt, es war ihm, als wäre er gefesselt.

„Der einzige Mensch, der zu ihr paßt, der diese ganze Menagerie,

die sich Bella nennt, demüthigen und beherrschen könnte, das wäre Herr Sonnenkamp, und im Geheimen haben sie auch eine tiefe Sympathie für einander."

Erich fühlte sich erleichtert, da er lachen konnte; aber der Doctor nahm wieder auf:

„Junger Freund, ich bin ein Ketzer, ich glaube, so böse als eine Frau kann ein Mann nie sein und auch so heuchlerisch nicht. Für das Letzte sind sie aber nicht verantwortlich, denn es wird ihnen von Kindheit an ja immer gesagt: thut nur so, die Welt will den Schein. Die Hauptsache aber ist, sie haben keine Humanität, sie gehen nicht den Gründen nach, aus denen die Dinge geworden sind, Alles ist für sie fertig gesteckt und genäht wie ein Hut oder eine Mantille bei der Putzmacherin; und andererseits stehen sie noch unter dem Bann des Thierischen, sie kennen die volle Mitfreude nicht und Medisance ist die verfeinerte Mordgier; in der ganzen Thierwelt ist das Weibchen immer das grausamste."

Erich saß still und ließ Alles an sich hinreden, und als man jetzt am Ziele angekommen war, stieg der Doctor aus, er blies wieder vor sich; er glühte im ganzen Gesichte.

„Ich habe mir's einmal leicht gemacht," sagte er, „ich würge schon lange daran. Ich danke Ihnen, daß Sie mich so geduldig angehört. Junger Freund," — und er legte zutraulich die Hand auf die Schulter Erichs — „ich bin auch grimmig auf die Poeten, die uns aus Furcht, den Weibern zu mißfallen, die geistreiche Paradefrau aufgeputzt haben. Wenn ich über Frau Bella zu viel gesagt habe — es ist möglich — bitte, behalten Sie, was ohne Uebertreibung wahr ist und bleibt und was ich zu jeder Stunde vertrete."

Erich nahm sein Pferd am Zügel, aber er stieg nicht auf, er ging still und gedankenvoll dahin; es that ihm weh, daß über Bella so gesprochen wurde und daß er sie nicht besser vertheidigt hatte.

Zu Roland wendete sich seine Seele und in ihm sprach es: Ich war doch auch eitel, ich freute mich, zu glänzen, von einer schönen Frau gelobt zu werden, mit ihrem warmen Handschuh einen leichten Schlag auf die Finger zu bekommen. Das war kein Mann, der sagen durfte, ich will in Reinheit einen Menschen erziehen.

Mit befreiter Seele schritt er des Weges weiter und kam auf der Villa an.

Ein Telegramm war da, daß die Familie heute in der Residenz übernachte.

Erich war allein.

Fünftes Capitel.

Frau Ceres sagte am Morgen, daß sie nicht gern schon jetzt wieder nach der Villa zurückkehre; das Fest auf Rudolphshöhe lag ihr im Sinn und sie wünschte heute wieder ein solches zu haben und nicht abzureisen. Man konnte ihr nicht willfahren. Sie bat die Cabinetsräthin dringend, doch mit nach der Villa zu reisen und bei ihr zu bleiben. Es wurde abgelehnt, aber ein baldiger Besuch versprochen.

Frau Ceres war verstimmt; um sie aufzuheitern, ließ nun Sonnenkamp Prancken zu ihr in den Wagen sitzen und nahm Roland zu sich. Jetzt, da er seinen Sohn allein hatte, fragte er ihn über mancherlei aus; namentlich scheute er sich nicht, zu erforschen, wie Erich mit der Gräfin Bella gewesen und ob sie oft allein spazieren gegangen.

Unterwegs begegneten ihnen die Reitpferde, die voraus heimwärts geschickt waren. Sonnenkamp ließ einen Augenblick anhalten, die Pferde schauten unter den Decken heraus mit ihren großen Augen gar seltsam auf ihren Herrn. Er gab dem Reitknecht einen strengen Verweis, denn er hatte von ferne bemerkt, daß dieser statt ruhig nebenher zu gehen, auf einem der Pferde gesessen hatte; er drohte kurz, daß bei nächstem Zuwiderhandeln der Reitknecht entlassen würde. Man fuhr weiter und Roland sagte:

„Unsere Pferde sind besser bekleidet als arme Menschen."

Sonnenkamp antwortete nichts, er sah nur seitwärts und dann auf seinen Sohn.

Plötzlich rief Roland dem Kutscher, er möge anhalten. Er sah am Wege den Fuhrmann, mit dem er in jener Nacht gewandert war. Er stieg aus, reichte dem Manne die Hand und sagte, wenn er den Hausknecht treffe, möge er ihm sagen, daß er ihn besuchen solle. Roland stieg wieder ein, der Fuhrmann starrte ihm nach und der Vater fragte nach diesem seltsamen Begegniß.

Roland erzählte Alles; auch die Sage vom Lachgeist erzählte er, aber der Lachgeist schien auf Sonnenkamp keine Wirkung zu üben, und wie Roland erkennen ließ, daß er sich gern in das Leben armer, mit der Noth ringender Menschen versetze, pfiff Sonnenkamp unhörbar vor sich hin. Je mehr aber Roland sprach, um so mehr staunte der Vater über die geistige Regsamkeit desselben; jenes Gespräch auf der Burg, nachdem der Krischer die Frage gestellt, kam in seltsamen Verschlingungen und Vermengungen hervor.

Sonnenkamp kämpfte mit sich, was er thun sollte. Erich sofort entlassen, das geht nicht wegen Roland; er würde dann diese verkehrten Anschauungen um so hartnäckiger festhalten. Auch wegen der Cabinetsräthin durfte man einen Bruch mit Erich nicht herbeiführen, zumal da dieselbe großen Nachdruck darauf legte, Erichs Mutter zur Beihülfe zu erlangen; vor Allem aber war auf Clodwig Rücksicht zu nehmen, denn die Verbindung mit diesem hatte nicht Prancken, sondern Erich zu Stande gebracht, und Clodwig war der mächtigste Hebel zur Ausführung des Planes.

Bald nach der ersten Begrüßung fragte Sonnenkamp Erich, wo er gestern gewesen sei; er fragte das wie ein Herr, der über die Zeit seines Dieners zu verfügen hat und Rechenschaft verlangen kann.

Erich berichtete von seinem Besuche auf Wolfsgarten, er verweilte besonders bei der Schilderung des jungen russischen Fürsten.

Sonnenkamp lächelte, es war ihm lieb, daß diese stolze Idealität ihre Abwege so gut verbergen konnte. —

Roland war jetzt geneigt, die festgesetzte Ordnung willkürlich zu durchbrechen, und blieb er beim Unterrichte, so sah er verdrossen drein; aus der Ferne tönte noch immer die Trompetenmusik und saßen Officiere frei und heiter beisammen.

Erich erkannte die Umwandlung in seinem Zögling und war tief traurig; mochte er Roland die ganze gesammelte Kraft widmen, dieser nahm Alles nur widerwillig hin.

Ein unscheinbares Ereigniß brachte den Zwiespalt zum Ausbruch. Sonnenkamp übergab Erich im Beisein Rolands das erste fällige Gehalt; er schaute triumphirend auf seinen Sohn, während er die Goldstücke in eine Rolle that. Erich nahm das Gold in die Hand, trat einen Schritt vor gegen das Fenster, wo Roland stand und sagte:

„Hier, Roland, nimm meinen Lohn und trage ihn auf mein Zimmer. Warte dort auf mich."

Roland empfing das Gold; er sah verwirrten Blickes auf den Vater und Erich.

„Thu mir den kleinen Dienst und trage das Gold auf mein Zimmer," wiederholte Erich.

Roland ging. Er trug das Gold in der Hand, als wäre es eine schwere Fessel; er ging auf das Zimmer Erichs, dort legte er das Gold auf den Tisch. Er wollte weggehen, aber er dachte, daß er es doch bewachen müsse; er wollte das Zimmer schließen, aber er erinnerte sich, daß Erich ihm gesagt, er solle auf ihn warten.

Da kam Prancken, um ihm Lebewohl zu sagen; er beglückwünschte Roland, daß er bald von Erich befreit sein würde. Jetzt erst wurde Roland klar, was geschehen war und noch geschehen sollte. Prancken sagte Roland heiter Lebewohl. Als er weggegangen, fühlte Roland, daß er Prancken nie mehr lieben könne; er empfand das als einen Verlust und still stand er neben dem Tische und schaute immer auf das Gold. In kindischer Weise zählte er dann, wieviel Erich bekommen habe. Aber für welche Zeit hatte er das bekommen? Er brachte es nicht heraus, er wendete sich wie unwillig ab und schaute zum Fenster hinaus. Hinter ihm lag das Gold auf dem Tische, und es war, wie wenn Jemand bei ihm wäre, der ihm zuraunte: Vergiß mich nicht!

Unterdeß stand Erich bei Sonnenkamp und schaute ihn still an.

Wollte der Mann ihn entlassen oder nur demüthigen?

Er war entschlossen, ihm Beides zu vereiteln.

Da Erich noch immer nicht sprach, sondern ruhig den Blick auf Sonnenkamp geheftet hielt, sagte dieser endlich:

„Ich habe Sie doch nicht verletzt?"

„Ich bin nicht empfindsam, ich achte das Geld, soweit es Achtung verdient, und freue mich meines ehrlichen Lohnes. Ich liebe Ihren Sohn vielleicht mehr als ... doch für die Liebe gibt es kein Maß, sie mißt sich nicht an Anderem. Weil ich Ihren Sohn liebe, will ich, daß eher auf mich als auf seinen Vater ein Makel falle."

„Auf mich?"

„Ja; ich hätte Ihnen wohl etwas herauszahlen können, da Sie mich vor den Augen meines Zöglings so ablohnen. Ich kann

nicht glauben, daß Sie das ohne Absicht gethan. Ich erkläre Ihnen aber, daß ich mich durch Derartiges nicht gedemüthigt fühle."

Sonnenkamp machte eine abwehrende Bewegung und Erich fuhr fort:

„Ich hätte Ihnen in Gegenwart Rolands sagen können, daß die freie Arbeit — ich spreche nicht von Liebe — wie sie der Mensch dem Menschen leistet, nie bezahlt werden kann. Ich unterdrückte es, weil ich will, daß Ihr Sohn Sie mehr liebe und ehre, als andere Menschen, auch mehr als mich. Ich bin in Ihrem Dienste, dies ist Ihr Haus, Sie können mich in dieser Stunde daraus entfernen."

„Das wollte ich nicht ... das will ich nicht! Habe ich das gesagt? Ich muß mich Ihnen nur erklären und Sie müssen sich mir erklären. Haben Sie nicht Roland gesagt, daß die Zeit kommen wird oder da ist, wo es keinen Privatbesitz mehr gibt?"

Erich entgegnete, daß ihm das nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen sei; er habe nur ein Beispiel von der Umwandlung der Gesinnungen gewählt; er bereue, gerade dieses gewählt zu haben, und werde dafür sorgen, die mißverständliche Auffassung Rolands zu berichtigen. Aber er hätte wohl voraussetzen dürfen, der Vater würde eher einen Mißverstand Rolands, als einen Widersinn des Lehrers annehmen.

Sonnenkamp pfiff wieder leise vor sich hin.

„Setzen wir uns," sagte er endlich; „sprechen wir ruhig als verständige Männer, als Freunde, wenn ich so sagen darf."

Er machte eine Pause; mit ganz veränderter Stimme fuhr er dann fort:

„Ich muß Ihnen bemerken, daß, auch von dem Irrthum abgesehen, Ihre Denkweise mir für meinen Sohn gefährlich scheint. Sie scheinen mir in der That ein Menschenfreund. Ich respectire das. Sie gehören zu den Menschen, die jedem Straßenknecht am Wege den Dank für seine Mühe ausdrücken möchten, auch materiell. Sie sehen, ich glaube an Ihre wirkliche Menschenfreundlichkeit. Aber diese Menschenfreundlichkeit — ich spreche offen — taugt für meinen Sohn nicht. Es wird auch viel Schmuggelhandel mit Gefühlen getrieben; man redet sich ein, daß die niederen Menschen unsere Empfindung haben. Mein Sohn hat dereinst ein fürstliches Einkommen; wenn nun ein Reicher so durch das Leben gehen müßte, immer ausschauen, wo Noth, wo nicht entsprechender

Arbeitslohn, er wäre zu größerem Elend verdammt, als ein Bettler am Weggraben. Das Härteste, was meinem Sohn geschehen könnte, wäre, wenn man ihn sentimental, wenn man ihn weinerlich machte. Ich gehöre nicht zu diesen Menschen und möchte, daß auch mein Sohn nicht zu denen gehöre, die eine ewige Sehnsucht nach dem Unnennbaren und, wie ich glaube, Unerreichbaren haben; ich will für mich und meinen Sohn erreichbaren Lebensgenuß."

„Auch ich," erwiderte Erich, „möchte Roland gutherzig erhalten, aber nicht weichherzig machen. Er soll die schöne Gunst seines Lebens erkennen, soll das Schönste und Höchste empfangen und aus sich machen."

Erich setzte das näher auseinander, Sonnenkamp reichte ihm die Hand dar und sagte:

„Sie sind ... Sie sind ... ein edler Mensch. Sie haben auch noch an mir zu erziehen. Vergessen Sie, was geschehen; ich vertraue Ihnen unbedingt. Ich vertraue Ihnen, daß Sie mir nicht das Herz meines Sohnes entziehen, daß Sie ihn nicht weichmüthig machen, nicht zu einem Allerweltshelfer."

Sonnenkamp stieß diese Worte heftig hervor, denn innerlich knirschte er, daß der Mann, den er hatte demüthigen wollen, sich so kühn herausgewunden hatte.

Als Erich zu Roland kam, ging ihm dieser entgegen, streckte ihm beide Hände zu und rief:

„Ich bitte Dich, verzeih meinem Vater, daß er Dich wie einen Knecht abgelohnt."

Erich hatte viel Mühe, Roland das Geschehene zu erklären, ohne seinen natürlichen Sinn zu verwirren oder zu zerstören. Der Sohn sollte Liebe und Verehrung für den Vater haben.

„Wir wollen zum Major gehen," sagte Roland endlich; er wollte offenbar zu einem Menschen, der von all diesem Wirrwarr nichts wußte.

Sie gingen zum Hause des Majors; sie trafen ihn nicht. Sie wanderten mit einander bis in die Nacht hinein und sprachen kaum ein Wort.

Auch Sonnenkamp wanderte in der stillen Nacht durch den Park. Ein Wort, das Erich heut wieder genannt, hatte in ihm einen großen Kampf hervorgerufen. Das Wort hieß: freie Arbeit. Und wieder kehrten seine Gedanken zum nächsten zurück, er begriff nicht,

wie er dazu gekommen, Erich zu verletzen, während es doch in seiner Absicht lag, dessen Mutter kommen zu lassen. Wie gütig werden das die Menschen finden. Alles kommt nur darauf hinaus, daß die Welt glaubt. Die Geschminkte weiß auch, daß sie keine rothen Wangen hat, aber sie freut sich, daß die Welt es glaubt, ist fröhlich und thut jung.

Sonnenkamp hatte gewünscht, daß Prancken den Ankauf der benachbarten Villa, die man der Cabinetsräthin überlassen wollte, betreiben sollte. Prancken hatte es ebenso freundlich als mit guten Gründen abgelehnt, denn er fand, daß Herr Sonnenkamp sich den Anschein geben müsse, als wolle er sich nur gute Nachbarschaft sichern. Sonnenkamp wußte nicht, sollte er hoffen oder fürchten, daß Prancken die Sache bereits von langer Hand angeregt und sich einen Vortheil dabei gesichert habe. Sollte er der Betrogene sein? Aber es war schön, wenn sein künftiger Schwiegersohn so viel Klugheit hatte, sich einen Vortheil zu sichern.

In den nächsten Tagen bekümmerte sich Sonnenkamp wenig um Haus und Garten, um Roland und Erich, er besichtigte das Landhaus, suchte die entsprechenden Weinberge zu erwerben und ward vollkommen überzeugt, daß Prancken noch gar nichts in der Sache gethan.

Der Weingraf hatte auch die Absicht, das Landhaus zu kaufen; es hieß, er wolle es für seinen Eidam, den Sohn des Hofmarschalls, erwerben. Sonnenkamp schloß rasch den Kauf ab.

Sechstes Capitel.

Wenn der Krischer im Gefängniß gehört hätte, daß Sonnenkamp noch ein Landhaus gekauft, hätte er sicher wieder ausgerufen:

„Ja, der kauft noch den ganzen Rheingau!“

Aber er vernahm nichts davon.

Die Untersuchung zog sich in die Länge. Der Landrichter war zwar so freundlich, neue Protokolle, für welche Erich und Roland zu verhören waren, auf der Villa aufzunehmen; immerhin aber unterbrach diese schwebende traurige Angelegenheit mehrmals den Unterricht.

Auch die Gastgebereien blieben nicht aus. Roland verkündete eines Tages:

„Es gibt ein großes Fest bei Graf Wolfsgarten, Vater und Mutter sind ganz glücklich; Du und ich, wir sind auch eingeladen."

Sonnenkamp war sehr zufrieden mit Prancken, daß dies erreicht worden war; der Mitwirkung Erichs wurde gar nicht mehr gedacht. Es war mit Prancken ausgemacht, daß Clodwig, das gewichtigste Mitglied der Ordenscommission, für die Sache, die man jetzt allein im Auge hatte, gewonnen werden müsse und zwar zur lebhaftesten Initiative.

Am Tage der Einladung hatte Sonnenkamp einen schweren Kampf mit Frau Ceres; sie wollte ihren gesammten Schmuck zu dieser Mittagstafel anlegen. Fräulein Perini war es nicht gelungen, sie abwendig zu machen, obgleich sie wiederholt als unumstößliches Gesetz aufstellte, man trage im Tageslicht keine Brillanten. Frau Ceres war unwillig wie ein kleines Kind, sie wollte lieber zurückbleiben, wenn man ihr diese Freude nicht gönnte.

Sonnenkamp bat, sie möge doch „aus Mitleid" mit der Gräfin, die man nicht beleidigen dürfe, den Schmuck nicht anlegen, der das Zwanzigfache vom Schmucke der Gräfin betrage; sie möge sich einfach kleiden; dagegen wurde ihr versprochen, sie solle beim nächsten Feste, das man im Hause gebe, Alles anlegen dürfen.

Frau Ceres aber beharrte dabei, daß sie nicht mitgehe, wenn sie nicht ihren Schmuck tragen dürfe.

„Gut," sagte Sonnenkamp, „so schicke ich sofort einen Boten nach Wolfsgarten, daß wir ohne Dich kommen."

Er ließ einen Reitknecht ins Zimmer bescheiden und gab ihm den Auftrag, zu satteln, da er unverzüglich nach Wolfsgarten reiten müsse. Als Sonnenkamp sich dann entfernte, sah ihm Frau Ceres mit einem bitterbösen Blicke nach; sie war also das arme Kind, das allein zu Hause bleiben mußte, wenn Alles zum Feste geht. Nach einer Weile rannte sie durch das Haus in das Zimmer Sonnenkamps und erklärte, sie gehe mit wie man wolle.

Sonnenkamp bedauerte, daß er den Boten bereits abgeschickt, und jetzt bat Frau Ceres dringend, er möge einen zweiten nachschicken, der ihre Ankunft melde.

Sonnenkamp behauptete, daß dies nicht mehr möglich sei; endlich gab er nach. Er ging selbst in das Stallgebäude und hatte weiter nichts als dem Reitknecht zu sagen: „Sattle wieder ab!" denn

er hatte ihn noch nicht fortgeschickt, er wußte im Voraus, daß Frau Ceres, das verzogene Kind, ihn bitten werde.

Man fuhr nach Wolfsgarten.

Bella war äußerst erfreut, auch die Cabinetsräthin begrüßen zu dürfen; sie sah heute schöner aus als je. Sie wußte Jedem eine Freundlichkeit zu bieten und war besonders gütig gegen Erich. Sie glaubte bei seinem letzten Besuche eine Mißstimmung an ihm wahrgenommen zu haben, die sie nun durch eine Bevorzugung zerstreuen wollte.

Dem Blicke der klugen Frau entging aber nicht, daß Erich diese Freundlichkeiten zwar dankbar, aber kalt aufnahm.

Sonnenkamp, der ein scharfes Auge hatte, hielt den Athem an wie ein Jäger, dem ein Wild schußgerecht kommt. Bravo! Sie wissen gut zu spielen! dachte er. Der Tugendruhm dieses Hauses hatte etwas Drückendes für ihn gehabt; nun bewegte er sich hier mit einer gewissen Heimatlichkeit.

Es war ein kleiner Hof, der sich zusammengethan, die Form war ländlich freier, aber dabei nicht minder wohlbemessen. Viele schicksalsvolle Existenzen waren hier versammelt, die vielleicht darum auffälliger erschienen, weil sie sich aus der Zerstreuung des Landlebens gesammelt hatten. Pensionirte und freiwillig ausgetretene Militärs bildeten das Hauptcontingent, die Orden zeigten sich bescheiden als rothe, gelbe, blaue Zünglein im Knopfloch; die alten Herren waren sorgfältig frisirt, die Bärte frisch gewichst; die Damen zeigten, daß man nicht umsonst einige Wochen des Jahres in Paris zubrachte.

Einer einzigen Französin zu lieb wurde die Conversation französisch geführt.

Auch ein berühmter Musiker, der sich in der Nähe aufhielt, war eingeladen. Er erholte sich von seinen Concertreisen im Landhause eines Collegen, der seine Musikschülerin, eine reiche Erbin, geheiratet und sich in der Gegend ein schönes Anwesen erworben hatte.

Nächst Erich waren Herr Sonnenkamp und der Musiker die einzigen Bürgerlichen in der heutigen Gesellschaft; den Künstler hob sein Genie, den reichen Mann seine Millionen in die neue Atmosphäre. Der Weincavalier konnte bereits als geadelt angesehen werden, denn es war bekannt, daß in den nächsten Tagen die ganze Familie geadelt werde. Das Brautpaar war ebenfalls geladen, aber am Tage des Gastmahls kam ein Brief, der mit höflichem

Bedauern anzeigte, daß der Bräutigam, von einem kleinen Unwohlsein betroffen, nicht kommen könne. Auch die Braut war nun zurückgeblieben.

Der Weincavalier brachte einen berühmten Portraitmaler mit; er wohnte seit Wochen im Landhause des Weingrafen, denn er malte die Braut und den Bräutigam in Lebensgröße. Der Maler war sehr in der Mode, Perlen und Spitzen und grauer Atlas gelangen ihm am besten, auch die Gesichter waren ähnlich, nur alle etwas stark blau; er war indeß bei Hofe sehr beliebt und es konnte keine Frage sein, daß er allein die vornehme Braut malen durfte.

Sonnenkamp erhielt den Ehrenplatz neben Bella, zur andern Seite saß der Fürst. Clodwig hatte Frau Ceres neben sich, und der Major war natürlich auch da und hatte, wie er es wünschte, einen Platz am Ende des Tisches, damit er bequem mit Nachbar hüben und drüben sprechen konnte. Clodwig unterhielt sich sehr freundlich mit Frau Ceres, die heut aus Verlegenheit sehr viel aß, ohne daß Sonnenkamp ihr zugeredet hätte.

Sonnenkamp hatte seine alten Waffen der Galanterie hervorgesucht, mit denen er nie fehlte; heute aber schien es ihm nicht zu gelingen, denn Bella hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu, sie horchte stets hinüber nach dem Gespräche Erichs mit dem Russen.

Plötzlich waren alle Zwiegespräche verstummt, denn der Fürst fragte Herrn Sonnenkamp:

„Bezeichnet man die Sklaven in Amerika auch als Seelen?"

„Ich verstehe nicht."

„Wir in Rußland bezeichneten die Leibeigenen als Seelen; man sagte, ein Mann hat so und so viel hundert oder tausend Seelen; nennt man das auch in Amerika so?"

„Nein."

„Man hält es ja noch dort für eine Frage," fiel Clodwig ein, „ob die Neger wirkliche menschliche Seelen sind. Humboldt erzählt, die Wilden hätten die Ansicht, die Affen könnten auch sprechen, sie unterließen es aber geflissentlich, weil sie fürchten, sie müßten sonst auch arbeiten."

Ein allgemeines Lachen wurde vernehmbar und Clodwig setzte hinzu:

„Wenn wir das geringste Gefäß aus der Griechen- und Römerzeit ausgraben, finden wir immer eine Schönheit daran. So viel

ich weiß, haben die Neger nicht eine einzige neue schöne Form gebildet."

„Sie haben also," fiel der Fürst ein, „wie man sagt, nicht einmal eine neue Mausefalle erfunden?"

„Es fragt sich," fuhr Clodwig fort, „ob die Neger Erben der Bildung sein können; da sie nicht Erben der schönen Menschenerscheinung sind, wie sie von Aegypten, Griechenland und Rom auf uns überging, so können sie auch nicht Fortbildner der Kunst sein, und die Kunst allein ist der Adel der Menschheit; sie können die Schönheit nicht schaffen nach ihrem Ebenbild. Der Mensch schafft sich seine Götter nur nach sich, und das ist den Negern nicht möglich. Sie schaffen vielleicht in Zukunft etwas für sich, aber nicht für Andere und darum sind sie erblos, sie stehen nicht im großen, unzerreißbaren Zusammenhang der Menschheit."

Sonnenkamp schaute auf, sein ganzes Angesicht wurde größer. So spricht ein Mann der unbestreitbarsten Humanität!

„So ist's!" fiel er ein. „Man ist in Amerika nicht sentimental. Unsere klaren und festen Anschauungen werden freilich von der Schullehrerweisheit verketzert und mit dem großen Bann der Unmenschlichkeit belegt, aber es gibt auch ein Pfaffenthum der sogenannten Humanität und das hat seine Ketzergerichte so gut wie andere."

Sonnenkamp sprach mit einer Wegwerfung, die deutlich erkennen ließ, wie ungehörig er das in aller guten Form vom Fürsten aufgeworfene Thema fand. Clodwig glaubte, diesem beistehen zu müssen, er begann mit leiser Stimme, aber im Laufe der Rede wurde sein Ton immer lebhafter:

„Wer die geschichtlichen Thatsachen kühl und vom ruhigen Standpunkte aus betrachtet, der sieht, wie die Idee sich stetig entwickelt, sie arbeitet lange still, aber unstörbar, und diese Wirkung zieht sich fort, bis eine ungeahnte Thatsache, die scheinbar nichts mit der Idee gemein hat, die Ausführung und die offen am Tage erscheinende Entfaltung bietet. Die Idee ist immer nur stimmungshaft vorbereitend, die Thatsache ist entscheidend und dramatisch."

Bella sagte leise etwas zum Fürsten, der zu ihrer Rechten saß. Clodwig merkte wohl, daß es eine Entschuldigung dieser etwas schwerfälligen und allgemeinen Betrachtung war; flüchtig zuckte es in seinem Antlitze, seine feinen Lippen zogen sich etwas spitz zusammen und er fuhr fort:

„Ich bin der Ueberzeugung, ohne Sebastopol wäre die Bauern-Emancipation nicht jetzt und nicht in dieser Weise ausgeführt worden. Der Krimkrieg wurde unternommen, um Rußland zu demüthigen, und er brachte Rußland dazu, sich einen freien Bauernstand zu schaffen, sich innerlich zu erhöhen.“

Der Fürst fügte einige zustimmende Worte bei und Clodwig erklärte weiter:

„Mir hat der russische Gesandte erzählt, während des Krimkrieges verbreitete sich plötzlich die Sage ... Niemand wußte, woher sie kam, aber sie war auf allen Lippen und lautete: Jeder, der bei Sebastopol kämpfen muß oder freiwillig dahinzieht, um den Kaiser von den Alliirten zu befreien, erhält nach dem Kriege freies Land und wird unabhängiger Bauer. Das steckte überall in den Köpfen. Woher kam's? Die Idee der Bauern-Emancipation, die lange in Büchern und Zeitschriften und in den höheren Gesellschaftskreisen verhandelt wurde, gewann Gestalt im Volksbewußtsein und wurde zu einer Thatsache, die das kaiserliche Decret nur noch zu besiegeln hatte.“

Clodwig hielt inne, wie wenn er müde wäre, dann aber raffte er sich auf und rief:

„Es ist nur das alte schöne Wort: die Schwerter werden zu Pflugscharen.“

Man wußte nicht, warum und auf welchem Wege Clodwig zu solcher Darlegung kam, nur Erich sah strahlenden Antlitzes auf ihn, und jetzt berührte eine Hand Erichs Schulter, er schaute erschreckt um. Roland stand hinter ihm und sagte:

„Ganz Aehnliches hast Du auch einmal gesagt.“

„Setz' Dich und halte Dich ruhig,“ sagte Erich.

Roland ging auf seinen Platz, aber er wartete, bis der Blick Erichs ihn wieder traf, dann trank er ihm zu.

Bella sah wie hülfesuchend um, das war ja gar kein Tischgespräch; sie sah auf Erich, wie wenn sie ihn bitte, er möge doch das Gespräch von diesen häßlichen Dingen abwenden.

Eben schenkten die Diener Johannisberger in feine, zierliche Gläser, und Erich, das Glas vor sich hinhaltend, sagte:

„Herr Graf, solchen Wein haben die alten Völker in den Steinkrügen, die wir jetzt aus der Erde graben, doch nie gekostet.“

Bella nickte ihm ermunternd zu und da er inne hielt, sagte sie:

„Wissen wir Genaues vom Weinbau der Alten?“

„Höchst wahrscheinlich,“ erwiderte Erich, „hatten die Alten gar keine Ahnung von dieser Würze, von diesem Feuer des Weines, denn sie tranken nur ungegohrenen.“

„Ich bin weit entfernt,“ fiel Sonnenkamp ein, „mir eine Gelehrsamkeit anmaßen zu wollen, das aber ist doch leicht ersichtlich, ohne Abkappung der Reben kann man keine ausgezeitigte und in sich concentrirte Traube und ohne Faß keinen entwickelten und voll ausgelebten Wein gewinnen.“

„Ohne Faß? Warum das Faß?“ fragte der Russe. „Hilft vielleicht die Holzfaser den Wein abklären?“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete Sonnenkamp, „aber das Faß läßt Luft eindringen, läßt in den Kellern den Wein ausreifen, läßt ihn abfüllen, überhaupt seine Cultur vollenden. In Thongefäßen erstickt der Wein oder hält sich höchsten Falles so wie er ist.“

Mit großer Freundlichkeit setzte Bella hinzu:

„Das freut mich, nun sehe ich wieder, daß eine fortschreitende Bildung auch die Naturproducte zu höherem Genusse macht.“

Sonnenkamp fühlte sich sehr gehoben; er erschien in der vortheilhaftesten Weise. Das Tischgespräch vertheilte sich nun in viele Einzelunterhaltungen.

Man war heiter und wohlgemuth, alles Peinliche schien vergessen, die Wangen glühten, die Augen glänzten, als man sich von der Tafel erhob.

Siebentes Capitel.

Im Garten saßen die Männer beim Kaffee allein, die Frauen hatten sich zurückgezogen.

Der Fürst, der sich freundlich gegen Sonnenkamp erweisen wollte, sprach den Vorsatz aus, Amerika zu bereisen, und Clodwig bestärkte ihn darin. Er bedauerte, daß er seinerseits dies in der Jugend unterlassen, und setzte hinzu:

„Ich glaube, wer nicht in Amerika war, kennt den Menschen nicht, wie er ist, wenn er sich gehen läßt; das Leben dort erweckt ganz neue Energien in der Seele. Mitten im Kampfe um den Besitz der Welt wird Jeder zu einer Art Robinson, der neue Quellen

in sich entdecken muß. Amerika hat etwas, wodurch es in Vergleich mit Griechenland tritt. Griechenland sah den körperlich nackten Menschen, Amerika sieht den seelisch nackten, das ist vielfach kein schöner Anblick, aber eine Erneuerung des Menschenthums kann daraus hervorgehen."

Der Musiker, der eben im Begriff stand, eine Kunstreise in Amerika zu machen, versetzte:

„Ich weiß nicht, wie man in einem Lande lebt, in dessen Luft keine Lerche singt."

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Graf," nahm jetzt Erich das Wort. „Es ist auffällig, daß man in Amerika keine neuen Namen erfinden konnte; man hat nur die von den Ureinwohnern überkommenen für Flüsse, Berge, Städte und Menschen, und dazu nur die aus der alten Welt herübergekommenen Namen. Ich möchte nun fragen: Hat die neue Welt bisher vermocht, zu den bisherigen ethischen Gesetzen ein neues hinzuzufügen oder heraus zu bilden?"

„Gewiß," fiel Sonnenkamp ein, „das beste, das es gibt."

„Das beste? Welches?"

„Es ist: Hilf Dir selbst."

Mit Kopfschütteln sagte Clodwig:

„Hilf Dir selbst ist streng genommen kein eigentliches Princip, sondern ein thierischer Trieb. Jedes Thier hilft sich selbst aus allen Kräften. Dieses Dogma war nur gerecht und am Orte gegen eine lügnerisch verfeinerte Lebensmoral, gegen eine Verkommenheit, die Alles vom Staate verlangt. Hilf Dir selbst! ist ein guter Reisespruch für einen Auswandernden; sobald aber der Auswandernde zum Angesessenen wird, tritt Recht auf Andere und Pflicht gegen Andere ein. Hilf Dir selbst kann äußersten Falles bei Einzelnen gelten, im Gesammten nicht; die Leibeigenen konnten sich nicht selbst helfen und die Sklaven werden sich nicht selbst helfen können, die moralische Solidarität heißt: Hilf Deinem Nächsten, wie Dein Nächster Dir helfe, und wenn Du Dir hilfst, hilfst Du auch einem Andern."

Da stand man wieder in dem bei Tische angeregten und so glücklich abgelenkten Thema; Niemand schien es aufnehmen zu wollen, Clodwig fuhr jedoch fort:

„Es ist, als ob sich jedes Volk im großen Reiche der Geschichte durch eine Idee einbürgern müsse; ich glaube, daß Amerika zu

Vollendung einer großen That berufen ist: zur Tilgung der Sklaverei von der Erde. Doch dies ist, wie gesagt, die Bethätigung einer längst vorbereiteten Idee; ja, es fragt sich: Hat Amerika ein neues Moralprincip?"

„Vielleicht ist die Nähmaschine ein neues Moralprincip," warf Prancken mit keder Laune ein.

Man lachte.

„Es liegt doch auch ein Moralprincip in Hilf Dir selbst," schaltete Erich ein. „Bei uns in Europa wird der Mensch zu etwas gemacht durch ein Erbe oder durch die Gunst eines Fürsten; der Amerikaner will nichts werden durch Andere, sondern nur das, wozu er sich selbst ohne Hülfe eines Andern machen kann. Und gegenüber jenem Glauben, der die Menschen wie ein Speditionsstück durch einen Mittler an den himmlischen Bestimmungsort befördern läßt, ist help your self wichtig. Du, Mensch, bist kein Koffer mit Gesetzen wohl verschnürt und von der geistigen Zollbehörde plombirt und versichert, Du bist ein lebendiger Passagier auf dieser Erde und mußt auf Dich selbst Acht haben. Help your self! Es spedirt Dich Niemand. Wir Deutschen haben schon ein annähernd ähnliches Sprüchwort, das heißt: Jeder muß seine Haut selbst zu Markte tragen."

„Darf ich auch etwas fragen?" ließ sich Roland vernehmen.

„Frage nur," ermunterte Erich.

„Als ich den Herrn Grafen vom Erbe der Bildung sprechen hörte, wollte ich fragen: woher wissen denn wir, daß wir in der Bildung stehen?"

Der Jüngling sprach mit Bangen, Erich ermuthigte ihn und Roland fuhr fort:

„Vielleicht halten die Chinesen oder die Türken uns für Barbaren."

„Du wünschest also," half Erich weiter, „ein untrügliches Zeichen, woran ein Volk, eine Zeit, eine Religion, ein Mensch erkennen kann, ob sie in der Strömung der großen weltgeschichtlichen Bildung sich befinden?"

„Ja, das meine ich."

„Das ist freilich schwer zu bestimmen. Ich glaube aber, man darf sagen: Wir wissen, daß wir im Mittelpunkt oder vielmehr im Fortsetzungspunkt der Bildung stehen, weil wir Erbe der Vergangenheit, weil wir von Persern, Juden, Aegyptern, Griechen

und Römern aufnehmen und weiter führen; Türken und Chinesen, die das nicht thun oder nicht thun können, sind ausgeschieden und sterben in sich ab. Es ist kein Stolz, wenn wir Deutschen uns in die erste Reihe der Bildung stellen, denn es gibt kein Volk, das mehr die Arbeit der Menschheit in sich aufnimmt und weiterführt als das deutsche oder sagen wir das germanische, denn auch Dein Geburtsland schließt sich an."

Das Auge Clodwigs und das Rolands ruhte auf Erich, jetzt sahen sie einander an und Clodwig faßte die Hand Rolands und hielt sie fest.

Eine Zeitlang herrschte Stille.

Die Damen ließen bitten, man möge sich in den Saal begeben. Dort sang ein jovialer österreichischer Officier, der eine Kaufmannstochter aus der nahen Handelsstadt in den Adelsstand erhoben hatte, scherzhafte Lieder; Prancken, der bei einem Taschenspieler viele Kunststücke erlernt hatte, ließ sich erbitten und gab dieselben zum Besten, und endlich spielte auch noch der Musiker auf der alten Geige Clodwigs.

Sonnenkamp erfaßte die günstige Gelegenheit, da er allein mit Clodwig in einer geschützten Ecke des großen Saales saß; er fing zunächst an, von der freundlichen Theilnahme zu reden, die Clodwig für Roland habe. Behutsam ging er weiter, und es lag ein rührend altväterischer Ton in der Art, wie er sagte, daß er für sich selber im Leben nichts mehr zu wünschen habe, es sei nur sein einziger Wunsch, Roland für alle Zeiten in eine sichere Ehrenhaltung zu bringen.

Clodwig zweifelte nicht, daß er im Umgang und im Unterrichte Erichs eine Weltanschauung und Führung gewonnen habe und noch weiter gewinnen werde, die ihm in sich Haltung gebe und ihm einst die Gemeinschaft der Edlen sichere.

An dieses Wort „die Gemeinschaft der Edlen" knüpfte nun Sonnenkamp an. Er hatte nicht umsonst die Naturgeschichte der Bestechung studirt, Clodwig mußte damit bestochen werden, daß man ihn ins Gründungscomité nahm und ihm ideale Dividende gab. Aber Clodwig that beständig, als ob er nicht verstehe, wohin Sonnenkamp ziele, und dieser wurde dadurch so verwirrt, daß er statt Clodwig geradezu um Mitwirkung zu bitten, ihn um Rath fragte. Clodwig rieth ihm entschieden ab, sogar mit den scharfen Worten, daß es nicht wohlgethan sei, in eine absterbende Insti-

tution einzutreten, in der man doch nie heimisch werde. Sonnenkamp mußte verbindlich danken. Clodwig ergriff schickliche Gelegenheit, sich unter die andern Gäste zu mischen.

Man fuhr bei hellem Tage heimwärts, die Gastfreunde gaben noch ein Stück Weges das Geleite. Sonnenkamp ließ Roland sich zur Mutter und Fräulein Perini setzen, er wollte den Mißmuth seiner Frau, die oft auf das große Perlencollier Bella's gestarrt hatte, nicht noch einmal über sich ergehen lassen; er nahm Erich zu sich in den Wagen.

„Das also ist die deutsche Gesellschaft! In unserm Herrn Wirth steckt ein alter Professor," sagte Sonnenkamp.

Nach einer Weile lobte er den Takt Erichs, daß er vor Roland, der noch so jung sei, seine Freundschaft zu Clodwig und dessen schöner Gattin in so zurückhaltender Form erscheinen lasse. Die Hand auf die Schulter Erichs legend, fügte er hinzu:

„Junger Mann, ich könnte Sie beneiden; ich weiß wohl, Sie werden Alles verneinen, aber ich gratulire Ihnen. Der alte Herr hat Recht: hilf Dir selbst ist kein Moralprincip."

Erich konnte nichts als entschieden ablehnen; er fühlte sich dabei innerlich schwer bestraft für einen flüchtigen, wenn auch nur im leisesten Gedanken begangenen Fehl.

Sonnenkamp war verdrießlich. Jetzt ist er in das Streben nach einer Sache gerathen, wo Selbsthülfe nicht ausreicht; er mußte sich von Anderen helfen lassen. Er wollte eine auszeichnende Ehrenstellung. Das ist nicht wie Erringen eines Besitzes, Erwerben von Geld und Gut; die Ehre geht nur aus einer Gemeinsamkeit hervor, hier mußten Andere helfen, und der Erste und Vorzüglichste, der mitwirken sollte, war spröde und ablehnend.

Achtes Capitel.

Und wieder und wieder kamen Zerstreuungen, die den Unterrichtsgang durchbrachen. Frau Ceres aber war glücklich, denn jetzt kam die Gelegenheit, ihren ganzen Schmuck zu zeigen, und Fräulein Perini strahlte, als sie die Kiste öffnen konnte, die von Paris ankam; nur zwei solcher Kleider sollte es auf Erden geben, das eine besaß die Kaiserin, das andere Frau Ceres.

Nach dem Gastmahle auf Wolfsgarten war Sonnenkamp anerkannt und nun erging auch an ihn eine Einladung des Weingrafen zur Hochzeitsfeier seiner Tochter mit dem Sohne des Hofmarschalls.

Erich hatte viele Mühe, seinen Zögling vom beständigen Reden über das große Fest zurückzuhalten, denn Roland wußte von dem Feuerwerk zu erzählen, das auf dem Rhein und auf den waldigen Bergeshöhen abgebrannt werden sollte. Jeden Morgen sagte er: „Wenn nur das Wetter schön bleibt.“ Oftmals fuhr er auch mit Prancken aus und kam erst nach mehreren Stunden aufgeregt wieder; er verhehlte offenbar etwas vor Erich, und dieser vermied es, ihn auszuforschen.

Am Tage des Festes war auch der General eingetroffen, den man beim Besuch in der Residenz kennen gelernt.

Es war noch heller Mittag, als man in drei Wagen nach dem Hause des Weingrafen fuhr. In einem Wagen saß Frau Ceres mit dem General, so aufgebauscht und umfangreich, daß der General in einem Strom von Kleidern schwamm; im zweiten offenen Wagen saß Sonnenkamp mit Fräulein Perini und Prancken, der heute in voller Uniform mit zwei Orden ankam, denn er wollte mit der Familie Sonnenkamps als deren Zugehöriger eintreten. Sonnenkamp sprach nicht davon, aber man sah ihm an den Augen an, wie dankbar er dem jungen Mann war, der nicht nur den General zu seinem Gaste gemacht, sondern ihn eigentlich auch in die Gesellschaft einführte. Im dritten Wagen saß Roland mit Erich.

Eine große Wagenreihe hielt vor der Villa des Weingrafen, die breit und stattlich an der Landstraße lag, rechts und links waren wohl angelegte schattige Gärten. Der General führte Frau Ceres am Arme. Man wurde von reich gallonirten Bedienten nach dem Garten gewiesen; auf den Gängen waren hüben und drüben schön geordnete wohl duftende Blumenwände. Als man die Stufen zum Garten hinunterstieg, stand der Weingraf da und bat den General, ihm den Arm der Frau Ceres zu überlassen. Im Garten wandelten verschiedene Gruppen oder saßen an schönen Plätzen.

Die Gattin des Weingrafen, eine große wohlbeleibte Frau, hatte nicht umsonst gehört, daß man sie der Kaiserin Maria Theresia ähnlich fand; sie war heut ganz gekleidet wie Maria Theresia und trug ein schönes Diadem von Brillanten.

Sonnenkamp wurde dem Brautpaare vorgestellt; der Bräutigam sah sehr ermüdet aus, die Braut dagegen, mit einem Rosenkranz im Haar, erschien äußerst belebt; man bedauerte, daß Manna nicht auch bei dem Feste war.

Der Hofmarschall-Vater freute sich, Herrn Sonnenkamp hier wieder zu treffen und auch die Bekanntschaft seiner Gattin und seines Sohnes zu machen, von dem er so viel gehört habe. Es war eine Decoration für den ganzen Abend, da der Hofmarschall offenbar absichtlich etwas laut sagte, wie noch gestern an der fürstlichen Tafel sehr ehrenvoll von Herrn Sonnenkamp die Rede gewesen sei. Frau Ceres erhielt den Platz neben dem Hofmarschall; noch trug sie den weißen Mantel über ihrem schmuckreichen Gewande.

Der Weingraf, heute mit mehreren Orden geschmückt, ging hin und her. Er war ein Mann von guten Manieren, der in beständigem Verkehr mit der Aristokratie aller europäischen Länder gestanden hatte. Zur Napoleonischen Zeit, damals als lustiger Weinreisender für das elterliche Haus, war er von dem umsichtigen Metternich zu mancherlei Missionen benutzt worden, die er mit großem Geschick ausführte. Es gab kaum einen französischen Heerführer, den er nicht gekannt, ja mit Napoleon selbst hatte er zwei Mal Unterredungen gehabt.

Der Weingraf hatte drei Söhne und drei Töchter; die älteste war bereits an einen adeligen Officier verheiratet. Von den drei Söhnen war einer in Amerika verschollen; er hatte dem Vater viel Geld durchgebracht; ein zweiter war Mitglied des Theater-Orchesters in einer mitteldeutschen Hauptstadt, und man sagte, er habe seinem Vater geschrieben, daß er seinerseits den Adel nicht annehme. Der dritte Sohn, der Weincavalier, hatte die Adelssache mit großem Eifer betrieben und war glücklich darüber.

Der Weingraf benahm sich heute mit der größten Liebenswürdigkeit, und im ganzen Behaben des schlanken, noch leicht sich bewegenden Greises mit dem schneeweißen Haare war eine ungewöhnliche Spannkraft; er ging von Gast zu Gast und hatte zu Jedem ein schickliches Wort; er empfing überall Glückwünsche und zwar doppelte, denn am heutigen Tage hatte ihn der Fürst geadelt. Er dankte bescheiden, er konnte sich sagen, daß er diese Würde schon vor Jahrzehnten hätte erlangen können, aber damals war in der Welt ein gewisser patriotischer Schwindel, daß selbst

ein Weinreisender davon ergriffen war. Er erwiderte beständig, daß ihn die hohe Gnade seines Fürsten überaus glücklich mache.

Sonnenkamp lächelte immer still vor sich hin, er sah es voraus, wie man bald auch ihm so huldigen werde, und er machte sich bereit, die Huldigungen mit bescheidener Dankbarkeit entgegenzunehmen.

Frau Ceres war in peinlicher Verlegenheit, sie saß neben dem Hofmarschall, der, als er fand, daß kein Gespräch bei ihr haften wollte, sie still neben sich sitzen ließ.

Auch für sie kam endlich das Glück, denn die Cabinetsräthin trat ein; sie war überaus erfreut, ihre Freundin hier zu treffen, und der Hofmarschall überließ ihr den Platz neben Frau Ceres.

Bald kam auch Bella. Selbst in diesem Kreise, wo Viele ihres Gleichen waren, erschien sie in einer gewissen Bevorzugung. Sie war sehr huldvoll gegen Frau Ceres und bat sie sogar, ihr den Arm zu geben und mit ihr nach dem Gartensalon zu gehen, wo die überaus reiche Ausstattung der Braut ausgestellt war. Man hörte von den Zurückkehrenden Ausrufe der Bewunderung, man sah auch Blicke des Neides.

Frau Ceres trug mit großem Ungeschick ihr langes Schleppkleid, während Bella es in beiden Händen zierlich hielt und anmuthig dahinschritt, als ob sie durch leichte Wolkenwellen dahinschwebte.

Sonnenkamp wurde von dem russischen Fürsten Valerian zutraulich begrüßt, er reichte ihm die Hand; Sonnenkamp war sehr erfreut; aber Alles war plötzlich wie mit Asche bestreut, da der russische Fürst sagte:

„Ich habe es vergessen, Sie müssen mir noch Genaueres über die Art der Sklavenbehandlung erzählen; ich fürchte, ich treffe keine mehr, wenn ich mich zu meiner amerikanischen Reise entschließe."

Er wendete sich bald ab, da ihm der General vorgestellt wurde. Sonnenkamp fühlte sich doch etwas neu und verlassen in diesem Kreise; seine Mienen erheiterten sich wieder, als er Bella und Frau Ceres so zutraulich mit einander gehen sah.

„Sie haben ja die Gräfin kaum begrüßt," sagte er zu Erich.

„Ach, ich denke ganz Anderes," erwiderte Erich. „Ich möchte wissen, wie unser neuer Baron hier seinen Dienern sagt: Johann, Peter, Michel, von heut an nennt Ihr mich gnädiger Herr oder Herr Baron! Er muß sich doch höchst lächerlich vorkommen."

Digitized by Google

„Vielleicht ist Doctor ein schönerer Titel. Wird man vielleicht mit ihm geboren?“ erwiderte Sonnenkamp scharf.

Er wurde aber plötzlich freundlich, denn Bella kam näher und sagte zu ihm:

„Wissen Sie, Herr Sonnenkamp, wozu wir eigentlich hier sind und was diese ganze Festlichkeit bedeutet? Es ist einfach ein Taufschmaus und es ist ein schöner Scherz von unserm gnädigen Fürsten. Der Weinhändler hat sich so lange um den Adel bemüht und bringt jetzt sogar seine Tochter als Opferlamm dar, so daß der Fürst nicht umhin konnte, ihn zu gewähren. Ist es nicht prächtig, daß er ihm endlich den Namen gab: Herr von Endlich?“

Es war lustig, wie sie ausmalte, daß es schön wäre, wenn so ein alter Täufling plötzlich rufen würde: Ich will nicht diesen Namen, ich will einen andern!

Zu Erich gewendet, schilderte sie ihm die ganze Gesellschaft mit zutreffenden, wenn auch boshaften Kennzeichen. Sie zeigte auf einen älteren Mann mit großem Schnurrbart und schilderte überaus heiter, daß der Mann, der ein pensionirter protestantischer Pfarrer war, seine Freiheit damit bekunde, daß er sich einen Schnurrbart wachsen ließ und sich nur noch hellfarbig kleide. Am übermüthigsten spottete sie über eine Gruppe junger Mädchen, denen man ansah, daß sie die schwere Frisur auf ihrem Kopfe fühlten; die Friseure aus dem Badeorte und der Festung waren seit dem frühesten Morgen von Landhaus zu Landhaus geeilt, um die Köpfe der jungen Mädchen gesellschaftsmäßig aufzuzäumen. Bella wußte den Mädchen nachzuahmen, wie Eines dem Andern zuflüsterte:

„Bitte, habe ich mein Chignon noch? ...“

Besonders possierlich wies sie auf einen großen langen Engländer, der mit einer dicken Frau und drei schlanken, mit langen Locken versehenen, überaus bunt gekleideten Töchtern erschienen war. Er lebte im Winter in der Residenz, im Sommer in einem Landhause; er verbrachte seine Tage mit Angeln, die Töchter mit Zeichnen; er galt für sehr reich und sein Reichthum hatte eine seltsame Quelle. Vor Jahren war ein Bruder der Frau nach Botany Bay deportirt worden; als geschickter Kaufmann wußte er von dort aus ein großes Exportgeschäft zu etabliren, und daher stammte der große Reichthum der Familie.

Bella war von einer Munterkeit und Frische, die ihren Zauber

nicht verfehlte. Sie zeichnete Erich mit offenbarer Absichtlichkeit vor der ganzen Gesellschaft aus.

Erich vermochte das Gefühl nicht unterdrücken, daß er ein Unrecht an ihr begangen. Er hatte das scharfrichterliche Urtheil, den seelischen Sectionsbefund des Doctors über Bella angehört und es wäre doch seine Pflicht gewesen, entschieden dagegen anzukämpfen. Wie wenn er etwas abzubitten hätte, blickte er sie an.

Graf Clodwig, der sich zu dem Kreise gesellte, konnte nicht umhin, zu bemerken, daß er immer wieder staunend sehe, wie viele abenteuerliche Existenzen sich hier am Ufer des Rheins ansiedeln. Der Major stand bei Seite und blickte Herrn Sonnenkamp an, als wollte er sagen: Ich bitte Dich, thu's doch nicht auch; bleib bei uns. Lieber als die schönsten Bonbons, die ich mit heim bringe, wär' mir's, wenn ich Fräulein Milch sagen könnte: Es ist nicht wahr, was man Herrn Sonnenkamp nachsagt. Denn wieder hatte Fräulein Milch das streng bewahrte Geheimniß sofort erfahren.

Erich erbarmte sich des Majors, der heute ungewöhnlich verdüstert aussah, und es gelang ihm, den Grund der Verstimmung zu erfahren, denn der Major sagte:

„Es ist, wie wenn ein Christ ein Türke würde! . . . Ja, lachen Sie nur, Fräulein Milch hat Recht: Das schöne Geld, das viele Geld, das mit so viel Mühe erworben wurde, wird nun dem Adel nachgeworfen, und da lassen sie uns Bürgerliche stehen und wollen nichts mehr von uns wissen."

Erich drückte dem Major still die Hand und dieser fragte:

„Aber wo ist denn Roland?"

Ja, wo ist Roland? Roland war bald nach dem Eintritt verschwunden und nirgends zu sehen.

Der Abend brach allmälig herein und im dichten Gebüsch ertönte wundersam schöne Hornmusik; eine Weile waren alle im Garten Versammelten still, dann aber schien es, als ob gerade die Musik um so gesprächsamer machte.

Erich suchte Roland, aber Niemand konnte ihm Auskunft geben, wo er sei.

Die Musik verstummte im Garten; die Nacht brach herein. Auf dem Balcon des Hauses erschien ein mittelalterlich gekleideter Trompeter und schmetterte Signale in die Luft; die Gesellschaft begab sich in das Haus, die Treppen hinan in den großen Saal und in die anstoßenden Gemächer.

Hier waren ganz vorn zwei große Lehnstühle mit Blumen bekränzt, dort mußte sich das Brautpaar niedersetzen; hinter ihm war eine Reihe von Stühlen für die Aeltesten und Vornehmsten aus der Gesellschaft.

Frau Ceres erhielt einen Platz neben Bella; sehr geschickt hatte sich Fräulein Perini zu ihr gedrängt und zupfte sie jetzt am Mantel. Frau Ceres verstand, und alle Blicke, die sich auf das Brautpaar gewendet hatten, kehrten sich nun ihr zu. Solch einen Schmuck — einen Kranz von Kornähren, deren Körner große Diamanten — solch ein Kleid, über und über mit Perlen und Brillanten besetzt, hatte man noch nie gesehen; ein Wispern ging durch die Versammlung, das sich lange nicht beruhigen wollte.

Frau Ceres stand an ihrem Stuhle wie festgezaubert, bis Bella sie bat, sich niederzulassen. Lächelnd sah diese auf den reichen Schmuck der Frau Ceres: Mag sein! Das kann die Amerikanerin anlegen, aber einen solchen Hals und einen solchen Nacken, wie sie, kann sie nicht anlegen!

Nun zeigte sich, daß die eine Wand nur ein Vorhang war; er ging in die Höhe, Winzer und Winzerinnen erschienen, verkündeten singend und sprechend das Lob des Hauses und überreichten zuletzt den Myrthenkranz.

Der Vorhang fiel; Alles war voll Entzücken. Man wollte sich erheben, aber eine Stimme hinter dem Vorhange rief:

„Bitte noch um einige Geduld!“

Bald ging der Vorhang wieder auf, nur ein feiner Flor blieb und hinter ihm sah man Apollo unter Hirten und Winzern, und Apollo war Roland. Zweimal mußte der niedergelassene Vorhang wieder erhoben werden, denn Alles war in Entzücken über das Bild, besonders über die Erscheinung Rolands.

Bella nickte Erich, der an der Seite stand, frohlockend zu, aber Erich sah sie nicht, denn er fragte sich: wie wird das auf Roland wirken? Es dauerte nicht lange, so kam Roland in seiner gewöhnlichen Kleidung in die Gesellschaft, er wurde allseitig gepriesen und fast auf Händen getragen.

Frau Ceres wurde beglückwünscht, einen solchen Sohn zu haben, der eine wahre Göttererscheinung sei; man bedauerte wiederholt, daß nicht auch ihre Tochter bei dem Feste sei. Frau Ceres nahm Alles sehr freundlich hin und sagte beständig: „Ich danke ergebenst, Sie sind sehr gütig.“ Das hatte sie Fräulein Perini gelehrt.

Neue Säle öffneten sich, die Tische waren gedeckt, man setzte sich nieder.

Roland suchte Erich.

„Und Du allein sagst mir nichts?“ fragte er.

„Du hast gut ausgesehen und Dich ruhig gehalten.“

„Ach,“ fuhr Roland fort, „es hat mir schwere Mühe gekostet, Dir etwas zu verbergen, und noch mehr Anstrengung, in diesen Tagen aufmerksam zu sein; aber ich wollte Dich überraschen.“

Erich ermahnte Roland nur, sich im Weine mäßig zu halten, und Roland war so voll Glückseligkeit, daß er, dem man einen Platz am Brauttische vorbehalten hatte, es vorzog, neben Erich zu sitzen, um ihm zu zeigen, daß er sich mäßige.

Prancken, der in Gemeinschaft mit dem Portraitmaler die lebenden Bilder angeordnet hatte, war an diesem Abend eigenthümlich bewegt, denn es schwirrte ihm durch den Kopf, daß er die schöne Tochter des Weingrafen hätte heiraten können; hier war zwar auch frischlackirter Adel, aber Alles war hier durchsichtiger; das gibt nun eine anmuthige Wittwe, oder noch besser, eine angenehme, unglückliche Frau. Er verscheuchte indeß den Gedanken und sagte sich, daß er Manna liebe.

Als vormaliger Kamerad des Bräutigams und als Freund des Hauses brachte Prancken den Toast auf das Brautpaar aus, er sprach gut und was das Beste war, in humoristischem Tone.

Ein Böllerschuß verkündete, daß das Feuerwerk beginne. Man begab sich nach der Veranda und in den Garten.

Neuntes Capitel.

Ohne daß es Erich merkte, stand Bella neben ihm.

„Sie sind heut ungewöhnlich ernst,“ sagte sie leise.

„Ich bin nicht an rauschende Feste gewöhnt.“

„Ich meine immer, Sie hätten mir etwas zu sagen,“ lispelte sie noch leiser.

Erich schwieg und Bella fuhr fort:

„Geht es Ihnen auch so, daß, wenn Sie Nächstbefreundete in großer Gesellschaft sehen, Sie sich wie in der Fremde vor-

vorkommen, ja wie mit einem Strome kämpfend, in den man versunken ist?"

Ein Ausruf allgemeinen Staunens ertönte plötzlich.

Eine Raketengarbe wurde abgebrannt, dazu tönte Musik und vom jenseitigen Berge antwortete eine Trompete im Widerhall. Weit hinaus sah man die Menschen aus den Dörfern und Städten am Ufer stehen und ihre Gesichter erglänzten.

„Ach," rief Bella, als es wieder dunkel geworden, „wir sind doch Alle Sklaven! So sollte man leben können, das wäre Leben, wie eine Feuerrakete in die Luft! Dann komme Nacht und Tod, du bist willkommen!"

Erich zitterte; er wußte nicht, wie es geschehen war, er hielt die Hand Bella's fest.

Jetzt stiegen helle Feuer vom Strome und von den Bergen auf, es war, wie wenn alle Menschen, die weit hinaus am Strome dreinschauten, die Hand Erichs in der Bella's sehen mußten. Erich zuckte zurück. Da trat der Fürst hinzu, Bella gab ihm sofort den Arm. Erich stand allein, er sah Bella am Arme des Fürsten auf der Landstraße vor dem Hause auf- und abwandeln, er besann sich, ob er nicht zu Bella gesagt: Ich liebe Dich. Es war ihm, als hätte er laut gesprochen, und doch konnte es nicht sein. Feuerräder, der Namenszug des Brautpaares, Leuchtkugeln stiegen auf, und zuletzt stieg aus einem Kahn vom Rhein eine große goldene Weinflasche in die Höhe, zerplatzte in der Luft und streute Leuchtkugeln wie einen Sonnenregen aus. Musik erscholl und vom Ufer tönte ein Jubel, als ob die Wellen plötzlich Stimme gewonnen.

In Erich wirbelte es, er wußte nicht mehr, wo er war. Da fühlte er plötzlich einen Arm, der sich in den seinigen legte. Es war Clodwig. Erich fühlte sich unwürdig, ein Wort zu sprechen, und nur innerlich gelobte er sich: Eher schieße ich mir eine Kugel in das Herz, ehe es noch ein einzigmal in solcher Regung erbeben sollte!

Clodwig sprach von Roland und wie er durchaus nicht billigen könne, daß man Roland in eine fremde Existenz dränge. Erich antwortete zerstreut. Clodwig glaubte, daß Erich von dem Vorhaben wisse, dieser aber deutete es nach dem militärischen Beruf und dabei war er zerstreut und innerlich bebend.

Erich vermied es, bei Bella sich zu verabschieden.

Es war spät, als man wieder nach der Villa zurückkehrte. Der

Cabinetsrath und dessen Gattin fuhren mit und übernachteten auf der Villa Eden.

Die Cabinetsräthin saß mit Sonnenkamp und Prancken im Wagen; es war natürlich von dem glänzenden Fest die Rede und daß die alte, berühmte Weinfirma nun erlöschen würde, der Weingraf wollte seinen gesammten Vorrath versteigern lassen. Die Cabinetsräthin berichtete, daß Bella ihr vertraut habe, sie lade in den nächsten Tagen die Mutter Erichs und die Tante zu Gaste; Prancken that, als ob er dies schon wisse; in der That aber war er überrascht. Jetzt, da man nun allein war und sich nicht zu scheuen hatte, betonte die Cabinetsräthin, daß Niemand leichter und unbefangener die Ertheilung der neuen Würde an Herrn Sonnenkamp anregen könne als die Professorin. Es wurde nicht gerade beschlossen, aber es wurde doch Herrn Sonnenkamp das Vorrecht der Gastfreundschaft zugesprochen; er sollte Mutter und Tante nach Villa Eden einladen.

Sonnenkamp lächelte in sich hinein, denn er hatte noch einen weiteren Plan, zu dem er die Professorin verwenden konnte. Der General hatte wiederholt betont, daß die Mutter Erichs eine vertraute Freundin seiner Schwester sei, die als Oberin auf der Klosterinsel lebte. Es war ein Doppelgriff, der nun zu thun war.

Im dritten Wagen saß Erich wieder bei Roland, sie waren still und der Wagen fuhr langsam. Da rief eine Stimme am Wege:

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“

Erich ließ anhalten, es war der Küfer, der Sohn des Krischers, der des Weges kam; er brachte Erich einen Gruß von Herrn Knopf aus Mattenheim und erzählte, daß er heute dort gewesen, denn sein Vater habe Knopf als Entlastungszeugen gebeten zu der auf morgen anberaumten Schwurgerichts-Verhandlung.

Roland rieb sich die Augen und schaute hin und her, als blickte er in eine fremde Welt. Er bat den Küfer, er solle zu ihnen in den Wagen sitzen; der Küfer dankte und erzählte, wie es ihm gewesen sei, als er, über die Höhe von Mattenheim kommend, aus dem Walde tretend, plötzlich drunten am Rhein die wunderlichen Feuer am Himmel aufsteigen sah und er eben dort stand, wo das Echo von den Böllerschüssen widertönte. Er reichte Erich die Hand, Roland gab er sie nicht.

Als nun die Beiden weiterfuhren, sagte Roland:

„Also der Krischer hat in seinem Gefängniß die Böllerschüsse auch gehört und vielleicht auch das Feuerwerk gesehen? Ach, er hat nicht einmal einen Hund bei sich, mit dem er sprechen kann. Wie oft habe ich ihn früher bedauert, daß er so Tag und Nacht durch die Felder wandern muß. Jetzt wird er sich nach dieser Ermüdung sehnen. Und derweil er im Gefängniß sitzt, wächst Alles fort da draußen und die Diebe, die Hasen und die Füchse merken, daß Niemand ihre Löcher so gut weiß wie der Krischer, und ich glaube doch, er ist unschuldig. Ach, warum muß es denn arme und unglückliche Menschen geben, warum ist nicht die ganze Welt glücklich?"

Zum ersten Male sah sich Erich genöthigt, Roland zu ermahnen, seinem Vater nichts davon mitzutheilen, daß er heute so an den Krischer und an die Armen und Unglücklichen gedacht.

Erich war sicher und beruhigt; die so viel belobte Erscheinung als Apollo hatte dem Gemüthe Rolands nichts geschadet.

Zehntes Capitel.

„Was wären wir, wenn wir vor Gericht stehen müßten mit unseren innersten Gedanken?"

Das hatte Erich geschrieben in der Beantwortung eines zierlichen Briefes, den ihm Bella geschickt hatte. Und jetzt, als sie vor dem Bilde stand, das sie nun vollenden wollte, war's, als spräche das Bild diese Worte.

In dieser Secunde that sich ihr ganzes Leben vor ihr auf.

Die Tage der Kindheit — es ist kein festes Bild von ihnen da. Die Lehrer lobten sie wegen ihrer schnellen Fassungskraft, eine französische Bonne wurde entlassen, eine strenge Engländerin ins Haus genommen; Bella lernte Sprachen geläufig und gute Manieren schienen ihr angeboren. Schon früh bewunderte man ihre witzigen Einfälle, sie hörte sie oft wiedererzählen; das schmeichelte ihrer Eitelkeit und tödtete ihr frühe schon die Unbefangenheit.

Frauen und Männer, die ins Haus kamen oder denen man da und dort begegnete, lobten vor ihren Augen und Ohren ihre Schönheit. Sie wurde gefirmt, aber die heilige Handlung erschien

ihr nur als das Zeugniß, daß sie nun aus der Kinderstube entlassen werde, die kurzen Kleider ablegen und lange tragen dürfe. Als sie zum Altare ging, beherrschte sie vor Allem der Gedanke: Du bist die Schönste.

Der Vater gab nach und schon im nächsten Winter, erst vierzehn Jahre alt, wurde Bella in die Gesellschaft eingeführt. Sie war eine glänzende, viel umworbene Erscheinung; Alles rühmte, daß ein Duft der Jugendlichkeit auf ihr liege, der Entzücken verbreite. Aber schon früh zeigte sich eine gewisse Kälte, man nannte sie spöttisch das Meerfräulein, und in ihrem Auge war, wenn man so sagen darf, ein kaltes Feuer.

Selbst der regierende Fürst zeichnete sie aus. Von dem ersten Hofball bewahrte sie noch ein Tanzkärtchen wie ein Heiligthum, auch das Bouquet lag vertrocknet dabei.

Es bildete sich eine ununterbrochene Kette von Huldigungen. Bella, immer mit treffenden Antworten bereit, war eine Belebung der Gesellschaftskreise. Als sie noch Kind war, lobte man ihr ins Antlitz ihre Schönheit, nun, da sie erwachsen war, rühmte man offen oder hinter ihrem Rücken, aber so, daß sie es erfuhr, ihren ungewöhnlichen Geist. Man forderte sie zu scharfen Bemerkungen und Urtheilen heraus, man trug sich ihre Witzworte zu. Dazu kam ihr Ruf, daß sie viel gelernt habe, und ihr frisches lebhaftes Clavierspiel, vor Allem aber ihre Zeichnenkunst machte sie zum Wunder der Gesellschaft. Manchem jungen Mädchen, das nach ihr in die Gesellschaft eingeführt wurde, wurde sie zum Muster vorgestellt.

Noch nicht sechzehn Jahre alt, hatte sie schon manchen Bewerber um ihre Hand abgelehnt. Sie hörte lächelnd von der Verlobung des Einen und des Andern, denn sie konnte sich sagen, Den hättest Du besitzen können, wenn Du gewollt.

An ihrem siebzehnten Geburtstage, der durch ein Morgenständchen von der Gardemusik gefeiert wurde, hätte man den Blick der großen Augen Bella's verändert sehen können; denn als sie von den Tönen der Musik erwachte, erhob sich in ihr ein Gedanke, der nie mehr wich. Und dieser Gedanke war: ich glaube nicht an Liebe, all das Singen und Sagen von der Macht der Liebe ist eitel Tradition!

Nicht wenig hatte zu dieser Kenntniß die Lehre der Mutter beigetragen, die ihr schon früh die Liebeskraft entwurzelte, indem

Digitized by Google

sie ihr beständig vorhielt: was man Liebe nennt, sei nichts als gemachte Empfindung.

Die Mutter selber spielte noch gern mit den Huldigungen der Männerwelt. Wenn man von einem Balle aus einer großen Gesellschaft heimkam, konnte die Mutter ihrer Tochter während des Auskleidens in eigenthümlich naiver Weise erzählen, wie der und jener ihr heute gehuldigt. Das war gewiß höchst lehrreich für das Kind; und Bella hatte in der That nie Jemand geliebt, sie konnte es nur nicht ertragen, daß sich der nicht unterwerfe, dem sie sich zuneigte.

Seltsam stand daneben die Einflüsterung einer Cousine der Mutter, die oft halb bitter, halb ernst Bella zuflüsterte: Die rechte Liebe ist nur die, die sich einem Manne geringen Standes zuwendet. Wenn Du den Professor, in dessen Atelier Du arbeitest, wenn Du Deinen Musiklehrer oder Deinen Sprachlehrer lieben würdest, das wäre wirkliche Liebe. Bella aber erschien eine Zuneigung zu einem Lehrer, als ob man einen Livreebedienten, ja als ob man ein Wesen anderer Art lieben und zum Gatten wählen sollte.

Bella hatte viele Talente, nur nicht das der Liebe.

An jenem siebzehnten Geburtstage hatte sie zum ersten Male jenen kalten, gläsernen Blick, der über die Menschen hinwegsieht, als wären sie nur Schatten. Seit jenem Tage war's, als ob etwas in ihr erstarrt wäre, was nie mehr zum Leben erwachen sollte.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, zog sie sich, nachdem das Trauerjahr um ihre verstorbene Mutter vorüber war, erkältet und abgestumpft von der Gesellschaft zurück; sie ließ sich dazu nur noch bisweilen wie zu einer lästigen Pflicht bestimmen. Sie studirte, zeichnete, musicirte, sie unterhielt sich mit Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern, und dabei war etwas Starres in ihren Mienen und ihrem Augenstrahl, wenn sie nicht Witzworte umherschleuderte, die immer einen um so auffälligeren Eindruck machten, da Bella eine mit ihrer Erscheinung in Widerspruch stehende tiefe Männerstimme hatte.

Es erregte großes Aufsehen, als man vernahm, daß Bella den Widerspruch des Vaters gebrochen hatte, der es nicht zugeben wollte, daß ihre jüngere Schwester vor ihr heirate. Vor dem Altare stand Bella neben ihrer Schwester und durch deren Brautschleier hindurch sah sie das feurige braune Auge des vor Kurzem verwittweten General-Adjutanten auf sich gerichtet. Sie zuckte mit

den Lippen. Du wirbst vergebens um mich, dachte sie und freute sich dieses Stolzes. Zerbrechen, zerstören, Seelen peinigen, anlocken und wegwerfen, das war ihre Lust. Sie hatte zum Vater gesagt: Ich möchte wohl heiraten, wenn man etwas mögen kann, was man doch nicht will. Aber vor den Altar hintreten und auf Leben und Tod Ja sagen! . . . Ich erschrak, als ich die Schwester das sagen hörte, ich meinte, ich müßte dagegen rufen: „Nein! nein! nein!“ Und ich stehe nicht für mich, daß ich nicht vor dem Altar unwillkürlich Nein sagen würde.

Sie erbot sich selbst zur Begleitung einer kranken Prinzessin, die nach Madeira reisen mußte. Die Prinzessin starb und Bella kehrte zurück. Sie lächelte, als man ihr erzählte, daß der General-Adjutant bereits verheiratet sei. Sie konnte es nur gerecht finden, daß die Bewerbungen um sie allmälig nachließen, aber es ärgerte sie doch.

Wiederum reiste sie frei und selbständig mit zwei Engländerinnen durch Italien und Griechenland. Lutz, der jetzige Courier Sonnenkamps, war ihr Courier gewesen. Sie verweilte einen ganzen Winter in Konstantinopel. Die bösen Zungen der Residenz sagten damals, sie suche einen Mann von Stellung, was er sonst sei, wäre gleichgültig; sie werde einen graubärtigen Pascha heiraten. Bella kehrte zurück und erschien nun in der Gesellschaft meist in Sammetkleidern.

Da trat die Bewerbung Clodwigs ein, und Verlobung und Hochzeit war im Zeitraum von vier Wochen. Bella zog sich mit ihrem Gatten nach Wolfsgarten zurück; sie war durch die Ehe nicht anders geworden, die Vollendung, die die Ehe dem weiblichen Wesen gibt, war ihr versagt. Clodwig hatte sich eine müde Seele genannt, so nannte sie sich auch.

Hier im hochgelegenen Landhause mit dem Ausblick in die reiche Landschaft wollten sie ausruhen.

In der ersten Zeit fühlte Bella sich demüthig und bescheiden; in sich befriedigt und abgeschlossen war nun das Leben. Gleichmäßig flossen die Tage dahin. Clodwig war aufmerksam, mittheilend und voll Huldigung; Ruhe und Beständigkeit waltete in seinem Geiste. Bei jedem persönlichen Begegnen war er überaus rücksichtsvoll und zart, einzelne Heftigkeiten, die oft in leidenschaftlich gesteigerten Worten sich kundgaben, zeigten sich nur da, wenn er über allgemeine Zustände, besonders über die Führung

des Staatslebens sich aussprach. Bella sah darin nur eine gerechte Aufregung, denn Clodwig hatte ein ganzes Leben in einer lahmen Zeit und in den kleinlichen Verhältnissen eines Zwergstaats aufbrauchen müssen, während er doch zu Größerem, Weltbewegendem geschaffen schien.

Clodwig klagte sich oft an, weil er beständig das Vertrauen aufrecht erhalten habe, daß sich die Idee selbst vollende; nun erst zu spät sehe er ein, wie man rücksichtslos eingreifend wirken müsse. Sobald er aber sich den Menschen näherte und namentlich wenn er in den Hofkreis eintrat, war er wieder mild und vergebend. Clodwig war voll Bewunderung für die Talente seiner Frau, wenn er aber manchmal bescheiden tadelte und ihr einzelne Oberflächlichkeiten und Halbheiten zur Erkenntniß zu bringen suchte, konnte sie sich innerlich empören; sie hatte nie die Wahrheit, sondern immer nur Huldigungen vernommen. Diese pedantischen Zurechtweisungen, wie sie es nannte, verletzten sie, aber sie unterdrückte das in sich. Die Welt sollte sie nicht eine Secunde unglücklich sehen; die Spötter sollten den Triumph nicht haben.

Nun war in ihren Lebenskreis ein Mann getreten, der sie empörte, und sie sprach das auch offen gegen Clodwig aus. Sie hatte mit Eifer gegen seine Ansiedlung in der Nachbarschaft gewirkt, da nun aber Clodwig beständig mit schwärmerischer Güte das Wesen dieses Mannes hervorhob, ja gegen ihren Willen ihn an sich zog, gab sie sich dem Wohlgefühl des belebenden Umganges hin.

Ihr Lebenlang war Bella noch keine Stunde mit sich selbst unzufrieden gewesen, sie bereute nie, was sie gethan, denn sie sagte immer: Du warst in dem Moment, als Du es thatest, gewiß dazu berechtigt.

Bella erschien gerne glänzend, ein Grundtrieb in der Regsamkeit ihres Geistes war Neugierde, sie wollte in alle Wissensgebiete eindringen, aber nichts drang ihr umbildend in die Seele; es ging sie eigentlich nichts an. Man muß nur Alles kennen. So hatte sie sich auch in eine nähere Beziehung zu Erich eingelassen, sie wollte nur wissen, was da empfunden wird. Zu ihrem Schrecken gewahrte sie, daß sie gefangen und festgehalten war...

So stand nun Bella vor dem noch immer nicht vollendeten Bilde; sie war tief ärgerlich auf sich. Sie war fertig mit der Welt gewesen, und nun noch einmal solch eine unreife und wahnwitzige Bewegung, denn unreif und wahnwitzig mußte sie die Regung

nennen — und konnte doch nicht davon loskommen. War's, weil es ihr Selbstgefühl verletzte, daß sie zum ersten Mal die Hand ausstreckte, die nicht empfangen wurde?

Ihr großes Auge funkelte.

Sie verließ rasch das Atelier; sie ging nach ihrem Ankleidezimmer. Dort stand sie vor dem großen Spiegel und löste ihr reiches Haar auf, sie starrte in den Spiegel und auf ihren gepreßten Lippen lag die Frage: Bist Du denn schon so alt? — Sie öffnete die Lippen wie ein Fieberkrankes, wie ein Verschmachtendes, das trinken will. Ihre Augen strahlten in unheimlichem Glanze, und sie sagte sich: Du bist schön, Du bist frei genug, Dich selbst zu betrachten wie ein Fremdes. Aber was soll diese unreife, diese wahnwitzige Bewegung?

Sie nahm die langen Strähnen ihres Haares in beide Hände und hielt sie unter dem Kinn über einander; zum ersten Male gewahrte sie, daß sie der Büste der Medusa droben im Erkerzimmer ähnlich sah. Wild frohlockend wendete sie den Kopf hin und her.

„Ja, ich will Medusa sein! Er soll versteinert, zerbrochen, zermalmt werden! Er soll vor mir knieen und dann will ich ihn mit Füßen treten!“

Sie erhob den Fuß, aber schnell schlug sie sich beide Hände vor das Gesicht und Thränen quollen ihr aus den Augen.

Zerknirschung und leidenschaftliche Aufregung, Stolz und Demuth kämpften in ihr und es war, als ob das, was damals unter jener Morgenmusik erstarrt war, plötzlich sich auflöste und entfaltete wie ein lang verschlossener Blumenkelch. Eine Sehnsucht erwachte in ihr — eine Sehnsucht nach der Heimat wie in einem bösen Kinde, das von den Eltern in den Wald entlaufen ist; sie hatte ein Verlangen nach einem Ort, wo sie still geborgen und gehegt, nach einer Heimat. Wo ist sie? wo?

Sie verlangte nach einer Seele, vor der sie ihre ganze Seele ausschütten konnte.

Es schauderte sie, allein zu sein; sie klingelte nach der Kammerfrau und ließ sich schön ankleiden.

„Sag' mir, wie alt ich bin. Weißt Du's noch?“ fragte sie plötzlich.

Die Kammerfrau erschrak über diese Frage; sie fand nicht schnell die Antwort, da fuhr Bella fort:

„Ich war nie jung.“

„O, gnädige Frau, Sie sind es noch und haben nie besser ausgesehen als jetzt."

„Glaubst Du?" sagte Bella und warf den Kopf zurück.

Sie erschien sich wie gefangen; sie verließ das Haus und ging durch den Garten. Ohne daß sie es gewollt, stand sie im Erdgeschoß bei den ausgegrabenen Alterthümern und in ihr sprach's:

Was ist dies Alles? Was sind diese Krüge? Vulcanisirte Asche! Alles Asche! Was soll diese antiquarische Topfguckerei; dieses Sammeln vergrabener Alterthümer, dieses beständige Denken und Reden von Menschheit und Fortschritt? Alles fremd, todt, eine Unterhaltung auf dem Todtenlager, kein Leben, keine Hoffnung, keine Zukunft, nie in den Tag hinein, immer in die Nacht hinein, in die Nacht der Vergangenheit und in die märchenhafte Menschheits-Idee! Aber ich bin nicht Vergangenheit, nicht Menschheits-Idee! Ich bin der heutige Tag, ich will der heutige Tag sein!

Sie sah zweien Schmetterlingen zu, die auf den Blumen hin und her flogen und dann in die Luft hinein, sich neckend, zu einander fliegend, sich trennend, sich wieder suchend.

Das ist Leben! rief es in ihr. Das ist Leben! Sie graben keine Alterthümer aus, sie leben nicht mit Alterthümern.

Da kam eine Schwalbe daher gesaust, haschte einen Schmetterling und verschwand.

Was hast du nun, armer Schmetterling, von deinem Leben?

Drunten über dem Rhein verflogen die Rauchwolken der Dampfschiffe und Bella dachte:

Wer auch so verfliegen könnte! Unser Lebensathem ist nichts als eine Flocke Rauch mit den Tausenden von Flocken des Athems, und das nennt man Leben und es verweht wie die Tausende . . .

Die Kinder der Arbeiter auf dem Gute kamen aus der Schule, sie grüßten die gnädige Frau.

Bella starrte sie an.

Was wird aus diesen Kindern?

Wie sich vor sich selbst verbergend, begrub sie ihr Antlitz in einem Blüthenbusch. Sie verließ den Garten. Draußen sah sie im Hof den Tauben zu. Die schöne Schwalbentaube war so spröde, fraß so ruhig und achtete nicht auf das verliebte Gegurgel; dann flog sie auf die Dachfirste und putzte sich die Federn. Der Täuberich flog ihr nach, aber sie schüttelte den Kopf und flog davon.

Bella sah, wie ein Knecht Ochsen ins Joch spannte. Er legte

zuerst ein Polster auf das Haupt des Thieres und dann das hölzerne Joch darauf.

Das ist die Welt! Das ist die Welt! sprach's in ihr. Ein Polster zwischen Joch und Haupt, ein Polster von sublimen Gedanken, von gemachten Empfindungen!

Der Knecht staunte, da die gnädige Frau so dreinstarrte und ihn jetzt fragte:

„Thut's ihnen nun auch nicht weh?"

Er verstand die Frage nicht, sie mußte sie wiederholen und erhielt die Antwort:

„Dazu ist der Ochs da und weiß nichts anders. Seitdem der gnädige Herr das Doppeljoch hat abschaffen lassen und Jeder sein besonderes Joch hat, sind sie freilich schwerer zu regieren, aber sie ziehen auch leichter als im Doppeljoch."

Bella zuckte.

„Doppeljoch — besonderes Joch," tönte es vor ihr und plötzlich war es ihr, als wäre es Nacht, sie selber nur ein Gespenst, das hier umher wandle. Dieses Haus, dieser Garten, diese Welt, Alles ist Schattenreich . . .

Es war beklemmend schwül, Bella glaubte, sie könne kaum athmen. Da zog ein frischer Luftstrom über die Höhe, ein Gewitter stieg unversehens herauf und kaum war Bella im Hause, als es losbrach mit Blitz und Donner und vom Winde gejagtem Regen. Sie stand am Fenster und sah hinaus ins Weite und dann wieder auf einen hohen Eschenbaum, dem der Wind die Zweige auseinander zerrte und den Stamm hin und her bog. Der Baum neigte sich nach dem Hause, als müsse er hier Hülfe suchen. Bella dachte in sich hinein: Jahre um Jahre wurzelt der Baum hier und gedeiht, kein Sturm kann ihn ausreißen und ihm die Aeste knicken. Weiß er, daß dieser Sturm vorübergehen und ihn nur neu beleben wird?

„Erich!" sagte sie plötzlich laut vor sich hin. Da trat Clodwig ein und sagte:

„Liebe Frau, ich suche Dich."

Bella fuhr es tief in die Seele, als sie sich „liebe Frau" nennen hörte. Clodwig zeigte ihr einen Brief an die Professorin, durch den er sie nach dem Wunsche Bella's zu einem mehrwöchentlichen Besuche auf Wolfsgarten einlud.

„Schicke den Brief nicht ab," sagte sie, den Blick Clodwigs

vermeidend, „laß uns wieder allein sein; ich wünschte jetzt keine Unruhe durch die Familie Dournay."

Clodwig erklärte, daß eine solche Frau nicht Unruhe, sondern schöne Gemeinsamkeit bringen und daß man auf angenehme Weise oft Erich bei sich sehen werde. Bella schwieg.

Das Wetter hatte nachgelassen; Bella öffnete das Fenster, ein erfrischender Luftstrom zog ein. Sie hielt den Brief in der Hand; das war das Gewitter, Blitz, Sturm, Regen und Donner, die heut durch ihre Seele gezogen und jetzt lauter Erquickung wurden. Sie sagte sich, daß der Umgang mit der edlen Frau ihr wieder das eigene Selbst geben werde, ja einen Augenblick ging es ihr durch die Seele, daß sie der Mutter Alles bekennen und sich von ihr halten lassen wolle. Nebenher aber ging wie eine zweite Melodie der Gedanke, daß das nicht nöthig sei; es würde sich leicht fügen, daß Erich nach Wolfsgarten käme, und der Verkehr mit ihm lenkt sich dann wol in ruhige Bahn zurück.

Hastig schrieb Bella einige Zeilen unter den Brief ihres Gatten. Eben, als man den Brief schließen wollte, kam der Doctor; auf den Wunsch Clodwigs fügte er gleichfalls einige Worte hinzu.

Elftes Capitel.

Noch brauste der Kopf von dem Knattern und Prasseln des Feuerwerks, noch flimmerten die wunderbaren Lichtgarben, tönte Hörnerklang in der Erinnerung, als man am Morgen sich rüsten mußte, um Zeugniß vor Gericht in Sachen des Diebstahls abzulegen.

Prancken blieb mit den Gästen auf der Villa zurück; er hatte den Auftrag übernommen, ihnen das neu angekaufte Landhaus zu zeigen.

Sonnenkamp, Roland und Erich, dazu der Castellan, der Kutscher Bertram, der Obergärtner, das Eichhörnchen und zwei Gartenknechte machten sich auf nach der Festungsstadt zum Schwurgerichte. Man kam am Hause des Weingrafen vorüber, der nun Baron von Endlich hieß. Hier sah man noch die Pflöcke und da und dort die Hülsen eines abgebrannten Feuerkörpers; das ganze

Haus war verschlossen, die Familie schlief zum ersten Male den Schlaf des Adels.

Man kam zeitig in der Festungsstadt an.

Sonnenkamp ging nach dem Telegraphenamt, um von dort aus Depeschen abzusenden, darunter auch eine an die Professorin nach der Universitätsstadt.

Roland und Erich spazierten noch eine Weile vor die Stadt hinaus rheinaufwärts; Alles war voll Frische und bewegten Lebens, aber die Beiden sprachen kein Wort. Sie kehrten in die Stadt zurück, sie kamen an der Fruchthalle vorüber; da war jetzt lebhaftes Marktgewühl und über Rolands Antlitz ging ein schmerzliches Zucken, als er sagte:

„Damals . . . damals war es ganz anders wie heute. Glaubst Du nicht, daß unter den Sängern auch Schelme gewesen sind, vielleicht ärger als die dort im Gefängnisse?“

Es schmerzte Erich tief, daß Roland so früh die Bitterniß und den Zwiespalt des Lebens erkennen mußte.

Sie gingen mit einander nach dem Gerichtsgebäude.

Der Präsident und die Richter traten ein, sie setzten sich auf eine Erhöhung, rechts saßen die Geschwornen, links die Vertheidiger und die Angeklagten; die Tribüne war voll Zuhörer, denn man war begierig, den geheimnißvollen Herrn Sonnenkamp öffentlich sprechen zu hören, und wer weiß, was man sonst noch erfährt.

Auf der Bank der Angeklagten saßen das Erdmännchen Nicolas, der Reitknecht und der Krischer. Das Erdmännchen schnupfte sehr eifrig, der Reitknecht schaute keck um, der Krischer hielt sich die Hand vor die Augen.

Nicolas sah wohlgenährt aus, die Gefängnißzeit schien ihm gut gethan zu haben; er schaute im Saale fast vergnüglich um, wie wenn er sich geschmeichelt fühle, daß so viele Menschen sich um ihn bemühen. Der Reitknecht, der sich sehr gut frisirt hatte, betrachtete die Versammlung mit verächtlichem Blicke.

Der Krischer war tief abgehärmt, er rückte von seinen Mitangeklagten weg, und wenn ihm das Erdmännchen etwas zuflüstern wollte, wehrte er unwillig ab. Er schaute hinauf nach dem Zuhörerraum, dort sah er seine Frau, zwei seiner Söhne und seine Töchter, der Küfer war nicht dabei. Die Kinder schienen gewachsen in der Zeit, da er sie nicht gesehen, und sie hatten ihre Sonntags-

kleider an, um die Schande — nein, gewiß die Ehre ihres Vaters mit anzusehen.

Unruhig rückte der Krischer auf der Bank hin und her und sagte mit den Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, etwas hinauf zu seiner Frau. Er sagte ihr in Gedanken: sei ruhig, es dauert nur noch ein paar Stunden, dann gehen wir mit einander heim.

Auf der Bank der vorgeladenen Zeugen saßen Sonnenkamp, Erich und Roland.

Roland hatte den Platz zwischen dem Vater und Erich und schmiegte sich an diesen wie furchtsam.

Der Anklageact wurde verlesen. Sonnenkamp wurde zuerst vernommen, um die entwendeten Gegenstände als sein Eigenthum zu erkennen.

Roland richtete sich auf, da er seinen Vater so gut und so mild sprechen hörte.

Sonnenkamp bedauerte, daß Menschen ins Unglück kämen, aber Gerechtigkeit müsse walten.

Er wurde entlassen, er verließ den Saal.

Der Obergärtner mußte als Zeuge vortreten, man hörte seine Aussage kaum. Erst als Erich aufgerufen wurde, trat wieder Stille und Aufmerksamkeit ein.

Erich erzählte den Hergang. In seiner Stimme war ein nur von ihm empfundenes Zittern, da er hier vor dem öffentlichen Gerichte seinen Aufenthalt auf Wolfsgarten erwähnte. Er faßte sich und erklärte, daß der Krischer allerdings mit Bitterkeit über den Unterschied von Reich und Arm gesprochen habe; er betheuerte indeß, daß er den Mann keines gemeinen Verbrechens fähig halte.

In der ganzen Versammlung erregte es ein seltsames Flüstern, als Erich erzählte, wie der Krischer ihm die Frage vorgelegt habe: Was würden Sie thun, wenn Sie Millionen besäßen? Die Frage war nun hinausgegeben in alle Welt.

Knopf wurde vorgerufen.

Er legte zuerst ein schriftliches Zeugniß des alten Herrn Weidmann vor; der Krischer hatte mehrere Jahre bei ihm als Knecht gedient und er gab ihm das Zeugniß eines Mannes, der keines Betruges, viel weniger eines Verbrechens fähig sei. Dann setzte Knopf aus Eigenem hinzu, wie der Krischer über manche Dinge grübele, die er nicht bewältigen könne.

Roland wurde vorgerufen; hochaufgerichtet trat er vor die Stufen des Gerichts; der Krischer nickte ihm zu.

Da Roland noch nicht eidesmündig war, durfte er nicht schwören; es machte aber einen guten Eindruck, als er mit freier Stimme sagte, sein Wort gelte ihm wie ein Eid.

Er erkannte die gestohlenen Sachen als die seinen; er glaube, daß die Zimmer des Vaters verschlossen gewesen seien, doch würde er sich nicht erlauben, das zu beschwören, weil er mehrere Tage vor dem Diebstahl nicht in die Nähe jener Räume gekommen sei. Und jetzt, ohne darum gefragt worden zu sein, sprach er seine Ueberzeugung aus, daß der Krischer keinen Theil an dem Verbrechen haben könne.

Der Krischer stand bei diesen Worten auf; der hinter ihm sitzende Landjäger mußte ihm die Hand auf die Schulter legen, daß er sich wieder setze.

Nochmals wurde Erich vorgerufen, um Näheres darüber anzugeben, daß sich der Krischer wenige Tage vor dem Einbruchsdiebstahl das ganze Haus hatte zeigen lassen. Als Erich sich wieder setzte, erhob sich Roland und fragte:

„Herr Präsident, darf ich noch ein Wort sprechen?"

„Sprechen Sie," erwiderte der Präsident aufmunternd, „sprechen Sie ganz wie Sie wollen."

Mit festem Schritt trat Roland vor; er hatte die volle Mannesstimme, da er jetzt ausrief:

„Ja, er hat oft geklagt, daß Ein Mensch darbe und der andere prasse. Aber noch öfter hat er gesagt: die Hand müsse verdorren, die unrecht Gut festhält. Kann das ein Mensch und dann selber nächtlicher Weile in ein fremdes Haus eindringen und stehlen? Ich bitte, ich beschwöre Sie inständig, sprechen Sie es aus: dieser Mann ist so unschuldig wie Sie Alle, wie ich!"

Er hielt inne und stand noch wie festgebannt, eine Weile war es still, athemlos in der ganzen Versammlung.

„Haben Sie noch etwas zu sagen?" fragte der Präsident.

Roland schien jetzt zu erwachen; er erwiderte:

„Nein, weiter nichts. Ich danke."

Er kehrte zu Erich zurück, der ihm still die Hand festhielt; die Hand Rolands war eiskalt, sie erwarmte in der seinen. Auf der andern Seite faßte auch Knopf nach der Hand seines ehemaligen

Zöglings, aber er konnte sie nicht fassen, denn er mußte die Brille abthun; die Brille war naß geworden, große Thränen waren ihm aus den Augen geronnen.

Die Verhandlungen waren kurz. Es ergab sich, daß der Krischer nichts davon wußte, daß man in der Hundehütte Werthgegenstände vergraben hatte. Er hatte dem Kutscher nur aus Gutmüthigkeit ein Nachtquartier gegeben. Der Kutscher und das Erdmännchen konnten nicht mehr läugnen, der Eine suchte nur die Schuld des Einbruchs auf den Andern abzuwälzen.

Die Geschwornen zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück; bald traten sie wieder in den Saal und der Altmeister, der unter den Geschwornen war und den man zum Obmann erwählt hatte, verkündete, die Hand aufs Herz gelegt, den einstimmigen Wahrspruch:

Unschuldig gegen den Flurschützen Claus, genannt Krischer; schuldig auf alle Fragen gegen Nicolas und den Reitknecht.

Der Krischer wurde sofort in Freiheit gesetzt.

Draußen vor dem Gerichtssaal, als Frau und Kinder ihn umringten — jetzt war auch der Küfer da — drängte sich Roland durch, faßte die Hand des Krischers und drückte sie fest.

Der Krischer wehrte Alle ab; er sagte, er müsse zum Sohne Weidmanns, der unter den Geschwornen gewesen. Dieser kam gerade; der Krischer rief, der junge Weidmann möge seinem Vater sagen, daß Alles weggewischt sei, weil die ganze Welt vernommen habe, wie der Herr Weidmann von ihm denke.

Erich bat den jungen Weidmann, den Vater von ihm zu grüßen; er werde bald den versprochenen Besuch auf Mattenheim machen.

Knopf stand unter einer Gruppe Menschen und bat, sie möchten doch Roland nicht loben, das werde ihn verderben. Und vor lauter Abwehren, daß Andere sich nicht zu Roland drängen, kam er nicht dazu, ihm die Hand zu reichen.

Nun erschien auch Sonnenkamp. Er grüßte nach allen Seiten, dann ging er auf den Krischer zu und glückwünschte ihm. Er rief Roland beiseite und sagte ihm, er möge mit Erich allein zurückfahren; er müsse noch in der Stadt bleiben und auf ein Telegramm warten.

Roland bat und drängte, der Krischer und seine Familie sollten sich in seinen Wagen setzen.

Der Krischer verneinte. Er ging mit Frau und Kindern hinaus vor die Festung und als er am Rheines-Ufer stand und die weite Landschaft sich wieder vor ihm aufthat, rief er, die Hände erhebend:

„O lieber Gott, wie schön ist Dein Himmel, Dein Wasser, Deine Weinberge und Deine Felder! Wenn ich nur wüßte, warum Du das verteufelte Geld in die Welt hast kommen lassen."

„Daß man einen guten Schoppen trinken kann," rief der Aichmeister, der hinzugetreten war. „Komm mit in die Schippe."

Aus seiner Rührung heraus ließ sich's der Krischer gern gefallen, mit in das Wirthshaus „zur goldenen Schippe" zu gehen.

Man saß behaglich beisammen, als Erich und Roland im Wagen vorüberfuhren; der Krischer hielt ihnen zum Fenster hinaus das Glas entgegen, sie hielten an. Roland bat nochmals, daß der Krischer sich zu ihm in den Wagen setze. Jetzt willfahrte er und stieg mit seiner Frau ein; die Kinder waren voraus heimwärts gegangen.

Im Triumph führte Roland den Befreiten durch die Stadt, durch die Dörfer. Die Frau schaute immer verschämt vor sich nieder, weil sie so in einer Kutsche fahre; der Krischer aber schaute frei drein und sagte nur manchmal:

„Es ist Alles gut gewachsen ohne mich."

Zwölftes Capitel.

Dieselbe Sonne, die auf Wolfsgarten schien, wo Bella heftig mit sich kämpfte, dieselbe Sonne, die durch die herabgelassenen grünen Rollvorhänge im Gerichtszimmer auf die Bank der Angeklagten schien, schimmerte auch durch die Jalousien in die stille Wohnstube der Professorin in der Universitätsstadt. In der Clavierecke beim Blumenfenster saß die Mutter Erichs bei stiller Arbeit und dachte ihres Sohnes. Er hatte ihr getreulich Bericht erstattet, dann aber um Entschuldigung gebeten, wenn seine Briefe unregelmäßig und hastig seien; er müsse eine Zeit lang sich selbst vergessen und Alles, was ihm gehöre. Anfangs war mehrmals von Clodwig und Bella die Rede gewesen und wie er sich bei

den Freunden so heimisch fühle; dann wurde Bella gar nicht mehr erwähnt.

Seit dem Besuche, den Clodwig und Bella in der Universitätsstadt gemacht, gewannen die Briefe Erichs für die Mutter eine neue Betrachtnahme. Tante Claudine, die nur selten sprach, hatte die Mutter daran erinnert, wie Bella ein Jugendbild Erichs mit ungewöhnlichem Interesse betrachtet habe; die Mutter, die das auch gefunden, hatte darin nur das Interesse der Künstlerin gesehen, da das Bild von einem berühmten Künstler gemalt und Bella als Portraitmalerin von nicht gewöhnlicher Bedeutung bekannt war. Nun aber, wenn Erich von Wolfsgarten schrieb, hatte sie immer seltsame Wendungen gefunden, und wenn er Wolfsgarten gar nicht erwähnte, war ihr dies noch auffälliger.

Die beiden Frauen lebten in den Wohnräumen fast so still und lautlos, wie die Blumen, die unter ihren Augen wohlgediehen; seit dem Besuche von Clodwig und Bella war es, als wäre von der alten Ruhe etwas genommen. Hatte Bella solch einen Einfluß gehabt und etwas von der stillen Ruhe mitgenommen?

Es war am Mittag, da brachte der Briefbote einen Brief von Clodwig. Die Buchstaben waren fein und geordnet, kein Strich mit Hast, aber auch keiner mit besonderer Beflissenheit geführt, Alles floß gleichmäßig und die Zeilen waren so gut auseinander gehalten und doch ohne Raumverschwendung. Schon das Anschauen des Briefes erweckte Wohlgefallen und ebenso bestimmt und ruhig war Inhalt und Form des Ausdrucks. Er sagte, daß die Professorin ihn zu Dank verpflichten würde, wenn sie der Einladung zu einem mehrwöchentlichen Besuche Folge leisten wollte. Er berief sich auf die freundliche Beziehung zu ihrem verewigten Gatten und die schöne Erneuerung derselben in dem Verhältniß zu Erich. Zuletzt wies er auf ihre beiderseitige persönliche Bekanntschaft hin, indem er hinzufügte, er habe in seinem langen Leben noch nie eine herzliche Anmuthung empfunden, die nicht auch erwidert wurde; er bitte daher, ihn nicht noch in seinen alten Tagen zu beschämen.

Darunter hatte Bella mit großen Zügen und in hastiger Schrift die Bitte geschrieben, daß die Professorin und Claudine ihr die Ehre eines Besuches gönnen sollten; sie sagte, sie schreibe nur wenige Worte, in der festen Zuversicht, daß es ihr vergönnt sei, in traulichem Gespräche sich zu ergehen.

Der Doctor erbot seinen ärztlichen Beistand und fügte hinzu, daß es seinem jungen Freunde Erich Wahrung und Richtung sein werde, wieder dem Blicke seiner Mutter zu begegnen.

Dieses Wort gab der Professorin viel zu denken; sie war entschlossen, der Einladung Folge zu leisten. Da klopfte es wieder, die Depesche Sonnenkamps wurde gebracht.

Noch hatte die Professorin sie kaum gelesen, als ein schwerer Schritt die Treppe herauf kam. Der Major trat ein.

Die Professorin erschrak, sie erkannte ihn nicht, sie sah nur den gerötheten Kopf mit dem kurzen schneeweißen Haar und das Ordensband auf seiner Brust. Im ersten Augenblick war's ihr, als ob ein Gerichtsbote käme, der irgend etwas Erich Gefährdendes auszuführen hätte. Der Major machte es auch nicht besonders geschickt, indem er sofort sagte.

„Frau Professorin, ich komme als Execution. Aber ich soll Sie nicht aus dem Paradies treiben, sondern im Garten Eden einsperren.“

Er hatte sich das so ausgedacht während der Fahrt und mit stummer Lippe vor sich hin gesagt; jetzt kam es so ungeschickt heraus, daß die gute Frau sich vor Zittern kaum aufrichten konnte.

Der Major rief:

„Bleiben Sie nur sitzen, mit mir macht man keine Umstände, das wissen alle Menschen. Ich störe keinen Menschen in seiner Ruhe; mir ist's am liebsten, man bleibt sitzen, wenn ich komme. Geht's Ihnen nicht auch so? Da hat man die Sicherheit, daß man nicht stört.“

„Kommen Sie von meinem Sohn?“

„Ja, auch von ihm. Sehen Sie, ich bin gerade Keiner von den Besten, aber auch Keiner von den Schlechtesten; Eines kann ich mich rühmen, nie in meinem Leben habe ich einen Menschen beneidet, aber wie Sie da gesagt haben: mein Sohn — darum hab' ich Sie beneidet. Und nun gar, wenn ich einen solchen Sohn hätte wie Sie!“

Der Major übergab Briefe von Sonnenkamp und der Cabinetsräthin; er wünschte, daß sie sofort gelesen würden, denn sie ersparten ihm das Reden.

Die Professorin las, hieß ihn nochmals willkommen und rief die Schwägerin.

Die Jalousien nach der Straße wurden geöffnet, der volle Lichtstrom drang herein und beschien heitere Gesichter.

„Was wollen wir thun?“ fragte Tante Claudine.

„Da ist von Wille keine Rede mehr; wir folgen der Einladung.“

„Zu wem?“

„Natürlich zu Herrn Sonnenkamp.“

„Recht so,“ schmunzelte der Major.

Es war noch Mancherlei vorzubereiten, ehe man abreisen konnte. Der Major versprach, daß Joseph nachkommen und Alles bringen sollte; kein Zwirnsfaden solle vergessen werden. Er zog sich zurück, um in einigen Stunden wiederzukommen, er hatte ja hier Bundesbrüder zu begrüßen.

Am Mittag fuhr der Major mit den beiden Frauen dem Rheine zu, und er war so stolz und glückselig, als hätte er die Kriegskasse des Feindes erobert.

Dreizehntes Capitel.

Erich und Roland fuhren mit dem Krischer und seiner Frau. Als man an der Gemarkung des Krischers ankam, ließ er anhalten und stieg aus.

„Nein, hier fahre ich nicht,“ sagte er. Es schien Mancherlei in der Seele des Krischer zu wirken: die Gerichtsverhandlung, die Gemüthserregung beim Anblick der freien Natur nach wochenlanger Gefangenschaft, die Fahrt im Triumph ...

Still ging er dahin, er nahm eine Scholle von einem frischgepflügten Felde, trug sie eine Zeitlang in der Hand, dann warf er sie weg.

„Also ich bin unschuldig?“ murmelte er vor sich hin. „Wenn ein Armer krank gewesen ist und gesund wird, ist er wieder ein gesunder Armer, weiter nichts ...“

Auch Erich und Roland waren ausgestiegen und gingen mit den Beiden zu ihrem Hause. Da rief es plötzlich aus dem Weinberge; der Siebenpfeifer kam daher mit der Hellebarde, die der Krischer als Zeichen seines Feldhüteramtes geführt hatte. Er übergab sie dem Krischer und geleitete die Heimkehrenden.

Die Hunde im Hofe bellten und die Vögel in der Stube sprangen hin und her und zwitscherten durcheinander, da ihr Herr wiedergekommen war. Die Schwarzamsel übertönte Alles, denn sie sang: Freut Euch des Lebens — bei der zweiten Zeile aber blieb sie stecken. Der Krischer schaute Alles an, als wenn er eben erst erwache.

Endlich saß die ganze Familie um den Tisch und aß die ersten neuen Kartoffeln, die eine Nachbarin vorsorglich gesotten hatte. Noch nie hatte Roland eine Speise so geschmeckt. Er führte fast allein das Wort; er erzählte, wie er auf seiner Reise zu Erich bei den arbeitenden Frauen am Weinberge Kaffee getrunken habe; mit großem Geschick wußte er den Frauen nachzuahmen und auch dem Winzer, der Amerika kein Geld für Zucker geben wollte.

Roland, der die ihm gestohlene Uhr zurückerhalten hatte, bot sie dem Krischer zum ewigen Angedenken. Dieser aber wollte sie nicht annehmen, selbst nicht, als Erich und der Siebenpfeifer zusprachen.

„Vater, nehmt sie nur," sagte der eintretende Küfer; er kam vom Hause des Siebenpfeifer, wo er der ältesten Tochter desselben, die er liebte, die Freisprechung seines Vaters verkündet hatte.

Der Siebenpfeifer hänselte den Krischer, daß er sich zu viel Gedanken mache und beständig daran denke, daß man reich sein könne; das sei gar nicht nöthig. Der Mensch sei freilich innen hohl, aber mehr als sich satt essen und seinen Durst löschen, und mehr als gut schlafen könne der Reiche auch nicht, und es käme gar nicht aufs Bett an, in dem man schläft, sondern daß man eben gut schläft, und in der Kutsche fahren, sei reiner Unsinn, auf seinen gesunden Spazierstöcken umhergehen, sei viel besser.

Es war auch vom Erdmännchen die Rede, und der Siebenpfeifer sagte:

„Wenn man einmal das Grab des Nicolas besuchen will, muß man eine Leiter mitnehmen."

„Warum?" fragte Roland.

„Weil er noch gehängt wird."

Der Krischer hatte es nicht gern, daß man von bösen Menschen sprach.

Der Siebenpfeifer war wieder die fröhliche Armuth. Er hatte ein Kind nach seinem Hause geschickt und eben, als einige Flaschen Wein kamen, die Fräulein Milch sendete, ertönte Gesang auf dem

Hausflur. Die ganze Orgelpfeife kam und bald sangen der Siebenpfeifer und Erich mit.

Erich drängte, daß man sich auf den Heimweg mache. Als man vom Dorfe auf die Hauptstraße ablenkte, kam ein Wagen daher, daraus gewinkt wurde, und die mächtige Stimme des Majors rief:

„Bataillon halt!“

Sie hielten an; im Wagen saß der Major mit der Mutter und Tante.

„Das ist das Einzige, was ich mir jetzt hätte wünschen mögen,“ rief Roland. „Herr Major, der Krischer ist freigesprochen, er ist unschuldig!“

Sie stiegen aus, die Mutter umarmte Roland und ihren Sohn, und Erich ging mit seiner Mutter am Arme, die an der andern Seite Roland an der Hand führte, nach der Villa, während die Wagen hinterdrein folgten. Der Major bot der Tante den Arm, aber sie lehnte ihn ab; sie entschuldigte sich, es sei eine Eigenheit von ihr, daß sie sich nie führen lasse.

„Ist eigentlich auch besser ... Fräulein Milch hält's auch so. Sie werden sie kennen lernen ... werden gute Freundinnen werden, verlassen Sie sich darauf. Unbegreiflich, woher sie Alles erfährt! Sie hat gewußt, daß Graf Clodwig Sie eingeladen hat. Aber wir haben auch Kriegslist, wir sind ihm zuvor gekommen. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt das, man sagt nur so.“

Die Mutter konnte nicht sprechen, das Herz war ihr zu voll.

Auf der Villa war freundlicher Willkomm. Die Cabinetsräthin umarmte und küßte die Professorin; Frau Ceres ließ sich entschuldigen. Als es Nacht wurde, kam auch Sonnenkamp.

Der helle Mond schien, als Erich und Roland die Mutter und Tante nach dem rebenumrankten Häuschen geleiteten. Und hier auf dem Balcon faßte die Mutter nochmals still die Hand Erichs und sagte:

„Wenn Dein Vater Dich sähe, er würde sich mit Dir freuen. Du hast noch Deinen guten und reinen Blick.“

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Das Beste, womit ein Menschenherz sich erfüllt und erquickt, ist Mutterliebe. Alle Liebe der Menschen muß erworben, erobert und verdient, über Hindernisse hinweg erkämpft und bewahrt werden; die Mutterliebe allein hat man immer, unerworben, unverdient und allzeit bereit.

Warum hat Roland solch eine Mutterliebe nicht vollauf?

Erich stand früh am Bette Rolands; es war nie nöthig, daß er ihn weckte, sobald er ihn mit vollem Blicke betrachtete, wachte Roland auf. Jetzt öffnete er die großen Augen und sein erstes Wort war:

„Deine Mutter ist da!"

Der Tag wurde neu geweiht, denn Erich und Roland gingen zuerst, um die Mutter zu begrüßen. Ihr milder ruhiger Geist hatte etwas Segnendes in jedem Worte, in jeder Handbewegung, in jedem Augenstrahl und sie selbst war es, die die Ordnung und stetig sich fortsetzende Pflicht anrief, indem sie den Beiden sagte, sie würde es als Beweis der Liebe und Herzensfestigkeit betrachten, wenn sie ihre Arbeit fortsetzten heute, wie gestern.

So saßen die Beiden bald wieder bei ihrer Arbeit.

Wie eines neuen Geschenkes wurde man sich am Mittage bewußt, daß die Mutter da war. Man fand sich im Garten zusammen; Frau Ceres war nicht sichtbar, sie ließ sich durch Fräulein Perini entschuldigen. Sonnenkamp lächelte, denn er wußte,

daß Frau Ceres nicht daran dachte, sich entschuldigen zu lassen. Fräulein Perini that dies aus eigener Machtvollkommenheit, und sie that wohl daran, denn das störrige Wesen der Frau Ceres wehrte sich gegen die ihr aufgedrungene Gesellschaft. Fräulein Perini bemühte sich offenbar mit großer Beflissenheit, der Frau Professorin sich so angenehm als möglich zu machen.

Die ehrende Auszeichnung, die die Cabinetsräthin der Professorin widmete, gab dieser eine Ehrenstellung, die sie vielleicht allmälig errungen, die ihr nun aber sofort wie durch einen allerhöchsten Erlaß zuerkannt wurde; denn die Cabinetsräthin wiederholte stets, die Professorin sei ihrer Zeit die angesehenste Dame am Hofe gewesen, die man noch heute schmerzlich vermisse. Die Professorin fand sich durch solche stark aufgetragene Hervorhebung etwas beengt, aber sie war der angesehenen Frau dankbar; sie erkannte das Bestreben, ihr die abhängige Stellung und offenbare Armuth in Herrschaft und Huldigung zu verwandeln.

Selbst Fräulein Perini wurde von dem Wesen der Professorin bezwungen, denn diese Frau hatte eine sanfte Würde, einen freundlichen Glanz in ihrem Wesen, daß das Unwürdige und nun gar das Unreine keine Stätte in ihrer Nähe hatte; dabei war sie voll Begeisterung, die, durch das idealistische Leben ihres Mannes genährt, nun im Zusammensein mit dem Sohne neu auflebte.

Noch am Mittag kam ein Brief von Bella. Sie hieß die Professorin willkommen und kündigte für den nächsten Tag einen Besuch an.

Die Professorin gab Sonnenkamp in einfacher Weise zu erkennen, daß sie einen ihr gemeldeten Besuch als dem Hause ihres Gastfreundes geltend annehme.

Durch die Anwesenheit der Mutter und Tante gewann auch Erich eine neue Stellung; es schien ein Gleichgewicht zwischen ihm und seinen Angehörigen und denen Sonnenkamps sich wie von selbst festzusetzen.

Zweites Capitel.

Sonnenkamp ging nach dem Zimmer seiner Frau; sie ließ ihm durch eine im Vorzimmer wartende Kammerfrau sagen, daß sie Niemand zu sprechen wünsche. Er hörte nicht darauf und ging weiter; er traf Frau Ceres auf dem Sopha liegend, die Fenster waren verhangen. Frau Ceres sah ihn mit den großen dunklen Augen an, sie sprach kein Wort, sie reichte ihm nur die feine schmale Hand. Er küßte die Hand, dann begann er zu erklären, daß man durch den Gast, den man im Hause habe, dem Plane näher rücke, denn durch ihr Ansehen öffneten sich die Flügelthüren zu den Gemächern des fürstlichen Schlosses.

Bei der Erwähnung des Schlosses richtete sich Frau Ceres etwas auf; sie sprach noch immer kein Wort, aber ihr unruhiger Blick zeigte, wie die Hoffnung sie bewegte. Wie ein schimmerndes Märchen hatte Sonnenkamp jenseits des Meeres und auf seinen Zickzackwanderungen es seiner Frau stets als höchstes Ziel dargestellt, daß sie in die Hofgesellschaften eintreten könne, und für Frau Ceres war das, als käme sie in einen überirdischen Kreis, wo immer Alles glitzert und schimmert, und eine göttergleiche Existenz sich beständig fortsetzt. Ueberall, wohin sie kam, hörte sie von diesem Glück und sah, wie Alles nach dem Hofkreise strebte, und sie zürnte ihrem Mann, daß er ihr das schon so lange und so oft versprochen und noch nicht erfüllt hatte. Sie waren in Europa, sie hatten sich in die Einsamkeit zurückgezogen, wo die Menschen sagen, daß es so schön sei; sie aber wartete beständig, daß sie zu Hofe gerufen werde.

Warum dauert das so lang? Was sind die Menschen so fremd? Sogar Bella, die Einzige, die sich freundlich bewies, behandelte sie wie einen Papagei, wie einen fremden Vogel, an dessen schillernden Farben man sich ergötzt, mit dem man aber sonst keine Gemeinschaft hat, als daß man ihm bisweilen ein Stückchen Zucker, ein Compliment zukommen läßt. Die Erinnerung, wie sie Alles beim Feste des Herrn von Endlich überstrahlt hatte, erschien jetzt Frau Ceres ungenügend und halb.

Bei aller scheinbar äußern Trägheit und Theilnahmlosigkeit arbeitete Frau Ceres stets an einem Gedanken, und diesen hatte

Sonnenkamp in sie gepflanzt; er war stärker geworden, als er gewollt, er beherrschte das ganze Wesen seiner Frau.

Nun wußte er mit großem Geschick darzustellen, daß die Professorin — der sich selbst die Cabinetsräthin untergeordnet, weil sie die beliebteste und mächtigste Hofdame, ja die Freundin und nächste Vertraute der verwittweten Fürstin gewesen — dem ganzen Hause neuen Glanz gebe und sicher ans Ziel führe.

Sonnenkamp wußte seine Klugheit so sehr hervorzuheben, daß Frau Ceres sich endlich zu dem Worte verstand:

„Sie sind in der That sehr klug. Ich will die Mutter des Hofmeisters sprechen.“

Er gab ihr nun Lehren, wie sie sich verhalten solle, aber wie ein verzogenes Kind schrie Frau Ceres auf, schlug mit den Händen, stampfte mit den Füßen und rief:

„Ich will keine Lehren! Sprechen Sie kein Wort mehr! Bringen Sie mir die Frau!“

Sonnenkamp ging zur Professorin; er wollte ihr Verhaltungsregeln gegen seine Frau geben, aber er fürchtete jeden Hinweis und sagte:

„Meine liebe kleine Frau ist etwas verwöhnt und sehr nervös.“

Die Professorin kam zu Frau Ceres, die ruhig auf ihrem Sopha liegen blieb.

Als die Professorin sich mit Zierlichkeit verbeugte, rief Frau Ceres:

„Das müssen Sie mich lehren! So will ich mich auch verbeugen. Nicht wahr, so verbeugt man sich bei Hofe?“

Die Professorin wußte nicht, was sie antworten sollte. Ist das mehr als eine Nervöse? Ist das eine Irrsinnige? Sie gewann indeß bald Fassung genug, um sagen zu können:

„Ich kann mir recht gut vorstellen, daß Ihnen in der freien Republik unsere Formen etwas fremd erscheinen; ich finde auch, daß es besser ist, wenn man sich bei erster Begegnung die Hand reicht.“

Sie streckte die Hand aus und Frau Ceres reichte die ihrige; wie sich selbst vergessend richtete sie sich dabei auf.

„Sie sind krank, ich will Sie nicht lange stören,“ sagte die Professorin.

Frau Ceres fand es besser, wenn sie noch für krank gelte, und sagte:

„Ach ja, ich bin immer krank. Aber bleiben Sie, ich bitte."

Und wie nun die Mutter sprach, machte der Klang ihrer Stimme, der tiefe Herzton einen solchen Eindruck auf Frau Ceres, daß sie die Augen schloß, und als sie dieselben öffnete, standen große Thränen in ihren langen Wimpern.

Die Professorin bedauerte, sie so sehr aufzuregen, aber Frau Ceres schüttelte heftig mit dem Kopf.

„Nein, nein, ich danke Ihnen. Diese Thränen lagen mir hier . . . hier!" Sie schlug sich heftig auf die Brust. „Ich danke Ihnen!"

Die Mutter wollte sich entfernen, aber Frau Ceres stand rasch auf, warf sich vor ihr auf die Knie, küßte ihre Hand und rief:

„Beschützen Sie mich! Seien Sie meine Mutter! ich habe nie zu Jemand Mutter gesagt."

Die Professorin war in sich zusammengeschrocken, als würde sie von einer Rasenden erfaßt. Sie richtete Frau Ceres auf und sagte:

„Mein Kind, gern wollte ich Ihnen Mutter sein. Ich bin glücklich, wenn ich hier etwas leisten kann, und will es mit Herzlichkeit thun. Nun aber, ich bitte, beruhigen Sie sich."

Sie führte Frau Ceres wieder nach dem Sopha, legte sie behutsam nieder und deckte sie mit einem großen Shawl zu; es war ein seltsames Gewirre von weichen Kissen, in denen Frau Ceres immer eingemummt und wie vergraben lag.

Frau Ceres hielt die Hand der Mutter fest und schluchzte fortwährend.

Die Professorin pries das Glück der Frau Ceres, daß sie einen solchen Sohn wie Roland habe. Als sie erzählte, wie sie Roland getroffen, wendete sich Frau Ceres und küßte ihr die Hand. Mit ruhigem Bedacht fuhr die Professorin fort, daß sie selber eine Frau von vielen Eigenthümlichkeiten sei, mit der sich nicht so leicht leben lasse; sie habe sich zu sehr an Einsamkeit gewöhnt und fürchte, sie sei nicht jung und lebenslustig genug, um Gesellschafterin einer Frau zu sein, die Ansprüche an Glanz und Freude eines rauschenden Lebens habe.

Frau Ceres bat die Professorin, daß sie den Vorhang etwas zurückziehe, und als sie die Fremde deutlicher sah, lächelte sie; dann aber nahm ihr Gesicht mit dem feinen, halb geöffneten Munde wieder den Zug der Verdrossenheit an, der darauf

ständig geworden war; sie faßte den Fächer und fächelte sich Kühlung zu.

Endlich sagte sie:

„Sie glauben gar nicht, wie dumm ich bin, und ich wäre doch so gerne gescheidt und hätte viel gelernt; aber er hat's nicht haben wollen und hat mich nichts lernen lassen und hat immer gesagt: so bist Du mir am schönsten und liebsten. Ja, kann sein für ihn, aber nicht für mich. Wäre nicht Madame Perini so gut, ich wüßte gar nicht, was ich anfangen sollte. Spielen Sie auch Whist? Lieben Sie die Natur? Nicht wahr, ich bin sehr einfältig?"

Frau Ceres hatte vielleicht erwartet, daß die Professorin ihr widerspreche, aber sie that es nicht; sie sagte vielmehr:

„Ich habe schon ähnliche Frauen kennen gelernt wie Sie, und ich könnte Ihnen sagen, warum Sie stets unwohl sind."

„Warum? Wissen Sie das?"

„Ja, aber es ist nicht schmeichelhaft."

„Ach, sagen Sie es nur."

„Mein liebes Kind! Sie sind stets unwohl, weil Sie stets müßig sind. Hat der Mensch nichts zu thun, so gibt ihm sein Befinden zu thun."

„O, Sie sind klug," rief Frau Ceres, „aber ich bin schwach."

Sie hatte in der That etwas Wehrloses und Hülfsbedürftiges. Wie Sonnenkamp sie als zerbrechliches Spielzeug betrachtete, so war sie auch mit sich selber immer ängstlich; dabei war sie vollkommen träge, die geringste Mühe war ihr eine Last. Sie wußte nicht, ob Hören oder Sehen mehr anstrenge, doch fand sie das Letztere noch mühsamer, denn beim Lesen muß man das Buch fassen und eine bestimmte Haltung annehmen. Sie ließ sich daher von Fräulein Perini immer vorlesen; da kann man, so oft man will, einschlafen.

So war es auch jetzt.

Während die Professorin noch sprach, ließ Frau Ceres plötzlich die Hand los, sie war eingeschlafen. Die Professorin saß in dem Gemache, in dem es so reich und glänzend aussah, wie in ein Märchen versetzt; sie hielt den Athem an und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Hier sind Räthsel die Fülle. Sie wagte nicht, ihre Stellung zu verändern, denn sie fürchtete, die Schlafende zu wecken. Diese wendete sich jetzt und sagte:

„Ach, gehen Sie nun ... gehen Sie nun, ich komme bald selbst.“

Die Professorin ging.

Sonnenkamp erwartete sie vor der Thüre.

„Wie ist sie gegen Sie?“ fragte er.

„Wie ein gutes Kind,“ erwiderte die Mutter. „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Aufgeregtheit Ihrer Frau Gemalin zu beruhigen. Aber ich habe eine Bitte: fragen Sie mich nie, was wir besprochen. Soll ich das Vertrauen Ihrer Frau Gemalin gewinnen, so muß ich mit vollem Gewissen sagen können: sie spricht nur mit mir allein; was sie mittheilt, kommt nicht über meine Lippen. Wollen Sie mir versprechen, uns Frauen allein gewähren zu lassen?“

„Ja,“ erwiderte Sonnenkamp.

Es schien ihm schwer zu werden, das zu bewilligen, doch mußte er es thun.

Drittes Capitel.

Am andern Tage kam Prancken und mit dem ganzen Aufgebote seiner weltmännischen Manieren begrüßte er die Professorin. Sie ließ ihn sofort erkennen, daß sie ihn als Sohn des Hauses betrachte, und that dies mit so viel Zurückhaltung und anmuthvoller Bestimmtheit, daß er überaus beglückt war.

Als sie ihm dankte, daß er Erich solche Stellung vermittelt habe, lehnte er jeden Dank ab; es sei nur eine Abtragung der Dankesschuld gegen den verewigten Professor.

Das war ein Ton, der sofort das Herz der Wittwe gewann; sie wußte recht wohl, was die Höflichkeit übertreibe, aber sie war sich auch bewußt, daß der Kern Wahrheit war. Wer je andauernd in den Umkreis von Stimme und Blick ihres Gatten getreten, mußte, wenn er nicht ganz verwahrlost war, eine edle Regung für das Leben davon bewahren.

Prancken erzählte von seinem Schwager und seiner Schwester und wie geehrt Erich auf Wolfsgarten sei; mit einer geschickten Wendung wußte er dann zu sagen, daß er sich von der An=

wesenheit der Professorin viel Begütigung und Beruhigung in dem seit Kurzem wieder stürmisch bewegten Wesen seiner Schwester verspreche. Er deutete das behutsam an und gab nur zu verstehen, wie es eine schwere Aufgabe sei, mit einem, wenn auch hochedlen, doch viel älteren Manne zu leben, und wie unversehens eine scheinbar zur Ruhe gesetzte Bewegung das Gemüth ergreife.

Die Professorin verstand mehr, als Prancken ahnte.

Prancken konnte sich nicht enthalten, etwas von seiner religiösen Wandlung kund zu geben. Er that dies wie einen Act des Vertrauens und mit Verwahr, aber doch mit einem gewissen Nachdruck. Wie durch eine Vision sah er plötzlich diese Frau neben Manna, die ihre ganze Seele offenbarte; darum sollte sie Manna bestätigen, daß er seine innere Wandlung vor aller Welt bekannte; ja, es fiel ihm jetzt ein, daß die Oberin diese Frau im Beisein Manna's belobt hatte.

Ein Lächeln überflog seine Lippen, denn er dachte, diese Frau könnte am besten dazu verwendet werden, Manna von dem Vorsatze, den Schleier zu nehmen, abzubringen.

Im Auftrage Sonnenkamps bat er dann die Professorin, mit nach dem Landhause zu fahren, das die Cabinetsräthin — er corrigirte sich schnell und sagte, der Cabinetsrath — ankaufen wolle; sie werde gewiß das Ihrige thun, um Herrn Sonnenkamp eine so angenehme Nachbarschaft verschaffen zu helfen. Der Einwand der Professorin, daß sie ja hier kaum zur Ruhe gekommen, wurde schmeichelhaft abgelehnt.

Der Wagen fuhr vor.

Die Cabinetsräthin und Sonnenkamp saßen im Wagen, die Professorin mußte mit nach der Villa fahren. Man war unterwegs äußerst wohlgemuth, aber unversehens überflog die Professorin der Gedanke, daß sie inmitten von Intriguen stehe und man ihre Harmlosigkeit zu etwas benutze; sie wußte nicht, zu was. Sie hatte ein Bangen, da beim Eintritt in das Landhaus Sonnenkamp sagte, es gehöre ihm und er freue sich, es seiner edlen Nachbarin übergeben zu können.

Die Professorin fühlte, sie war Zeuge bei einer Sache, die sie nicht verstand.

Die Cabinetsräthin theilte sofort die Zimmer ein, für sich, für ihren Gatten, für ihre Kinder. Sie hatte zwei Söhne beim

Militär, eine Tochter war bereits verheiratet; auch für ihre Enkel wurden Zimmer bestimmt, und als sie sich ihren Lieblingsplatz im Garten aussuchte, versprach Sonnenkamp, neue Anlagen machen zu lassen; sie würde staunen, was sich aus diesem Terrain schaffen ließe.

Sonnenkamp hatte zwar gewünscht, daß er das Landhaus erst als Preis für die errungene Standeserhöhung gebe — denn die Summe, die der Cabinetsrath dafür bezahlte, war ja nur Schein — aber er hatte der Versicherung Prandens nachgeben müssen, daß dies geradezu unthunlich sei; dazu war es auch klüger, mit einem so mächtigen Mann in nachbarlicher Verbindung zu stehen, wodurch sich Alles viel natürlicher fügte.

Die Cabinetsräthin saß im Garten mit der Professorin und ermahnte sie eindringlich, durch ihren großen Einfluß der Familie Sonnenkamp die gebührende Stellung zu verschaffen. Sie ging vorerst noch nicht weiter. Es war ihr entschiedener Plan, daß nicht sie und ihr Mann, sondern die Professorin den Haupthebel ansetzen sollte. Mißlang es, so blieb man gedeckt und konnte die gelehrte Wittwe, die ohnedies als überschwenglich bekannt war, bloßstellen.

Unter lauter Redensarten von erhabenem Wesen und großartigem Geiste verbargen sich Schliche, die nicht leicht zu durchschauen waren.

Prancken kannte einen Notar von geschmeidigen Formen, der noch am Abend erschien.

Es wurde eine lustige Komödie aufgeführt, Sonnenkamp übergab der Cabinetsräthin eine namhafte Summe, die sie ihm eine Viertelstunde später als Kaufpreis für das Landhaus einhändigte. Der Cabinetsrath war der Nachbar des Herrn Sonnenkamp.

Als Sonnenkamp mit Prancken in der milden Nacht lustwandelte, hörte er freundlich zu, wie Prancken darlegte, es sei gut, daß der Cabinetsrath sofort das Landhaus erworben, denn wäre es später geschehen, kurz vor oder nach dem erwünschten Ereignisse, so hätte das üble Nachrede verursacht.

Sonnenkamp gratulirte seinem jungen Freunde zu der diplomatischen Laufbahn, er sei entschieden dazu geeignet; Prancken lehnte nicht ab, daß er künftig, statt auf dem Lande zu leben, in eine solche Stellung eintrete, natürlich nur im Einverständnisse

mit seinen Angehörigen und seinem väterlichen Freunde, wie er Sonnenkamp nannte.

„Mein lieber junger Freund," sagte dieser und legte vertraulich die Hand auf die Schulter Prancken's, „Sie haben gewiß schon mit Wucherern zu thun gehabt; ich kenne diese sanftherzigen Brüder, sie hängen zusammen wie eine geheime Priesterschaft. Die ergötzlichsten Einblicke in die sogenannte Menschenseele böte eine Geschichte der Bestechung. Ich kenne die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Stände, habe es überall versucht und es ist mir fast nie mißlungen."

Prancken erschrak zum ersten Male vor seinem zukünftigen Schwiegervater, er traute ihm viel zu, aber daß er so unbefangen von der allgemeinen Bestechlichkeit sprach, empörte ihn doch etwas, und er fand es höchst peinlich, ihm so nahe sein zu sollen.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Sie sind wahrscheinlich auch noch im alten Vorurtheil befangen, daß Bestechung eine schlechte Sache sei, wie man bis vor Kurzem den Wucher noch für eine solche hielt. Es ist eine Albernheit der Regierungen, wenn sie von den Beamten einen Eid verlangen, daß sie keine ihrer Handlungen durch Annahme von Geld bestimmen lassen. Mag es meinetwegen bei den Richtern sein, und auch da ist es gewöhnlich nur Form, denn wenn es drauf und dran kommt, weiß ein Reicher sich freisprechen zu lassen, falls er es nicht gar zu toll gemacht hat. Merkwürdig ist mir: bei Romanen und Slaven nehmen die Männer das angebotene Geld, ja unter irgend einer Form steigern sie es ganz von selbst; bei der zimperlichen germanischen Nation werden die Frauen dazu verwendet. Natürlich! Bei keinem Volk der Welt sehen Sie beim Ackerbau so viel Kühe eingespannt als bei den Deutschen, und so spannen sie auch da die Kühe ein. Da muß nun die Frau galant umworben werden, und ich gestehe, ich habe am liebsten mit den Frauen zu thun, sie halten Wort; denn nichts kommt häufiger vor, als man gibt Bestechung und der Bestochene hält nicht Wort, wenn man nicht wenigstens das Doppelte hinzufügt. Mein Vater —"

Prancken stutzte; zum ersten Male hörte er Sonnenkamp seines Vaters erwähnen.

„Mein Vater war ein Virtuos in der Bestechungskunst. In

Polen hat er nie anders bestochen, als er gab einen Hundert- oder Tausendguldenschein, aber er zerriß den Schein in zwei Stücke, die eine Hälfte behielt er, die andere der Bestochene, und erst wenn das, was er wollte, geschehen, wurde die andere Hälfte ausgeliefert. Nicht wahr, Sie glauben, daß es nicht nöthig war, mit der Frau Cabinetsräthin so den Schein zu theilen?"

Prancken fühlte sich beleidigt, da er eine Dame von Adel so bezeichnet und gestellt sah. Er gab Sonnenkamp die bündigsten Versicherungen, und dieser erklärte:

„Ich finde Alles ganz in der Ordnung. Sobald ein Volk in complicirtere Verhältnisse eintritt, ist die Bestechung da, muß da sein, bald offen, bald verdeckt, und nichts ist formenreicher als die Bestechung; ich kenne das."

Da Prancken staunend stehen blieb, fuhr Sonnenkamp, immer zutraulicher werdend, fort:

„Junger Freund, ob ich mir einen Agenten oder eine Stimme zu meiner Wahl als Parlaments- oder Congreßmitglied kaufe oder ob ich mir einen Agenten oder eine Stimme kaufe, um geadelt zu werden, bleibt sich gleich. Wir in Amerika thun das nur offener. Warum soll dieser Cabinetsrath und seine Gattin nicht die Position ausbeuten? Ihre Position ist ja ihr ganzes Hab und Gut. Ganz in der Ordnung. Müßt Ihr in Deutschland ein vornehmes Mäntelchen umlegen . . . mag sein. Wenn Sie, wie ich hoffe, in die diplomatische Carrière eintreten, werde ich Ihnen noch manche nützliche Erfahrung überliefern können."

Prancken erklärte sich bereit, noch recht viel zu lernen, aber innerlich hatte er eine unnennbare Furcht vor dem Manne, und diese Furcht verwandelte sich in Geringschätzung. Er nahm sich schon jetzt vor, wenn er Manna besäße, sich möglichst fern von ihm zu halten.

Sonnenkamp aber war so glücklich, wieder neue Bestätigung seiner Menschenkenntniß gefunden zu haben, daß er diese auch seinem eigenen Sohn zu geben trachtete.

Am Morgen nahm er Roland mit sich in den Park und sagte ihm:

„Sieh, diese vornehmen Leute . . . Alles Betrug! Dieser Cabinetsrath und seine Familie — ich mache sie aus Bettlern zu vermögenden Menschen. Laß sie nichts davon merken, aber wissen sollst Du es. Alles ist nur Gesindel, Vornehm wie Gering; Alle

warten nur auf den Preis für ihre sogenannte Seele. Alles auf der Welt ist mit Geld zu haben."

Er freute sich, dies ausführlich darzulegen, und hatte keine Ahnung, welch tiefe Umwälzung, ja welche Empörung das in der Seele des Jünglings hervorbrachte.

Roland war stumm und Sonnenkamp überlegte, ob er recht gethan; bald aber beruhigte er seine Zweifel. Religion, Tugend, Alles ist nur Illusion! Die Einen — dieser Herr Dournay gehört auch zu ihnen — glauben noch an ihre Illusionen, die Anderen wissen, daß es Illusionen sind, und machen sich und der Welt nur etwas vor. Es ist besser, beruhigte er sich schließlich, Roland weiß das.

Viertes Capitel.

Die Professorin, die im grünen Hause wohnte, fühlte bald, wie schwer es Erich werden mußte, für sich und Roland eine feste Stimmung, eine dauernde Richtung des Denkens zu bewahren, da er beständig mit einer zerstreuenden Reisestimmung zu kämpfen habe. In einem Hause mit weitreichendem Besitzthum und vielen Verpflichtungen nach verschiedenen Seiten unterbricht sich die Andacht des Geistes, die zur Durchdringung einer Erkenntniß so nothwendig; es ist schwer, in solchen Verhältnissen sich selbst nicht zu verlieren. Ohne sich darüber auszusprechen, war es ihr Vorsatz, Haltung für sich zu bewahren; da man erst, wenn man in sich gesammelt ist, auch Anderen etwas zu leisten vermag.

Wie von selbst bildete sich ein geweihter Bezirk um die Professorin; wer ihr nahte, nahm unwillkürlich eine edlere Haltung an, stimmte seine Rede in eine gemäßigte und geordnete Tonart. Sie glich einer Priesterin, die unausgesetzt die Flamme auf einem Altar zu pflegen hat.

Sauberkeit in der höchsten Bedeutung des Wortes war der Eindruck, den ihre Erscheinung und ihr Wesen machte, sie war eine reinliche Natur in Allem, was sie dachte und empfand; sie war dreizehn Jahre Hofdame gewesen, sie kannte die wirkliche Welt, aber ein Hauch der Idealität war ihr verblieben.

Verglich man die Professorin äußerlich und oberflächlich mit Bella, so stand die ältere Frau im Nachtheil; bei näherem Betrachten aber fand sich, daß die Professorin in ihrem Umgange ein Stetiges hatte, das, man könnte sagen, wahrhaft sättigend war, während Bella nur zu flüchtigen Erörterungen wie zu einem Kampfspiel anregte. Die Professorin war stolz, Bella war hochmüthig; jene war ablehnend gegen das, was ihr innerlich widersprach, diese suchte es niederzudrücken und unter den Fuß zu treten.

Bella verlangte nicht nur Aufmerksamkeit für ihre Erscheinung, für ihr Empfinden, sie liebte es auch, schwierige Fragen zu stellen; sie wollte immer etwas bewegen. Sie gab auf Alles, was man ihr sagte, äußerst geläufig überraschende Antwort und wußte das Gehörte gut umzusetzen. Das war anreizend bei der ersten Bekanntschaft, bei längerem Umgang aber zeigte sich, daß Alles äußere Gesprächsamkeit war.

Die Professorin dagegen heischte nichts, sie nahm dankbar und willig auf, was man ihr brachte, und zu Allem hatte sie ein vorbereitetes stilles Denken. Sie war nie das gewesen, was man eine auffallende Erscheinung nennt; sie war etwas wohlbeleibt, aschblond und von jener kühlen Sauberkeit, wie man sie in Bildern behäbiger Holländerinnen dargestellt sieht. Sie konnte ruhig jegliche Mittheilung anhören und blieb aufmerksam, bis sie erwiderte. Bei Fragen, die sie nicht gern beantwortete, ließ sie sich nie über eine einzuhaltende Grenzlinie hinausdrängen. Sie sagte kein Wort, um damit zu glänzen, lächelte nicht, wo nichts zu lächeln war, gab jedem Ausspruch den natürlichen Ton und jedem, was sie hörte, die entsprechende Aufmerksamkeit.

Mutter und Tante lebten in friedsamer Eintracht und waren doch im Charakter sehr verschieden, wie sie auch verschiedene Gebiete des Wissens hatten, worin sie ihre Erquickung fanden. Ihre Liebhabereien waren die beiden schönsten Dinge der Welt.

Tante Claudine war eine Sternkundige; sie brachte manche stille Abendstunde auf dem Thurm zu, meist mit einem kleinen Tubus, Beobachtungen anstellend, suchte aber mit großer Beflissenheit jeden Schein von Gelehrsamkeit abzuwenden.

Die Professorin war eine Pflanzenkundige und erfreute sich viele Stunden des Tages in den Treibhäusern und bei den Pflanzen des Freilandes.

Als Sonnenkamp ihr seine Obstzucht zeigte, sprach sie nicht

Bewunderung und Staunen aus, sie zeigte vielmehr Sachkenntniß in der neuen französischen Gartenkunst und äußerte, wie eigenthümlich es sei, daß die unruhigen Franzosen, wenn sie sich aus dem Strudel des Lebens zurückgezogen, mit solcher zarten und anhaltenden Sorgfalt die Obstkultur treiben. Sonnenkamps Antlitz glänzte, da sie darlegte, es gehöre zu der Obstzucht, wie er sie übe, eine Art Feldherrntalent, denn er müsse genau zu beurtheilen wissen, welche Frucht zu großem Gedeihen gelangen könne; dieser zu lieb müßten die anderen geopfert und unreif abgepflückt werden.

Sehr verbindlich dankte Sonnenkamp, aber innerlich lächelte er, da er die feine höfische Sitte zu durchschauen glaubte.

Von Frau Ceres ließ sich die Professorin nur auf kurze Zeit in Anspruch nehmen, und was noch nie geschehen war, ereignete sich jetzt: Frau Ceres kam in andere Gemächer als die von ihr bewohnten.

Wenn Frau Ceres immer aufs Neue wissen wollte, wie man da und da bei Hofe gelebt, wußte die Professorin unversehens ein allgemeines Interesse in ihr zu wecken.

Obgleich die Tante sich äußerst zurückhaltend benahm, brachte sie doch eine ungeahnte Belebung ins Haus. Der große Flügel im Musiksaale, der seit langer Zeit stumm dastand, tönte hell und feierlich, und Roland, der die Uebungen in der Musik gänzlich vernachlässigt hatte, gewann neue Lust und wurde der Schüler der Tante. Sonnenkamps Antlitz zeigte einen Ausdruck der Befriedigung, wie man solchen noch nie an ihm bemerkt.

Eines Tages, als Tante Claudine schön gespielt und nach der Liebhaberei Erichs ein Stück zweimal wiederholt hatte, sagte Frau Ceres zur Mutter:

„Ich beneide Sie darum, daß Sie Alles dies so tief verstehen und genießen.“

Sie that sich offenbar etwas zu Gute darauf, diese eingelernte Redensart zu wiederholen, aber die Professorin zerriß ihr diesen aufgelegten Putz, denn sie erwiderte:

„Jeder hat seine eigene Freude, sei es an der Natur, sei es an der Kunst, wenn er nur wahr vor sich ist. Man braucht nicht Alles zu verstehen und genau zu wissen, um sich daran zu erfreuen. Ich freue mich an diesen Bergen, ohne zu wissen, wie hoch sie sind und welche Steinschichten sie bilden und was sonst

die Gelehrten wissen. So auch können Sie sich an der Musik freuen."

Frau Ceres wußte nicht, aber sie empfand es: man kann durch das, was man allein von der Natur mitbringt, die höheren Freuden empfangen . . .

Fünftes Capitel.

Das ruhige Leben des Hauses wurde wieder plötzlich unterbrochen; ein Wagen fuhr auf dem knirschenden Sande des Hofes vor, ein seidenes Schleppkleid rauschte: Bella war mit ihrem Gatten erschienen.

Ein Stück Heimat in der Fremde ist die Begrüßung von Vertrauten in neuen Verhältnissen. So auch war der Besuch Clodwigs und Bella's eine freundliche Anmuthung für die Professorin. Bella umarmte sie etwas stürmisch, Clodwig dagegen faßte ihre Hand in seine beiden Hände.

„Wo ist Ihr Neffe?" fragte Bella alsbald und hielt die Hand der Tante fest; sie schien etwas fassen zu müssen.

Mit unruhigem Blick, bald auf Clodwig, bald auf Bella schauend, erklärte die Mutter, daß der Unterricht auch durch ein freudiges Hausereigniß, wie solch ein Besuch sei, nicht unterbrochen werden möge. Sie betonte das Wort Hausereigniß.

Bella stand mit gesenktem Blicke da.

Die Professorin beobachtete sie scharf.

Bella sah frisch belebt aus, sie war vollkommen gesellschaftsmäßig gekleidet, sie trug ein himmelblaues, seidenes großes Tuch, unter dem sich, wenn sie die Hand reichte, der nackte Arm in seiner Fülle heraushob.

Man ging in den Garten, Sonnenkamp verabschiedete sich, um seiner Frau den Besuch zu melden. Er wollte Alles aufbieten, daß Frau Ceres heut nicht krank sein sollte.

Clodwig ging mit Tante Claudine, Bella mit der Mutter.

Bella fragte viel. Ihre Wangen glühten; sie ließ das Tuch etwas herabfallen, ein schöner Nacken, voll und üppig, zeigte sich.

„Schade, daß Clodwig Ihre Schwägerin nicht früher gekannt," sagte sie plötzlich.

„Er kannte sie wohl, und sie war, wie Sie wissen, nicht zu ihrem Glücke, vordem eine bevorzugte Erscheinung am Hofe. Das war allerdings vor Ihrer Zeit.“

Bella schwieg; die Mutter warf einen kurzen forschenden Blick auf sie. Was geht mit dieser Frau vor? Was ist diese Unruhe, dieses Flattern von einem Gespräche zum andern?

Erich und Roland kamen. Bella zog schnell ihr Tuch über Nacken und Arme; sie reichte Erich kaum die Fingerspitzen.

Roland war überaus munter, Erich tief ernst; so oft er Bella ansah, zog er den Blick rasch zurück. Sie gratulirte ihm zur Ankunft seiner Mutter und sagte:

„Ich glaube, wenn man Ihnen auf der Reise begegnete, müßte man Ihnen ansehen, daß Sie noch das Glück haben, eine Mutter zu besitzen.“

Sie sagte das mit Innigkeit und hatte doch dabei ein seltsames Lächeln, ihr Blick schaute um, als wollte sie die Ehre für diesen Gedanken einsammeln.

Sonnenkamp kam zurück, er streichelte sich behaglich das Kinn, indem er die Damen bat, zu seiner Frau zu kommen, die die Ankunft solcher Gäste ganz gesund gemacht habe. Er schlug vor, daß die Männer nach der Burg fahren sollten, um den Fortschritt des Baues und den Fundort der römischen Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Bella hatte nur noch ein kurzes, neckisches Gespräch mit Sonnenkamp, weil er ihr die lieben Gäste weggeraubt habe, dann ging sie mit den Frauen nach dem Gartensaal, wo Frau Ceres sie erwartete; die Männer fuhren nach der Burg.

Frau Ceres war bald bereit, mit in den Musiksaal zu gehen, und ohne lange Aufforderung spielte die Tante; Bella saß zwischen der Mutter und Frau Ceres, Fräulein Perini stand am Clavier.

Als die Tante das erste Stück geendet hatte, fragte Bella:

„Fräulein Dournay, begleiten Sie bisweilen Ihren Neffen zum Gesange?“

Die Tante verneinte.

Wieder warf die Professorin einen raschen Blick auf Bella, die beständig an Erich zu denken und es nicht verbergen zu können, ja nicht einmal verbergen zu wollen schien. Während die Tante ein neues Stück spielte, sagte Bella zur Professorin:

„Ich habe eine Bitte an Sie; geben Sie mir Ihre Schwägerin mit nach Wolfsgarten.“

„Ich habe kein Verfügungsrecht über meine Schwägerin. Aber bitte, sie ist sonst durchaus anspruchslos, doch wenn sie spielt, beleidigt sie jedes Wort, das gesprochen wird.“

Bella schwieg. Aber während sie einem erquickenden Musikstücke Mozarts zuhörten, gingen die Gedanken der beiden Frauen ganz verschiedene Wege. Was Bella dachte, wäre kaum zu sagen, ihr Wesen zitterte hin und her in Freude und Trauer, in Entsagung und Trotz. Die Professorin aber fand eine Wahrnehmung bestätigt und fühlte sich schon von dieser Wahrnehmung befleckt.

Als das Stück geendet war, sagte Bella:

„Ach, Mozart ist glücklich; so schwer auch sein Leben war, er war doch immer glücklich und macht immer glücklich, so oft man ihn hört; auch seine Trauer und Klage hat gemessene Haltung.“

Die Professorin fühlte, daß Bella das nur wie eine Wiederholung aussprach, um ihre augenblickliche Erregtheit zu verbergen.

Man ging nach der Veranda, wo die Papageien auf schönen Gestellen saßen. Bella erzählte dem einen Papagei eine wundersame Geschichte von einem Vetter auf Wolfsgarten, der wohne in einem wunderschönen Käfig; bisweilen desertire er in den Wald, aber er sei zu vornehm und habe nicht gelernt, sich im Walde seine Nahrung zu holen; er kehre wieder zurück in sein goldenes Gefängniß.

Immer glühender wurden die Wangen Bella's, ihre Lippen bebten, und plötzlich fiel ihr ein, daß sie jetzt die Sache abmachen müsse. Sie redete der Tante und der Mutter so heftig und wieder so kindlich bittend zu, daß sie endlich die Einwilligung erhielt, Tante Claudine werde in den nächsten Tagen zu ihr auf Besuch kommen und bei ihr bleiben.

„Sie werden sehen,“ warf sie halb triumphirend zur Mutter hin, „Fräulein Dournay wird die beste Freundin Clodwigs, sie sind ganz für einander geschaffen.“

Die Professorin sah sie starr an.

Ist es schon so weit, daß diese Frau ihrem Gatten Ersatz geben will?

Sechstes Capitel.

Bevor man zur Tafel ging, zogen sich die Frauen zurück, um neu Toilette zu machen.

Die Professorin war in ihrem Ankleidezimmer; sie hatte ihre langen ergrauenden Haare aufgelöst und saß geraume Zeit stumm, die gefalteten Hände im Schooß. Es war ihr, als hätte sie ein Schlag auf den Kopf getroffen durch das, was sie in unwiderleglichen Zeichen beobachtet hatte. Das Herz preßte sich ihr zusammen und in die Augen drangen Thränen, die sich aber nicht lösen wollten. Dafür also, dafür ein Kind gepflegt, behütet, mit allem Besten erfüllt, daß es so ende? Nein, nicht ende, anfange in einer unabsehbaren Wirrniß und Verwüstung? Dafür den Geist mit allen Wissenswürdigkeiten ausgestattet, um Spiel, Maske, Deckmantel der Niedrigkeit daraus zu machen?

„O, mein Gott! mein Gott!“ klagte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Vor ihrem inneren Auge erschien, was Alles verwüstet wird; vor Allem das reine, freie Wesen ihres Sohnes. Sie konnte keine Freude mehr an dem Blick, an dem Wort, an der Erscheinung dieses Sohnes haben; hatte er ja Alles verbraucht zu Lug und Trug. Wenn das der Vater erlebt hätte! ... Clodwig, der eine Freundschaft ohne Gleichen hegt, sie müssen ihn ansehen, ihn grüßen, ihm zusprechen und wünschen doch seinen Tod.

O, diese unglücklichen Frauen, die sich so nennenden unglücklichen Frauen! Es geht eine große Lüge von der unglücklichen Frau durch unsere Zeit. Die Mädchen wollen Männer von Reichthum und Ansehen und daneben einen Kebsmann von Geist und Jugend haben. Warum heiraten sie keinen armen Mann? Weil er ihnen keine Equipage geben kann. Und diese Männer, die sich zu Kebsmännern hergeben —

Nein, es kann nicht sein. Sie sagte sich, daß sie vielleicht zu weit gehe; sie wollte noch prüfen, abwarten, beobachten.

Da hörte sie Erich, der nach ihr fragte und eben weggehen wollte; sie rief ihm, er möge nur eintreten.

Erich kam zu ihr und blickte staunend. Noch nie hatte er sie so gesehen, mit den aufgelösten langen Haaren, und auch ihr Gesicht schien ergraut.

„Du scheinst sehr aufgeregt; darf ich wissen?“ fragte Erich.

„Setz Dich,“ bat sie.

Erich setzte sich.

Die Mutter hielt sich die Hand an die Stirn. Darf sie ihren Sohn gradaus warnen?

„Lieber Sohn,“ begann sie mit gepreßtem Ton, „halte es mir zu gut, daß ich, aus meiner Einsamkeit und Ruhe aufgestört, mich in dieses rastlose Leben noch nicht finden kann. Was wollte ich Dir aber jetzt sagen? Ja, so ist's. Die Gräfin Wolfsgarten, die Frau unseres Freundes ...“ sie betonte dieses Wort ruhig und bestimmt und machte eine kurze Pause; dann fuhr sie fort: „wünscht, daß Tante Claudine zu ihr ziehe und bei ihr bleibe.“

„Das wäre ja sehr schön!“

„So? und warum? Denkst Du denn nicht, daß ich dann plötzlich allein und in fremdem Hause bin?“

„Ach, liebe Mutter, Du bist nicht allein, nie ... Und die Tante würde Gräfin Bella eine Begütigung und Schlichtung geben, deren sie vielleicht bedarf.“

Das Auge der Mutter wurde ruhiger; wie elektrisch berührt, spannten sich ihre Mienen; lächelnd sagte sie:

„Zuletzt haben wir noch Jeder seine Mission. Darf ich fragen, wie Gräfin Bella, die Frau unseres Freundes, Dir erscheint?“

Durch das Herz Erichs ging ein schmerzliches Zucken. Er ahnte, daß er die Seele der Mutter belastet. Und vielleicht hat Bella durch ein leidenschaftliches Wort verrathen, was doch nicht sein soll und darf. Eine Pause trat ein, und die Mutter fragte wieder, ihre Mienen veränderten sich:

„Warum antwortest Du mir nicht?“

„Ach, Mutter, ich bin viel unfertiger, als ich mich hielt; ich vertraue meinem Urtheil über Menschen nicht mehr so sicher.“

„Du darfst mir auch etwas Unfertiges sagen,“ entgegnete die Mutter und hielt noch immer den Blick gesenkt.

„Ich meine, in dieser Frau ist noch ein Kampf zwischen Weltsinn und Weltentsagung ... Es ist mir, als wäre in ihrer Lebensentwicklung etwas unterdrückt, gehemmt, und sie wäre eines Mannes wie Clodwig noch nicht vollkommen ...“

„Ja, er ist ein edler Mensch, und ihn kränken, wäre Tempelschändung,“ betonte die Mutter.

Das Wort kam sehr scharf heraus und sie fuhr fort:

„Du hast richtig gerathen, die Branckens sind ein kühnes und unternehmendes Geschlecht. Man hatte geglaubt, daß Bella ihren Musiklehrer heirathen würde, denn sie spielte viel mit ihm; in der That, sie spielte mit ihm. Doch, das ist ein Anderes. Nun hat Bella ein scheinbar Unbedeutendes erfahren, das aber doch eine Verschiebung ... ich weiß nicht, wie ich es nennen soll ... eine Verkehrung in ihre Natur brachte. Als sie so viele Jahre hatte, um noch für jung zu gelten, mußte sie erleben, daß ihre jüngere Schwester sich vor ihr verheiratete; sie ließ das mit großer Resignation geschehen, aber ich glaube, von jener Zeit an trat eine Wendung in ihrer Natur ein, die schwer auszugleichen ist; sie war plötzlich alt geworden, älter als sie sich gestehen wollte. Die Schwester starb nach wenigen Jahren, sie hinterließ keine Kinder. Dies ganze Verhältniß gab Bella etwas Verschobenes, sie hatte eigentlich keine Liebe zu dieser Schwester gehabt, ja sich kaum mit ihr vertragen, nun that sie immer, als ob sie vor Sehnsucht nach ihr sich verzehrte. Bella hatte eine Mutter, deren höchster Triumph es war, wenn man ihr sagte: Ihre Tochter ist schön, aber so schön wie Sie als Mädchen waren, ist sie doch nicht. Und schön sein, ist der Hauptstolz derer von Prancken! Bella ist leider ein Kind jener unglücklichen Gesellschaftsschicht, in der man nur ins Theater geht, um darüber zu spötteln und zu witzeln, in der man nur in die Kirche geht, um seine Reverenz gemacht zu haben vor Gottes Gnaden, in der das weibliche Wesen vollkommen unnütz ist, wenn es nicht schön ist und bei herannahendem Alter zu intriguiren und wol auch zu frömmeln versteht. Solch ein Geschöpf kann sich sagen: ich habe mein Lebenlang achthundert bis tausend Ellen Stramin mit Blumen oder dergleichen bekleidet zu höchst überflüssigen Sophakissen. Ist das ein Leben, das des Lebens werth? Nun hat sie keine Kinder, nächst der gegen ihren Gatten keine natürliche feste Pflicht ..."

„Urtheilst Du nicht zu streng?" fiel Erich ein. „Jedenfalls würde es gut sein, wenn Tante Claudine der Einladung folgte; sie könnte eine besänftigende und begütigende Wirkung ausüben; gerade ihre ruhige Natur, die nie zu entsagen hat, weil sie nie etwas für sich will, wäre wie dazu erlesen."

„Gut, Claudine wird mit nach Wolfsgarten gehen. Nun aber ist genug geplaudert, nun geh, ich muß mich zu Tische ankleiden."

Sie küßte ihn auf die Stirn; er ging.

Draußen vor der Thür aber stand er still und athmete frei auf im Gedanken, daß er der Mahnung nicht mehr bedurft hatte.

Wie aber war es Bella?

Siebentes Capitel.

Es war entschieden, daß Claudine mit nach Wolfsgarten ziehe. Um ihr Zeit zur Vorbereitung zu lassen, wollte man hier über Nacht bleiben, damit man sie gleich andern Tages mit heimführen könne.

Bella ließ sich von Sonnenkamp einen Papagei schenken und gerade den wildesten wollte sie haben; sie versprach, ihn zu zähmen.

Es ward Abend und man mußte Roland willfahren, mit ihm eine Fahrt auf dem Rhein zu machen. Claudine ging mit Bella nach dem Kahn, Fräulein Perini zog sich mit Frau Ceres zurück, die Professorin blieb bei Clodwig, und Sonnenkamp bat um Entschuldigung, da er noch Briefe zu befördern habe.

Auf dem Kahn lachte und scherzte Bella, manchmal tauchte sie ihre Hand in die Wellen und spielte dann mit ihrem Trauring am Finger, der sich auf und ab schieben ließ; immer wieder tauchte sie die Hand in den Rhein.

„Mich kränkt dieser Besuch Ihrer Mutter,“ sagte Bella unversehens leise zu Erich.

„Wie? es kränkt Sie?“

„Ja, es ist beleidigend, daß dieser Mann mit seinem Gelde ... daß man mit Geld solche Umstellungen der Menschen soll bewirken können.“

Erich sah sie groß an, dann faßte er das Ruder und wühlte hohe Wellen auf.

Bella war von einer Unruhe, die sie nicht bewältigen konnte, sie stand auf, sie setzte sich, sie wühlte mit der Hand im Wasser, sie beugte sich vor, als wolle sie sich in den Strom stürzen, dann den Kopf zurückwerfend, stellte sie sich ans Steuer, ihre Gewänder flatterten und knitterten im leichten Luftstrom und sie sah wild umher, sie setzte sich und leise sagte sie wieder zu Erich:

„Ihre Mutter . . .“

Erich sah sie fragend an und sie fuhr fort:

„O, wie oft hörte ich Ihre Mutter beklagen, bespötteln, bemitleiden, weil sie dem Drange ihres Herzens und dem Manne ihrer Liebe gefolgt. Achthundert Thaler Gehalt und lauter Liebe dazu, war noch lange das Sprichwort. Und was sind die Anderen? Puppen, Zierpuppen, parlirende, musicirende, tanzende, medisirende Zierpuppen! Sie rümpfen die Nase über den Mann, der von Sklavenarbeit so reich, und unsere vornehmen Väter verkaufen ihre Kinder und die Kinder verkaufen sich selbst um hohen Gesellschaftsrang, um Pferd und Wagen, um Schmuck und Landhäuser. Eine Bäuerin, die barfuß in den Stoppeln die Aehren sammelt, ist glücklicher und freier als die Dame, die in dem Wagen zurückgelehnt, sich Kühlung zufächelnd, die Straße dahinfährt. O, wer die Kraft hätte, diese hohle lügnerische Welt zu zertrümmern! Wer hat ein Leben, ein wirkliches Leben?“

Erich sah den gewaltigen Kampf in der Seele dieser Frau. Wie ungerecht waren die Menschen gegen sie, der Doctor, ja selbst die Mutter mit ihren kleinen Maßstäben. Er bewunderte sie, sein Herz bebte, er glaubte zu fühlen, daß etwas wie Liebe sich in ihm regte . . . Nein, das durfte nicht mehr sein! Die Kühnheit ihres Wesens wollte er anrufen, sie zurückrufen, aber wie sollte er das? . . .

Unterdeß saß die Professorin bei Clodwig, sie sprach ihre Freude aus, daß Erich in den Verkehr mit solchen im Leben erprobten Männern gekommen sei; es möge in früheren Zeiten gewesen sein, daß ein Mann im Umgange mit Frauen seine Bildung vollendete, jetzt könne das nur durch den Umgang mit edlen Männern sich vollziehen.

Die Beiden waren bald in jenen gegenseitigen Kundgebungen, die wie stetes Begrüßen sind, wie Zeichen, daß man dieselben Wege des Geistes gewandelt, fern von einander in ganz anderen Lebensverhältnissen.

Die Professorin hatte die erste Frau Clodwigs gut gekannt und gedachte ihrer in herzlichen Worten; Clodwig schaute um, wie um sicher zu sein, daß Bella nicht in der Nähe, denn vor ihr hatte er noch nie von der Verewigten gesprochen. Es war Verleumdung, daß man ihm nachsagte, er habe Bella gelobt, nie von seiner verstorbenen Frau zu sprechen; so schwach war Clodwig

nicht, und so hart ist Bella nicht, aber er unterließ es aus Zartheit.

In sanften Halbtönen ging das Gespräch weiter, Clodwig und die Professorin stimmten überein und sie fanden denselben Grundzug in sich, daß es ein Glück sei, alles Schwere leicht zu vergessen und nur das Beglückende lebendig in der Erinnerung zu halten.

Es war eine Stunde innigen Verständnisses und reiner Geisteserfassung, wie Clodwig und die Mutter beisammen saßen. Sie waren wie zwei Geister im Jenseits, die ruhig und klar das bewegte Dasein überschauten. Es war nichts eigentlich Schmerzliches in der beiderseitigen Aufweckung der Erinnerung, vielmehr ein Innewerden von der unerschöpflichen Fülle des Daseins; Wunsch und Klage waren auf dieser Höhe verklungen, das eigene Leben und das der Angehörigen aufgegangen in das allgemeine Sein. Aber nun wendete sich's, und Clodwig beklagte, daß er früher zu sehr als Zuschauer gelebt, ohne Eingreifen und ohne Einsatz seiner selbst sich der Zuversicht hingegeben habe, daß die in der Welt sich bewegende Idee von selbst ihrer Erfüllung entgegenreife. Er bekannte seine Freude, daß die Jugend anders sei, besonnen und tapfer, maßhaltend und thätig ...

Achtes Capitel.

Es war Abend geworden, als man vom Kahn ausstieg und nach der Villa ging. Roland ging mit Claudine, Bella mit Erich hinter ihnen, sie hatte ihren Arm in den seinen gelegt, sie hielten an.

„Ich möchte Ihnen etwas sein," begann Erich in ruhigem Tone.

Sie starrte ihn an mit jenen Augen, über welchen die Brauen immer mehr anzuschwellen schienen, ihre Mundwinkel neigten sich verdrossen; es war etwas fieberhaft Gespanntes in den Lippen; nichts als das Flügelpaar auf ihrem Haupte und die unter dem Kinn zusammengebundenen Schlangenköpfe fehlten — es war der Anblick der Medusa.

Es durchfröstelte Erich, er faßte sich gewaltsam und fuhr fort: „Sie sind eine freie Seele, ich möchte es auch sein — ich

will es sein. Es gab eine Zeit, wo Sie mir die Nachtruhe, das Denken raubten, es gab eine Stunde, wo ich Sie hätte umfassen und küssen und Ihnen zurufen mögen: Ich liebe Dich! Dann aber" — er preßte die Hand aufs Herz — „dann nach jener Stunde hätte ich mir eine Kugel durch das Hirn gejagt. Sehen Sie den Abgrund, vor dem ich stand?"

Bella sah ihn starr an und er fuhr fort:

„Ich sah, was Alles durch diese Liebe verwüstet wird und da sagte ich mir: wir sind in die Welt gesetzt, um zu leben, uns ist Erkenntniß und Bildung geworden, damit wir uns aus ihnen das Leben geben und nicht den Tod. Wie könnte ich noch zu einem edlen Manne, zur Sonne am Himmel aufblicken, einen Menschen erziehen, das Wort Mutter auf die Lippen nehmen . . ."

Er hielt inne, er legte die Hand an die Stirn, seine Stimme stockte.

Ich glaubte, Du wärest ein Mann, und nun sehe ich, Du bist ein Mutterkindchen, sprach es in Bella, aber sie ließ es nicht laut werden. Sie griff nach einem Zweige am Wege, sie riß ihn ab.

Erich fuhr fort:

„Es ist nicht Liebe, es darf nicht Liebe sein; Liebe kann nicht aus Verrath erwachsen. Ich fragte mich: hat das Leben, das Studium, das Denken über Allgemeines mir die Kraft der Liebe geraubt? Nein. Ich weiß nicht . . . ich spreche zu Ihnen, als wäre ich Meilen weit entfernt, ein Gestorbener . . . Es muß entfernt, gestorben sein, bevor es Gegenwart, bevor es lebte."

Bella knickte den Zweig mehrmals, schleuderte ihn weg; dann fragte sie:

„Warum verweilen wir noch hier?"

„Meine Freundin," nahm Erich tief athmend wieder auf, „nur noch eine Minute. Lassen Sie mich Ihnen sagen, Sie sind glücklich, wenn Sie Ihr Leben verstehen; Sie können, müssen es verstehen, und ich, so zerstückt auch mein Herz, ich werde meine Pflicht thun und mein Glück verstehen lernen. Ich war stolz, ich glaubte, ich hätte die Welt durchdrungen und bezwungen, auch Ihnen ging es so; daß wir uns begegneten, soll uns nicht zum Verderben, es soll zur reinen Lebensweckung werden. Ich sehe voraus, es werden Tage kommen, wo wir uns gelassen die Hand reichen und sagen, oder auch nicht sagen, aber fühlen

und wissen, es war eine reine Stunde, eine schwer ausgekämpfte, in der wir uns selbst erhoben, uns nicht erniedrigten, nicht entadelten ... Wir wollen einander hoch halten, uns das Lebensrecht nicht zerstören."

Bella lachte laut auf; sie hätte es gern zurückgehalten, aber sie konnte nicht anders, denn sie dachte in sich: Ich bleibe bei meinem alten Glauben, ich glaube nicht an Liebe.

Erich wurde tief erschreckt, er hielt sich mit aller Kraft fest und sagte:

„Lassen Sie mich Ihnen jetzt Lebewohl sagen. Wenn wir uns wiedersehen ..."

„Nein, bleiben Sie!" rief Bella und faßte ihn am Arm, schnell aber, als wenn sie eine Schlange berührt hätte, ließ sie den Arm wieder los.

Sie stand zwei Schritte vor ihm, warf den Kopf zurück und sagte:

„Ich danke Ihnen, ich glaube Ihnen. Ich könnte sagen, Sie haben sich getäuscht ... ich ... ich will nicht."

Sie schaute wirr umher, bewegte den Kopf nach rechts und links, und als sie sich wieder ruhig hielt, sagte sie:

„Sie haben Recht. Gut. Vorbei. Auch das."

Sie schien etwas zu suchen, was sie Erich geben konnte, sie mochte es nicht gefunden haben, und ein vergangener und verdeckter Gedanke machte sich jetzt wie eine Sorglichkeit kund, indem sie ausrief:

„Lassen Sie sich warnen. Nehmen Sie sich vor meinem Bruder in Acht; er kann entsetzlich sein."

Erich ging davon; er ging ruhig und still. Bei der Hänge-Esche hielt er an und kehrte nach der Villa zurück.

Er sah den Wagen im Hofe stehen; Clodwig stieg ein, er rief Erich heran und erklärte ihm, daß man am andern Tage den Wagen schicke, um Tante Claudine abzuholen. Die Mutter stand bei Bella, die sehr lebhaft sprach; jetzt wendete sie sich, reichte Erich die behandschuhte Rechte und sagte:

„Gute Nacht, Herr Hauptmann."

Erich ging mit seiner Mutter; sie führte ihn an der Hand, sie fühlte das Beben seiner Hand, aber sie sprach kein Wort.

Als sie am grünen Hause angekommen waren, küßte er die Mutter; sie wußte, daß er sie mit reinen Lippen küßte.

Neuntes Capitel.

Bella saß still im Wagen neben ihrem Gatten, als sie heimwärts fuhren. Clodwig sagte:

„Es ist eine Wonne, eine Frau zu sehen, die bald sechzig Jahre alt und der nie ein Gedanke durch die Seele gezogen, den sie zu bereuen hat."

Hastig schaute Bella um sich. Was ist das? Ahnte er, was mit ihr vorgegangen?

Es kann nicht sein, er hätte sonst das nicht gesagt. Vielleicht aber ist es doch seine Weise, durch Hindeutung auf ein unbeflecktes Leben Richtung zu geben.

„Diese Frau ist sehr glücklich durch ihren Sohn," erwiderte sie.

Jetzt schaute Clodwig um, wie wenn an ihm gerissen worden wäre. Konnte Bella eine Ahnung haben, daß ihm flüchtig der Gedanke durch die Seele gezogen: wie wäre es, wenn diese Deine Frau . . . und dann Erich Dein Sohn.

So fuhren die Beiden still dahin; Jedes hatte schwere Gedanken für sich. Der Wagen klirrte so seltsam, die Räder knirschten und die Kammerfrau und der Kutscher da droben erschienen Bella wie ungeheuerliche Gestalten, die vorüberfliegenden Schatten im Mond, die der Wagen mit seinen Insassen bildete, erschienen wie Traumgebilde.

Zorn, Beschämung, Stolz, Verwerfung, Alles durcheinander bestürmte das Herz Bella's. Sie war tief ärgerlich auf sich, sie war fertig mit dem Leben gewesen, nun war noch einmal solche unreife, wahnsinnige Bewegung über sie gekommen; denn unreif und wahnsinnig nannte sie es jetzt wieder. Und war nicht ihr Selbstgefühl verletzt? Sie hatte die Hand ausgestreckt und diese Hand wurde nicht gefaßt.

Es wurde ihr klar, Erich hatte seine Liebe zu ihr übertrieben, um ihr die Beschämung zu erleichtern, ja, sie glaubte jetzt in der Erinnerung, daß in seinem Ton etwas Gezwungenes, gewaltsam Geschraubtes war. Sie faßte sich. Gut, Du hast nun auch das kennen gelernt, Du, die Starke, hast ein kühnes Spiel getrieben, hast versucht, einen jungen Mann vor Dir auf die Kniee zu werfen, und hätte er sich dazu bringen lassen, Du hättest ihn von Dir gestoßen. Ja, so ist's, so muß es sein, so muß es gewesen sein.

Sie schaute um nach Clodwig. Er lag in der Ecke des Wagens, er schlummerte. Der Mond schien in sein Antlitz, es sah so leichenhaft aus, wie das eines Todten. Wie? Wenn sie mit einer Leiche dahinfuhr ... Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie aus dem Wagen springen, hinaus in die weite Welt, in den Strom.

Clodwig schlug die Augen auf.

Als man den Berg nach Wolfsgarten hinanfuhr, überfiel sie wieder eine Empfindung der Gefangenschaft; sie meinte, ihre Hände wären gefesselt, sie that sie unter dem Mantel hervor. Clodwig glaubte, daß sie seine Hand suche, er faßte die ihre und drückte sie still.

So waren sie schweigend auf Wolfsgarten angekommen.

Es war Bella, als müßte sie vor Clodwig niederknieen, seine Hand fassen, Alles bekennen und um Verzeihung bitten, aber sie blieb still.

Als sie auf ihr Zimmer ging, küßte sie Clodwig auf die Stirn und sagte:

„Deine Stirn ist heiß."

Ein Jedes ging zur Ruhe ...

Unterdeß wanderte Erich noch lange in der stillen Nacht umher.

Es gibt ein seelisches Wundfieber, das nicht minder heftig und schonungsbedürftig ist, wie das des Körpers. Aber wie sich der Thau auf Baum und Gras legte und auf das Angesicht Erichs, so legte sich auch ein Thau auf seine Seele. Er fragte sich nur noch: wie wird es Bella tragen? Hat er ihr seine Liebe zu heftig geschildert? Es war doch frei schön von ihr, daß sie nicht sagte: Du täuschest dich ... Genug! Es ist vorbei.

Erst spät kam er heim und in der Nacht im Traume war es ihm, als kämpfe er mit den Fluthen des Rheins und könne die Wellen nicht bewältigen. Er schrie, aber ein Schleppdampfer übertönte sein Schreien und vom Steuer eines Schiffes schaute die Steuermännin spöttisch auf ihn nieder — und plötzlich war es nicht die Steuermännin, sondern eine Mädchengestalt mit einem Flügelpaar und zwei leuchtenden flammenden Augen.

Zehntes Capitel.

Früh am Morgen kam ein Wagen von Wolfsgarten, um Claudine abzuholen.

Seit bald dreißig Jahren, seit ihrer Verheiratung mit dem Professor hatte die Mutter keinen Tag ohne dessen Schwester gelebt. Es schien Beiden kaum denkbar, daß Eines fern vom Andern lebte, und doch hatte man es beschlossen und es mußte sein.

Sonnenkamp war von großer Zuvorkommenheit; er verpflichtete Claudine, daß sie sein Haus als ihre Heimat betrachten und nur wenige Tage Gast auf Wolfsgarten bleiben solle.

Er gab dem Kutscher einen Korb voll behutsam eingehüllter Trauben und Bananen mit; der Käfig mit dem Papagei stand neben Claudine. Der Papagei schrie und zankte, als man davon fuhr, und schrie und zankte den ganzen Weg; er schien Villa Eden nicht gern zu verlassen.

Der Besuch Bella's hatte eine Unruhe im Hause verursacht, die noch auf Jeglichem lag, und dieser Unruhe wurde man immer aufs Neue inne, da man Claudine vermißte; Bella hatte etwas mitgenommen, was wie nothwendig zum Leben gehörte. Das Haus war wieder tonlos.

Während Erich durch strenge Pflichterfüllung jede Nachwirkung von der heftigen Gemüthserschütterung durch Bella bannen konnte, war die Mutter voll Unruhe. Sie hatte erreicht, was sie ihr Lebenlang sich als Ideal gewünscht: ein tägliches Leben und Walten in einem großen Pflanzengarten; nun, da es ihr geworden, gab es ihr nicht die volle Befriedigung.

Ein Mann wie Sonnenkamp mochte sich in der Ruhe seines Landhauses, in der Pflege der Pflanzen genügen, die Professorin hatte das Verlangen, auf Menschen zu wirken.

Die Einwirkung auf Frau Ceres genügte nicht, denn hier war ein Naturell, so räthselhaft und unfaßlich, daß sie sich ganz hülflos erschien; sie wollte ihrem Sohn nicht bekennen, daß das Haus für sie etwas Beklemmendes habe, weil die Familie ihren Glanz und Stolz im äußeren Besitzthum hatte, und alle aus sich selbst erblühende Kraft zu mangeln schien.

Fräulein Perini sprach von Frau Ceres stets als von der lieben Leidenden. Welches aber war das Leiden der Frau Ceres?

Die Professorin hatte einmal leichthin davon gesprochen, wie sehr Frau Ceres ihre Tochter vermissen möge; da erhob sich Frau Ceres und ihre Augen funkelten wie die einer Schlange, die sich plötzlich aufrichtet; sie schickte Fräulein Perini, die zugegen war, in den Garten und sagte zur Professorin, sich scheu umblickend:

„Sie ist nicht schuld, ich, nur ich. Ich habe ihn strafen wollen, da ich es dem Kinde sagte, aber das habe ich nicht gewollt.“

Die Professorin bat um Vertrauen, aber Frau Ceres lachte.

„Nein, nein, ich sag' es nicht noch einmal, und Ihnen gewiß nicht.“

Jene Angst, die die Professorin bei der ersten Begegnung mit Frau Ceres empfunden hatte, erneuerte sich; sie glaubte jetzt das Leiden der schwarzäugigen, bald trägen, bald eidechsartig unruhigen Frau zu kennen; sie mußte an einem Gedanken leiden, den sie nicht offenbaren und doch nicht ganz zurückhalten konnte.

Wie man einem Kinde ein Märchen erzählt, ließ sie sich auf Bedrängen der Frau Ceres bisweilen herbei, das Einzige, was diese zu beleben schien, zu berichten, nämlich von Hoffesten. Sie konnte ihr mehrmals dieselben Sachen erzählen und Frau Ceres war erfreut davon.

Die Professorin wußte hervorzuheben, daß eine Fürstin zu jeder Stunde eine bestimmte Pflicht zu erfüllen habe, und was gemessene Haltung in jeder Lebenslage bedeute; sie sprach eindringlich und kam oft darauf zurück, daß eine Frau wie Ceres, die in einer Republik geboren, von alledem keinen Begriff habe, es müsse ihr sein, wie wenn wir uns plötzlich in ein anderes Jahrhundert versetzt sähen.

„Sie und Ihren Sohn verstehe ich,“ erklärte Frau Ceres. „Die anderen Menschen, den Major ausgenommen, höre ich wohl, aber ich weiß nicht, wo ich bin. Denken Sie, ich habe mich anfangs vor Ihnen gefürchtet!“

„Vor mir? Vor mir hat sich nie Jemand gefürchtet.“

„Ich werde es Ihnen ein andermal sagen. Ach, ich bin krank, ich bin immer krank.“

Es gelang der Mutter nicht, Frau Ceres aus ihrem Leben, das immer nur Schlafen und Aufstehen war, herauszubringen.

Sonnenkamp erwähnte mit großer Bescheidenheit, wie er das Gesetz inne gehalten und nie über das gefragt habe, was seine

Frau spreche und wünsche, nur bitte er das Eine fragen zu dürfen, ob Frau Ceres nie von Manna gesprochen.

„Allerdings, aber nur kurz."

„Und darf ich das Kurze nicht wissen?"

„Ich weiß es selbst nicht, es blieb räthselhaft. Aber bitte, verleiten Sie mich nicht zu einem Vertrauensbruch."

„Vertrauensbruch?" rief Sonnenkamp mit zitternder Lippe.

„Ach, es war nicht das rechte Wort. Ihre Frau Gemalin hat mir nichts vertraut; aber ich glaube, sie hat eine geheime Furcht, oder einen Zorn, oder einen Aerger über Fräulein Perini. Ich bin weit entfernt, Fräulein Perini dadurch schaden zu wollen, ich bereue fast, daß ich nur das gesagt."

„Sie können darüber ruhig sein; meine Frau möchte Fräulein Perini täglich zehnmal aus dem Hause entfernen und täglich zehnmal zurückrufen. Es gibt keine Person, ich kann Sie selbst nicht ausnehmen, die ihr nöthiger und nützlicher ist, als Fräulein Perini."

Sonnenkamp klagte, daß seine Frau sich nicht dazu eigne, die Familien der Umgebung zu begrüßen und eine Nachbarlichkeit zu pflegen. Die Professorin hatte selbst das Verlangen, in das hierländische Leben einen Einblick zu gewinnen. Zunächst wollte sie das Haus des Doctors besuchen.

Frau Ceres hatte mitzufahren versprochen; als es aber am Morgen eines hellen Herbstsonntages zur Ausfahrt ging, erklärte sie, es sei ihr unmöglich, und jetzt zum ersten Mal bemerkte die Professorin etwas Tückisches an ihr; sie hatte offenbar nur nachgegeben, um das Zureden zu vermeiden; nun machte sie unversehens ihren eigenen Willen geltend und schützte nicht einmal Unwohlsein vor.

Auch Fräulein Perini blieb zurück.

Man fuhr zuerst zu Herrn von Endlich; die Familie war verreist.

Vom Hause des Herrn von Endlich kehrte Sonnenkamp nach der Villa zurück und ließ Roland, Erich und die Mutter nach dem Städtchen fahren; er rief ihnen nur noch zu, sie möchten sich in Acht nehmen und nicht überall von dem Wein trinken, der ihnen aufgetischt würde.

Als die Mutter mit Erich und Roland dahinfuhr, kam ihr der Gedanke, daß sie diese Besuche nicht für sich mache, aber sie

war bescheiden und willfährig, sich dem Gastfreunde zu Gebote zu stellen.

Unterwegs begegnete man dem Krischer. Roland ließ anhalten und stellte ihn der Professorin vor; sie reichte ihm die Hand und sagte, sie werde ihn auch bald einmal besuchen.

Als man am Städtchen ankam, läutete es eben von der neu erbauten protestantischen Kirche, die, auf einem Hügel stehend, hell ins Land hineinschaut.

Die Mutter ließ anhalten; sie wollte in die Kirche gehen.

Roland hatte nie eine protestantische Kirche während des Gottesdienstes betreten, er sagte das und die Professorin bat, er möge zurückbleiben und mit Erich einstweilen nach der Stadt gehen, aber er drang darauf, daß er sie begleiten dürfe.

Sie traten in die einfache und schmucklose Kirche, als eben der Gesang der Gemeinde austönte. Zu ihrem Schmerz hörte die Mutter eine in hochgezwängtem Tone vorgetragene Strafpredigt.

Als man wieder draußen den erfrischenden Ausblick in die schöne Landschaft empfing, nahm die Mutter Roland an die Hand und sagte:

„Wenn Du einmal reif genug bist, werde ich Dich mit einem Manne aus Deiner Heimat bekannt machen, von dem Du freiere und höhere Anschauungen gewinnen kannst.“

Sie erzählte von dem amerikanischen Geistlichen Theodor Parker, der eine sittliche Erneuerung der Religion anstrebte; sie hatte ihn selbst noch gekannt, denn er war auf seiner europäischen Reise einen Tag in der Universitätsstadt geblieben, wo er sich mit ihrem verstorbenen Gatten schnell und innig befreundete.

Erich und Roland wurden von Vielen begrüßt, die aus der Kirche kamen. Erich stellte seine Mutter dem Schuldirector, dem Förster und dessen Frau und Schwägerin vor und sie geleiteten die Freunde in die Stadt hinein. Es war ein heiterer Zug in Gemeinschaft mit neuen Menschen in jener in sich begnügten Stimmung, mit der eine Gruppe verschieden gearteter Menschen aus der Kirche heimkehrt.

Die Frau Doctorin war nicht in der Kirche gewesen, sie ging Sonntag Morgens nie zur Kirche, sie blieb zu Hause, tröstete die Leute vom Lande, die namentlich des Sonntags früh kamen, über diese und jene Krankheit, verordnete manchmal lindernde Hausmittel und gab der Reihe nach an, wie die Leute bei dem

rückkehrenden Doctor vorgelassen werden sollten. Sie wurde daher scherzweise Frau Petra genannt, denn sie habe gewissermaßen die Stellung des heiligen Petrus, sie müsse die Leute ausforschen, ehe sie ins Himmelreich der Heilung eingelassen werden.

Man trat ins Haus des Doctors. Wohnliche Sauberkeit glänzte auf den Fließen des Flures und auf der Treppe, überall hingen gute Bilder an den Wänden, keines schien blos dem Zufall sein Hiersein zu verdanken, und auf Consolen standen grünende Schlingpflanzen, die ihre Ranken weithin schickten. Im Wohnzimmer war Alles sonntäglich aufgeräumt, auf dem Nähtisch am Fenster, vor dem sich ein Straßenspiegel befand, stand ein blühender Rosenstock. Im Nebenzimmer hörte man die Doctorin laut sagen:

„Ja, Nannchen, das ganze Jahr sprecht Ihr von Religion und von Fügsamkeit in den Willen Gottes und jetzt thut Ihr so verzweifelt und habt keine Geduld und seid nicht tauglich zu nachgiebiger Pflege. Mein Mann kann Medicin geben, aber Liebe und Geduld müßt Ihr Euch selbst geben. Und Ihr, Anna, verfüttert Euer Kind und da soll man allemal wieder nachhelfen; den Verstand kann man nicht in der Apotheke holen. Und Ihr, Peter, geht nur heim und macht den Umschlag mit warmem Essig."

Die Thüre öffnete sich und die Doctorin trat ein. Sie begrüßte die Professorin herzlich und es ergab sich schnell eine gute Beziehung, da die Doctorin mit Lustigkeit erzählte, sie habe es schwer annehmen wollen, aber es sei doch das Beste, wenn man den Leuten, die immer nur klagen, mit Grobheit begegne.

Man saß wohlgemuth beisammen und die Doctorin gab der Mutter eine Liste Derer, die sie nothwendig besuchen mußte, dann fragte sie:

„Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, ist es wahr, daß Manna aus dem Kloster kommt und Sie deren Erziehung vollenden?"

Die Professorin staunte. Was kaum wie ein dämmernder Gedanke in ihr aufgestiegen war, ging schon in der Gegend umher; sie konnte nicht fassen, woher diese Sage kam; die Doctorin wußte auch nicht mehr, von wem sie es gehört.

Als nun die Professorin Näheres um Manna fragte, erklärte die Doctorin, daß sie aus dem Hause Sonnenkamps Niemand als Roland kenne, von der Tochter wisse sie eigentlich nichts, aber

Landrichters Lina sei ihre Freundin gewesen, dort werde man Näheres erfahren.

Der Arzt kam, blieb aber nicht lange; er hörte nur schnell den Bericht seiner Frau.

Die Professorin verabschiedete sich, Frau Petra hielt sie nicht zurück, sondern sagte geradezu, sie müsse noch mit dem und jenem sprechen, das jetzt davon ginge.

Erfrischt und belebt verließ man das Haus.

Beim Landrichter mußte man längere Zeit warten, da Frau und Tochter erst Toilette zu machen hatten. Als sie endlich erschienen, wurden viele Entschuldigungen vorgebracht, man habe sich beeilt und es sehe noch Alles so unordentlich aus, während doch Kleidung und Zimmer äußerst säuberlich und nett waren.

Der Amtsbote wurde nach dem Landrichter geschickt, der seinen Sonntags-Frühschoppen trank. Als endlich die Professorin den Platz in der Sophaecke eingenommen hatte, wo man vor lauter gestickten Kissen kaum sitzen konnte, ergab sich ein anmuthiges Gespräch. Die Professorin wußte Lina ins Gespräch zu ziehen und ließ sich von ihr das Klosterleben schildern. Lina, hiedurch aufgemuntert, wurde immer mittheilsamer und redegewandter.

Der Landrichter erschien; er hatte offenbar seinen Schoppen zu rasch hinuntergestürzt, denn stehen lassen kann man doch nichts. Er drückte der Professorin etwas stärker und länger als nöthig war die Hand. Mit gutem Humor — dem ernsten Gesichte des Männleins stand der Humor ganz seltsam — versicherte er sie seines obrigkeitlichen Schutzes. Er erzählte, daß der Pole aus dem Zuchthause ausgebrochen sei, man habe zwar einen Steckbrief hinter ihm erlassen, werde aber froh sein, wenn man ihn nicht wieder einfange.

Die Frau Landrichter und Lina holten ihre Hüte herbei und begleiteten die Gäste auf einem Umwege den Rhein entlang nach dem Hause des Schuldirectors.

Von selbst fing Lina an von Manna zu erzählen, wie sie gar so traurig sei und doch ehedem die Uebermüthigste gewesen; sie habe ihren Vater schwärmerisch geliebt, so daß man glauben mußte, sie könne ihn nie auf einen Tag verlassen.

Die Professorin hielt sich behutsam zurück, nach etwas zu forschen, sie hatte nur aus Höflichkeit diese Besuche machen wollen und nun stellte sich ihr dadurch eine neue Pflicht heraus. Hätte sie

ahnen können, daß sie selbst nur von Sonnenkamp verwendet wurde, sie hätte noch mehr gestaunt über die verschiedenen Wendungen, die ein einfacher Vorgang nimmt.

Man kehrte nach der Villa zurück.

Der Erste, dem man im Hofe begegnete, war der Major; er sah etwas mißmuthig drein, aber sein ganzes Gesicht erglänzte, als die Professorin sagte, sie habe sich vorgesetzt, ihn und Fräulein Milch heute Mittag zu besuchen, und zwar, da sie leider nicht nach hiesigem Brauch zu jeder Tageszeit Wein trinken könne, zu einer einfachen Tasse Kaffee.

Der Major wußte sich bald zu entfernen, er schickte ein Kind des Castellans zu Fräulein Milch mit der Botschaft.

Die Professorin war äußerst belebt und Erich sprach seine Freude aus, daß auch sie etwas von der Berauschung empfände, die das Menschenleben und das Naturleben am Rhein über Jeden bringe.

Als Roland zu Tische kam, sagte er der Professorin leise:

„Ich habe im Conversationslexikon nachgeschlagen, heut ist der Geburtstag Theodor Parkers, heut ist ja der vierundzwanzigste August."

Die Professorin erwiderte ihm flüsternd, er möge nur mit ihr davon sprechen.

Elftes Capitel.

Noch nie war der Major am Sonntagstisch heiterer gewesen als heut, er vergaß sogar, Joseph zuzunicken, daß er ihm von seinem Burgunder nochmals einschenke.

Frau Ceres lächelte verlegen, als die Professorin sagte, wie schön es sei, sich am Ausblick über den Strom und die Berge zu erquicken, viel schöner aber noch, einen Einblick zu haben in gediegene Häuslichkeit. Sie kenne zwar von fremden Ländern nur wenig, aber es gebe wol kein Land, das Deutschland übertreffe an gediegener Fülle des Gemüths und weit verbreiteter Bildung; Städte und Dörfer, die nur ein klingender Name für vorbeisausende Reisende seien, bärgen in sich das Schönste und Beste, was das Menschenthum ziert.

„So weit die Glocken klingen, ist heut keine bessere Predigt

gehalten worden," sagte der Major zu Erich. Dann erhob er sich. „Ja, die Mutter ... stoßen Sie Alle mit an ... ja, die Mutter soll leben und sie lebt nicht nur, sie macht, daß man das Leben schön und rechtschaffen sieht, und der Baumeister aller Welten wird sie dafür segnen. Meine Brüder! ... Ich wollte sagen, meine ... meine ... also die Professorin soll leben!"

Noch nie hatte der Major einen so langen Trinkspruch ausgebracht und noch nie war er zufriedener wie heute. Er ging bald nach der Tafel heimwärts und unterwegs sagte er sich immer die Worte des Trinkspruchs vor, denn es war sein Hauptstolz, Fräulein Milch seine schöne Rede wörtlich berichten zu können. Aller Ruhm der Welt ist nichts, wenn nicht sie ihn lobt; sie versteht doch Alles am besten.

Als er zu Hause ankam und Fräulein Milch klagte, daß heute ihr süßer Rahm sauer geworden sei und man im ganzen Dorfe keinen frischen bekomme, winkte er ihr mit der Hand, sie solle nichts reden, damit er seinen Toast nicht vergesse; er stellte sich frei vor sie hin und sagte:

„So habe ich bei Tisch gesprochen."

Die Laadi schaute ihren Herrn an, als er eine so gewaltige Rede hielt und da er fertig war, bellte sie zum Zeichen des Verständnisses. Der Major wollte gewiß nicht lügen, aber die Rede war noch schöner, wenigstens länger, als er sie Fräulein Milch vortrug. Nachdem er geendet hatte, sagte sie:

„Ich freue mich nur, daß auch gute Menschen Ihre Worte gehört haben." Denn Fräulein Milch war Herrn und Frau Sonnenkamp, vor Allem aber Fräulein Perini nicht hold.

„Warum haben Sie nicht unser schönes weißes Tischzeug aufgelegt?" fragte der Major, als er den sauber hergerichteten Kaffeetisch im Garten sah.

„Weil das Weiße in der Sonne zu sehr blendet."

„Ist wahr ... ist gut. Soll ich nicht die Laadi einsperren? Sie ist so zudringlich."

„Nein, lassen Sie den Hund nur frei."

Der Major sann hin und her, ob er nicht auch etwas thun könne, um die Gäste würdig zu empfangen. Er fand es.

Er entlehnte und borgte sonst nie etwas, aber heute durfte man eine Ausnahme machen. Er ersuchte die Köchin des Altmeisters, ihm ein Töpfchen frischen Rahms zu geben.

Es gelang ihm, den Topf auf den Tisch zu stellen, ohne daß Fräulein Milch es merkte. Er hielt sich die Hand vor den Mund, daß er nicht laut auflache, wie sie staunen würde, wenn plötzlich süßer Rahm auf dem Tisch stehe. Er ging in die Stube und trug seinen großen lederüberzogenen, gepolsterten Lehnsessel in den Garten, da sollte die Professorin sitzen; aber Fräulein Milch, die dazu kam, zeigte zu seinem Schrecken, daß der Lehnstuhl das helle Tageslicht im Freien nicht vertrage; er wurde nun von Beiden wieder zurückgebracht.

Fräulein Milch bat den Major, recht ruhig zu sein, und jetzt nahm sein Antlitz eine Miene an, als ob er weinen müsse. Er legte die Hand auf die Schulter des Fräulein Milch und sagte:

„Es ist hart ... sehr hart ... grausam ... schlimm ... sehr schlimm ... sehr grausam, daß ich nicht sagen darf: hier, Frau Professorin, dies ist die Frau Majorin.“

Fräulein Milch wendete sich rasch, ihre Mienen hatten plötzlich etwas Erstarrendes.

„Um Gottes Willen, was machen Sie?“

Der Hund bellte, wie wenn er sagen wollte: was ist denn das? was seht ihr euch denn so böse an?

„Bin schon ruhig ... bin schon ruhig! Sei still, Laadi,“ beschwichtigte der Major, und er war so müde, daß er sich setzen mußte; er versuchte es, seine lange Pfeife anzuzünden, aber sie ging ihm wieder aus.

Am Gartenzaun stand der Major und trommelte mit den Fingern auf eine Latte; er starrte so verloren drein, daß die Gäste vor ihm standen und er sie nicht hatte kommen sehen.

Die Begrüßung zwischen der Professorin und Fräulein Milch war keineswegs so zutraulich, wie der Major gehofft hatte. Beide Frauen musterten einander offenbar streng. Der Major lachte bald in sich hinein, Fräulein Milch merkte gar nicht, daß süßer Rahm da sei; sie schenkte ein, als ob das etwas ganz Gewöhnliches wäre. Bald aber schlug er mit seinem Stumpffinger an die Stirn und sagte in sich hinein:

„Sie ist viel gescheidter, sie macht vor Fremden kein Aufsehen. O, die ist so klug, die lernt man nicht aus.“

Wie gern hätte er das der Professorin gesagt, aber er nahm sich vor, heute wo möglich gar nichts zu reden; Fräulein Milch allein sollte reden.

Es schien indeß kein rechtes Gespräch zu Stande zu kommen.

Die Professorin fragte Fräulein Milch, ob sie eine Eingeborne des Landes sei.

Sie verneinte kurz.

Der Major fand den guten Ausweg. Zwei fremde Pferde im Stall muß man allein lassen; sie schlagen sich vielleicht ein wenig, zuletzt aber vertragen sie sich. Er wußte Roland und Erich viel zu erzählen von dem Weinberge, von dem man heuer den ersten Wein gewinnen sollte; sie mußten ihn dahin begleiten.

Nun waren die beiden Frauen allein. Die Professorin gab ihre Freude kund an dem vollen Leben hier und an der Landschaft, wie man hier nicht nur verborgene Plätze voll erquicklicher Schönheit finde, sondern auch Menschennaturen, die einsam für sich ein feines Verständniß und einen hohen Sinn in sich pflanzen und pflegen.

Fräulein Milch, die sich mit ihrer Tasse etwas abseits vom Tische gesetzt hatte, rückte näher und sagte, sie traue sich nicht den rechten Blick für das heitere Leben der Menschen zu; sie sähe sie wohl an Sonn- und Festtagen scherzend, singend und mit Kränzen auf dem Haupte bergan, bergab ziehen, wer aber nicht mitten in diesem lustigen Treiben stehe, wer das nur vom Fenster aus, oder hinter dem Gartenzaun stehend betrachte, der habe kein gerechtes Urtheil; das ganze Treiben käme Einem manchmal vor, wie wenn man sich die Ohren zuhalte, nichts von der Musik höre und doch die Menschen tanzen sehe.

Die Professorin fragte nach den Armen der Gegend, ob da vielleicht Fräulein Milch nähere Einsicht habe. Lächelnd sagte Fräulein Milch:

„Ja, die Armen! Die Weinbauern kommen mir vor wie die Musikanten; sie mühen sich ab im Musik machen, nach der die Andern tanzen; übrigens sind sie auch selbst lustig dabei.“

Die Art, wie Fräulein Milch sich weiter ausdrückte, überraschte die Professorin; sie hatte eine kleinliche, redselige Wirthschafterin erwartet und fand ein geläutertes Denken, einen Zartsinn, die von reifer Bedachtsamkeit stammen mußten. Sie erwähnte die umfassende Thätigkeit Sonnenkamps; Fräulein Milch ging nicht näher ein, sie sagte nur, Herr Sonnenkamp sei nicht unmilden Herzens, aber er habe keine geordnete Wohlthätigkeit. Sie bedauerte, daß Manna nicht da sei; wenn die Tochter des Hauses

die Wohlthätigkeit des Vaters ordnete und in der Hand hielte, so wäre das besser als ein Klosterleben. Ihrer sonstigen Zurückhaltung vergessend, erklärte Fräulein Milch, daß Manna eine unbegreifliche Verletzung erfahren haben müsse, denn aus Uebermuth plötzlich zu solcher Demuth überzuspringen, das sei nicht natürlich.

„Ich will Ihnen nur einen kleinen Zug von Manna erzählen und Sie kennen sie. Eine Stechfliege, eine sogenannte Rheinschnake, saß auf ihrer Hand und saugte an ihrem Blute; sie ließ sie ruhig saugen und sagte dann nur: die garstige Fliege! Ich habe sie trinken lassen und nicht gestört, und sie hat mich dann doch dafür gestochen ... Gegen mich," setzte Fräulein Milch erröthend hinzu, „hat das Kind eine Abneigung, die ihm von Fräulein Perini eingeflößt wurde."

Die Professorin erklärte, daß Herr Sonnenkamp es ihr anheimgeben wolle, eine ausgebreitete Mildthätigkeit anzuordnen; sie fragte, ob Fräulein Milch ihr darin beistehen wolle. Diese versprach es; sie kam aber wieder darauf zurück, daß es schicklicher wäre, die Tochter des Hauses in Mitwirkung zu setzen.

In guter Ansprache lernten die beiden Frauen einander kennen. Die Professorin hatte die ererbte und leichte Bildung, sie gab viel, ohne daß es so schien; Fräulein Milch hatte die eroberte Bildung, in der sich die Mühseligkeit erkennen ließ, mit welcher sie sich ein tieferes Denken selbständig angeeignet hatte.

Der Major sah von ferne, wie die beiden Frauen sich die Hände reichten, und er sprach die liebkosenden Worte, die er gern zu Fräulein Milch gesagt hätte, zur Laadi:

„Bist ein prächtiges Geschöpf, gescheidter wie alle Menschen ... klar wie der Tag ... ruhig und solid ... Du nicht, Laadi ... was guckst Du mich so an?" ...

Er kam glücklich wieder im Garten an, Roland und Erich folgten nach.

Als der Major der Professorin auf dem Heimwege ein Stück Weges das Geleite gegeben hatte, stand er noch lange still und schaute den Weggehenden nach, und zum Himmel aufblickend, sprach er:

„Dank Dir, Du Baumeister aller Welten ... Du weißt schon, was ich sagen will ... Remdem!"

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Von Biegung zu Biegung ist es, als ob der mächtig dahinwallende Rheinstrom sich in einen See verwandle, bis er wieder, um die sich vorschiebenden Berge strömend, seinen Lauf fortsetzt.

Fast ist es in der Geschichte, die wir zu erzählen haben, auch so.

Zur Feier von Goethe's Geburtstag hatte Clodwig die Nachbarn von Villa Eden nach Wolfsgarten geladen.

Frau Ceres und Fräulein Perini blieben zurück.

Erich konnte ein Bangen nicht unterdrücken, wie er Bella zum ersten Mal begegnen würde. Sie kam mit Claudine den Besuchenden im Walde entgegen, sie umarmte die Professorin und dankte ihr nochmals, daß sie sich die Entbehrung auferlegt, Claudine bei ihr zu lassen; Erich reichte sie die Hand und sagte mit etwas starrem Blick:

„Sie, Herr Hauptmann, waren heute sein erster Gedanke."

Weiter sagte sie nichts, sie nannte ihren Mann auch nicht geradezu.

Eben als man auf Wolfsgarten ankam, fing es zu regnen an, so daß man das Haus nicht verlassen konnte.

Prancken war nicht zugegen; er hielt sich am Niederrhein bei einem kirchlich gesinnten Landwirthe, dem sogenannten Klosterbauer auf; denn es gibt heute nichts mehr, dem man nicht eine kirchliche Färbung und Unterscheidung gibt. Prancken hatte dabei das Glück, in der Nähe des Klosters zu sein, denn der Landwirth hatte die Felder der Insel gepachtet, die er bebaute.

Man versammelte sich im großen Saale, dessen drei offene Balconthüren nach dem von Blumen und Schlingpflanzen bestellten und mit schönen Ruhesitzen versehenen Balcon führten.

Als man ruhig beisammen saß und durch einander plauderte, erhob Clodwig plötzlich die Hand, wie wenn er Stille gebiete; Alle verstanden. Er zog die Uhr heraus und sagte:

„Jetzt ist die Minute, in der Goethe vor mehr als hundert Jahren geboren. Ich bitte," setzte er freundlich winkend hinzu, „Bella und Fräulein Dournay ...."

Die Beiden verstanden, setzten sich zum Clavier und spielten vierhändig Beethovens Ouverture zu Egmont.

Bella spielte mit weit offenen Augen dreinschauend, Claudine hatte den Blick gesenkt und bewegte während des Spielens den Kopf beständig wie in einer Wogenlinie; Alles war geschwungen, nichts eckig.

Als das Musikstück geendet hatte, erzählte Clodwig von seinem Glücke, Goethe noch persönlich gekannt zu haben.

Die Professorin beklagte, daß es ihr nicht zu Theil geworden, die Stimme des Dichters zu vernehmen und in sein Auge zu schauen, und doch sei sie, als er starb, schon alt genug gewesen, um zu wissen, wer er war, wenn sie ihn auch noch nicht vollauf begriffen. Sie erzählte, wie in ihrem elterlichen Hause, als man sich eben zu Tische setzen wollte, ein Mann kam mit der Nachricht: Soeben ist die Kunde vom Tode Goethe's eingetroffen. Eine ältere Dame war so ergriffen, daß sie sich nicht mit zu Tische setzen konnte. Damals zum ersten Male habe sie ihren Gatten, der mit an der Tafel saß, im Widerspruch kennen gelernt; denn er habe bei aller Verehrung für Goethe behauptet: der Meister habe es nicht nur als Hauptaufgabe des Mannes gestellt, die beste Frau zu finden, er habe auch die Dichtkunst selbst zu sehr verweiblicht, er habe die Frauen zu sehr in den Mittelpunkt des wirrenden Lebens gestellt und die Welt in dem Glauben gelassen, daß die Poesie und ihre Kenntnißnahme mehr eine Sache der Frauen sei.

Clodwig widersprach dieser Auffassung. Er betonte zuerst, daß unser modernes Leben den sogenannten Cultus des Genius nicht aufkommen lasse, denn der Cultus könne nur da entstehen, wo die Erscheinung des Vollkommenen, des Göttlichen angenommen werde; sobald man Einschränkungen setze, sei er nicht mehr möglich.

Bella, die sich nicht weit von Erich auf den Balcon gesetzt hatte, sagte zu ihm:

„Ich will nichts Vergangenes. Wollte ich Reliquien verehren, hätte ich in meiner Kirche genug. Mit der Verehrung für Vergangenes machen sich die Menschen zu etwas. Es lebe, wer da lebt, ist mein Wahlspruch."

Mit Schrecken sah Erich, daß in dieser Frau ein Widerspruch gegen die ganze Tonart ihres Mannes war, der ihn das ehedem so harmonisch erschienene Zusammensein als ein durchaus peinliches erkennen ließ. Das Auge Sonnenkamps dagegen, der die Worte Bella's gehört hatte, ruhte groß auf Bella; sie wendete sich nun an ihn und bat, ihr bei der neuen Einrichtung ihres Treibhauses Rath zu ertheilen. Sie legte ihren Arm in den Claudinens, Beide gingen mit Sonnenkamp davon.

Clodwig und die Professorin saßen nun allein im Saale, während Erich und Roland auf dem Balcon still hielten und vernahmen, wie Clodwig hinzusetzte, daß die Zukunft, wenn dem thätigen Leben die Weihe des Geistes geworden, vielleicht die Form des Cultus nicht mehr bedürfe.

Mit angehaltenem Athem hörten Erich und Roland zu, wie Clodwig und die Mutter einander bekannten, was ihnen der Meister an Lebenskraft und durchdringender Erkenntniß geleistet, und wie sie jenes nicht genug erkannte Werk: „Goethe's Gespräche mit Eckermann," erörterten, das uns den Meister zu lebendigem, persönlichem Umgange erneuert. An dem Verhältniß zu Goethe läßt sich der Bildungsgrad eines Menschen ermessen.

Clodwig meinte, daß die heutige Jugend eine bedingte Verehrung für den Meister habe, da sie vorherrschend die bürgerliche Pflicht fühle und ein eigentlich politisches Wirken Goethe nicht aufgegangen sei und seine Aufgabe nicht war.

Wieder stimmten die Beiden in einen Wechselgesang zum Lobpreise der Bereicherung und Vertiefung des Lebens ein, das ihnen durch Goethe geworden.

Erich und Roland saßen still und hörten zu; nur einmal sagte Erich leise:

„Sieh, Roland, das ist Ruhm, das ist Ehre; das ist das höchste Glück, daß ein Mann so fortwirkt, daß sein Geist stets neu belebt, daß hier oben nach Jahren zwei Menschen einander erbauen in Auferweckung dessen, was ein aus dem Leben Verschwundener festgestellt."

Weiter sprachen die Beiden drinnen im Saal und jetzt hörte Erich seinen Namen nennen, denn die Mutter sagte: Erich verstünde sehr gut, Goethe'sche Gedichte vorzulesen.

Bella, Claudine und Sonnenkamp wurden herbeigerufen. Erich las, aber heute weniger gut als sonst, denn es kamen viele Anklänge vor, die auf die Bewegtheit seines Herzens und Bella's sich übertragen ließen.

Der Regen hörte immer noch nicht auf. Bella gab verborgene Künste zum Besten. Sie erschien in einer rothsammetnen Draperie, die sie als griechisches Gewand handhabte, und ahmte einer berühmten italienischen Schauspielerin mit bewundernswerther Kunst nach. Sie verschwand wieder und erschien als Pariser Grisette; dann verschwand sie abermals und trat als Tiroler Handschuhverkäuferin auf, immer neu, kaum zu erkennen.

Am meisten Heiterkeit erregte es, als sie rasch nach einander drei Bettlerinnen nachahmte, eine katholische, eine evangelische und eine jüdische Frau. Ohne in Caricatur zu verfallen, verstand sie es, auch Bekannte wiederzugeben, und das Alles mit vollendeter Grazie und Bestimmtheit.

Clodwig mußte an sich halten, eine Bitterkeit nicht merken zu lassen, daß durch solche Dinge sein Goethe-Tag ausgefüllt würde. Er fühlte sich wieder in seinem eigenen Hause heimatlos und fremd zu Bella.

Erich indeß sah diese Schaustellungen, denen er eine Bewunderung nicht versagen konnte, mit getheilter Empfindung an. Welch eine reiche Natur war Bella, und wie schwer mußte es ihr sein, ihre vielfältige Kraft im engen Bezirke eines Pflichtkreises zu halten. Bella aber hatte sich heute gewaltsam zum Aufgebot ihrer Künste gebracht; sie wollte jede Empfindlichkeit, jede Erinnerung vor sich und Erich vernichtet sehen. Sie erzählte Erich, daß der russische Fürst, der zu Weidmann nach Mattenheim gezogen war, oft seiner gedenke; er schreibe aber auch mit großer Anerkennung von dem früheren Lehrer Roland's, dem Magister Knopf.

In der Betonung des Wortes „Lehrer" schien Bella eine verschwundene Grenzscheide zwischen ihr und Erich wieder aufrichten zu wollen.

Gegen Abend hörte endlich der Regen auf und die Sonne ging mit jener unsagbaren Farbenpracht unter, die beim Durch-

leuchten der Regenluft über den wie durchglühten Bergen sich darstellt. Man machte sich rasch auf den Heimweg. Roland beklagte, daß seine Schwester Manna nicht einen solchen Tag miterlebt.

Clodwig fragte noch beim Abschied Sonnenkamp, ob er nicht nunmehr, da die Professorin in seinem Hause, die Tochter heimkommen lassen wolle.

Sonnenkamp war sehr dankbar für die Sorgfalt, die Clodwig seinem Hause widmete; er bot der Professorin die Hand dar und sagte:

„Wenn es Ihnen genehm ist, reisen wir morgen mit einander zu meiner Tochter."

Die Professorin nickte beistimmend.

Sonnenkamp glaubte an die edlen Motive der Professorin und eine Weile fühlte er sich angenehm davon berührt.

Bald aber erhob sich wieder das Bewußtsein seiner triumphirenden Kraft; die Welt dient seinen Plänen und es ist eine Lust, die Menschen zu verwenden, mit ihnen zu spielen, auf ihren Schultern sich zu wiegen. Clodwig und die Professorin machten seinen geheimen Wunsch für Manna zu ihrem eigenen, sie mußten nun dankbar sein, daß er ihren Willen ausführte, und doch mußten sie ihm dienen, denn gerade durch sie sollte sein Hauptplan zur Ausführung kommen, erst dann hatte er das bestätigte Recht, ein Wesen höherer Gattung sein zu dürfen, das über Andere verfügt und sie mit Freundlichkeit begnadigt.

Noch am Abend der Heimkunft bestimmte Sonnenkamp, daß der Gärtner die Lieblingsblumen Manna's, und das waren besonders Reseden, am andern Tage überall in ihrem Zimmer anbringe.

Zweites Capitel.

Dienstfertigkeit und Ehrerbietung zeigten sich in der Art, wie Sonnenkamp der Professorin die Hand reichte, als sie aus dem Wagen stieg, wie er sie nach dem Dampfschiff führte, ihr einen vor Zugluft geschützten und freien Ausblick gewährenden Platz suchte, wie er ihr alles zur Hand legte und nach ihren Wünschen fragte.

Die Professorin sah zu ihrem Schrecken, daß sie ein Buch vergessen hatte, das sie mitnehmen wollte. Sie wich den Fragen Sonnenkamps aus, welches Buch es sei, denn sie konnte wohl voraussetzen, daß die Schriften des Mannes, den sie so sehr verehrte, Sonnenkamp nicht genehm seien; sie scherzte über sich selbst, daß sie noch bei einer Rheinfahrt am sonnenhellen Tage gerne ein Buch bei sich habe. Nun mußte sie ganz dem Ausblick und ihren Gedanken leben.

Sonnenkamp setzte sich neben sie und seine Stimme war in der That bewegt, als er sagte, daß er seine Kinder glücklich preise, ja fast beneide, daß eine solche Frau sich in ihren Jugendgeist einlebe.

Je mehr er sprach, je weicher wurde er; es lag ein Glanz in seinen Augen, als ob eine Thräne darin zerflossen wäre. Er wiederholte, er möge nicht von seiner Jugend sprechen, die sei öde und wüst, keine zarte Frauenhand habe je die Mienen seines Antlitzes geglättet. Endlich kam er, sich gewaltsam fassend, auf den Hauptpunkt.

„Man hat meinem Kinde eine Thatsache berichtet, die zu widerlegen ich unter meiner Würde halte. Sollten Sie, geehrte Frau, eine solche erfahren, so seien Sie im Voraus überzeugt, daß es eine von niedrigster Feindseligkeit ausgeheckte Lüge ist.“

Er sagte, er könne es nicht nennen, sonst müßte er hier auf dem Schiffe rasend werden. Seine zur Milde geschmeidigten Mienen wurden plötzlich wild, Furcht erregend. Die Professorin sagte nun, daß sie zunächst ihrer Jugendfreundin, der Oberin, einen Besuch mache, und bat, daß Herr Sonnenkamp Alles vermeiden möge, was seiner Tochter eine Beziehung zu ihr aufdrängen könne.

Sonnenkamp verabredete mit ihr, nicht mit auf die Insel zu gehen; er wollte im Gasthof am andern Ufer warten, bis die Professorin ihn rufen lasse ...

Während das Schiff den Rhein hinabfuhr, pflügte ein stattlicher Landwirth in kleidsamer Tracht einen Acker auf der Klosterinsel. Die Kinder standen von Ferne und sahen dem Pflügen zu, als ob es ein Wunder wäre; sie wollten näher treten und schauten auf Manna, als ob diese es erlaube, Manna nickte und sie gingen auf dem Kiesweg an der Seite des Ackers dahin. Da grüßte der Pflügende, indem er den Hut abnahm; Manna erschrak. Ist das nicht Herr von Prancken?

Er pflügte ruhig weiter. Als er jetzt den Pflug wendete, schaute er zu ihr hin und lächelte; er war es.

„Das ist ein wunderschöner Bauernknecht," sagte eines der Mädchen.

„Und er sieht so fein aus," rief ein anderes.

„Und er hat einen Siegelring an der Hand," rief ein drittes. „Wer weiß, ob das nicht ein verkleideter Ritter ist."

Manna rief die Kinder, daß sie wieder mit ihr umkehrten. Sie ging in ihre Zelle, von der man den Acker überschauen konnte, vermied aber das Fenster. Es schmeichelte ihr, daß Prancken sich in ihrer Nähe hielt und so bescheiden und rücksichtsvoll war, sie nicht anzusprechen. Sie überlegte, ob sie das nicht der Oberin mittheilen müsse, aber sie fand, daß sie kein Recht habe, das Geheimniß des Herrn von Prancken zu lösen.

Sie ging nach dem Fenster und sah, wie er ruhig seine Arbeit vollführte, er erschien so rein und edel in dieser einfachen Thätigkeit. Ein Rosenstock stand auf ihrem Fenstersims, eine Spätrose war aufgeblüht; jetzt schaute Prancken auf, sie faßte die Rose, wollte sie abbrechen und als Zeichen der Erkennung ihm hinabwerfen, aber eben, als sie den Stiel faßte, trat eine dienende Schwester ein und meldete, daß ein Besuch gekommen sei, der Manna zu sprechen wünsche. Die Rose blieb am Stock.

Manna wendete sich und fühlte, wie verwirrt sie war. Dort ist ja Prancken, dort führt er den Pflug. Wie konnte er sich melden lassen? Oder ist Gräfin Bella angekommen? Schwankenden Schrittes ging sie hinab nach dem Sprechzimmer. Die Oberin stellte ihr eine Dame vor und sagte:

„Dies ist meine Freundin, Professorin Dournay, die Mutter vom Lehrer Deines Bruders."

Drittes Capitel.

Der erste Blick, mit dem die Professorin und Manna einander ins Auge faßten, war Ueberraschung; Jedes hatte sich vom Andern eine nicht zutreffende Vorstellung gemacht.

Manna erinnerte sich der hohen Gestalt Erichs, seiner Aehn-

lichkeit mit dem Bilde des heiligen Antonius und nun stand vor ihr eine kleine ergraute Blondine. Die Mutter dagegen hatte sich eine schöne Schwester Rolands vorgestellt und sah nun eine zierlich feine, aber beim ersten Anblick durchaus nicht den Eindruck von Schönheit gebende Erscheinung. Die Farbe des Antlitzes war etwas dunkel, die braunen Augen glänzten in breitem, ruhigen, jeden Hineinblickenden erwärmenden Feuer.

Manna verbeugte sich sehr förmlich vor der Professorin und diese reichte ihr mit einer mütterlichen Zutraulichkeit die Hand, indem sie sagte, daß es ihr eine Freude sei, bei dem Besuche, den sie ihrer Jugendfreundin, der Oberin, mache, auch die Tochter ihrer Gastfreunde kennen zu lernen. Sie betonte besonders, daß sie in einem traulichen Verhältniß zur Mutter Manna's stehe.

„Ist meine Mutter wohl?“ fragte Manna; ihre verschleierte Stimme tönte warm und anmuthvoll.

Die Professorin gab guten Bericht und konnte hinzufügen, daß der Doktor sage, Frau Ceres sei noch nie so anhaltend belebt gewesen wie jetzt.

„Wenn Sie an Manna einen besonderen Auftrag haben,“ sagte die Oberin, „so will ich Sie allein lassen.“

„Ich habe durchaus keinen besonderen Auftrag.“

Manna verabschiedete sich, sie reichte der Professorin die Hand und ging davon. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Wozu hat man sie denn rufen lassen, wenn man ihr kaum etwas mitzutheilen hat? Daß diese Fremde sie so hin und her schickte — denn eine Fremde ist doch diese Frau — erschien ihr unwürdig. Aber während sie über den langen Gang dahinwandelte, sah sie beständig das treuherzig milde Antlitz der Fremden vor sich und jetzt lächelte es ihr zu, als wollte es sagen: Bist ein seltsames Kind!

Nachdenklich kehrte Manna in ihre Zelle zurück; sie sah zum Fenster hinaus, Prancken stieg mit dem Pferde in einen Kahn und dann landete er drüben. — Er eilte rasch das Ufer hinan und verschwand hinter den Weiden.

Manna sehnte sich nach der Zeit, wo die Welt ihr entrückt sein und keine Unruhe mehr über sie kommen würde, denn jetzt war sie tief beunruhigt. Da ist Prancken, da ist die Mutter des Erziehers — was sollte das Alles? Sie nahm ihr Andachtsbuch vor, aber es gelang ihr nicht, ihre Gedanken von den hier feststehenden fesseln zu lassen.

Indeß saß die Professorin bei der Oberin.

Erscheinung wie Haltung dieser beiden Frauen war ein scharfes Widerspiel.

Die Gestalt der Professorin war behaglich und in ihrem Antlitz eine aufmerksame Belebung, ihre Hände waren rund und voll. Die Oberin war hager, groß, gestreckt, der Ausdruck ihres Gesichts streng und ernst, wie wenn sie eine Sekunde vorher einen gemessenen Befehl ertheilt hätte oder im Begriff wäre, einen solchen zu ertheilen; ihre Hände waren lang und ausgearbeitet. Beide Frauen hatten eine schwer geprüfte Vergangenheit; die Professorin hatte eine milde, ja eine lächelnde Zufriedenheit daraus gewonnen, die Oberin dagegen eine beständige Rüstung, um allen Begegnungen fest gegenüberzustehen.

Bei der ersten Begrüßung der beiden Jugendfreundinnen nach einer bald dreißigjährigen Trennung schien die Oberin es nicht gehört zu haben oder nicht hören zu wollen, daß die Professorin sie Du genannt hatte.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß ich Sie diesseits noch einmal sehe,“ sagte sie alsbald, und als die Professorin Jugenderinnerungen erwecken wollte, entgegnete die Oberin, sie kenne keine Vergangenheit, sie kenne nur eine Zukunft, die einzige, die das Recht habe, daß wir all unser Denken darauf richten.

Die Oberin bemerkte, daß die fremde Anrede die ehemalige Freundin stutzig mache, und sagte mit gleicher Ruhe, daß sie keinerlei Unterschied mit Verwandten und Bekannten aus der früheren Welt mache; es sei ihr Niemand näher und Niemand ferner gestellt; wer nicht so zu handeln vermöchte, der dürfe sich nicht dem geistlichen Berufe widmen.

Die Professorin war gefaßt genug, um zu sagen:

„Sie hatten immer eine Strenge des Geistes, die mich früher manchmal erschreckte, die ich jetzt aber bewundere.“

Die Oberin lächelte; aber wie im Zorn, daß sie von dieser Höflichkeit sich geschmeichelt fühlte, setzte sie hinzu:

„Ich bitte mich nicht zur Eitelkeit verleiten zu wollen. Ich stehe auf meinem Posten und habe strengen Wachtdienst, bis der Herr mich abruft. Damals, ich muß es doch sagen, wußte ich nicht, daß Sie und ich in zwei verschiedenen Welten lebten; in meiner Welt hat man die Pflicht, keine Kraft für sich selbst zu haben.“

Bei aller Selbstverleugnung erschien es der Professorin, als ob die Oberin von der Macht und Größe des Kreises, in dem sie stand, mit jenem Stolze oder wenigstens mit jenem gehobenen Selbstgefühle sprach, das Jeden leicht überkommt, der einem geschlossenen, machtvollen Gemeinwesen angehört.

Bald aber fanden die Beiden einen friedlichen Berührungspunkt, indem sie über die schwere Aufgabe der Erziehung junger Seelen sich besprachen.

Die Oberin hatte reiche eigene Erfahrung, während die Professorin fast nur auf Lehre und Anschauung ihres Gatten sich berufen konnte; und jetzt, da sie als Schülerin erschien und dankbar zuhörte, wurde sie auch milder betrachtet. Die Oberin fühlte, daß sie doch etwas zu schroff sich verhalten, und wie man in solcher Empfindung leicht Dinge mittheilt, die man eigentlich verschließen wollte, so geschah es auch hier.

Sie erzählte, welch ein wundersames Wesen Manna sei; es seien zwei Naturen in ihr, eine demüthig fügsame, fast willenlose, und eine kämpfende, trotzige und eigenwillige. Sie habe einen ernsten Charakter, vielleicht etwas zu ernst für ein siebzehnjähriges Mädchen; nur könne sie in ihren Empfindungen oft nicht Maß halten, aber wer könnte das in diesem Alter. Auf ihrem Gemüthe laste ein Schmerz, der unerklärlich sei; es sei zu vermuthen, daß er darin seinen Grund habe, daß das Kind den Zwiespalt der Eltern tief empfinde. Sie fragte die Professorin um Näheres über die Charakterbesonderheit der Eltern, aber die Professorin antwortete ausweichend. Die Oberin erzählte weiter, daß Manna Anfangs einen schweren Stand im Kloster gehabt, ja ihr Eintritt fast eine Revolution bewirkt habe. Zwei Amerikanerinnen aus den besten Familien waren ebenfalls hier und wollten nicht mit der Quadrone — denn für eine solche hielten sie Manna — an Einem Tische sitzen; sie erzählten den Mitschülerinnen, daß Neger und Mischlinge in ihrem Vaterlande immer in abgesonderten Waggons der Eisenbahn sitzen, wie auch in der Kirche besondere Plätze haben müßten. Durch schnelle Fassungsgabe und großen Eifer habe Manna es bald dahin gebracht, daß sie sogar das blaue Band erhielt.

Die Professorin hätte der Oberin gern gesagt, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, den Kindern durch Lehre und That zu zeigen, wie es vor Gott keinen Unterschied des Blutes gebe und diese Ausschließung eine Gottlosigkeit und Barbarei sei.

Sie unterdrückte es. Eine Röthe aber durchzog das Antlitz der Professorin, da die Oberin sagte, sie möge die Güte haben, beim Tischgebet die Hände zu falten. Sie erwiderte:

„An unserm Tisch wurde kein übliches Gebet gesprochen, aber ich glaube, daß an demselben ein reines und gutes Denken herrschte."

„Gut, gut, ich wollte Sie nicht verletzen," sagte die Oberin. „Ich habe mit Theilnahme erfahren, daß Sie den Mann verloren, um dessentwillen Sie sich aufopferten."

„Ich war glücklich mit meinem Mann," erwiderte die Professorin, „unsere Liebe erneuerte sich täglich. Dieses Glück habe ich verloren, aber ich besitze noch eine hohe und schöne Liebe: die zu einem Sohn, der sich gut und tüchtig entwickelt hat."

„Es freut mich, daß Sie so glücklich sind, aber sagen Sie mir aufrichtig: haben Sie nicht auch gefunden, daß unter zehn verheiratheten Frauen mindestens neun unglücklich sind?"

Die Professorin schwieg und die Oberin fuhr fort:

„Ihr Schweigen ist Bejahung, und nun sehen Sie den großen Unterschied: unter hundert Nonnen finden Sie kaum eine unglückliche."

Die Professorin schwieg noch immer, sie wollte auf diese kühne Behauptung keine Erörterung weiterführen, sie war Gast, sie wollte hier nicht bekehren und verbessern. Die Oberin aber wurde herausfordernd, denn sie fragte:

„Kennen Sie etwas Unglücklicheres als ein Mädchen, das weiß und von dem Andere wissen, daß es in den Besitz von Millionen kommt? Soll es an die Liebe von vergänglichen Menschen glauben? Soll es glauben, daß es um seinetwillen umworben werde? Da bleibt nichts, als sich und seine Habe in die Hand des Ewigen geben. Wir werben nicht um Manna und ihren einstigen großen Besitz, wir bestehen darauf, daß sie in die Welt zurückkehre und erst aus freiem Entschluß wieder zu uns komme. Von unserer Seite geschieht weder Zwang noch Einflüsterung, aber wir haben auch die Pflicht, Diejenigen, die das Unvergängliche dem Vergänglichen vorziehen, wo sie auch sein mögen, zu schützen; und nun reden wir darüber nicht mehr."

Die Oberin ging davon.

Die Professorin wandelte allein auf der Insel und es erschien ihr als ein Wagniß, ja als unberechtigte Kühnheit, das Kind, das hier in Frieden lebte und in diesem Kreise sein Leben beschließen wollte, herausreißen zu wollen.

Sie stand am Ufer und fast ohne zu wissen warum, ließ sie sich übersetzen und war nicht wenig erstaunt, unter den schattigen Linden des Gasthofes Herrn Sonnenkamp und Herrn von Prancken beim Weine sitzen zu sehen.

Prancken hatte ein seltsames Gewand an, so daß sie glaubte, sie irre sich; sie wollte umkehren, wurde aber angerufen und trat zu den beiden Männern in den Garten.

Sonnenkamp war sehr aufgeheitert, er pries den Zufall, der ihn hier seinen Freund Prancken treffen ließ, er fand es gar prächtig, daß sich der Baron eine Weile zum Feldbauer machte, er deutete an, daß er auch einmal so etwas gewesen, und sagte:

„Vor unserm Freunde haben wir kein Hehl. Frau Professorin, will Manna nun mit Ihnen heimkehren?"

Die Professorin erzählte, daß davon noch kein Wort gesprochen sei, und man könne es auch kaum wünschen; man solle Manna ihre Zeit vollenden lassen und überhaupt sich vor jedem gewaltsamen Eingriff hüten.

Prancken stimmte bei, Sonnenkamp war indeß sehr unwirsch, er fand es empörend, daß sein Kind hier wie in einer Heerde leben sollte, während ihm ein freies Dasein bereitet war.

Die Mittagsglocke läutete auf dem Kloster, die Professorin sagte, daß sie zurückkehren müsse.

Sonnenkamp begleitete sie bis ans Ufer und dort sagte er leise:

„Kümmern Sie sich nicht um Prancken. Wir wollen meinem Kinde die Freiheit geben in jeder Beziehung."

Die Professorin fuhr wieder nach der Insel; die Kinder saßen schon bei Tische, als sie in den Speisesaal kam. Als gespeist und gebetet war, sagte die Oberin zu Manna:

„Nun geh mit der Freundin Eures Hauses."

Die Professorin ging mit Manna nach dem schattigen Wäldchen am obern Ende der Insel. Auch Heimchen ging mit und war zutraulich gegen die Mutter; das Kind ließ sich ruhig mit einem Buche unter einen Baum setzen und wollte hier warten, bis man es wieder abhole.

„Du darfst aber Manna nicht mit fortnehmen," rief das Kind noch von seinem niedern Bänkchen nach; die Beiden erschraken, denn das Kind sprach wie durch einen Naturtrieb aus, was die Eine besorgte, die Andere hoffte.

Viertes Capitel.

„Sie scheinen mir zu höherem Leben berufen," sagte die Professorin, „da Sie schon in früher Jugend etwas so Schweres und den ganzen Zwiespalt der Menschen erfahren mußten."

„Ich? Wie?" fragte Manna. Sie zitterte.

„Sie haben ja unter jenem Entsetzlichen gelitten, das Ihr großes und schönes Vaterland befleckt."

„Mein Vaterland? Ich? Sprechen Sie deutlicher."

„Es schmerzt mich sehr, wenn ich eine Wunde berühre, aber diese Wunde ist ein Ehrenschmuck für Sie und Sie sind ja unschuldig in diesen Zwiespalt des Lebens gesetzt."

„Ich? Sagen Sie mir Alles, was wissen Sie?"

„Ich meine, es muß Ihr Empfinden erhöhen, daß Sie gerade diese Niedrigkeit der Gesinnung an sich selbst erdulden mußten."

„So sagen Sie endlich deutlich, was wissen Sie?"

Es lag ein harter Ton in der Art, wie Manna scharf und zornig das ausrief, ihr mildes Auge funkelte unheimlich.

„Ich weiß nichts, als daß Sie bei Ihrem Eintritt ins Kloster Schweres erleiden mußten, da zwei Amerikanerinnen Sie für Halbblut hielten und nicht mit Ihnen sein wollten."

„Ja, ja, das ist's! Jetzt weiß ich, warum Anna Sotway oftmals sagte, sie vermöge in den Augen und an den Nägeln zu erkennen, wer Negerblut in seinen Adern habe. Ich danke Dir, heiliger Gott, daß Du mich das erleben ließest. Nun verstehe ich erst recht, wofür ich das Opfer bin. Ich selbst ... ich selbst sollte die Schmach erleben, wie ein Sklave ausgeforscht zu sein! Aber warum duldest Du Gott, daß sie Dich anbeten, und Dich in Deinen Geschöpfen verhöhnen? Also nicht weil ich gottesfürchtig und gehorsam sein wollte, nein, weil ich von reinem Blute bin, duldeten sie mich hier?"

Es schien ein fremdes Wesen, das hier sprach, und in den Wald hinein rief:

„Ihr Bäume, warum seid ihr ein Jeder nach seiner Art, und blüht und grünt und wachset und Eine Sonne erwärmt euch und die Vögel singen. Wehe! wo bin ich?"

„Auf gutem Wege," sagte die Professorin. Manna starrte sie an, als wäre sie ein Gespenst, die Professorin aber fuhr fort:

„Ein reiner Geist erneuert sich in Dir, mein Kind. Lessing ahnte nicht, da er das Wort aussprach: Ich will nicht, daß allen Bäumen eine Rinde wachse — daß sich sein Geist hier im Kloster, in einem erwachenden Kinde neu offenbaren würde. Sein Geist ist jetzt zwischen uns, und ich glaube, er würde Dir sagen: Vergieb ihnen, sie werden lernen, daß Gott allein beharrt und die Menschengeschlechter nur wandelnde, ewig sich erneuernde Erscheinungsformen sind."

Manna schien sie kaum gehört zu haben, denn sie faßte jetzt die Professorin an und fragte:

„Sagten Sie mir nicht, daß Sie das besondere Vertrauen meiner Mutter hätten?"

„Ja."

„Und hat sie Ihnen auch das ... das Andere mitgetheilt?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sprechen Sie offen mit mir. Ich weiß Alles."

„Ihre Mutter hat mir kein Geheimniß mitgetheilt."

Krampfhaft faßte Manna das Kreuz auf ihrer Brust und starrte lange lautlos vor sich hin.

Mit eindringlicher Herzlichkeit sprach die Professorin, wie sehr sie bedaure, Manna so erschüttert zu haben.

Diese gab noch immer keine Antwort.

Sie setzte sich auf eine Bank, die unter einer Tanne angebracht war, lehnte sich an die Tanne, schaute in den Himmel hinein und sagte vor sich hin:

„Warum kommt nicht mehr eine Stimme aus der Luft zu uns? Ach, ich möchte so gern, ich würde ihr folgen über Berg und Thal, in Nacht und Tod."

Sie weinte. Die Professorin bat sie, recht ruhig zu sein, aber Manna erklärte, sie könne nicht, es thäte ihr so weh, daß man sie hier fortrisse, und fort müsse sie, sie könne hier nicht mehr wahr sein, denn die Menschen seien nicht wahr gegen sie gewesen.

Jetzt erst erfuhr die Professorin zu ihrem Schreck, daß Manna das Vorkommniß nicht gekannt habe. Sie klagte, daß sie es sich nie verzeihen könne, die junge Seele Manna's so verstört zu haben. Und nun wendete sich Manna und suchte sie zu beruhigen und zu trösten.

„Glauben Sie mir," rief sie und hob die gefalteten Hände

zu ihr empor, „ach ich weiß, daß die Wahrheit allein befreit, und das ist ja das Entsetzliche, daß der Park und das Haus und der Glanz gelogen sind ... Nein, das wollte ich nicht. — Nur Eins bitte ich, bedauern Sie nicht, daß Sie mir das gesagt; es schadet nichts, es hilft mir. — Gewiß, es hilft mir. Ich mußte auch das noch kennen und es ist gut."

Die Professorin fühlte, wie schwer sie es dem Mädchen gemacht, und sie erklärte, daß die Oberin wie ein Arzt geheilt habe, ohne dem Kranken sein ganzes Leid zu sagen. Die Professorin berichtete ihr dann, daß der Vater drüben am Ufer auf sie warte und hoffe, sein Kind werde mit ihm heimkehren.

„Kommen Sie mit mir zur Oberin," rief Manna plötzlich.

Sie faßte die Professorin an der Hand und ging mit ihr nach dem Kloster.

Jetzt aber kam Heimchen und rief:

„Nein, Manna, Du darfst nicht fort, Du darfst mich nicht allein hier lassen."

„Komm mit," entgegnete Manna und nahm das Kind an der Hand.

Sie ging zur Oberin und bat um die Erlaubniß, im Geleite der Professorin zu ihrem Vater zu gehen, der drüben am Ufer auf sie warte.

„So laß ihn doch hieher kommen."

„Nein, ich möchte zu ihm."

Es wurde gestattet. Nur schwer ward es, Heimchen zu beschwichtigen und abzulösen.

Manna kam mit der Professorin in den Garten am Gasthofe; dort im Schatten der Laube saß noch Sonnenkamp mit Prancken.

„Du gehst mit uns heim?" rief Sonnenkamp seiner Tochter entgegen.

Sie duldete seine Umarmung, aber sie erwiderte sie nicht. Prancken war erfreut, Manna zu begrüßen, und als sie ihm die Hand reichte, sagte er lächelnd:

„Ich habe eine harte Hand bekommen, aber mein Herz ist noch weich, vielleicht zu weich."

Manna schlug die Augen nieder. Es gab bald heitern Scherz über die Art, wie sich Prancken hier in der Nähe angesiedelt hatte. Er wußte mit Lustigkeit zu erzählen, wie er sich in das neue Leben finde; es war eine frische Kraft in seiner Erscheinung

und ein heller Ton in seinen Worten; er sah nicht ohne Befriedigung, welchen Eindruck sein Verhalten auf Manna machte. Diese sagte endlich: sie glaube offen sprechen zu dürfen, sie habe eigentlich ein Verlangen, sofort das Kloster zu verlassen, oder noch besser, gar nicht mehr in dasselbe zurückzukehren; der Vater oder die Professorin sollten hinüber fahren und an ihrer Statt Lebewohl sagen und, wenn es möglich sei, Heimchen mitnehmen.

„Ist einem Freunde erlaubt, ein Wort drein zu reden?“ fragte Prancken, als Sonnenkamp seine Freude kundgab.

Manna bat, daß er spreche, und er erklärte nun, wie er als Freund darauf halten müsse, daß sie correct handle. Was auch vorgekommen sei, es bleibe die Pflicht Manna's, ein so inniges und reines Verhältniß, wie sie es zum Kloster und namentlich zur Oberin gehabt, nicht schroff zu lösen; Härte und Undankbarkeit, die man gegen Andere übe, lasse eine Schwere und Bitterniß in der Seele zurück. Er glaube daher, daß, wie Manna aus freiem Entschluß ins Kloster gegangen, sie nun dasselbe eben so in Güte und Verträglichkeit verlassen müsse. Zurückkehren und noch einige Zeit verweilen, von den Genossinnen und den frommen Schwestern mit ruhigem Bedacht sich ablösen, das erscheine ihm angemessen. Er wiederholte, daß auch ihm nichts erwünschter sein könne, als wenn Manna so bald als möglich und so voll als möglich ins bewegte Leben zurückkehre, aber es sei die Pflicht des Freundes, Demjenigen, dem man nahe stehe, jede nachfolgende Reue und innere Unruhe zu ersparen.

Es war mehr als eine vornehme, es war eine edle Haltung in der Art, wie Prancken das Alles sagte.

„Sie haben recht,“ rief Manna, reichte Prancken die Hand und hielt sie eine Weile fest. „Ich danke Ihnen und folge Ihnen.“

Sonnenkamp war außer sich, daß sein liebster Wunsch wieder vereitelt wurde; aber auch die Professorin stimmte bei.

Die beiden Frauen gingen, von den Männern begleitet, nach dem Ufer und fuhren nach der Insel.

Heimchen, das immer geweint hatte, war bereits zu Bette gebracht und klagte, daß Manna fort sei; sie mußte noch zu dem Kinde, sie traf es weinend, das Kissen war naß; sie trocknete ihm die Augen und redete ihm zu, bis es einschlief.

Fünftes Capitel.

Noch spät am Abend ging Manna zwischen der Oberin und der Professorin, von Beiden an der Hand geführt, den breiten Gang auf der Insel auf und ab. Es war, als ob zwei Weltmächte sich liebend um sie stritten.

Die beiden Frauen sprachen — es ließ sich kaum mehr zurückleiten, wie man dazu gekommen war — über Rechthaberei. Die Professorin behauptete, daß die Erlösungsfähigkeit in der Bereitwilligkeit bestehe, eine Uebereilung, ein Unrecht, einen Irrthum frei zu erkennen und zu bekennen.

Die Oberin stimmte dem bei, aber sie behauptete, daß man zum Irrthum, zu falscher Ansicht in den höchsten Dingen immer wieder zurückkehren könne, wenn nicht feste, unerschütterlich geoffenbarte und durch ein unfehlbares Organ immer neu verkündete Lehre den Irrthum heile; sonst wisse man ja nie, ob man nicht wieder im Irrthum sei.

Die Oberin hatte jenes sichere Bewußtsein des Positiven, während die Professorin für jedes Vorkommniß neue Erkenntniß und Bestimmung suchen mußte, so daß sie gewissermaßen unstet und unsicher erschien. Dies Gefühl wurde noch vermehrt, da sie sich nicht für berechtigt hielt, gegen einen so festen und segensreich wirkenden Glauben anzukämpfen. Eine Unruhe, wie ein Spion sie empfinden muß, der in bester patriotischer Absicht im Feindeslager sich umschaut, beherrschte das Wesen der Professorin; sie bedauerte, daß sie einen solchen Auftrag übernommen. Aber jetzt war sie auf dem Posten, jetzt mußte sie ihre Anschauung vertheidigen; sie suchte den Punkt, wo sie ganz wahr sein durfte, indem sie Manna erzählte, daß ihr Vater eine ausgebreitete Wohlthätigkeit organisiren wolle, und welch ein schöner Beruf es sei, da mitwirken zu dürfen. Die Oberin ließ Manna erwidern, die nun sagte:

„Frauen können nicht im Großen wirken und die Gaben, die mein Vater spendet, kommen doch nicht in die rechten Hände; wir können das Besitzthum nur wieder zurückgeben in die Hand dessen, der allein zu bestimmen hat, wohin es wirken soll."

Die Oberin wiederholte, daß sie Manna entschieden abrathe, den Schleier zu nehmen; es sei zu fürchten, daß ihr Naturell sich

nicht dazu eigne. Zur Professorin gewendet setzte sie in scharfem Tone hinzu:

„Wir sind gleichgültig gegen den Vorwurf, daß man uns nachsagen könnte, wir hätten nach dem Besitzthum des Kindes gestrebt; wir verschmähen das Besitzthum nicht, wir können Großes damit wirken, aber die Seele des Kindes allein ist es, worauf wir Werth legen, und fragen nichts darnach, ob die Weltlinge uns das glauben oder nicht.“

Die Professorin war froh, als sie endlich allein in der Zelle war, wo sie schlafen sollte.

Man war im Kloster sehr früh wach, aber lange bevor das Mettenglöcklein läutete, stand die Professorin angekleidet in ihrer Zelle und schaute hinaus in den anbrechenden Tag, wo die Nebel auf dem Strom mit dem Morgendämmern kämpften.

Sie dachte sich in die Hunderte von jungen Seelen, die jetzt noch im Schlafe liegen, einer fraglichen Zukunft entgegenwachsend; sie dachte sich in die Seelen der Nonnen, die dem Leben entsagt hatten, denen der Tag kein persönliches Ereigniß mehr brachte, nur noch die stetige Pflicht.

Darf man es wagen, in solch ein Leben einzugreifen, es zu stören?

Mag auch viel Ungehöriges hier geschehen, es herrscht ein heiliger Wille über die Gemüther. Man kann einer bestehenden positiven Religion sich nur entgegenstellen durch mehr Religion. In der Welt ist die Idee des Reinen verfolgt, gehetzt, verdunkelt; die Hand muß sicher und höher geweiht sein, die es wagen kann, ein Asyl der Idee anzugreifen.

Das Morgenlicht war Herr geworden über die Nebel und erglänzte über den Bergen und auf dem Strom; die Klosterglocke läutete; es ward lebendig in dem großen Hause.

Die Professorin blieb, bis der Morgengottesdienst zu Ende war, dann ging sie in den Speisesaal, um von Manna und der Oberin Abschied zu nehmen. Sie wurde bis ans Ufer geleitet.

Mit befreiter Seele fuhr sie hinüber.

Als sie mit Sonnenkamp nach der Villa zurückfuhr, entwarf sie auf dem Schiffe den Plan, wie man eine ausgebreitete Wohlthätigkeit organisire; es müsse etwas Umfassendes geschaffen werden, so daß Manna von dem einen Heiligthum in das andere eintrete.

Sonnenkamp hörte still, aber unwillig zu; die ganze Welt hatte sich verschworen, ihn zum Tugendheuchler zu machen.

Ganz Aehnliches hatte Prancken gestern von ihm gefordert; er hatte die religiöse Verpflichtung hervorgehoben.

Sonnenkamp hatte die Achseln gezuckt, da der Mann auch vor ihm sich eine Maske vorhielt. Erst als Prancken hinzufügte, daß der Hof dadurch nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, ihm die Standeserhöhung zu verleihen, willigte er ein. Nun kam die Professorin mit dem Gleichen, und das war gut, sie meinte es wahrscheinlich ehrlich.

Die Heimfahrt war wenig belebt, denn man kam leer zurück, ja, Sonnenkamp war empört, daß er wieder nur leisten sollte, ohne etwas erreicht zu haben.

Sechstes Capitel.

Ein fremder Geist war indeß auf Villa Eden erschienen.

Am Morgen nach der Abreise der Professorin war Roland nach dem Rebenhäuschen gegangen, um für Erich ein Buch aus der Bibliothek zu holen. Als müßte er sehen, wie es ohne die Mutter ist, trat er in das offene Zimmer derselben; da lag auf dem Tische ein aufgeschlagenes Buch und auf dem weißen Blatte stand in englischer Sprache: Meinem Freunde Dournay — Theodor Parker.

Roland erschrak. Das ist der Mann, von dem die Mutter vor wenigen Tagen gesprochen. Er nahm das Buch, brachte es Erich und bat, daß er es lesen dürfe. Erich war betroffen; aber nach einigem Besinnen überließ er Roland das Buch.

Unter den hohen Weiden am Ufer saß Roland und las und las, schaute bisweilen in den Strom und las weiter.

Da ist ein Kämpfer, ein begeisterter, Gott verehrender Kämpfer für die freie Sittlichkeit und gegen die Sklaverei. Er prophezeite einen großen Kampf und die Worte: „Alle großen Urkunden der Menschheit sind mit Blut geschrieben," fielen in die Seele des Jünglings wie ein Feuerfunke. Weiter und weiter las er, bis er merkte, daß das Licht sich verdunkelte und es Nacht wurde.

Seine Wangen glühten, als er zu Erich kam und ihm das Buch zurückgab.

Roland hatte eine verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß genossen und Erich war ergriffen, wie tief Alles in die Seele des Jünglings gedrungen war. Eine neue schwere Aufgabe stellte sich ihm: der Jüngling mußte zurückgehalten werden von jeder Mittheilung an seinen Vater.

Bis tief in die Nacht saß Erich bei Roland; er mußte den geraden Sinn desselben ablenken und das war fast das Härteste, was er in dieser Stellung auf sich genommen. Der Jüngling sollte erkennen, daß es eine Betrachtungsweise gibt, die die Sklaverei als berechtigt und nothwendig aufrecht erhält; er sollte nie seinem Vater Kunde davon geben, daß er im Gegensatze stehe und durch die Professorin mit einem Geiste bekannt geworden, der in diesem Hause nicht angerufen werden durfte.

Erich gedachte der Mutter, die ihn ermahnt, in den Lehrgang Rolands das zu bringen, was nothwendig sei, und nicht was der Jüngling beliebig wünsche; jetzt war etwas gekommen, wo er der Fährte nachgehen mußte, die der suchende Geist des Jünglings eingeschlagen hatte. Freuen mußte man sich, daß er selber den Weg fand, das war ja, was alle Erziehung wollte, und nun sollte Erich ihn von diesem Wege ablenken und die feste Grundsätzlichkeit: Du sollst und Du sollst nicht, auflösen und zersplittern?

„Mich hat ein großer Neger auf dem Arm gehabt,“ erzählte der Jüngling, „dessen erinnere ich mich ganz deutlich; ich erinnere mich auch seines wolligen Haares, in dem ich ihn zauste; er hatte ein ganz glattes Gesicht, gar keinen Bart.“

Wie träumerisch fuhr er fort:

„Ich bin von Negern getragen worden . . . von Negern.“

Leiser und leiser wiederholte er das Wort, dann schwieg er. Plötzlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und fragte:

„Haben Menschen, die Sklaven sind, wol auch ihre Kinder lieb? Weißt Du keinen Gesang, den sie singen?“

Erich wußte nicht viel zu antworten; Roland wollte wissen, wie die vergangenen Völker die Sklaverei betrachteten. Erich wußte nur Oberflächliches darüber.

Bis tief in die Nacht hinein schrieb Erich einen Brief an Professor Einsiedel; er legte dem väterlichen Freunde dar, wie es ihm

neu aufgegangen, daß zwei Gewalten in der Menschheit ringen, wie Herrschen und Dienen zu einem geschichtlichen und zu einem Naturgesetze gemacht werden sollte; er sprach seinen Vorsatz aus, in wissenschaftlicher Weise eine Geschichte der Sklaverei durch alle Zeiten hindurch aufzustellen, und bat seinen Lehrer um Angabe betreffender Schriften.

Als Erich von Roland geleitet am andern Tage den Brief an Professor Einsiedel nach dem Bahnhof trug, sahen sie das Schiff herankommen, auf welchem Sonnenkamp und die Professorin zu Berg fuhren; sie winkten und gingen nach der Anlände.

Sonnenkamp ging mit Erich voraus, er schien mißgestimmt.

Roland hielt die Professorin zurück, so daß eine große Strecke zwischen ihnen und den Vorausgehenden war, dann fragte er:

„Hat Ihnen Manna auch gesagt, daß sie Iphigenie sei?“

„Nein.“

Die Professorin preßte die Lippen zusammen, sie ahnte etwas, sie verstand nun die Klage Manna's, daß sie an sich selbst das Entsetzliche habe erfahren müssen.

Roland erzählte, daß er das Buch gelesen, das sie vergessen hatte.

Die Professorin erschrak, wurde aber wieder ruhiger, da Roland erklärte, wie Erich ihm Alles zurechtgelegt habe und wie er das Geheimniß bewahren wolle.

Dennoch war ihr tief bange, als sie in die Villa zurückkehrte; sie hatte einen Geist hierher gebracht, der nicht hier hausen sollte. Was sie verborgen gehalten, war in eine Wirkung ausgebrochen, über die sie nicht mehr Herr war und die plötzlich Schrecken und Verwirrung bringen konnte.

Frau Ceres war wieder krank, Fräulein Perini durfte nicht von ihrer Seite. Als die Professorin und Sonnenkamp sie besuchen wollten, ließ sie danken.

Wie ein Kind, das heiter in sich, nur dem nächsten Augenblick lebend, von keinem Wirrwarr, keiner Grübelei weiß, erschien der Major und Jegliches freute sich an seiner naturfesten Gleichmäßigkeit. Er fand es besser, daß Manna jetzt nicht käme, sie solle erst kommen, wenn die Burg fertig sei. Er freute sich auf die Zeit, wo wieder Alle beisammen seien, er konnte das Reisen und Auseinanderfahren nicht leiden; man habe es ja nirgends besser und schöner als hier zu Lande und mehr als Himmel und Wasser und Berge und Bäume gebe es doch nirgends.

Die Professorin begleitete den Major nach seinem Hause. Bis spät in die Nacht hinein saß sie bei Fräulein Milch und diese wurde zur ersten Gehülfin in der Organisation der Wohlthätigkeit bestimmt. Sie kannte alle Menschen und Verhältnisse, verlangte vor Allem, daß man ein Dutzend Nähmaschinen in die umliegenden Dörfer schenke, sie selbst wolle die Frauen und Mädchen in deren Handhabung unterrichten.

Vom Major und Fräulein Milch geleitet, kehrte die Professorin in die Villa zurück. Sie war ruhig, und als ob er gesungen wäre, tönte ein Spruch Goethe's ihr in der Seele: Nicht durch Nachdenken erkennst Du, was Du bist, sondern indem Du versuchst, Deine Pflicht zu thun.

Siebentes Capitel.

Die Professorin fuhr mehrere Tage mit dem Doctor auf die Landpraxis, sie gewann dadurch selbständige Einsicht in das ländliche Leben.

Dann legte sie den in Gemeinschaft mit Fräulein Milch entworfenen Plan Herrn Sonnenkamp vor; er genehmigte ihn mit Bereitwilligkeit und an der Anschaffung der Nähmaschinen hatte er sein besonderes Wohlgefallen. Das ist nicht nur etwas Amerikanisches, es bringt auch Gerede in die Welt. Er reiste selbst nach der Residenz und kaufte die Maschinen.

Die Zeitungen brachten ruhmreiche Kunde, wie Herr Sonnenkamp den Wohlstand des Volkes fördere. Die Cabinetsräthin kam und glückwünschte zu dem schönen Erfolge, indem sie hinzufügte, daß nach einer Nachricht ihres Mannes diese Thätigkeit des Herrn Sonnenkamp höchsten Ortes wohl vermerkt sei.

Nun war in Sonnenkamp ein großer Eifer, er wollte die öffentliche Stimme nicht ruhen lassen, sie sollte jeden Tag von ihm reden; aber Prancken, der zu Besuch gekommen war, sagte, daß es besser sei, etwas inne zu halten, um dann wieder aufs Neue zu überraschen.

Ein Weg am Ufer entlang wurde durch schöne Wiesen von der Villa aus nach dem rebenumrankten Häuschen angelegt, und

eines Tages bat Sonnenkamp die Professorin, mit ihm nach dem Garten zu gehen, und die Hausbewohner mußten mitgehen.

In die Mauer, die den Park umgab, war eine neue Thür eingebrochen. Sonnenkamp sagte, die Professorin solle die Erste sein, die diesen Eingang betrete. Er überreichte ihr den Schlüssel; sie öffnete und ging durch das Thor den Weg entlang, die ganze Familie, auch Prancken folgte ihr. Man ging nach dem rebenumrankten Häuschen und die Professorin war erstaunt, hier ihren ganzen Hausrath und die Bibliothek ihres Mannes wohlgeordnet aufgestellt zu finden. Auch Tante Claudine war wieder da.

Mit einem gewissen Stolze stellte Sonnenkamp seinen Kammerdiener Joseph vor, der Alles so schön geordnet hatte.

Erich erhielt ein großes Paket Bücher, dabei einen Brief des Professor Einsiedel und einen Bogen Notizen. Er lobte Erich, daß er eine Abhandlung über Begriff und Wesen der Sklaverei schreiben wolle, es sei ein ergiebiges Thema.

Erich verschloß die Bücher, denn es war ihm lieb, daß Roland vorerst weder an Sklaverei noch an freie Arbeit dachte, er strebte jetzt nach ganz Anderem.

Der Sohn der Cabinetsräthin, der Cadett, befand sich auf Urlaub in dem neu erworbenen Landhause und eiferte Roland an, er solle bald eintreten. Roland war nun nur darauf bedacht, so bald als möglich in die oberste Classe eintreten zu können; er sprach davon mit dem Vater und Prancken. Der Vater aber nahm ihn einst bei Seite und sagte:

„Mein Kind! Es ist gut und es freut mich, daß Du Dich so eifrig vorbereitest, aber Du sollst erst eintreten . . . ich ehre Dich, indem ich Dir das mittheile. Ich halte Dich für reif genug.“

Er hielt inne und Roland fragte:

„Wann soll ich denn eintreten?“

„Du sollst erst eintreten, wenn Du adlig bist.“

„Ich adlig? Du auch?“

„Ja, wir alle, um Deinetwillen muß ich den Adel erwerben, Du wirst das später einsehen. Freust Du Dich, adlig zu werden?“

„Weißt Du, Vater, wann ich vor dem Adel Respect bekommen habe?“

Sonnenkamp sah ihn fragend an und Roland fuhr fort:

„Auf dem Bahnhofe, wo ich einen wahnsinnigen Betrunkenen

sah; Alles hatte Respect vor ihm, weil es ein Baron war. Es ist doch eine große Sache, ein Adliger zu sein."

Er erzählte die Begegnung am Morgen seiner Flucht, und Sonnenkamp war erstaunt über die Wirkung auf Roland und was Alles in ihm lebte. Dann sagte er:

„Nun gib mir die Hand, daß Du Herrn Erich nichts davon mittheilst, bis ich es ihm selbst sage."

Zögernd gab Roland die Hand.

Der Vater erklärte ihm weiter, wie mißlich es wäre, wenn er, mit bürgerlichem Namen eingetreten, erst im Cadettenhause den Adel erhielte.

Roland fragte, warum er Erich nichts davon mittheilen solle.

Der Vater verweigerte den Grund und verlangte unbedingten Gehorsam.

So hatte Roland ein doppeltes Geheimniß zu bewahren, eines vor dem Vater und eines vor Erich; das beschwerte die Seele des Jünglings, und es kam zu seltsamem Ausdruck, als er Erich einst fragte:

„Haben die Neger in ihrer Heimat auch Adlige?"

„Es gibt an sich keine Adlige," erwiderte Erich, „einzelne Menschen sind nur von Adel, wenn und so lange Andere sie dafür halten."

Erich hatte geglaubt, daß das ausschließliche Hinstreben Rolands nach dem Cadettenhause alles frühere Grübeln und Denken zugedeckt habe, jetzt sah er, daß es dennoch lebte und eine seltsame Gedankenverbindung angenommen hatte, die er nicht zu deuten wußte.

Während des Urlaubs war der Sohn der Cabinetsräthin sehr eifrig beim Unterricht zugegen; in Uebereinstimmung mit der Cabinetsräthin trat Sonnenkamp mit dem Vorschlage heraus, daß der junge Cadett auf einige Zeit austreten solle, um in Gemeinschaft mit Roland unterrichtet zu werden.

Roland war beglückt über diesen Plan, aber Erich widerstrebte; und als Sonnenkamp ihm entgegenhielt, daß er ja vordem gewünscht habe, Roland mit einem Kameraden zu unterrichten, ward es Erich schwer, ihm zu erklären, daß dies nunmehr unthunlich sei. Der Lehrgang, den er mit Roland eingehalten, sei ein durchaus persönlicher, so daß jetzt eine Kameradschaft und ein Rücksichtnehmen auf fremdes Wissen nur störend sei.

Erich entfremdete sich damit nicht nur Sonnenkamp und die Cabinetsräthin, sondern auch auf geraume Zeit seinen Zögling selbst, der unwillig und widerspenstig war, als der Cadett in die Residenz zurückkehrte.

Achtes Capitel.

Seitdem man zur Erzielung eines starken Weines die Traube am Stock „edelfaul" werden läßt, gibt es keine Herbstlust mehr. Sonnenkamp war stolz darauf, die besten Trauben gezogen zu haben, aber mit dem Herbstjubel war es trotzdem nichts. Die Nebel standen am Morgen lange über dem Thale und verhüllten früh am Abend die ganze Landschaft; die Blätter waren von den Bäumen gefallen, der Reif glitzerte auf den kahlen Zweigen, als man endlich die Trauben einsammelte und kelterte. Der Major ließ es sich nicht nehmen, Freudenschüsse loszuknallen, und hatte großes Vergnügen an seinen beiden Kameraden, Erich und Roland, die vortrefflich mit ihm auf Commando schossen, so daß der dreifache Schuß nur ein einfacher Knall war; das war aber auch Alles.

Auf der Villa wurde bereits geheizt, und die Einrichtung Sonnenkamps, daß jeder Ofen sein besonderes Kamin hatte, bewährte sich. Ein Fest aber war es, als bei der Professorin zum ersten Male ein Stubenfeuer brannte; Erich und Roland, auch Fräulein Milch waren gekommen und so saß man beisammen um den offenen Kamin; es ließ sich nicht eigentlich sagen, was Alle erquickte, sie waren im Innersten heimisch und befriedigt.

Die Mutter ermunterte Erich, wieder einmal am behaglichen Winterabend eine ihrer Lieblingsdichtungen vorzulesen. Erich erklärte sich bereit, weil er fühlte, daß er die Verfremdung, welche durch seine Weigerung, den Sohn der Cabinetsräthin mit zu unterrichten, eingetreten war, auf jede Weise zu beseitigen suchen mußte.

Sonnenkamp, der ein großes Jagdrevier hatte, ließ schöne Karten drucken, mit denen er die bessere Gesellschaft zu seinen Jagden einlud. Es kamen Gegeneinladungen der Nachbarn und auch Erich fand sich mit Roland wenigstens einmal wöchentlich bei einer großen Jagd ein.

Roland war stolz auf die Jagdkunst seines Vaters, der von Allen als der Erste angesehen wurde; die Gesellschaft hörte ihm immer gern zu, wenn er von großen Jagden erzählte. Auf einem kurzen Ausfluge in Algier hatte er sogar einen Löwen geschossen, dessen Fell noch unter seinem Schreibtisch lag.

Das heiterste Jagdessen wurde auf der Burg abgehalten, wo vorläufig ein großes Zimmer dazu eingerichtet war. Hier war der Major der eigentliche Burgherr, er erzählte auch von den belebten Abenden, die Erich durch Vorlesen antiker und moderner Dramen auf Villa Eden bereite; er habe nicht gewußt, daß es so viel Schönes gebe und daß ein einzelner Mensch mit seiner Stimme Alles so deutlich machen könne.

In fast ununterbrochener Regelmäßigkeit hatte Erich wöchentlich einen Abend vorgelesen. Das Verhalten der Zuhörer war ein verschiedenes. Der Major saß immer andächtig und hatte die Hände gefaltet, Frau Ceres lag in ihrem Stuhl und schlug nur manchmal die Augen auf, um kund zu geben, daß sie nicht schlafe. Fräulein Perini hatte eine Handarbeit, die sie, ohne irgend eine Erschütterung zu zeigen, regelmäßig fortführte. Die Professorin und Claudine saßen ruhig da. Sonnenkamp bat ein= für allemal um Entschuldigung, daß man ihm seine Unart verzeihe.

Und so saß er und schnitzelte an einem Holzpflock. Nur manchmal schaute er auf, hielt das Schnitzelmesser in der Rechten und das Holz in der Linken und starrte drein; schnell aber kehrte er wieder zu seiner Arbeit zurück.

Roland setzte sich Erich immer so gegenüber, daß dieser ihm in die Augen lesen mußte, und bis tief in die Nacht hinein sprach er oft von dem, was er gehört.

Erich hatte Macbeth gelesen und war erfreut, da Roland ihm sagte:

„Lady Macbeth kann einmal in solch eine Hexe verwandelt werden, wie sie da gleich am Anfang auftreten."

Ein andermal, als Erich den Hamlet vorgelesen, war er nicht wenig erstaunt, da Roland ihm vor dem Schlafengehen sagte:

„Wunderlich! Hamlet spricht in seinem Monolog davon, daß noch Niemand aus der andern Welt wieder erschienen sei, und kurz vorher war ja der Geist seines Vaters da und kommt nachher wieder."

Wieder ein andermal, als Erich die Goethe'sche Iphigenia gelesen hatte, sagte Roland:

„Ich verstehe noch immer nicht, warum Manna mir damals gesagt hat, sie sei Iphigenie; dann wäre ich ja Orest. Ich, Orest? Warum? Was nur Manna damit gemeint hat?"

Eines Abends, als der Pfarrer und der Arzt zugegen sein konnten, bat dieser, daß Erich den Othello von Shakespeare vorlese. Sonnenkamp sah den Arzt betroffen an, aber schnell lächelte er gezwungen und stimmte bei. Erich sah auf Roland. Wird nicht dadurch das eingeschlummerte Grübeln Rolands über die Neger eine neue Erweckung erhalten? Er wußte nicht abzulehnen und auch keinen Grund vorzubringen, um Roland zu entfernen.

Erich las. Die Fülle und Biegsamkeit seiner Stimme brachte jeden Charakter zur vollen Geltung, er hielt die Grenzlinie inne, die das Vorlesen fern von allem Theatralischen hält; es war nicht Nachahmung des Lebens, vielmehr eine Plastik, die nicht die Farbe hervorhebt, sondern die reine Form erscheinen läßt.

Der Doctor nickte der Professorin zu, die Vortragsweise Erichs schien ihm zuzusagen.

Zum ersten Mal hörte Frau Ceres mit gespannter Aufmerksamkeit zu, sie lehnte sich den ganzen Abend nicht zurück, sie hielt sich vorgebeugt und ihr Antlitz hatte einen neuen, ungekannten Ausdruck.

Erich las in Einem Zuge fort, und als er am Schlusse jenes weinende Schuldbekenntniß Othello's in einer mit Thränen kämpfenden Stimme vortrug, rannen große Thränen über das feine blasse Antlitz der Frau Ceres.

Das Stück war zu Ende.

Frau Ceres erhob sich rasch und bat die Professorin, sie in ihr Zimmer zu geleiten. Fräulein Perini und Claudine entfernten sich mit ihnen.

Die Männer waren aufgestanden, nur Roland blieb wie gebannt auf seinem Stuhle sitzen.

Sonnenkamp betrachtete sein Schnitzwerk und legte die abgeschnitzten Stücke in ein Häufchen zusammen, wie wenn es lauter Goldsplitter wären, ja er bückte sich, um einige auf den Boden gefallene aufzuheben. Jetzt richtete er sich auf und fragte Erich:

„Was denken Sie von der Schuld der Desdemona?"

„Schuld und Unschuld," erwiderte Erich, „sind keine Naturbegriffe, sie sind menschliche, sociale Moralgesetze; die Natur kennt nur das freie Spiel der Kräfte und eine solche zweite Natur sind die Dichtungen Shakespeare's, sie stellen das freie Spiel der Naturkräfte im Menschen dar."

„So ist's," schaltete der Pfarrer ein. „In diesem Werke ist nie von Religion die Rede, die Religion müßte die wilden, nur wie Naturkräfte sich geberdenden Menschen mildern, schmeidigen und zur Beherrschung bringen oder vielmehr zur Unterwerfung unter die geoffenbarten höheren Gesetze."

„Schön, sehr schön," sagte Sonnenkamp, der blaß geworden war, „aber erlauben Sie, daß ich den Herrn Hauptmann noch um Beantwortung meiner Frage bitte."

„Ich kann Ihre Frage," ergänzte Erich, „nur mit den Worten unseres größten Aesthetikers beantworten, der einmal scherzweise gegenüber den moralisirenden Auslegungen sagte: Der Dichter wollte einen Löwen charakterisiren, und um einen Löwen zu charakterisiren, mußte dargestellt werden, wie er ein Lamm zerreißt. Von der Schuld des Lammes ist keine Rede, der Löwe muß seiner Natur gemäß handeln. Ich glaube aber, daß die tiefste Tragik dieses Dramas unausgesprochen und verhüllt bleibt."

„Und was wäre das?"

„Nur die mutterlose, geschwisterlose, unter Männern erwachsene Desdemona konnte einen Helden lieben, dessen elegisches, kindliches, Liebe bedürftiges und anschmiegendes Naturell sich wie ein gezähmter Löwe zu ihren Füßen niederkauert. Der Tact des Dichters ist ein wunderbar prophetischer. Es ist wider die Natur! ruft Desdemona's Vater und das ist die Lösung des Problems. In diesem Worte lebt sich Alles gut aus und stimmt in sich überein wie ein Naturprodukt."

„Also gerade Sie, der Idealist, fassen den hier aufgestellten Conflict durchaus physiologisch?" warf der Doctor ein und Erich erwiderte:

„Die Rassen sind verschieden, aber sie sind ethisch gleich. Läge der Accent auf einer Rassenverschiedenheit, die auch eine moralische Verschiedenheit wäre, so wäre es keine Tragödie; denn nur zwischen moralisch Gleichen gibt es eine Tragik, nicht zwischen Wesen höherer und niederer Gattung. Die fügsame, ihre Wildheit nicht verleugnende, aber wie erlöste Kraft bildet die Quelle

einer Liebe, die Alles vergessen macht, sogar die Rassenverschiedenheit überwindet und die schwarze Farbe tilgt. Als Othello sie zum ersten Mal küßte, hielt Desdemona wol die Augen geschlossen; diese Geschlossenheit des Auges ist nicht nur ein Moment, sie hält lange an. Aber ein Entsetzen ohne Gleichen, eine wahnsinnige Verwirrung müßte aus diesem Augenschließen werden, wenn Desdemona ein Kind in den Armen halten sollte, das ihr seiner ganzen äußeren Bildung nach fremd und abstoßend erscheinen mußte. Aufschreien müßte sie aus zerwühltem Herzen. Ein Kind an ihrer Brust, das ihr so fremd! Der erste Blick einer Mutter auf ihr Kind, den ein Philosoph als den höchsten bezeichnet, dieser Mutterblick müßte Desdemona tödten oder wahnsinnig machen."

Sonnenkamp, der mit rasch sich bewegenden Fingern an den Splittern gespielt hatte, warf jetzt das Angesammelte auf den Boden, ging auf Erich zu, streckte ihm beide Hände entgegen und rief:

„Sie sind ein freier Mann, ein frei Denkender, von keinem Hokuspokus betäubt. Sie sind der Einzige, der mir die Unzuträglichkeit aus dem Grund erklärt. Ja, so ist's. Es ist wider die Natur! Das Connubium ... das Connubium! Die Römer wußten, was darin liegt. Wo das Connubium im Widerspruch mit der Natur ist, da kann von Menschenrecht, von Rechtsgleichheit keine Rede sein. Affen ihrer eigenen Vernunft, selbst zum Affen heruntergesunken sind die Humanitätsfaseler, die fern von den Dingen, allgemeine Vorstellungen und Anforderungen bilden und die nie zu vermenschlichenden, ewig tückischen, nur mit Sprache begabten Thiere nicht kennen. Hoho! Du edler Menschenfreund!" rief er und ging in der Stube auf und ab. „Gib Deine Tochter einem Neger, thu' das! thu' das! Fürchte jede Stunde, daß er Dein Kind zerfleische! herze einen schwarzen Enkel! thu' das! edler Menschenfreund! Dann komme wieder und sprich von Gleichheit der weißen und der schwarzen Rasse!"

Noch nie hatten die Männer Sonnenkamp so sprechen hören. Er hatte die Fäuste geballt, als hielte er einen Gegner, den er würge. Jetzt wiederholte er mit gezwungenem Lächeln nur nochmals, daß Erich den Kernpunkt getroffen. Ein weißes Mädchen könne nicht das Weib eines Negers werden; das sei nicht Vorurtheil, sondern Naturgesetz.

Die Männer sahen einander staunend an und mit einer Schüchternheit, die sonst gar nicht sein eigen war, sagte der Doctor:

vom physiologischen Standpunkte aus könne er Manchem nur beistimmen, denn es sei bekannt, daß die Mischlinge schon in der dritten Generation aussterben. Und an den Pfarrer gerichtet, setzte er hinzu: eine Selbständigkeit der Rassen schließe die Menschenrechte nicht aus, da sie auch nicht die Menschenpflichten ausschließe, wie auch die Religion gleiche auferlege. Freilich, die Religion sollte Freiheit sein und sie wurde — zur Kirche.

Der Pfarrer fand sich genöthigt zu erklären, daß die Neger alle religiöse Ueberzeugung und Bekenntnisse verstehen, und das gäbe ihnen die vollen Menschenrechte.

„So?“ rief Sonnenkamp, „in der That? Warum hat denn die Kirche nicht die Aufhebung der Sklaverei verordnet?“

„Weil die Kirche,“ erwiderte der Pfarrer ruhig, „nichts Derartiges zu verordnen hat. Die Kirche wendet sich an die ewige Seele und lehrt sie, sich zum Himmelreich bereiten. In welcher socialen Stellung die Hülle dieser Seele ist, können wir nicht ordnen und nicht bestimmen; weder die Knechtschaft noch die Freiheit ist Hinderniß zum gottseligen Leben. Unser Herr und Meister rief die Seelen der Juden auf zum Himmelreich, derweil sie unter römischer Knechtschaft waren. Er rief die Völker alle durch seine Apostel und hatte nicht zu fragen, welches ihre politische Verfassung und sociale Stellung. Das mögen Andere ordnen. Unser Reich ist das Reich der Seelen, die gleich sind, ob sie in schwarzen oder weißen Leibern, in der Republik oder in der Tyrannei leben. Wir können es mit Freuden begrüßen, wenn auch der Leib frei ist, aber das zu schaffen, ist nicht unseres Amtes.“

„Theodor Parker hat das anders aufgefaßt,“ erhob sich Roland plötzlich.

Als wäre ein Schuß an seinem Kopfe vorbeigefahren, rief Sonnenkamp:

„Woher kennst Du den Mann? Wer hat Dir von ihm gesagt?“

Roland erbebte sichtlich, da sein Vater ihn an beiden Schultern faßte.

„Vater!“ rief er mit männlichem Tone, „auch ich habe eine freie Seele! Ich bin Dein Sohn, aber meine Seele ist frei!“

Sonnenkamp athmete mit hochbewegter Brust, aber plötzlich sagte er:

„Es freut mich, mein Sohn; das ist schön, das ist gut; Du bist ein echter amerikanischer Junge. Recht so! Gut ...“

Dieses plötzliche Auf- und Ab-, dieses Hin- und Herwenden Sonnenkamps benahm allen Anwesenden die Fassung. Aber Sonnenkamp fuhr in mildem Tone fort:

„Es freut mich, daß Du Dich nicht erschrecken ließest, Du hast Muth . . . Nun sag', wie bist Du mit den Schriften Parkers bekannt geworden?"

Roland erzählte getreulich, wie es ihm ergangen, nur daß die Professorin beim Besuche im Städtchen den Namen Parkers genannt hatte, verschwieg er.

„Warum hast Du mir nie davon erzählt?" fragte der Vater.

„Ich kann auch etwas in mir bewahren," erwiderte Roland; „Du hast mir ja deßhalb etwas vertraut."

„Recht so, mein Sohn, Du rechtfertigst mein Vertrauen."

„Es ist schon spät, wir müssen heim," erlöste endlich der Major die ganze Gesellschaft.

Auf keinem gefährlichen Vorposten, in keiner Schlacht hatte der Major solch Herzpochen gefühlt, wie während der Vorlesung, noch mehr aber, als das Gespräch eine so gefährliche Wendung nahm. Er schüttelte immer den schweren Kopf und streckte oft wie hülfesuchend und abwehrend die Hände in die Luft, als wollte er Allen sagen: So laßt doch nur um Gottes Willen von diesem Gespräch ab! Das ist nicht gut, das führt zu Bösem! Dann betrachtete er wieder Sonnenkamp und zog die Achseln weit herauf. Was hat denn nur der Mann, daß er uns herausfordert? Wir legen ihm ja nichts in den Weg, an diese Dinge hätte er nicht rühren sollen! O wie sehr hatte Fräulein Milch recht, die ihn gebeten hatte, heute zu Hause zu bleiben. Wie gut wär's im Lehnstuhl, in dem jetzt die Laadi liegt; man hätte schon ein paar Stunden geschlafen, und nun wird es Mitternacht, ehe man heim kommt, und die gute Fräulein Milch wartet immer, bis er heim kommt. Es war ihm wie eine Erlösung, als er die Uhr herausnahm und zeigen konnte, wie spät es sei.

Die Professorin trat eben wieder ein und sagte Roland, er solle zu seiner Mutter kommen.

Die Männer machten sich auf den Heimweg und Erich geleitete seine Mutter und Tante durch die schneeige Nacht nach Hause.

Neuntes Capitel.

Erich ging still dahin; die Mutter nahm zuerst das Wort, indem sie sagte:

„Ein Wort Deines Vaters bietet mir wieder Halt. Nichts ist verwerflicher und ermattender als Reue, sagte er oft; die Erkenntniß, daß man einen Fehler gemacht, muß schnell und scharf sein, dann aber muß man sich mit den Thatsachen zurechtfinden. Ich habe es bereut, mich diesem Hause so verbunden zu haben, daß Rückkehr und Ablösung äußerst schwierig ist. Nun, da es geschehen, müssen wir danach trachten, daß Alles sich zum Besten lenke."

Claudine, die sonst selten sprach, fügte hinzu, wie martervoll es sei, daß Menschen, auf deren Schicksal eine dunkle That ruhe, wie verbannt seien aus dem Reiche des Geistes und überall verletzende Beziehungen fänden.

Wieder ging man geraume Weile still dahin. Hoch oben vom Bergeskamm hörte man den Verkünder großer Kälte; der Uhu wimmerte in jenen schauerlichen Tönen, die aufsteigend und niederfallend etwas Klagendes und wiederum schadenfroh Triumphirendes haben. Die Drei standen still.

Erich sagte, daß Sonnenkamp sich viele Mühe gegeben, die Eulen aus der Umgegend zu vertilgen; es sei ihm aber nicht gelungen.

In erregter Stimmung wird Alles zum Zeichen und Bild. Kaum die Worte hinhauchend, sagte die Mutter, daß ihr die Aufregung der Frau Ceres unfaßlich sei; sie habe sich an ihren Hals geworfen und geschluchzt und geweint.

Die Drei fühlten, daß im Leben auf Villa Eden ein Wendepunkt eingetreten war.

Erich kehrte nach der Villa zurück. Der Uhu war vom Bergeskamm herabgeflogen; er saß in einem Baumgipfel des Parks und sendete von hier aus keck sein Geschrei in die Luft.

Das hörte Erich und das hörte Sonnenkamp, der im Vorgemach zum Schlafzimmer seiner Frau wartete, bis sein Sohn herauskam. Es war ihm versagt, dabei zu sein, während seine Frau mit Roland sprach.

Endlich kam Roland, und der Vater fragte, was die Mutter gesprochen; er hatte das noch nie gethan, jetzt mußte es sein.

Roland erwiderte, daß die Mutter ihn nur immer geküßt und dann gebeten habe, ihre Hand zu halten, bis sie eingeschlafen sei; sie schlafe jetzt ruhig.

Sonnenkamp verlangte, daß Roland ihm das Buch von Parker zurückgebe, Roland sagte, es sei nicht mehr in seiner Hand und die Professorin habe es ihm sehr verwiesen, daß er es eigenmächtig an sich genommen.

Roland ging in das Zimmer Erichs; dieser war noch nicht da.

Die Eule wimmerte noch immer auf dem Baumwipfel im Park. Roland löschte das Licht und öffnete das Fenster; er nahm die Büchse von der Wand, ein Schuß knallte, der Uhu stürzte vom Baum. Schnell eilte Roland hinab, er traf auf Erich und sagte ihm, daß er den Vogel getroffen; er eilte nach dem Park und holte das Thier herbei.

Das ganze Haus kam in Allarm, Frau Ceres war erwacht und ihr erster Ruf war:

„Hat er sich ermordet?“

Sonnenkamp und Roland mußten nochmals ins Zimmer, um sich ihr zu zeigen. Roland nahm die todte Eule mit, aber die Mutter wollte sie nicht sehen und jammerte nur, daß man ihr den Schlaf geraubt habe.

Vater und Sohn gingen wieder davon und Sonnenkamp belobte Roland, daß er so frisch und keck das Thier erlegt habe.

Erich ging nochmals zu seiner Mutter, die ebenfalls vom Schuß erweckt sein mußte; er fand sie noch wach, auch sie hatte gefürchtet, daß der Schuß der eines Selbstmörders gewesen sei.

Die Aufregung, die im ganzen Hause herrschte, beruhigte sich erst allmälig.

Im Stolze, die Eule erlegt zu haben, vergaß Roland Alles; er ging glückselig zu Bett und schlief bald ein.

Droben aber auf dem Thurmzimmer, drunten im Arbeitszimmer Sonnenkamps brannte noch lange ein Licht, und Erich starrte in die Flamme und wunderbare Gedankengebilde bewegten sich durcheinander. In die Dichtung Shakespeare's, in die Menschen alle, die zugehört hatten, und vor Allem in die Seele Rolands dachte er sich und es erschien ihm gut, daß die Jagdlust alles Grübeln und alles Schwere des Nachdenkens in dem Jüngling verscheucht. Eine That, eine That allein befreit. Wo ist sie, die große, Alles lösende? Sie läßt sich nicht ergründen.

Es gibt ein von allem Willen und von aller Ueberlegung unabhängiges großes Walten der Geschichte und des in ihr wirkenden Gottes. Die That ist nicht unser, aber gerüstet sein, das ist unser.

Endlich fand Erich Ruhe.

Wie ein Gefangener ging Sonnenkamp in seinem großen Gemache auf und ab. Das Löwenfell, dessen Kopf ausgestopft mit glühenden Augen auf dem Boden lag, starrte ihn an; er schob das untere Ende des Felles über den Kopf. Hin und her dachte er, was er thun sollte. Erich erzieht ihm in seinem Sohn einen Widersacher, und die Mutter, die immer, wie Prancken sagt, den umwandelnden Geist ihres Mannes, den verstorbenen Professor Hamlet citirt — nein, sie ist eine edle Frau.

Aber warum hat er diese gelehrte, mit ihren Ideen aufgebauschte Bettlerfamilie sich auf den Hals geladen? Ohne Aufsehen zu erregen, kann er sie nicht mehr abschütteln. Nein, er will sie ausnützen und dann von sich werfen.

Ein glücklicher Entschluß beruhigte ihn endlich. Wir müssen in andere Verhältnisse, in Zerstreuungen und gradaus jetzt zum Ziel. Uebermorgen ist der Neujahrstag, wir ziehen alle nach der Residenz.

Mit diesem Gedanken fand auch Sonnenkamp endlich Ruhe.

Zehntes Capitel.

Der Krischer verstand auch, Vögel auszustopfen. Roland wollte ihm sofort am Morgen den erlegten Uhu bringen, der vor dem Fenster lag und gefroren war.

Alle Eindrücke des vergangenen Tages schienen spurlos verschwunden vor der Freude des glücklichen Schusses.

Während er die Flügel des Uhus auseinanderzerrte, sagte er: „Jetzt fällt mir das Wort ein, das mir im Traum ein Mann sagte; er sah wie Benjamin Franklin aus, war aber hagerer. Mir träumte, ich zog in die Schlacht, die Musik machte einen Lärm, grausenhaftes Geschrei ertönte, und dazwischen sagte der Mann: „Menschenpflichten . . . Menschenehre“ — da tauchten auf

einmal Tausende von schwarzen Köpfen auf, nichts als schwarze Köpfe, ein Meer von schwarzen Köpfen und alle fletschten die Zähne, da fiel der Uhu mir auf's Gesicht, ich erwachte in entsetzlicher Angst."

Roland wurde gerufen, da seine Mutter nach ihm verlangte. Er ging und Erich schaute ihm gedankenvoll nach. Er lauschte nach der Thür, denn er erwartete, daß Sonnenkamp ihn rufen lasse. Dieser Mann hat gestern so Verschiedenartiges kundgegeben, daß heut eine Zurechtsetzung nothwendig war. Er hörte Schritte seinem Zimmer nahen, es waren Doppelschritte; Roland kam an der Hand seines Vaters und sagte, daß beschlossen worden sei, man gehe mit einander nach der Residenz und bleibe den Winter dort. Sonnenkamp fügte hinzu, daß Erich nun sich der Gemeinschaft der Familie nicht entziehen werde, und er hatte einen lauernden Blick, als er leichthin bemerkte, man werde in der Residenz auch den Grafen Clodwig und seine liebenswürdige Frau treffen.

Erich antwortete nur kurz, daß er sich nunmehr für verpflichtet halte, Roland und seine Angehörigen zu begleiten. Als Sonnenkamp indeß die Erwartung aussprach, daß auch die Professorin mit nach der Residenz ziehe, erwiderte Erich, wie er nicht glaube, daß sich seine Mutter zu einer Uebersiedelung bestimmen lasse.

Sonnenkamp benahm sich überaus höflich, denn er war innerlich glücklich, wenn er heucheln konnte; so oft er die Welt zum Narren hielt, fühlte er eine hebende und tragende Lust. Er war so guter Laune, daß er zu Erich sagte:

„Ich hoffe, Sie auch zu bekehren. Sie werden einsehen lernen, daß man am besten in der Welt lebt, wenn man sich als Fremder in ihr aufhält und sich um die Einrichtung der Staaten nicht kümmert."

„Gewissermaßen," entgegnete Erich in scherzendem Tone, „stimmte damit Aristoteles überein; er lebte meist in Athen, wo er sozusagen auf Aufenthaltskarte lebte, nicht Ortsbürger war, vom activen und passiven Wahlrecht ledig, nur seinen Ideen leben konnte."

„Das freut mich. Man hört von den alten Philosophen doch immer Neues und Gescheidtes. Also Aristoteles war auch ein Reisender? Schön!"

Sonnenkamp machte ein sehr heiteres Gesicht. Die Herren

Gelehrten sind doch unendlich bequem, sie wissen für das, was man egoistisch oder gedankenlos thut, große historische Begründungen zu finden. Er lächelte freundlich, und sein Lächeln blieb, obgleich Erich erklärte, daß das, was einem Philosophen wie Aristoteles zustand, nicht Jeder auf sich anwenden dürfe, denn wenn Jeder so lebte, könnte die Welt nicht bestehen; wer würde Gemeinde- oder Staatsämter übernehmen?

Ist doch ein seltsamer Kauz, der deutsche Schulmeister — dachte Sonnenkamp vor sich hin — noch in der Ueberraschung einer Reise ist er zu Gelehrsamkeit bereit.

Er ersuchte Erich und Roland, sich zur Reise bereit zu machen, und als ein Diener die Meldung brachte, daß die gnädige Frau den Herrn sprechen wolle, verließ er das Zimmer.

Er trat bei Frau Ceres ein, die ihn müden Blickes anschaute; er sprach seine Freude aus, daß sie wieder wohl sei und andern Tages die Reise nach der Residenz antreten könne. Mit lockenden Farben breitete er vor ihr das schöne Leben in der Residenz aus, wo man glückliche Beziehungen habe an der Familie der Cabinetsräthin, an Graf Wolfsgarten und seiner Frau und auch an der Familie des Herrn von Endlich.

Mit ermunternder Zuversicht fügte er hinzu:

„Seien Sie stark und liebenswürdig, schöne Frau Ceres; als Baronin kehren Sie in diese Gemächer wieder zurück."

Frau Ceres richtete sich auf und bedauerte nur, daß die in Paris bestellten Kleider noch nicht angekommen seien. Sonnenkamp versprach, sofort zu telegraphiren, er versprach auch, daß die Professorin sie begleite und man unter ihrer Anleitung dort auftrete.

„Du darfst mir einen Kuß geben," sagte Frau Ceres und fügte hinzu: „Ich glaube, daß wir noch Alle sehr glücklich werden. Ach, wenn ich Dir nur meinen Traum erzählen dürfte, aber Du willst ja nie einen Traum wissen. Ist auch besser, ich erzähle ihn nicht. Aber es war ein Vogel mit großen Flügeln, unendlich groß, und auf dem Vogel saß ich und wurde in die Luft getragen und ich schämte mich, denn ich war gar nicht angekleidet und alle Menschen drunten schauten mir nach und schrien und jubelten und lachten, und da wendete der Vogel seinen Kopf und da war es die Professorin, die sagte: Du bist ja wunderschön angezogen, und da hatte ich allen meinen Schmuck an und mein

spitzenbesetztes Atlaskleid . . . Aber ich weiß ja, Du willst keinen Traum hören."

Sonnenkamp ging fröhlich davon. Der Tag war hell, ein frisch kalter leuchtender Wintertag, an dem sich die Landschaft, jeder Fels, jeder Baum am Berge scharf abhob von dem blauen Himmel; das Eis auf dem Rhein hatte sich gestellt und eine wundersame Stille wie ein angehaltener Athem lag auf der ganzen Landschaft.

Sonnenkamp war glücklich, daß der helle Tag alle Gespenster der Nacht verscheucht hatte und man nun ein frisches Leben gewann. Er gab sofort Befehle nach dem Stall, daß ein Doppelgespann und ein zweiter Wagen nach der Residenz gebracht werde. Als er eine Stunde darauf mit Roland und Erich nach dem grünen Hause ging, sahen sie schon die Pferde, in warme Decken eingehüllt, auf dem Wege nach der Residenz.

Roland bat, daß man auch seinen Pony mitnehme, es wurde ihm willfahrt. Er fragte, welche Hunde er mitnehmen dürfe, es wurde ihm nur einer gewährt; er konnte sich noch nicht entschließen, welchen er auswählen sollte. . .

In der großen Stube der Professorin sah es aus wie auf einem Jahrmarkt; auf Tischen und Stühlen lagen große Pakete gestrickter und gewobener wollener Bekleidungsstücke für Männer und Frauen; Fräulein Milch las einen großen Zettel ab, worauf die Namen der Bedürftigen standen mit der Bezeichnung dessen, was sie erhielten. Die Mutter und Tante verglichen die wohlgeordneten Pakete. Als dies gethan war, rief Fräulein Milch den Krischer, seine Frau und Tochter und den Siebenpfeifer mit seinen sämmtlichen Kindern herein. Sie wurden angewiesen, die betreffenden Pakete an die darauf Bezeichneten abzuliefern.

„Recht so, daß Sie kein Geld schenken," sagte der Krischer, „aber es fehlt noch etwas."

„Was denn?"

Er konnte nicht antworten, denn Sonnenkamp und Roland traten ein.

Sonnenkamp freute sich über die bedachtsame Art, mit der das Geld verwendet wurde, er sprach auch einige freundliche Worte zu Fräulein Milch. Seit jenem Morgen, an dem Roland entflohen, hatte er sie nicht wieder gesehen.

Er fragte nach dem Major und hörte mit Bedauern, daß

dieser in der Nacht unwohl gewesen, erst gegen Morgen eingeschlafen sei und wahrscheinlich noch schlafe; er habe eine glückliche Natur, die sich immer durch Schlaf helfe.

Die Professorin bat um Entschuldigung, sie wollte zuerst die Sachen abfertigen und sich dann dem frühen Besuche widmen; sie fragte daher den Krischer, was er damit meine, daß eine Hauptsache fehle.

„Ja," sagte der Krischer, „da wäre der Herr Sonnenkamp der rechte Mann dazu."

„Wozu?"

„Ich meine, es ist schön und gut, daß man den Menschen gut einwickelt und gegen Kälte schützt, aber Lustigkeit und Freude fehlt noch, und da meine ich, man sollte etwas dazu thun, was von innen wärmt und es wäre nicht uneben, wenn man Jedem eine Flasche Wein dazu schickte. Die Leute sehen das ganze Jahr die Weinberge vor sich und arbeiten drin und die meisten kommen nicht dazu, selber auch einen Tropfen Wein zu trinken."

„Gut, gut," sagte Sonnenkamp, „gehen Sie zum Kellermeister, er soll je auf ein Paket eine Flasche guten Wein geben vom vorigen Jahre."

Sonnenkamp war heute in verschwenderischer Geberlaune, denn er legte noch zu jedem Paket ein Geldstück. Fast aber hätte er das Ganze zerstört, da er sagte:

„Da seht, welch ein Vertrauen ich zu Euch habe. Ich zweifle nicht, daß Ihr Alles richtig abliefert."

Weggewischt schien alle frohe Laune des Krischers, aber er unterdrückte seinen Zorn und preßte nur still die Lippen zusammen.

Roland half die Pakete auf einen Karren tragen, der vor dem Hause stand; Sonnenkamp wollte ihn davon abhalten, aber die Professorin winkte, ihn gewähren zu lassen. Mit dem letzten Pakete verschwand auch Fräulein Milch.

In der nun ausgeleerten Stube theilte Sonnenkamp der Professorin den Plan der Uebersiedlung nach der Residenz mit und bat, daß auch sie die Familie begleite.

Ebenso dankbar als entschieden lehnte die Professorin ab und Sonnenkamp hatte Mühe, seine Mißlaune zu beherrschen, da keinerlei Vorstellung ihren Entschluß wankend machen konnte. Höflich, aber verstimmt, verließ er das Haus und Roland versprach, der Professorin den Greif als Wächter hier zu lassen.

Die Professorin fühlte, wie der Jüngling ihr gern etwas in der Ferne leisten und ein Liebes zum Opfer bringen wollte.

„Dir wird es gut gehen im Leben," sagte sie, indem sie ihn an der Hand erfaßte.

Die Professorin hatte versprochen, heut Abend nach der Villa zu kommen, wo man die Mitternachtsstunde des Sylvester gemeinsam erwarten wollte.

Als sie kam, traf sie auf dem Flur große schwarze Kisten; im Empfangszimmer der Frau Ceres lagen Kleider auf allen Stühlen und Frau Ceres, glücklich wie ein Kind, ordnete Alles mit einer Behendigkeit, die man sonst gar nicht an ihr bemerkte. Als man sich endlich in den Speisesaal begab, wo man sich zum Thee setzte, fühlten Alle, daß ein großer Abschnitt gekommen war. Während sonst das Gespräch leicht und flüssig sich bewegte und man nicht der Stunde gedachte, schien man heute nur mit Anstrengung Mitternacht heranwachen zu können. Die Professorin fühlte die Spannung; man war schon jetzt eigentlich nicht mehr hier, nicht mehr beisammen, sie sprach daher mehr als sie eigentlich gewollt und erzählte von ihrem Eintritt in die große Welt.

Als es zwölf Uhr schlug, rief Roland:

„Vater, jetzt wird von Allen, denen Du Wein geschickt, auf Dein Wohl getrunken."

Sonnenkamp küßte seinen Sohn, Frau Ceres küßte die Professorin, dann neigte sie das Haupt und erwartete ruhig einen Kuß auf die Stirn von ihrem Gatten. Draußen läuteten die Glocken, krachten Schüsse.

„Wohlauf zum neuen Jahr! zu frischem Leben!" rief Erich und faßte die Hand seines Zöglings.

Auch in der Nähe der Villa wurde geschossen und gelärmt und Sonnenkamp war höchst ärgerlich, daß die gute deutsche Polizei das dulde; es sei nichts als niedrige Rohheit.

Erich dagegen sagte:

„Man kann, psychologisch genommen, einen Ausdruck der Freude in diesem an sich allerdings unschönen Schießen finden. Ohne daß er es weiß, hat der unscheinbare Mensch, der ein Pistol abknallt, die Freude der Ueberraschung, daß er etwas weithin Wirkendes bewirken kann, daß viele Menschen sein Thun bemerken müssen. So erklärt sich diese rohe Sitte; es ist eine Verstärkung des Menschentones, des Aufjauchzens."

Sonnenkamp lächelte und sagte Erich und Roland heiter gute Nacht. In Pelze gehüllt, von zwei Dienern begleitet, kehrten die Professorin und Claudine nach dem grünen Hause zurück. Bald war Alles still und träumte dem neuen Jahr entgegen.

Elftes Capitel.

Am Morgen, als Erich und Roland im grünen Häuschen Abschied nahmen, kam eine Botschaft von Fräulein Milch, die sich und den Major zu Gaste bei der Professorin einlud.

Die Professorin rühmte gegen Claudine den feinen Tact dieser Wirthschafterin, die es wohl fühlen mußte, wie einsam es ihnen heute zu Muthe sei.

Es schneite unaufhörlich und hinter den Scheiben grüßte die Mutter ihren Sohn und Roland, die im ersten Wagen vorüberfuhren, und dann auch Herrn Sonnenkamp und Fräulein Perini, die zum Wagen herausnickten; Frau Ceres lag tief eingehüllt in einer Ecke, sie bewegte sich nicht.

Bald kam der Major und mit ihm Fräulein Milch. Der Major hielt sich stets streng militärisch und ließ sich von keinem Leiden seine stramme Haltung nehmen; er war heut nur etwas heiser und konnte daher noch weniger sprechen als sonst; er gratulirte indeß der Professorin und der Tante so förmlich als herzlich.

„In diesem Jahre," sagte er, „werden es fünfzig Jahre, daß wir uns kennen."

Er deutete auf Fräulein Milch und seine Miene sagte: ein besseres Menschenkind als sie ist, trägt die Erde nicht.

Man war wohlgemuth bei Tische und Fräulein Milch erzählte, welche Freude die Geschenke in allen Häusern gemacht.

Der Major zwang sich, seiner Unpäßlichkeit Herr zu werden, er wollte die drei Frauen gehörig unterhalten, er rühmte die Professorin, daß sie nicht nur gelehrt sei, sondern auch so vortreffliche Suppe kochen könne.

„Ja, ja," lächelte er, „ich habe Herrn Sonnenkamp eigentlich zwingen müssen, daß man Suppe an seinem Tische bekommt. Sehen Sie, wenn ich einen Tag ohne Suppe leben muß, ist mir's,

wie wenn ich ohne Strümpfe mit nackten Füßen in den Stiefeln gehen müßte; die Grundlage im Magen ist kalt."

Man lachte über diesen Vergleich und der Major, hierdurch angeregt, fuhr fort:

„Ja, Frau Professorin, der heutige Tag ist ein Tag wie gestern und weil er Neujahrstag heißt, meint man immer, es wäre etwas Besonderes. Mir ist, als hätte ich an diesem Tage weiße Wäsche für ein ganzes Jahr angezogen."

Wieder entstand beifälliges Lachen und der Major schluckte zufrieden; er hatte heute das Seinige geleistet, er konnte nun die Anderen gewähren lassen.

Nach Tisch that es die Professorin nicht anders, der Major mußte sein Schläfchen halten; sie hatte zu diesem Zweck das Bibliothekzimmer heizen lassen und der Major war nicht wenig stolz, daß er im Lehnstuhl des Professors schlafen sollte.

„Ja," sagte er, „schlafen kann ich so gut wie der beste Professor. Aber die vielen Bücher — die vielen Bücher! Es ist doch schrecklich, daß ein Mensch so viele Bücher lesen muß! Ich weiß nicht, wie man das kann."

Der Major schlief den Schlaf der Gerechten; er hätte keine Ruhe gefunden, wenn er eine Ahnung davon gehabt, was jetzt unter den Frauen vorging.

Fräulein Milch saß am Fenster bei der Professorin und diese staunte, als die einfache Wirthschafterin äußerte, wie unbegreiflich es sei, daß Erich das markerschütternde Drama Othello vorgelesen, da doch darin so viele Punkte seien, die man in diesem Hause nicht berühren sollte.

„Kennen Sie das Stück?" fragte die Professorin.

„O doch," erwiderte Fräulein Milch und ihr ganzes Gesicht erröthete bis zur Einrandung ihrer Haube hin.

„Sie glauben also, daß es unpassend war, das Stück zu lesen, weil Herr Sonnenkamp Sklavenhalter war?"

„Bitte, ich wollte nichts weiter sagen," lenkte Fräulein Milch ab, „ich spreche nicht gern über Herrn Sonnenkamp, es freut mich ... nein, das ist nicht das richtige Wort, es beruhigt mich, daß er mich kaum beachtet und sich geringschätzig gegen mich benimmt. Ich bin ihm darüber nicht bös, eher dankbar, denn ich habe nicht nöthig, Freundlichkeit gegen ihn zu heucheln."

„Nein, Sie weichen mir nicht aus. Können Sie mir nicht

sagen, warum Sie es unpassend fanden? Mein Sohn und ich wir sollten doch wissen, in welche Verhältnisse wir gestellt sind."

„Ich kann nicht," entgegnete Fräulen Milch mit klagendem Tone.

Claudine, die zu bemerken schien, daß Fräulein Milch etwas mittheilen wollte, was sie vielleicht nicht hören sollte, schlich leise davon.

„Jetzt," sagte die Professorin, „sind wir ganz allein, Sie können mir Alles sagen. Soll ich Ihnen eine Betheuerung geben, daß ich verschwiegen bin?"

„Ach, ich kann mich nur anklagen, daß ich so weit ging," stotterte Fräulein Milch und zog ihre Haubenbänder durch beide Hände. „Seit der Major und ich beisammen sind, ist es das erste Mal, daß ich einen Besuch mache und an einem fremden Tisch esse; ich hätte es nicht thun sollen." Ihr Angesicht zuckte und ihr braunes Auge glühte.

„Ich glaubte, daß Sie mich als Freundin betrachten," sagte die Professorin und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ja, das sind Sie," rief Fräulein Milch und faßte die dargereichte Hand in beide Hände und hielt sie mit Inbrunst fest. „Sie können nicht wissen, wie ich Gott danke, daß er mir das noch vor meinem Tode beschieden. Seit ich mich ihm widmete, habe ich allen Menschen entsagt, Sie sind die Erste, mit der ich leben möchte. Ach, ich meine, Sie müßten Alles wissen, man hat Ihnen nichts zu sagen."

„Ich weiß nicht Alles. Was wissen Sie von Herrn Sonnenkamp?"

Traurig senkte Fräulein Milch den Kopf, dann schlug sie beide Hände vors Gesicht und rief:

„Warum muß ich es denn sagen?"

Sie rückte näher und leise, kaum hörbar, theilte sie der Professorin einige Thatsachen aus dem Leben Sonnenkamps mit. Die Professorin hielt sich mit beiden Händen an der Nähmaschine, die vor ihr stand. Es wurde kein Wort gesprochen. Draußen war es so still und nur der Schrei von einem Flug Raben, die über den zugefrorenen Rhein schwebten, war vernehmbar.

„Ich glaube," sagte die Professorin endlich, „Sie würden so etwas nicht auf bloßes Gerede mittheilen. Gehen Sie weiter, sagen Sie offen, woher wissen Sie das?"

Scheu blickte Fräulein Milch um und sagte:

„Ich habe es von dem glaubwürdigsten Mann, dessen Neffe ein Kind hier im Lande zur Erziehung hat; er kennt den Namen, den Herr Sonnenkamp früher trug, er kennt seine ganze Vergangenheit. Aber liebe, edle Frau, warum soll ein Mensch, was er auch gethan, nicht ein anderes Leben, ein neues Dasein beginnen können?"

„Davon ein andermal," drängte die Professorin. „Nennen Sie mir den Namen des Mannes, der Ihnen das mitgetheilt hat."

„So sei es denn. Es ist Herr Weidmann."

Die Professorin bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Was haben Sie von Herrn Weidmann?" sagte der plötzlich eintretende Major. „Ich sage Ihnen, liebe Frau Professorin, wer den Mann nicht kennt, kennt das Echteste auf der Welt nicht. Der ist ein Meisterstück Gottes, an dem muß Gott selber seinen Gefallen haben; tagtäglich, wenn er vom Himmel heruntersieht, muß er sich sagen: die Welt ist doch nicht so übel, dort drunten habe ich meinen Weidmann, das ist ein Mensch, ein . . . wirklicher Mensch. Damit ist Alles gesagt, da geht nichts drüber."

Die beiden Frauen waren wie erlöst durch den Hinzutritt des Majors. Der Major machte sich nun mit Fräulein Milch auf den Heimweg. Als sie schon einige Schritte gegangen waren, rief die Professorin Fräulein Milch noch einmal zurück und fragte leise:

„Weiß der Herr Major auch . . .?"

„O nein, er könnte das nicht ertragen. Ach bitte, verzeihen Sie mir, daß ich Sie so belastet habe. Glauben Sie mir, es ist mir nicht leichter dadurch; nein, nur noch schwerer."

Die Gäste gingen davon. Bald darauf brachte der Briefbote einen Brief aus der Universitätsstadt. Professor Einsiedel, der seit bald drei Jahrzehnten der Professorin seinen Glückwunsch dargebracht hatte, wollte auch heute nicht fehlen; es waren herzliche und bedeutsame Worte, die er schrieb, sie kamen wie aus einer ganz fremden Welt. Zweimal las sie die Nachschrift, denn da war ein Gruß an Erich mit der Nachricht, daß der Professor bald eine angekündigte, vor Kurzem erschienene Schrift über die Sklaverei schicken werde; er fügte die Mahnung hinzu, Erich solle im neuen Jahre sein Werk vollenden.

Die Professorin sah nachdenklich drein. Was ist denn das? Erich hatte ihr nie von solcher Arbeit gesagt. Sie fuhr mit der

Hand durch die Luft an der Stirn vorüber. Eine Erinnerung tauchte auf. Noch heute in der Morgenfrühe hatte sie zu Claudine den Gram kund gegeben, daß sie keine Wohlthätigkeit aus dem Eigenen mehr üben könne. Was sie leistete, erschien ihr als nichtig, nur die Gabe als bedeutend. Fast unwillkürlich öffnete sie die Kasse, in der das ihr von Sonnenkamp anvertraute Geld lag. Wie soll sie künftig den Beschenkten sagen: Wendet eure Dankbarkeit Herrn Sonnenkamp zu?

Sie raffte sich auf und ging nach dem Bibliothekzimmer, dort stand sie und schaute hinaus. Es war als nagte etwas körperlich in ihr. Trotz innern Widerspruchs hatte sie sich in dies Verhältniß eingelassen und ihr klarer verständiger Blick schien eine Weile verdunkelt.

Stromabwärts ertönte ein Dröhnen und Brausen, Zischen und Krachen, wie wenn eine neue Welt sich aufthun müßte; die Eisdecke hatte sich gebrochen. Auf dem Strome schwammen große Eisschollen dahin, stießen einander an, überstürzten sich, knirschten, zerschellten, bildeten neue und schwammen weiter. Jede große und jede kleine Scholle war mit einem Kranze umgeben, das waren die bei der Auflösung zerriebenen und in die Höhe geschobenen Eissplitter; die Schollen rannten schnell den Strom hinab, jetzt erst sah man, wie rasch und stark die Strömung allzeit ist.

Die Sonne sank glühend hinab über dem Rhein und halblaut sagte die Professorin vor sich hin:

„Dieser erste Tag des Jahres hat mir Entsetzliches gebracht. Es muß getragen und zum Guten geführt werden.“

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Vor dem Hotel Victoria in der Residenz stand eine Reihe von Droschken, Sperlinge umschwärmten die Fuhrwerke, und die Kutscher standen in Gruppen beisammen, trippelten vor Kälte hin und her, schlugen die Arme über der Brust auf und nieder und neckten sich gegenseitig.

Die Sperlinge zankten, sie fanden kein Futter mehr und flogen davon. Die Droschkenkutscher schwiegen, der Stoff war ihnen ausgegangen. Was auch soll man unternehmen und sagen am Winternachmittag in der schneebedeckten menschenleeren Straße der Residenz. Alles ist so stumm wie der hochselige Fürst, der in Stein gemeißelt auf der großen Säule steht, eine Mütze von Schnee auf dem Kopf und Epauletten von Schnee auf den Schultern. Drüben im Casino werden die Laden geschlossen, da man bei Licht besser Karten spielen kann. Die Ablösung kommt vom Palais des Prinzen Leonhard, die Soldaten haben große Mäntel an und Fäustlinge an den Händen. Der Abgelöste hat dem Eintretenden etwas ins Ohr gesagt, es muß nicht sehr wichtig gewesen sein. Ein Kanzleidiener mit einem Pack Acten kommt daher, er begegnet einem Hoflakai, der in einen langen, fast an den Boden reichenden Rock gekleidet ist; sie tauschen eine Prise aus und gehen vorüber.

Nun aber aufgeschaut! Es gibt etwas. Unter den Kutschern war Bewegung; der Courier Lutz kam mit dem großen Packwagen vorgefahren.

Jetzt hatte das Gespräch ein gutes Ziel. Richtig ist's, der „Goldklumpen, der König von Californien," kommt in die Residenz.

„Renn hinauf zu Deinem Vater, dem Glöckner, er soll mit allen Glocken läuten," rief der Eine.

„Du, laß mich einmal trinken, daß ich recht Hoch schreien kann," sagte ein Anderer. „Jetzt fängt der lustige Winter an. Der Goldklumpen läßt mehr draufgehen als drei Prinzen und siebzehn Grafen, sieben Barone gebe ich drein."

„Wißt Ihr was?" versetzte ein Dritter. „Wenn er ankommt, schicken wir eine Deputation zu ihm, der thut's, so etwas ist nach seiner Art. Ich habe einen Plan."

„Heraus mit Deinem Plan."

Der so Angeredete — es war ein kleines buckliges Männchen mit klugen verschmitzten Augen — ließ die Kameraden ein wenig warten, dann sagte er:

„Wir bitten Herrn Sonnenkamp, er soll jedem Droschkenkutscher täglich einen Schoppen Wein schenken; werdet sehen, er thut's. Wenn Ich siebzig Millionen im Vermögen hätte, ich thäte es auch."

Ein etwas verkommener, breiter Kutscher sagte:

„Bin Wirth gewesen, weiß, was das ist. Der Victoriawirth kriegt einen Wintergast, der hält warm."

Drin im Gasthof aber begegnete man lauter fröhlichen Gesichtern. Die schöne Wirthin war heut noch schöner, sie musterte nochmals die prächtige Zimmerreihe im ersten Stock und fand, daß Alles gut war; da und dort wurde noch eine Decke ausgebreitet, aber man hörte auf den Doppelteppichen keinen Schritt von den auf- und abwandelnden Kellnern, Knechten und Mägden; die prachtvollen seidenen Möbel, die die graue Hülle abgelegt hatten, glänzten und schimmerten wie dankbar, daß sie nun im Lichte erscheinen sollten.

Lutz war in voller Thätigkeit; bald von diesem, bald von jenem Sessel, bald von einem Sopha, bald von einer Causeuse — er schien alle Sitzgelegenheiten durchzuprobiren — bestimmte er noch, daß dies oder jenes anders gestellt würde; er schien geneigt, die Doppelbetten zu probiren, er begnügte sich indeß, die Sprungfedern ein wenig niederzudrücken. Ein Boudoir mit blauseidenen Tapeten und anmuthigem Erker wußte er mit Geschick besser zu ordnen.

Der Abend brach herein, das Treppenhaus war mit Blumen garnirt, die ganze lange Zimmerreihe beleuchtet, sämmtliche Lichter an den Kronleuchtern, auf Tischen und Schränken angezündet: nun konnten sie kommen.

Eine Cigarrette im Munde trat der Oberkellner vor das Haus und betrachtete sich vergnügt die erleuchteten Fenster der Zimmerreihe; doppelt vergnügt schaute er hinüber zum „Erbprinzen," da war Alles dunkel und öde; die werden sich ärgern.

Ein Wagen kam mit den Dienern männlichen und weiblichen Geschlechts, bald darauf der Wagen mit Erich und Roland und zuletzt trabte ein Viergespann heran. Bertram parirte die Pferde, Herr Sonnenkamp, nach ihm Fräulein Perini und endlich, mit den kostbarsten Pelzen angethan, Frau Ceres, stiegen aus.

Die Droschkenkutscher vor dem Hause vergaßen die Verabredung, sie brachten kein Hoch auf Sonnenkamp; klanglos trat er mit den Seinen in die Vorhalle, wo der große bärtige Portier in einem Tressenkleide und breitem Hute den silberknöpfigen Stock präsentirte; fest, als wäre er gegossen, stand der Mann da, nur seine Augen funkelten. Man ging die durchwärmten und erleuchteten und mit Blumen bestellten Treppen hinan. Sonnenkamp zeigte einen zufriedenen Blick. Frau Ceres war nicht wohlgelaunt, denn sie hatte fast den ganzen Weg geschlafen; vor dem offenen Kamine sitzend, ließ sie sich erst nach und nach aus den Pelzen enthülsen.

Sonnenkamp besichtigte alle Zimmer, und als er in das Boudoir seiner Frau zurückkam, saß Frau Ceres noch immer regungslos auf einem bequemen niedrigen Stuhl vor dem Kamin.

„Was fangen wir heut an?" fragte sie gähnend.

„Es wäre noch Zeit, ins Theater zu gehen."

„Mich umkleiden? Ich will nicht."

Zu gutem Glück wurde die Cabinetsräthin gemeldet, die Herr Sonnenkamp von seiner Ankunft voraus benachrichtigt hatte.

„Sehr willkommen," hieß es und sie war es in der That. Sie entschuldigte sich, daß sie, durch einen Besuch der Gräfin Graben aufgehalten, die lieben Freunde und Nachbarn nicht bereits in ihren Zimmern erwartet habe, wie ihre Absicht gewesen. Man dankte und war entzückt über die große Zuvorkommenheit.

Erich und Roland wurden in den Salon gerufen, da auch der Cadett mitgekommen war.

„Wo ist Ihre Frau Mutter?“ fragte die Cabinetsräthin. „Sie kommt wol nach?“

Erich antwortete nicht und Sonnenkamp setzte schnell hinzu, die Professorin wolle das Stillleben auf dem Lande nicht aufgeben.

„Das wird allgemeines Bedauern erregen,“ lächelte die Cabinetsräthin so heiter, als ob sie etwas besonders Lustiges gesagt hätte. „Die Gesellschaft hat sich darauf gefreut, die liebenswürdige, geistreiche und allgemein verehrte Dame wieder eine Saison in ihrer Mitte zu sehen.“

„Sie muß nachkommen,“ sagte Frau Ceres.

Sonnenkamp ward mißgestimmt. Besteht denn der Glanz seines Hauses nur in dieser Frau?

Seine Verstimmung wurde noch gesteigert, als die Cabinetsräthin in leisem Zwiegespräche sagte: Der Plan werde sich viel langsamer und schwerer verwirklichen ohne die Professorin. Sie selbst werde es an eigenen Bemühungen nicht fehlen lassen, aber sie vermöchte nicht entfernt das Gleiche, was die Geborne von Burgholz zu Wege bringe.

Sonnenkamp war es, als ob die vielen Lichter im Empfangssalon dunkler brennen; er war indeß genug Herr seiner Laune, um die Mißstimmung nicht kundzugeben.

Der Cadett machte den Vorschlag, daß Roland bei einer Quadrille, die zu Ende dieses Monats von den ersten Cavalieren des Hofes im großen fürstlichen Reithause geritten würde, mit reiten solle; es würde sich noch eine Stelle finden, wo er mit den anderen bürgerlichen Cadetten als Knappe sich aufstellen und einige Evolutionen mitmachen könne.

Roland war ganz glücklich darüber, aber Herr Sonnenkamp schnitt das kurz ab, indem er sagte:

„Nein, Du thust nicht mit.“

Er gab keinen Grund an; er hatte nicht nöthig, zu sagen, daß er seinen Sohn nicht unter dem vornehm geduldeten bürgerlichen Troß zum ersten Mal erscheinen lassen wolle.

Die Cabinetsräthin wußte viel zu erzählen, wer bereits Gesellschaft gegeben und bei wem solche noch ausstehe; auch mancherlei vor den Kindern nur halb angedeutete pikante Geschichten aus der Lästerchronik wurden berichtet. Der älteste Sohn des Herrn von Endlich, dessen glänzendes Haus gerühmt wurde, solle sich auch nächstens verloben; man sei nur bange, daß nächstens eine

Todesnachricht aus Madeira komme, wohin sich das junge Ehepaar begeben habe, dessen Hochzeit man im Sommer gefeiert.

Der Cadett bat Roland, mit ihm nach dem Theater zu gehen, wo heute ein großes Ballet gegeben würde. Erich sah verlegen auf Sonnenkamp, dieser aber sagte:

„Ja, gehe nur, Roland."

Zum ersten Mal sah Erich seinen Zögling von sich weg zu einer Vergnügung und in einen Kreis gehen, wohin er ihn nicht begleitete.

Roland hatte gebeten, daß auch Erich mitgehe, aber der Cadett erklärte, daß kein Platz mehr zu haben sei; er habe seinem Freunde nur mit großer Mühe einen vorbehalten. Und so ging Roland davon, indem er zu Erich sagte:

„Sobald es zu Ende ist, komme ich zu Dir."

Erich ward ruhiger; er konnte ja nicht verhüten, daß Roland Anschauungen gewann und in Gesellschaften gerieth, welche die schöne Richtung seines Wesens abzulenken drohten. Er mußte vertrauen, daß Roland Kraft und Gewissen genug in sich habe, um Gefahren zu bestehen.

Halb stolz, halb bedauernd erzählte die Cabinetsräthin, wie durchtrieben und frühzeitig auf Abenteuer begierig ihr Söhnchen sei; in demselben Athem bedauerte sie, daß Manna diese Saison, die so glänzend werde, in der Einsamkeit des Klosters verbringe; sie habe es sich so schön ausgedacht, in Gemeinschaft mit der Mutter die liebliche Tochter in die Gesellschaft einzuführen.

Sonnenkamp erwiderte, daß es dazu im nächsten Winter noch Zeit habe.

Zweites Capitel.

Erich hatte sich beurlaubt. In dieser Stadt, wo er geboren war und die größte Zeit seiner Jugend verbracht hatte, war er nun als Fremder in einem Gasthof und Diener eines Fremden. Er kämpfte alle Grübelei nieder und schrieb einen Brief an seine Mutter, worin er die Ankunft meldete und sie dringend bat, durch keinerlei Zureden sich verleiten zu lassen, mit nach der Residenz zu ziehen. Er brachte den Brief selbst auf die Post und

wanderte dann lange in der stillen, menschenleeren, kleinen Residenz umher. Er kannte jede Straße, jedes Haus, da und dort wohnten Jugendgenossen, befreundete Familien; er wußte nicht, wie er zu ihnen stehen werde.

Er kam an dem großen Gebäude vorüber, in dem die Antiken aufgestellt waren; eine Minute streifte ihn der Gedanke, wie es wäre, wenn er die Stelle des Directors hier erhalten.

Ruhelos ging er hin und her und begab sich endlich in ein Bierhaus.

Dort setzte er sich in eine Ecke und hörte Bürgersleuten zu, die mit langen Pfeifen im Munde sich über einen halben Witz erlustigten und von Allerlei redeten.

Er horchte auf, da er den Namen Sonnenkamps hörte, denn ein breiter rothbäckiger Mann sagte:

„Von heute an muß ich besonderes Fleisch nach dem Victoria-Hotel liefern, Herr Sonnenkamp hat einen ganz besondern Geschmack.“

Ein Buchdrucker, den Erich kannte, sagte:

„Unser Redacteur, Professor Crutius, behauptet, er kenne Herrn Sonnenkamp, aber er will nicht mit der Sprache heraus.“

Bei dieser Erwähnung spannte Erich seine Aufmerksamkeit, und weiter wurde erzählt, wie groß die Summe sei, die der Victoriawirth täglich erhalte; dann hieß es, daß Sonnenkamp das Rabeneck'sche Palais kaufe, und es sei so viel als sicher, daß er auch den Adel erhalte. Es wurden Bemerkungen gemacht, die Erich nicht hörte; er vernahm nur allgemeines Gelächter.

„Und ich sage,“ rief ein dicker Mann, den Erich als Getreidehändler und Bäcker kannte, „erinnert mich daran, daß ich es heut gesagt habe: dieser Herr Sonnenkamp ist ein Emissär. Die Junker in den Südstaaten wollen einen Kaiser haben, und er hat Unterhandlungen, vielleicht höher hinauf, als wir Alle ahnen.“

„Dann ziehst Du mit ihm und wirst Hofbäcker,“ hieß es. Ein gewaltiges Gelächter begleitete diese Antwort.

„Was geht das uns an? Der Mann bringt viel Geld ins Land; wenn nur noch hundert kämen, sie mögen gewesen sein, was sie wollen, wenn sie nur viel Geld ins Land bringen.“

So rief ein kleines, rundliches Männchen, das aus einer großen Meerschaumpfeife rauchte. Er leerte auf diese Rede sein Deckelglas und nickte der Kellnerin zu, wie wenn er sagen wollte:

Bring mir noch ein frisches, ich hab's verdient, bin doch der Gescheidteste.

Erich schlich leise davon; er war froh, nicht erkannt worden zu sein.

Als er heraustrat, begegnete ihm ein junger Mann und begrüßte ihn sehr freundlich.

Erich erinnerte sich seiner Bekanntschaft nicht, aber der junge Mann kannte ihn als Sänger vom Musikfest her; er war Lehrer an der Realschule in der Residenz und verkündete Erich, daß man ihn zum Ehrenmitglied des Schullehrer-Vereins ernennen werde.

Erich dankte und machte sich davon. Er kam auf der Straße in einen großen Menschenstrom, Wagen fuhren rasselnd dahin, das Theater war zu Ende. Er eilte nach dem Gasthof, Roland sollte ihn zu Hause finden. Er wartete auf seinem Zimmer, aber Roland kam nicht; er ging nach dem Gesellschaftssaal, aber er war nicht dort.

Die Cabinetsräthin bemerkte lächelnd, man könne unbesorgt sein; Roland sei in Gesellschaft Cuno's und da unterhalte er sich gewiß gut. Sie entschuldigte sich nun, daß auch sie die Gesellschaft verlassen müsse. Sie nahm Sonnenkamp noch in eine Fensternische und überreichte ihm den Gothaischen Almanach des neuen Jahres mit der Bemerkung, daß künftig keiner mehr erscheinen solle, in dem nicht auch der Name Sonnenkamp wäre; sie erklärte sich von heute an als seine Steuerpflichtige; sie werde lebenslang jedes Jahr dies canonische Buch der Ehre übersenden.

Sonnenkamp war sehr dankbar und geleitete die Dame bis zum Wagen.

Ins Zimmer zurückgekehrt, sagte er zu Erich:

„Ich hatte erwartet, daß Roland mehr Zuverlässigkeit beigebracht wäre; er ist nun trotz seines Versprechens noch nicht da.“

Erich wollte erwidern, daß ja nicht er, sondern der Vater ihm die Erlaubniß gegeben, schon am ersten Abend, kaum aus dem Wagen gestiegen, seine eigenen Wege zu gehen. Er hielt es indeß zurück, eine Erörterung war fruchtlos.

„Ich kann nicht zu Bette gehen, bis er da ist,“ jammerte Frau Ceres.

„Wissen Sie vielleicht, wo wir ihn suchen sollen?“ wendete sich Sonnenkamp zu Erich.

„Es ist nicht nöthig, er ist da," erwiderte Erich.

Roland trat ein.

Die Mutter klagte, der Vater schalt, daß er nicht sein Wort gehalten, aber Roland sagte:

„Ich verdiene weder Klage, noch Scheltworte; es hat mich viel Mühe gekostet, mich von der Gesellschaft loszumachen, die ich bis zu dem Restaurant begleitete, aber dort umkehrte."

Nun war Alles gut und man ging zur Ruhe.

„Warum fragst Du mich nicht, wie es mir im Theater gefallen?" fragte Roland in seinem Zimmer.

„Ich wollte warten, bis Du es mir von selbst sagst."

„Ach, es war sehr schön; wunderschöne Mädchen tanzten, und Cuno kannte alle bei Namen, er wußte von Jeder etwas zu erzählen; aber langweilig war die Geschichte doch. Stundenlang nichts als Sprünge und Bewegungen hin und her und kein Wort dabei. Mir fiel ein, was Benjamin Franklin sagen würde, wenn er das sähe, und da war der ganze Spaß verdorben. Cuno sagt, ich sei ein Philister, ich habe das ruhig hingehen lassen; als er aber noch etwas hinzufügte, hätte ich fast ein Duell mit ihm bekommen."

„Darf ich wissen, was er noch sagte?"

„Es betrifft Dich, aber — es kann Dir ja gleichgültig sein."

„Ich bitte, nichts weiter. Ich brauche nicht zu wissen, was die Menschen über mich sagen; das belastet die Seele und hilft nicht besser werden. Aber Du hast Dich brav gehalten, Du kannst gut schlafen, Du hast zum ersten Male im Feuer exercirt. Halte Dich nur immer treu in Dir und zu mir."

Mit glücklichen Gedanken legte sich Erich nieder und mit glücklichen Gedanken schlief Roland ein.

Drittes Capitel.

Während am Morgen Sonnenkamp den Staatskalender durchmusterte und ein Verzeichniß der zu erledigenden Besuche anfertigte, machte auch Erich sein Programm. Er wollte frei sein von persönlicher Beunruhigung, denn nur dadurch konnte er sich der erneuten schwierigen Aufgabe widmen.

Im großen geschlossenen Glaswagen, wo zwei in mächtige Pelze gehüllte Bediente auf dem Bock und der Jäger hintenauf saß, fuhr Sonnenkamp mit Frau Ceres in der Stadt umher. Es hatte große Ueberlegung gekostet, ob auch Roland Karten abgeben sollte; endlich entschloß man sich dazu.

Erich hatte für den heutigen Tag Urlaub genommen. Er traf mehrere Kameraden und ging mit ihnen auf das Militär-Casino; er wurde freundlicher begrüßt, als er erwartet hatte; er traf auch mehr tüchtige Naturen, als er eigentlich in Erinnerung hatte. Natürlich war von einer gestern Abend aufgelegten Bank, von Pferden, von Tänzerinnen die Rede, aber es herrschte auch ein großer Ernst unter manchen Kameraden. Die mächtige Bewegung in den Gemüthern der Zeitgenossen war am Militär-Casino nicht spurlos vorübergegangen; ja, ein Kamerad, der sich mit Erich in eine Fensternische setzte, beneidete ihn, daß er sich ein selbständiges Leben geschaffen.

Bei der Heimkehr traf Erich die Familie Sonnenkamp in guter Stimmung.

Für diesen ersten Tag waren der Cabinetsrath, seine Frau und die beiden Töchter zu Tische geladen. Die Pariser Kleider waren angekommen. Bei der Kleinheit der Residenz war dies schon allgemeines Stadtgespräch, denn die Zollbeamten hatten ihren Frauen und diese ihren Verwandten erzählt, es seien Kleider angekommen, wie selbst die Fürstin keine habe; die Kleider wurden von den Damen bewundert, und Alles war im besten Gange. Sonnenkamp hatte seine Whistpartie im vornehmen Clubhause, wo ihn der Cabinetsrath eingeführt, und als man von der Tafel aufstand, erschien als erster Besuch Bella mit ihrem Gatten.

Bella war äußerst belebt und bedauerte nur gegen Erich, daß seine Mutter auf dem Lande bleibe. Sie verkündete Herrn Sonnenkamp, daß Otto in den nächsten Tagen eintreffen werde, auch der Fürst Valerian käme; den Beiden seien Rollen zugetheilt in einem französischen Lustspiel, das die Gesellschaft bei Hofe aufführen wolle und wobei auch sie mitspiele. Sie ließ sich von Sonnenkamp eine namhafte Summe einhändigen zum Ankaufe von Gegenständen, die in dem Bazar zum Besten der Armen mit Beginn des nächsten Monats von den ersten Damen der Gesellschaft verkauft werden sollten. Sonnenkamp fügte hinzu, daß er auch Pflanzen aus seinen Treibhäusern zur Verfügung stelle.

Clodwig war etwas ermüdet, er bat im Voraus, ihn gesellschaftlich wenig in Anspruch zu nehmen. Die Landesvertretung war in beiden Häusern versammelt. Der Bruder des Fürsten, Prinz Leonhard, war zum Präsidenten der Kammer der Standesherren ernannt; Clodwig war Vicepräsident, hatte aber fast immer das Amt eines wirklichen Präsidenten zu übernehmen.

Während man beisammen war, kam eine Einladung des Herrn von Endlich zu einer großen Gesellschaft, und Bella konnte nicht umhin zu berichten, daß die Lästerchronik behaupte, Herr von Endlich gebe so schnell sein großes Fest, damit er nicht durch die Todesnachricht seines Schwiegersohnes verhindert würde. Die Familie war gerade noch zeitig genug gekommen, man war mitten im Strom der Saison. Es hieß, daß der Hof selbst bei Herrn von Endlich erscheine, jedenfalls konnte man den Bruder des Fürsten erwarten, der eine Verbindung mit der Gesellschaft außerhalb des Schlosses unterhielt. Auch Bella bewunderte im Nebengemache die Pariser Kleider, gab indeß Frau Ceres die Weisung, das Glänzendste erst bei der Gesellschaft zu verwenden, die Herr Sonnenkamp selber geben werde.

Der Abend bei Herrn von Endlich war genußreich. Der hohe Adel, obgleich tief verletzt über den Scherz, den sich der Fürst bei der Adelserhebung des reichen Weinhändlers gemacht hatte, besuchte die Gesellschaft in großer Anzahl. Der Fürst erkannte seinen Mißgriff, der ganz gegen seine sonstige Art war, da er die Hofverhältnisse stets mit einer gewissen priesterlichen Weihe behandelte; er sah es nun gern, wenn man ihn seinen Mißgriff vergessen machte. Man konnte sich seine besondere Gunst erwerben, indem man sich Herrn von Endlich freundlich erwies. So kam es, daß die Gesellschaft des Neugeadelten voraussichtlich wol die glänzendste der Saison war.

Herr von Endlich war auch klug genug, namhafte Mitglieder des Abgeordnetenhauses und sogar zwei von der schärfsten Opposition einzuladen, natürlich nicht ohne vorher bei Hofe angefragt zu haben, ob man dies nicht mißfällig aufnehmen werde. Der Hof selbst kam nicht, aber Prinz Leonhard erschien. Er hatte zwar von seinem Widerspruche gegen die Adels-Ernennung kein Hehl gemacht; als Untergebener seines Bruders jedoch besuchte er die Gesellschaft und unterhielt sich lange mit den Oppositions-Mitgliedern, am meisten mit Herrn Weidmann, der Präsident des Abgeordnetenhauses war.

Der Prinz repräsentirte seinen Bruder, von dem er stets mit großer Unterwürfigkeit sprach, es war ihm aber nicht unlieb, wenn man ihm merken ließ: Ja, wenn Sie regierten, wie ganz anders stünde es da, unser Land wäre ein Musterland. In Hofkreisen hatte man stets ein stilles Mitleid mit Prinz Leonhard, daß er sich der Mode wegen liberal zeigen durfte oder auch mußte ... encanailliren nannte man es dort. Der Prinz beförderte Künste und Wissenschaften, ja in einer gewissen Weise auch die politische Bewegung; eine Zeitung galt als die heimlich von ihm unterstützte, und diese Zeitung machte leise Opposition.

Arm in Arm mit Clodwig ging Prinz Leonhard durch die Säle. Clodwig mußte von Erich gesprochen haben, denn dieser, der nicht in erster Reihe der sich zur Begrüßung Darstellenden stand, wurde von dem Prinzen angerufen, der laut sagte:

„Lieber Dournay, es freut mich, Sie wiederzusehen. Sie sollen ja ein großer Gelehrter sein? Sie hatten immer besonderes Talent dazu, schon in der Kindheit zeigte sich das. Wie geht es Ihrer verehrungswürdigen Mutter?“

Erich dankte verbindlich, es lag im Ausdruck seiner Worte ein Ton der Befreiung, daß die erste Begegnung mit Prinz Leonhard sich so freundlich gestaltete. Es war keine Kleinigkeit, da der Prinz sagte:

„Führen Sie doch auch Herrn Sonnenkamp zu mir. Wo ist er?“

Sonnenkamp war leider nicht zu finden, er war im Rauchzimmer. Er wurde gerufen; nun war es zu spät, der Prinz eröffnete mit Bella den Ball.

Herr von Endlich strahlte von Glück, Sonnenkamp aber machte eine seltsame Miene, da man ihm mittheilte, der Prinz habe den Hauptmann Dournay ersucht, ihn vorzustellen. Herr von Endlich war von großer Rührigkeit. Er war ein Mann von äußerst sicherem und selbstgefälligem Wesen, ohne damit Jemand zu verletzen. Wie er sprach und sich benahm, sagte sein Wesen immer: Ich kenne Alles. Mit Männern des verschiedensten Berufes knüpfte er ein Gespräch an und wußte überall sich geltend zu machen; daß er Finanzmann, National-Oekonom, Landwirth, Kaufmann und Schiffsrheder war und alles Einschlägige genau kannte, ließ er als selbstverständlich erkennen, aber er wußte auch von der strengen Wissenschaft mitzusprechen, wie nicht minder von allen

Staatsmännern Europas. Er hatte überall gut gehört und wußte es gut zu verwenden.

Sonnenkamp kam sich zum ersten Mal im Leben schülerhaft vor. Er stand bei einer Gruppe, in welcher Herr von Endlich die Bereitung des Gußstahls erklärte, da trat der Prinz hinzu, das Gespräch brach plötzlich ab, aber der Prinz sagte:

„Bitte, ich will nicht stören.“ Er hörte dankbar zu, wie Herr von Endlich die Gußstahl-Fabrikation darlegte, als wäre er sein Lebenlang Werkführer in einer Fabrik gewesen.

Sonnenkamp wurde vorgestellt, und der Prinz fragte, ob er auch schon in Amerika Weinbau getrieben habe.

Sonnenkamp verneinte.

Ohne irgend eine Vermittlung fragte dann der Prinz wieder, ob er Theodor Parker gekannt habe, den er mit großem Vergnügen habe predigen hören.

Auch dies mußte Sonnenkamp leider verneinen.

Der Prinz suchte ihn auf ein Thema zu bringen, wo er gewiß gut reden könne; er fragte, ob er an einen friedlichen Ausgang in der Sklavenfrage glaube.

Die Umstehenden hörten aufmerksam zu, wie Sonnenkamp berichtete, daß die Ungeheuerlichkeiten, die man sich vorstelle, in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden seien und daß die Abolitionisten es vielleicht gut meinten, aber sicherlich ihre Pläne schlecht ausführten.

„Sie müssen mir das einmal ausführlich darlegen, Sie müssen mich einmal besuchen.“

„Hoheit haben nur zu befehlen,“ erwiderte Sonnenkamp; er war sehr glücklich, als hiermit das Gespräch endete.

Erich stand fast den ganzen Abend bei Weidmann, aber so gern er sich dem allgemein verehrten Mann widmen wollte, es gelang ihm nicht; er sah unwillkürlich beständig auf Bella. Sie hatte in ihrer Erscheinung etwas Junonisches, es war die Fülle, wie sie bei den Niederländern sich zeigt, sie hatte eine gewisse gemessene Ungezwungenheit, sah stolz und sicher aus, für den Einen hatte sie ein tiefes, für den Andern ein leichteres Wort; sie belebte die Alten und erheiterte die Jugend und Alles in der edelsten, unantastbarsten Weise.

Sie schwebte von Einem zum Andern, auf ihren Lippen lag oft ein gewaltsamer Ausdruck, aber sie spendete beständig ein

belebendes Lächeln und ihre Freundlichkeit war bezaubernd; sie blieb räthselhaft, sogar in ihrer Erscheinung, denn Niemand wußte genau zu sagen, welche Farbe ihre Augen hatten, obgleich Jeder von deren Strahl entzückt war. Während sie zuhörte, machte sie immer den Fächer auf und zu und sprach dann mit vollendeter Leichtigkeit. Ganz unvermittelt nahmen aber oft ihre Mienen einen düstern und wilden Ausdruck an; es war etwas Räthselhaftes in ihr.

Bella war eine Erscheinung, die man hassen, aber nicht vergessen konnte.

Auch Doctor Richard hatte das erfahren müssen, und Erich fand, daß er ungerecht gegen sie war, denn die Haupttriebfeder im Wesen Bellas war Ehrgeiz, und dieser Ehrgeiz auf Großes gelenkt, wäre als Größe erschienen. Im Gedanken, daß auch er Bella ein Unrecht angethan, war er freundlicher und ehrerbietiger gegen sie. Bella schien zu fühlen, was in Erich vorging; sie nickte ihm bei jeder Begegnung huldreich und verständnißvoll zu.

Die Haltung Erichs beruhigte sie vollkommen, denn innerlich hatte sie doch manchmal gedacht: wenn solch ein Erzieher sich rühmen sollte — Pah! Niemand würde ihm glauben. Er ist aber auch zu edel, um sich zu rühmen.

Was war denn auch geschehen?

Aus der anfänglichen Zerknirschung hatte sie sich bereits einen Stolz gebildet; sie hatte sich zuerst eingeredet, daß die ganze Sache ein momentaner Uebermuth, ja nur ein leichtes Spiel gewesen.

Wer konnte ihr widersprechen?

Jetzt war die Beschönigung bereits so weit gediehen, daß sie ihr als Thatsache galt, der ganze Vorgang erschien ihr wie ein Roman, den sie einmal gelesen; er hatte sehr aufgeregt, der Schluß ist anders, als man erwartete, aber nun ist er ausgelesen, fertig, aus der Hand gelegt, vergangen, steht bestaubt in der Bibliothek. Bella lächelte darüber, daß sie noch so bewegt sein konnte; sie war fast stolz, daß sie noch so naiv empfinden, so hingerissen sein könne. Nun war Alles abgethan und es geht zu Neuem.

Sie sprach mit Erich und Weidmann einmal kurz, sie freute sich, daß die Beiden einander gefunden, und hoffte, daß Erich oft zu ihr und Clodwig kommen würde, damit man sich geistig

erfrische und in diesem Strudel der Gesellschaft zum Bewußtsein seiner selbst komme; auch bat sie Erich, sie einmal in den Antikensaal zu bringen und sie dort etwas lernen zu lassen. Mit einer gewissen schwesterlichen Mahnung erinnerte sie ihn, daß er die entsprechenden Besuche machen müsse, um nicht außerhalb der Gesellschaft zu stehen.

Sie war erfreut, daß er dies theilweise bereits ausgeführt. Er berichtete, er habe sogar den Neger des Fürsten besuchen wollen, derselbe sei aber mit der kranken Prinzessin des fürstlichen Hauses während des Winters in Neapel.

„So?" fragte Bella, „hat Sie Herr Sonnenkamp in einem besonderen Auftrage zu dem Neger geschickt?"

Erich erwiderte, daß er diese Frage nicht verstehe, Bella lenkte rasch ab, sie bezeichnete ihre Frage als einen unzeitigen Scherz. Sie ging rasch davon, sprach mit Sonnenkamp und lachte viel, indem sie auf einen Mann in der Gesellschaft deutete, es war der Bruder des Herrn von Endlich, der das erste Modegeschäft in der Residenz hatte.

Herr von Endlich hatte es nicht umgehen können, seinen Bruder, der ein angesehener Bürger der Residenz war, in Gesellschaft zu laden. Man spöttelte darüber und sagte, daß der Mann, bei dem man gestern die Kleider gekauft, nun auch sehen wolle, wie diese heute seinen Kunden stehen.

Sonnenkamp war froh, daß, wenn er in den Adelstand eintrete, er wenigstens keine solchen Unzuträglichkeiten von einem Familienanhang zu befürchten habe.

Viertes Capitel.

Allabendlich war man nun im Theater, in großen Gesellschaften; der Morgen brach erst am Mittag an. Erich hatte, der Mahnung Bella's gemäß, die rückständigen Besuche gemacht und wurde in der Regel auch eingeladen.

Er sah das Gesellschaftsleben, wie aus einer fremden Welt kommend, mit neuen Augen an. Was verhüllt sich Alles in diesen lächelnden, sich gegenseitig so freundlich begrüßenden, geputzten

Menschen! Er schauderte oft über die Gemeinheit in weißer Cravatte. Im Rauchzimmer wurden unzüchtige Geschichten erzählt, Einer überbot den Andern, und dann ging man wieder in den Tanzsaal zu Frauen und Töchtern und war manierlich und fein.

Erich verhielt sich in bescheidener Zurückhaltung, Bella neckte ihn, daß er sich nicht auch in den Strudel begebe; sie schwamm lustig im Strom rauschender Freuden und es vergnügte sie, eine der Ersten, wenn nicht die Herrschende zu sein.

Fürst Valerian war sehr zuvorkommend gegen Erich und erzählte ihm viel von Knopf und einem wunderbaren amerikanischen Kinde, das auf Mattenheim sei.

Prancken grüßte in der Regel stumm, und sprach kaum mit Erich.

Von den ersten Würdenträgern des Staats und des Hofes hörte Erich bald da, bald dort, wie lobreich die Gräfin von Wolfsgarten und ihr Gatte von ihm gesprochen.

Mit Weidmann gerieth er in jene Beziehung, in der man immer beiderseits bedauert, einander so wenig habhaft zu werden, und bei allem guten Vorsatze doch nie zu Weiterem kommt. Nur Einmal gelang den Beiden eine nähere Verständigung; sie sprachen von Clodwig, und Beide in gleichmäßiger Hochachtung; dennoch konnte Weidmann nicht umhin, zu sagen:

„Ich bewundere diese Kraft, aber ich könnte sie nicht bethätigen. Unser Freund vermag es, ganz in die Sphäre einzugehen, in der er lebt; er kann gewissermaßen seine Seelenstimmung aus- und anziehen wie einen Gesellschaftsfrack; für sich lebt er in ganz anderen Interessen, ja in einer Verwerfung dieses Getriebes; sobald er aber in diese Sphäre eintritt, merkt man in seinem Behaben nicht die Spur eines Widerspruchs, man glaubt ihn vollkommen in Uebereinstimmung."

Erich verstand, und das Auge Weidmanns ruhte mit Nachdenken auf ihm, da er erklärte, daß er seinerseits nicht in die Gesellschaft tauge.

„Die Menschen sagen das eine Mal: Recht so, daß Sie aufflammen über Schlechtes, und das andere Mal verlangen sie, daß man gleichgültig daran vorübergehe, es ohne Verwerfung bestehen lasse. Das kann ich nicht und so tauge ich nicht in die Gesellschaft."

Weidmann schien das, was Erich beunruhigte, anders zu fassen, denn er sagte ihm, er könne vollkommen zufrieden sein,

da er in solcher Umgebung einen Jüngling wie Roland zu edlen Gedanken erziehe.

Ganze Abende wurde aber Erich seines Zöglings kaum ansichtig, denn die tanzende Jugend, Männer und Mädchen, umgaben ihn stets und hätschelten und bevorzugten ihn. Die Brust voll Cotillonorden, kam Roland spät heim und Tages darauf war er müde und zerstreut; ja, Erich bemerkte, daß der Portier ihm bisweilen duftige Briefchen zusteckte. Von regelmäßigem Unterrichte konnte nicht mehr die Rede sein, Roland trällerte meist am Tage die am Abend vorher gehörten Tanzweisen. In seinem Schreibpulte verwahrte er mit Heimlichkeit die Tanzkarten und auch manche andere Gedenkzeichen. In seinem Blick war etwas Scheues.

Prancken war erfreut, die Seinigen — denn so nannte er die Familie Sonnenkamp — inmitten der Gesellschaft zu finden, und nun ergab sich, daß auch Roland in dem französischen Lustspiel eine Rolle zufiel. Er sollte einen Pagen am Hofe Ludwigs XIV. spielen, da die junge Gräfin Ottersweier, der die Rolle zugetheilt, an den Masern erkrankt war.

Ein schönes Gewand wurde Roland bestellt, all sein Denken war nun auf das Schauspiel und die Proben gerichtet.

Als die erste Costümprobe abgehalten wurde und Roland in dem kleidsamen Gewande, in eng anliegenden weißseidenen Tricots, vor den Seinigen erschien, waren Alle voll Bewunderung; die Mutter zumal konnte sich in ihrem Entzücken gar nicht fassen. Roland sah auf Erich, der seit geraumer Zeit finster dreinschaute; er wollte ihn fragen, warum er so pedantisch sei — denn so hatten ihn die Mitspielenden genannt — aber er unterdrückte es und sagte nur:

„Verlaß Dich darauf, ich werde später wieder Alles, was Du mir aufgibst, lernen; nur jetzt laß uns lustig sein.“

Erich lächelte traurig; er fühlte, daß etwas verwüstet wurde in seinem Zögling; aber was konnte er thun? Wohl war ihm der Gedanke durch die Seele gezogen, daß er, da Alles, was er so mühsam gepflanzt und gepflegt, zertreten werden sollte, sich nun auch zurückziehen müsse; nur die Betrachtung, daß dann Roland ganz dem Verderben anheimfiele, hielt ihn noch auf seinem Posten. Er hielt es für Pflicht, Herrn Sonnenkamp seine Besorgniß mitzutheilen; dieser tröstete ihn, die amerikanische Jugend sei in den Jahren reif und bewältige das Leben, wo die deutsche

noch auf der Schulbank sitze und sich über eine geringe Censur abhärme.

Während Roland in den Proben des französischen Schauspiels war, hielt sich Erich oft im Lehrerverein auf. Leider fand er auch hier eine Aristokratie; die Lehrer der höheren Schulen sind getrennt von denen der Elementarschulen. Erich wurde von Vielen als Bekannter begrüßt und immer wieder erschien sein Ruhm vom Sängerfest, denn die Lehrer sind die eigentlichen Stützen des Chorgesanges; sie hatten hier einen besondern Gesangverein und Erich sang mit seinen Genossen schöner als je.

Aus rauschenden Gesellschaften stahl er sich oft weg und ging in den Lehrer-Verein, wo es ihm war, wie wenn er plötzlich auf einen andern Planeten versetzt wäre.

Hier saßen ernste Männer und besprachen sich darüber, wie man eine Kindesseele leite und führe, und da drüben verbrauste und verpraßte die mit bester Kraft geleitete Seele alle Arbeit des Lehrers an einem einzigen Abend.

Wenn man wüßte, was aus dem eigenen Thun wird, man könnte nicht weiter leben. Der beste Theil unserer Idealität ist das Nichtwissen unserer Zukunft und der Glaube an volle Erfüllung.

Erich konnte nicht umhin, Herrn Sonnenkamp von den Abenden im pädagogischen Verein zu erzählen, und Sonnenkamp nahm viel Antheil; er fand es sehr schön, wenn andere Menschen die Idealität pflegten.

„Sie sind glücklicher als wir,“ sagte er und trank dabei seinen schweren Burgunder.

Am Vorabende vor der Aufführung des französischen Lustspiels hatte Roland auf Geheiß seines Vaters und Prancken's alle Mitspielenden zu einer Abendgesellschaft im Gasthofe eingeladen. Nur die Männer erschienen, von den Frauen Bella allein.

Bella nahm Sonnenkamp bei Seite und sagte ihm vertraulich, er bringe die Frauen nur dann in seine Gesellschaft, wenn er die Professorin bei sich habe. Sie gestand es sich nur halb, daß sie bei der Rückkehr auf das Land eine gewisse Beschämung vor der Professorin empfinden werde, mit der sie oft die Nichtigkeit und Hohlheit der gesellschaftlichen Zerstreuungen besprochen hatte; darum sollte Alles in den Strudel, damit Keines sich vor dem vorwurfsvollen Blicke des Andern zu fürchten habe. Ueberdies war es volle Wahrheit, daß Sonnenkamp nur dann, aber dann auch mit Sicher-

heit eine gesellschaftliche Stellung gewinne, wenn die Professorin sein Haus repräsentirte.

Bella war boshaft genug, Sonnenkamp zu sagen, daß die Cabinetsräthin ihn ausbeute, aber in Gesellschaft verleugne und ihre Verbindung nur als eine nothgedrungene, nachbarschaftliche bezeichne.

Sonnenkamp war ingrimmig, aber er mußte die freundlichste Miene bewahren.

Das Schauspiel wurde aufgeführt. Alles war voll Bewunderung über die Schönheit und gewandte Grazie Rolands; selbst Bella, die ihre Vielseitigkeit heute zur Schau stellen konnte — denn sie hatte eine sogenannte Schubladenrolle mit dreifacher Verkleidung — wurde von dem Eindrucke, den Roland machte, fast in den Schatten gestellt.

Die Fürstin ließ Roland zu sich rufen und unterhielt sich lange mit ihm; man sah Roland und sie lächeln. Der Fürst kam selbst auf Sonnenkamp und dessen Frau zu und glückwünschte ihnen zu diesem prächtigen Sohn, indem er fragte, wann Roland in die Cadettenanstalt eintrete.

„Wenn er den gnädig verliehenen Namen haben wird," antwortete Sonnenkamp gefaßt.

Der Fürst machte eine finstere Miene und ging weiter.

Sonnenkamp athmete schwer, er hatte offenbar einen Fehler gemacht, die Sache hier und in dieser Weise vorzubringen; aber es ließ sich nicht mehr ändern und — vorwärts hieß die Losung. Mit ingrimmigem Blicke schaute er umher, als wollte er die ganze Gesellschaft mit all ihrem Flitter zusammenballen und kneten und daraus machen, was ihm beliebt.

Seine Mißlaune wurde nicht verscheucht, denn Prancken kam und fragte, was er zum Fürsten gesagt habe, der Fürst scheine verstimmt. Sonnenkamp fand es nicht nöthig, seinen Fehl zu bekennen.

Mit schwerem Blicke schaute Erich alledem zu. Er stand an eine Säule gelehnt, neben ihm ließ eine schöne Palme ihre gefächerten Blätter matt herabfallen. Er starrte auf die Pflanze, sie verkommt in dieser schwülen Luft, in dieser Ausströmung des hellen Gaslichtes; man bringt sie wieder zurück, da wo sie wieder gedeihen soll, aber sie kränkelt und verkommt vielleicht ganz. Wird es auch mit Roland so sein? Wie soll er nach Idealen,

nach höherer Bethätigung streben, wenn ihm so aller Glanz, alle Huldigung geworden?

Unwillkürlich dachte er sich den Professor Einsiedel hier herein. Er lächelte, denn er selber erschien sich als solch ein Professor Einsiedel. Was sind denn wir, die wir nur dem Gedanken leben? Zuschauer, nichts als Zuschauer. Da ist die Welt und ein Jagen und Raffen nach Genuß, Jeder raubt und eignet sich zu, was er haschen kann. Warum willst Du daneben stehen? Warum nicht mitten drin Dich tummeln? — Sein Herz preßte sich zusammen, seine Wange glühte. Da kam Roland auf ihn zu und sagte:

„Wenn ich es Dir nicht recht gemacht habe, liegt mir an allen Anderen nichts.“

Erich reichte ihm die Hand und Roland fuhr fort:

„Die Fürstin wünscht, daß ich mich in diesem Gewande photographiren lasse; alle Damen wünschen es und die ganze Schauspielgesellschaft wird das Gleiche thun. Ist das nicht schön?“

„Gewiß, es wird Dir später eine anmuthige Erinnerung sein.“

„Ach, später! . . . Später — Heute ist's schön, ich will von später gar nichts wissen. Ach, wenn man nur nicht schlafen müßte, sich ausziehen und morgen wieder anders sein! Man sollte ununterbrochen so fortleben können.“

Erich erkannte, wie berauscht von Lob und Ehre Roland war; jetzt war nicht die Zeit, sich dem entgegenzustellen.

Aber auch er wurde an diesem Abend in eine ungewohnte Bewegung versetzt.

Er hatte wohl bemerkt, wie eifrig Bella mit dem Kriegsminister gesprochen, der ehedem der Oberst seines Regiments gewesen; jetzt kam der Minister in seine Nähe. Erich verbeugte sich, der Minister knüpfte ein leichtes Gespräch mit ihm an und fragte endlich, ob er nicht Willens sei, wenn sein Zögling in die Cadettenschule eintrete, eine Professur an der Cadettenschule anzunehmen.

Erich sprach seinen Dank für diese große Freundlichkeit aus, aber er konnte nichts bestimmen, und als ihn der Kriegsminister fragte, ob er sich ein Festes ausgemacht habe bei Vollendung der Erziehung des jungen Amerikaners, erwiderte er, daß Doctor Richard Alles geordnet habe. Er erschrak aber, als ihn der Kriegsminister fragte, ob er durch diese Stellung nicht in seiner Wissenschaft zurückkäme, denn Bekannte aus der Universität hätten mit großen Hoffnungen von ihm gesprochen.

Als der Minister sich entfernt hatte, bemerkte er Bella's feuriges Auge, das auf ihn gerichtet war, und sobald er Gelegenheit fand, sprach er Bella seinen Dank aus, daß sie ihn dem Kriegsminister so freundlich empfohlen habe.

„Nichts als Eifersucht — nichts als Eifersucht. Ich will Sie aus dem Hause dort haben, ehe die bezaubernde Manna zurückkehrt," erwiderte Bella, sie war sehr aufgeräumt.

Am andern Tage, während Roland mit den Genossen beim Photographen war und die Einladungskarten zum großen Sonnenkamp'schen Feste umhergetragen wurden, fuhr Sonnenkamp, von Lutz allein begleitet, nach Villa Eden.

Fünftes Capitel.

Die Professorin saß in der behaglich durchwärmten Stube am Fenster, dessen Sims mit Decken und Kissen und das auswärts mit Moos bekleidet, vor jeder Lufteinströmung geschützt war; es war wieder starker Frost eingetreten. Sie saß an ihrer Nähmaschine, die so sanft ging, daß man kaum ein Geräusch vernahm. Vom Strom herauf hörte man das Knirschen und Schieben der an einander stoßenden Eisschollen, die dann verändert und neu gebildet weiter schwammen.

Oft blickte sie hinaus über den Strom und in die Landschaft; sie sah in den Dörfern den Rauch über den Häusern aufsteigen, sie kannte jetzt das Leben dort.

Manchmal von Fräulein Milch, manchmal vom Krischer, am meisten aber vom Siebenpfeifer begleitet, an dessen Heiterkeit sie besondere Freude fand, war sie überall eingetreten, hatte mit Wort und That geordnet und geholfen. Im grünen Hause ging es ab und zu von Solchen, die theils dankten, theils neue Anliegen hatten, und sie fand Befriedigung darin, daß ihr eine so reiche und in den Wirkungen so schnell erkennbare Thätigkeit gegeben war.

Wenn sie allein und ungestört war, nahm sie die Lieblingsbücher ihres Mannes zur Hand, überdachte die Bemerkungen, die fast auf jeder Seite standen, und erquickte sich, in stiller Abgeschiedenheit mit dem Verewigten fortleben zu können. Was ihr

Mann geschrieben, las sie meist laut; es that ihr wohl, die Lippen zu bewegen und die Worte in jener Betonung zu hören, die er liebte. Sie mußte aber auch laut lesen, um Gedanken zu verscheuchen, die nebenher in Alles sich hineindrängten. Diese Gedanken gingen immer nach dem Leben und Wesen Sonnenkamps und seiner Vergangenheit, vor Allem aber in den Gemüthsgrund Manna's. Sie glaubte zu verstehen, was Manna damit gemeint, als sie beim Abschied vom elterlichen Hause zu Roland gesagt hatte: „Ich bin auch eine Iphigenie." Den Gesang der Parzen in Goethe's Drama sprach sie jetzt, während sie arbeitete, vor sich hin und schwer lag das Räthsel in ihrer Seele, warum Kinder um die Schuld ihrer Eltern leiden müssen.

Mitten in den erschütternd wohlklingenden Versen hörte sie das Geräusch eines vor dem Hause stillhaltenden Wagens. Vielleicht ist es der Doctor, der ihr bisweilen auf eine gute Stunde Gesellschaft leistete; sie wußte, er liebte es, wenn sie in ihrer Ruhe verblieb. Der nahende Schritt war indeß ein anderer, auch das Anklopfen war ein anderes und herein trat Herr Sonnenkamp.

Die Professorin hatte Sonnenkamp nicht gesehen, seitdem sie gehört hatte, was sie ihm nie sagen konnte; sie bedurfte aller Fassung, um ihm die Hand zu reichen. Er that seine Pelzhandschuhe ab und faßte ihre Hand. Zum ersten Male fühlte sie den Stahlring an seinem Daumen, als wäre es eine kalte Schlange. Erschreckt sah sie ihre Hand in der seinen. Die Hand Sonnenkamps, so breit, fleischig, mit zurückgebogenen Fingern, an denen das Fleisch sich über die Spitzen der Nägel legte, war wie die Hand des Pharisäers auf dem Titianischen Bilde vom Zinsgroschen. Zwischen Daumen und Zeigefinger hält der Pharisäer das Geldstück und diese Haltung und Bewegung hat, wenn man so sagen darf, etwas Grinsendes, Gewaltthätiges, Heuchlerisches. In der Erinnerung der Professorin tauchte auf, wie sie auf ihrer Hochzeitsreise in der Gallerie zu Dresden stand. Ihr Mann verdeckte damals eine Secunde das Gesicht Christi und das des Pharisäers und ließ seine Frau nur die Bildung der beiden Hände sehen, aus denen sich Gestalt und Charakter der beiden gegensätzlichen Träger herausbilden ließen. Mit Blitzesschnelle zogen diese Gedanken und Vorstellungen durch ihre Seele.

Sonnenkamp bemerkte, daß die haltungsvolle Frau ungewöhnlich bewegt war; mit Gewandtheit sagte er:

„Ich habe immer gefunden, daß sinnige, viel in sich lebende Menschen, vor Allem edle Frauen, keine Ueberraschungen lieben. Ich muß daher um Entschuldigung bitten."

Die Professorin sah ihn an. Wie ist es nur möglich, daß ein Mann mit solcher Vergangenheit zarte Seelenbewegungen erfaßt und so sanft kundgibt? Sie gestand, daß er das Richtige bei ihr getroffen, und fragte, ob der Besuch ihr oder der Besichtigung seines Heimwesens gelte. Sie fühlte, daß dies eine ungeschickte Frage war, aber sie konnte nichts Anderes vorbringen.

„Ihnen allein gilt mein Besuch," sagte Sonnenkamp, „und ich bedaure fast, daß ich diese schöne Ruhe störe. Ach, ich komme aus einem Treiben, wo man gar nicht mehr glaubt, daß solche Ruhe auf demselben Planeten ist. Wir leben in einem beständigen Wirbel und es ist nur gut, daß man noch schlafen kann."

„Ich kenne die Unruhe der Carnevalszeit," sagte die Professorin lächelnd; „man lechzt nach Stille und trägt doch beständig die am Abend vorher gehörte Musik, Scherz und Lachen mit sich herum."

Sonnenkamp ging nun geraden Weges auf sein Ziel los. Er bat mit großer Unterwürfigkeit die Professorin, seinem Hause die Würde zu verleihen, die sie allein geben könne.

Die Professorin bedauerte, ablehnen zu müssen; sie sei nicht mehr für die Gesellschaft geschaffen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie eine finstere, ich hätte eher vermuthet, daß Sie die freiere Anschauung vom Leben haben."

„Ich glaube auch sie zu haben. Ich betrachte unser Leben nicht als eine düstere Wohlthätigkeitsanstalt, aus der alle Heiterkeit verbannt sein soll; die Jugend soll tanzen und nicht daran denken, daß in derselben Minute Menschen sich vor Frost schütteln und Kummer und Elend überall. Ich liebe die Heiterkeit, sie allein gibt Kraft."

„Nun, so stehen Sie uns bei; wir wollen uns dann später um so mehr den armen Geschwistern der großen Menschenfamilie widmen."

Die Professorin mußte eine Empörung niederkämpfen, daß der Mann mit diesen Worten ein Spiel trieb; sie starrte auf seine Hände, als wären sie blutbefleckt, und diese blutbefleckten Hände boten ihr fröhlichen Wein dar.

Sie konnte kaum sprechen, sie schüttelte mit dem Kopf und wiederholte nur:

„Ich kann nicht, glauben Sie mir, ich kann nicht."

„Nun denn," begann Sonnenkamp, „ich stehe nicht an, Ihnen ein Geheimniß kundzugeben."

Die Professorin hielt sich mit beiden Händen an ihrem Nähtische. Was wird der Mann sagen? Sonnenkamp erklärte, wie es sein unablässiger Wunsch und wie nothwendig es für seine Frau, für Roland und Manna sei, daß er in den Adelstand erhoben würde.

Die Professorin zuckte. Wie? Dieser Mann wagt es? Die geborne Adlige empörte sich in ihr. Dieser Mann mit solcher Vergangenheit wagt es?

Sonnenkamp betrachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Im Innern dieser Frau ging etwas vor, was er sich nicht erklären konnte; diese Frau schwieg und sprach kein Wort nach solcher Vertrauensbeehrung.

„Warum erwidern Sie nichts?" fragte er endlich.

Die Professorin faßte sich und sagte:

„Würde es Ihnen nicht schwer, einen andern Namen zu tragen?"

Sonnenkamp sah sie scharf an; sie fuhr fort:

„War es mir doch als Frau fremd, einen andern Namen zu tragen."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," entgegnete Sonnenkamp verbindlich, „Sie mußten einen bürgerlichen tragen; einen adligen nimmt man wol leichter an."

Er bat immer dringlicher, und fügte den besondern Wunsch der Gräfin Bella hinzu.

Die Professorin blieb dabei, es könne Niemand, auch die äußerste Freundlichkeit nicht, über ihr Leben bestimmen; sie sei entschlossen, nie mehr in die Gesellschaft einzutreten.

Sonnenkamp glaubte, daß die Professorin nicht als Anhängsel erscheinen wolle; würde man sie aber frei und selbständig stellen, so würde sie sich nicht mehr weigern. In so bescheidener als nachdrücklicher Weise sagte er daher, er lege hiermit eine Summe, mit der die Professorin ihr ganzes Leben ein selbständiges Haus machen könne, in ihre Hände; er griff in die Brusttasche und nahm ein Portefeuille heraus.

„Bitte, lassen Sie,“ entgegnete die Professorin hocherröthend; sie starrte auf seine Finger ... gerade so hielt der Pharisäer das Geldstück ... „Bitte! Das ist es nicht. Ich schäme mich keiner Position, da ich meine Ehre in mir habe; ich fürchte mich auch nicht vor der Gemüthsbewegung, die mich beim Anblick dieser oder jener Verhältnisse belasten könnte. Ich habe in freiem Entschluß für alle Zeit auf diese Beziehungen resignirt. Ich bedaure tief, Sie bitten zu müssen, keinerlei Beweggrund mehr vorzubringen, denn ich bliebe doch unbewegt.“

Sonnenkamp war in Verlegenheit, wie er das Portefeuille wieder in die Tasche zurückbringen und die heftige Empörung in sich niederkämpfen sollte.

Er stand auf und ging ans Fenster.

Eine Weile starrte er hinaus, dann wendete er sich lächelnd um und sagte:

„Dort schwimmen die Eisschollen, ein milder Hauch sprengt die Eisdecke, warum sollte nicht auch, verehrte Freundin — Sie gestatten mir, Sie so zu nennen — Ihre That, Ihr Vorsatz ... Sie verstehen schon, wie ich es meine ... man darf nicht alles Werdende binden.“

„Für mich,“ entgegnete die Professorin, „würde dies ein Brechen der Treue sein und ich habe nichts mehr auf der Welt als die Treue gegen mich selbst.“

„Ich bewundere Sie,“ erwiderte Sonnenkamp, und glaubte nun durch Kundgebung einer bewundernden Verehrung noch zu gewinnen.

Die Professorin fühlte, daß sie dem armen reichen Manne ein Gutes thun, ihm etwas geben müsse, was ihm Muth und Lust zum Leben mache, und es kam aus ihrer Seele, als sie sagte:

„Lassen Sie sich den Dank der Hunderte aussprechen, die Sie gesättigt und genährt haben. Der Bote Ihrer Wohlthätigkeit zu sein, macht mich glücklich, und ich wünsche nur, daß Sie sich als die Quelle des Glückes empfinden.“

Mit Lebhaftigkeit schilderte sie, wie Alles wohlgeordnet sei und wie sie nicht erst die Krankheit, das heißt die Verkommenheit abwarte, sondern den Gesunden aufhelfe. Sie erzählte so viel Schönes und Rührendes, daß Sonnenkamp sie anstarrte und die Worte hervorstieß:

„Ist Alles gut — gut — ich danke Ihnen.“

Er reichte ihr nochmals die Hand und ging davon. An der Hausthür begegnete ihm Fräulein Milch, er sah sie kaum an und ging weiter.

Fräulein Milch traf die Professorin, die mit großem Eifer ihre Hände wusch, als könnte sie dieselben gar nicht reinigen von der Berührung. Fräulein Milch fragte:

„Hat er Ihnen gesagt, daß er geadelt wird?“

Die Professorin sah sie staunend an. Woher wußte denn diese einfache Wirthschafterin in ihrer Abgeschiedenheit Alles?

Fräulein Milch erklärte, daß der Fleischer aus der Residenz, der von ihrem Nachbarn ein Paar fette Ochsen gekauft, die Nachricht verbreitet habe.

Sechstes Capitel.

Ein fremder Mann kommt, besichtigt das Haus, den Garten, den Park, die Treibhäuser, die Ställe. Wem gehörte das Alles? Einem Amerikaner von räthselhafter Vergangenheit . . .

Das stellte sich Sonnenkamp dar, als er in sein Heimwesen eintrat; er sah in eine zukünftige Zeit, ein Fremder war es, der Alles in Augenschein nimmt, und er selbst, der Alles gebaut, gepflanzt, war verschollen.

Sonnenkamp schlug sich auf die Stirn, da er inne ward, welch ein traumhaftes Gesicht ihn beherrschte. Was ist das für eine Macht, die ihn verzaubert und ihm sein eigen Selbst entführt? Nichts als der Tugendstolz dieser armen Frau treibt solche Gedanken in seiner Seele auf.

„Noch bin ich! noch will ich! noch nie ist mir entgangen, was ich wollte, und sie Alle sollen mir dienen!“ sagte er laut vor sich hin.

Er betrachtete die Bäume im Garten, ein dünner Schneereif lag auf den Zweigen, es war ein Anblick, so rein und fein, Alles so unbewegt, daß man unwillkürlich den Athem anhielt, denn Alles war so still, verklärt und leuchtend zugleich. Hier und dort sah er Bäume und Sträucher seiner Anordnung gemäß gefällt. Das muß immer sein, wenn die Parkanlage in ihrer

Fortentwicklung ihre künstlerische Gestaltung bewahren soll; Sonnenkamp ließ sich die Bäume nicht über den Kopf wachsen, sie durften nicht über die Idee hinausgehen, mit der er die Anlage festgestellt hatte.

Zwei schöne Neufundländer, die treu an ihm hingen, ließ er aus dem Gehege bringen; die Hunde sprangen an ihm empor, sie waren voll Lust und Glück, ihren Herrn zu begrüßen. Er lächelte. Da ist doch etwas, das ihn treulich begrüßt, sich seiner freut; die Hunde sind die besten Geschöpfe auf Erden. Er ging mit den Hunden überall umher und im Obstgarten schaute er freundlich lächelnd um; die künstlich gezogenen Zweige, mit schneeigem Reif bekleidet, waren wie Kunstgebilde der feinsten Art; er wünschte nur, daß er sie in der großen Gesellschaft vor den erstaunten Blicken seiner Gäste aufstellen könnte.

Ja, die Gäste! Werden sie kommen? Wird dieses pomphaft angekündigte Fest nicht eine Beschämung für ihn werden? Die Zweige der Obstbäume kann man ziehen und biegen nach Wohlgefallen, warum sind die Menschen so widerspenstig? Plötzlich lächelte er vor sich hin. Es war viel davon gesprochen, daß eine große Sängerin in Paris alle Welt entzückte; diese mußte herbei, koste, was es wolle, und sie mußte sich verpflichten, kein öffentliches Concert zu geben, sondern nur in seinem Salon und äußersten Falles noch bei Hofe zu singen. Er will der armseligen Residenzgesellschaft etwas bieten, was Niemand außer ihm vermag.

Er ließ die Hunde wieder in ihr Gehege sperren, sie winselten und bellten. Mögen sie winseln! Man sollte immer nur Geschöpfe haben, die man zu seiner Lust holt und wieder wegschickt, wenn man ihrer überdrüssig.

Sofort ließ Sonnenkamp wieder anspannen, fuhr nach der Telegraphen-Station und sendete eine Nachricht an einen Agenten in Paris mit genauer Angabe dessen, was er wünschte. Die Antwort sollte ihm nach der Residenz geschickt werden. Frischen Muthes, die ganze Welt verachtend und stolz auf seinen Erfindungsreichthum, fuhr er nach der Residenz zurück. Prancken war zugegen, als er am Abend die Nachricht erhielt, daß die Sängerin eintreffen werde.

Sonnenkamp wünschte, daß das Außergewöhnliche, was er zu bieten vermochte, schnell bekannt würde; die Hofzeitung sollte es verkünden. Prancken war nicht für diese Art der Kundgebung,

man solle vielmehr vertraulich Diesem und Jenem mittheilen, was zu erwarten sei, und Jeder würde sich beeilen, das Anvertraute weiter zu verbreiten. Er selbst übernahm es, einigen beliebten Kameraden auf dem Militär-Casino das Ueberraschende mitzutheilen.

Die Sängerin kam und übte eine größere Anziehungskraft als die Professorin bewirkt hätte.

Am Vorabend des Festes erschien Bella und brachte ihre Wünsche für das Gelingen desselben.

Es fehlte in der That nichts. Der populäre Prinz erschien mit seiner Gattin, die auserlesenste Gesellschaft füllte die Salons des Herrn Sonnenkamp, auch der amerikanische Generalconsul mit seiner Frau und zwei Töchtern war zugegen und Alles war voll Bewunderung und Dank für den Gastgeber. Die Sängerin sang mit großer Bravour und unter dem lebhaftesten Beifall viel Modernes; besonders ergriffen aber war Erich, als sie auch eine Arie aus der Oper Medusa von Lulli sang. Das Wagniß, eine das menschliche Maß überschreitende Leidenschaft in Tönen auszudrücken, stellte sich ihm dar, es war eine ähnliche Colossalität wie in der Büste, die auf Wolfsgarten stand, und er erzitterte als Bella umschaute und ihr Blick sich nach ihm richtete, als ahnte sie durch einen magischen Zauber, daß die Strömung seines Denkens nach ihr hin ging. Sie sah stolz und groß aus und nach dieser Arie ging sie auf die Sängerin zu und sprach sehr eifrig mit ihr.

Frau Ceres war mißgelaunt und verstimmt, denn ihre große Pracht verschwand vor der wunderbaren Kunst der Sängerin, zu der sich Alles drängte. Der Prinz unterhielt sich mit ihr wol eine halbe Stunde, mit Frau Ceres nur einige Minuten.

Mit triumphirendem Siegesgefühle ging Sonnenkamp durch die Gesellschaft, er that sehr bescheiden, aber innerlich verachtete er sie, denn er dachte:

Mit einer Hand voll Gold läßt sich Alles machen; mit Gold ist Ehre und gesellschaftlicher Glanz und Alles zu haben.

Am andern Tage war eine zwiefache Gesprächsströmung in der Residenz. Man sprach vom Feste des Herrn Sonnenkamp, desgleichen man hier noch nie gesehen; eine Gegenströmung war die Nachricht vom Tode des Gatten der Baronesse von Endlich, die Nachricht sei bereits gestern Abend angekommen, man habe sie aber zurückbehalten, um den Angehörigen und den weit verzweigten

Verwandten des Hofmarschalls die Freuden des Sonnenkamp'schen Festes nicht zu entziehen.

Am Abend brachte die Zeitung, deren Redaction Professor Crutius vorstand, einen pikanten Bericht, worin die Todesnachricht und das Sonnenkamp'sche Fest künstlich durcheinander gemengt war. Ein Theil des Glanzes wurde dadurch verwischt und Sonnenkamp überlegte mit Prancken, ob nicht der arme Teufel von Redacteur mit einer Hand voll Gold zu gewinnen wäre.

Prancken widersprach; man dürfe mit diesen Communisten — so hießen bei ihm Alle, die nicht mit der Regierung übereinstimmten — auch nicht die entfernteste Verbindung haben, und er, der zum Adelsbetrieb kein Mittel verschmähte, fand, daß man einer solchen Bestechung sich schämen müßte.

Sonnenkamp schien bekehrt, aber er wendete sich an Erich, der damals dem Manne die Unterstützung übermittelt hatte; er bat, diese Beziehung zu erneuen, und wenn Doctor Crutius in Noth wäre, so sei er bereit, ihm beizustehen.

Erich lehnte entschieden ab.

Die Sängerin ward nicht zu Hofe berufen, denn man fand es ungehörig, daß sie zuerst bei einem Privatmanne gesungen; sie reiste ab und Sonnenkamp und Fest und Gesang waren bald vergessen. Ja, Sonnenkamp mußte die Zurücksetzung erfahren, daß er bei einer Einladung zu Hofe übergangen wurde; er hörte jetzt, daß der Fürst ihm abgeneigt war, weil er nach der Aufführung des französischen Lustspiels eine mit größter Behutsamkeit zu behandelnde Sache ungeschickt bloßgestellt hatte. Prancken berichtete das mit einer gewissen bedauernden Schadenfreude; Sonnenkamp sollte stets wissen, daß er ihm vor Allem seine Standeserhöhung würde danken müssen.

Der Abend, an dem das Hoffest stattfand, zu welchem zwei Adelsfamilien vom Lande, die eigens dazu nach dem Hotel Victoria gekommen waren, nach dem Schlosse abfuhren, war für Sonnenkamp einer der peinlichsten. Er mußte noch überdies seinen Grimm zurückhalten und Frau Ceres trösten, die wollte, daß man sofort abreise; denn das, worauf sie all ihr Sinnen gerichtet, war nun zu nichte.

Auch die Cabinetsräthin kam nicht, sie mußte zu ihrem Bedauern, wie sie sagte, bei Hofe erscheinen. Und so saß die Familie allein und an diesem Abend zum ersten Mal fand Erich wieder

einen tieferen Anhalt in der Seele Rolands, denn auch Roland war höchst ärgerlich. Der Cadett, der zugleich Page war, hatte ihm erzählt, wie lustig es bei solchen Festen sei.

Erich nahm gerade von diesem Fall Veranlassung, Roland ans Herz zu legen, daß man die Ehre zunächst in sich suchen müsse und nie in der Welt draußen. Wer ohne Selbstbewußtsein seine Ehre und sein Glück von Andern abhängig mache, der sei durch solche Abhängigkeit in der tiefsten Sklaverei.

Roland hörte stumm zu, aber sein Auge wurde größer.

Sonnenkamp hatte große Mühe, in der Gesellschaft seine Verletztheit zu verbergen, und doch durfte man nichts davon merken lassen, denn dadurch erhöhte man die erfahrene Zurücksetzung. Er lächelte still, wenn man von dem glänzenden Hoffeste erzählte. In besonderer Beflissenheit überhäufte er die Familie des Cabinetsraths mit Freundlichkeiten, sie mußte Stand halten, sie hatte ihren Lohn, er wollte nicht der Betrogene sein. Er wollte auch seinen Sohn früh in den Strudel des Lebens werfen, er wollte wissen, welche Haltung er dabei annehme, welche Leidenschaften in ihm walteten. Er machte nun den jungen Cadetten zum Spion seines Sohnes, er gab ihm Gold, er sollte Roland in Spielgesellschaften bringen, ihn zu hohem Spiel verleiten und dann berichten, wie sich Roland benahm. Sonnenkamp war nicht wenig erstaunt, als ihm der Cadett berichtete, daß Roland unbedingt das Spiel ablehnte; er habe Erich das Wort gegeben, daß er sich nie, auch nicht bei scheinbar geringem Einsatze, dazu bringen lasse.

Sonnenkamp hätte Erich gern für diese große Macht seinen Dank ausgesprochen, aber er fand es besser, zu thun, als ob er es nicht wisse.

Als Bella kam, um Erich abzuholen, da er sie versprochenermaßen in das Cabinet der antiken Gipsabgüsse führen solle, bat Sonnenkamp, gegen seine Frau nichts von dem Hoffeste zu äußern, sie sei jetzt beruhigt und man solle sie nicht darin stören.

Erich nahm Roland mit in das Museum. Bella verstand, warum er es that.

Als man nach dem Museum fuhr, sah man den Fürsten Valerian am Wege. Bella ließ anhalten und nahm auch ihn mit; es konnten sich dadurch zwei Gruppen bilden, Fürst Valerian konnte manchmal mit Roland gehen und sie mit Erich. Es kam nicht dazu; Erich ließ Roland nicht von der Hand.

Vor der Niobidengruppe standen sie lange und Bella scherzte darüber, daß der Pädagog, der den Knaben vor dem Pfeil des Gottes zu schützen sucht, den russischen Typus habe. Erich mochte wiederholt erklären, daß der Kopf erneuert sei und einen Scythen darstelle, daß der Pädagog ein Sklave sei, der den Knaben nur wie eine Art Lakai in die Schule und sonst auf Gängen begleite, sie blieb dabei, es sei ein Russe. Als Erich darauf aufmerksam machte, daß das Mädchen in der Mitte sich an die Mutter anschmiege und hülflos sich verhülle, während der Knabe bei dem Pädagogen noch selbst die Hand ausstreckt, der Gefahr entgegenschaut und sie abzuwehren sucht, blickte ihn Roland groß an und sein Antlitz wurde blaß, fast so blaß wie die Gipsabgüsse, unter denen man sich bewegte; nur sein Auge leuchtete und die dunklen feinen Haare, die sich auf der Oberlippe zeigten, schienen zu zittern.

Auf dem Heimwege vom Antikensaale sagte Roland, wie vor Frost bebend, sich an Erich schmiegend:

„Erinnerst Du Dich noch, wie in Deinem elterlichen Hause damals der Brief mit dem großen Siegel kam?"

„Gewiß ... gewiß."

„Da also solltest Du Director werden. Diese Gestalten stehen da Tag und Nacht, Sommers und Winters ... warten auf uns und halten still, derweil wir tanzen und sterben."

„Was sprichst Du?" fragte Erich, erschüttert von Ton und Betrachtung Rolands.

„Ach, nichts — nichts. Ich weiß nicht, was ich sage ... ich meine, ich hörte die Worte, sagte sie aber nicht selbst ... ich weiß nicht, wie mir ist."

Erich eilte mit dem Fiebernden heimwärts.

Siebentes Capitel.

So oft Frau Ceres Roland sah, sagte sie beständig:

„Aber Roland, Du siehst so blaß aus! ... Sieht er nicht sehr blaß aus?" wendete sie sich dann regelmäßig zu Erich, und wenn dieser verneinte, war sie ruhig.

Heute konnte Erich nicht verneinen, da die Mutter mit Schrecken ausrief:

„Aber Roland, Du siehst ja so blaß aus!“

Erich ging mit ihm auf sein Zimmer und Roland klagte:

„Ich weiß nicht, wie mir ist.“ Er schaute rings im Zimmer um und sagte: „Mir ist, als drehte sich Alles mit mir. Was ist denn das? Ach! Ach!“

Er setzte sich auf einen Stuhl und fing plötzlich heftig an zu weinen.

Erich stand rathlos.

Roland sank in Ohnmacht.

Er schlug die Augen auf und starrte Erich an, wie wenn er ihn gar nicht sehe.

„Roland was ist Dir?“ fragte Erich.

Der Jüngling antwortete nicht, seine Stirne war eiskalt.

Erich riß an der Klingel, dann beugte er sich über den Jüngling.

Sonnenkamp trat ein und fragte, warum sie nicht zur Tafel kämen.

Erich wies auf Roland.

Der Vater stürzte auf diesen zu und stöhnte wie zu Tode getroffen.

Joseph kam, er wurde schnell nach einem Arzte geschickt und durch Essenzen gelang es, Roland wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der Vater und Erich trugen ihn auf das Bett und entkleideten ihn. Fieberfrost schüttelte den Jüngling, daß er die Zähne zusammenschlug und wimmernde Töne von sich gab.

Der Arzt kam, er machte eine bedenkliche Miene. Sonnenkamp schaute ihn erstarrt an.

„Es ist ein Anfall, ich weiß nicht, was daraus wird. Hat er öfter solche?“ fragte der Arzt.

„Noch nie! Noch nie!“ rief Sonnenkamp.

Belebende Mittel wurden angewendet und das Erste, was Roland sprach, war:

„Ich danke Dir, Erich!“

Der Arzt befahl, daß man ihn in Ruhe lasse, damit er schlafen könne; er ging weg, kam aber nach einer Stunde wieder, nach einer Stunde voll Bangens, in der Erich und Sonnenkamp kaum mit einander zu reden wagten. Als der Arzt jetzt den Kranken neu betrachtete, sagte er:

„Das Nervensystem des jungen Mannes ist übermäßig angespannt, es kann ein Nervenfieber bevorstehen.“

„Es kommt kein Unglück allein,“ sagte Sonnenkamp; das waren die einzigen Worte, die er während der ganzen Nacht sprach. Er saß im Nebenzimmer auf einem Stuhle wachend und kam manchmal auf den Zehen schleichend an das Bett des Kranken, um seinen Athem zu hören.

Frau Ceres hatte fragen lassen, warum Roland nicht komme. Man gab einen Vorwand und bat sie, zu Bett zu gehen. Sie kam indeß in der Nacht dahergeschlichen, sie hörte, daß Roland leicht unwohl sei, sie ging an sein Bett, sah, daß er ruhig schlief, und kehrte wieder in ihr Gemach zurück.

„Es kommt kein Unglück allein,“ wiederholte Sonnenkamp, als in der ersten Morgendämmerung der Arzt erklärte, das Nervenfieber sei ausgebrochen. Er befahl die behutsamste Pflege, er wollte eine barmherzige Schwester schicken, aber Erich sagte, daß Niemand Roland besser pflegen würde als seine Mutter.

„Glauben Sie, daß sie kommt?“

„Gewiß.“

Sofort wurde ein Telegramm nach dem grünen Hause geschickt. Schon nach einer Stunde war die Antwort da, daß die Professorin und Claudine abreisen.

In der Stadt hatte sich schnell die Nachricht von der schweren Erkrankung des schönen Jünglings verbreitet; Diener in allen Livreen und selbst Männer und Frauen der ersten Gesellschaft kamen, um nach ihm zu fragen.

Am Mittag, als die Parade mit klingendem Spiele vorüberzog, schrie Roland laut auf:

„Die Wilden kommen! Die Wilden kommen! Die Rothhäute! Hiawatha! Lachendwasser! Dem Hausknecht gehört das Geld! Nicht gestohlen! Hut ab vor dem Baron, willst Du? Pfui! Die Schwarzen! Ah! Franklin!“

Erich erbot sich, beim Commandanten die Weisung nachzusuchen, daß die Parademusik durch eine andere Straße ziehe oder mindestens vor dem Hotel die Musik unterbreche.

Der Schnee war plötzlich geschmolzen und vor der ganzen Fronte des Victoria-Hotels wurde auf der Straße Stroh gelegt, so daß man kein Wagengerassel vernahm.

Die Professorin kam. Sonnenkamp bewillkommnete sie herzlich

und Frau Ceres klagte, wie entsetzlich es sei, daß Roland krank geworden; womit sie denn das verschuldet habe, sie sei ja selbst krank. Die Mutter hatte viel Mühe, sie zu beschwichtigen; sie wünschte indeß, daß man auch Doctor Richard kommen lasse, der Roland von früher her genau kenne.

Sofort wurde an Doctor Richard telegraphirt und spät in der Nacht kam er an. Er fand, daß Roland vollkommen entsprechend behandelt sei, und seine Hauptmahnung ging nun an Erich und die Mutter, daß sie bei ihrem ohnedies gesteigerten Geistesleben die Krankenpflege mit Gleichmuth aufnehmen, sich viel Ruhe und Zerstreuung gönnen, oft ausgehen möchten, um sich an neuen Eindrücken zu erfrischen. Er ließ nicht ab, bis ihm die Beiden das Versprechen gegeben hatten.

Nachdem er eine Berathung mit dem behandelnden Arzte gehalten, reiste er wieder ab. Aber als er schon die Hand zum Abschiede gereicht hatte, sagte er noch:

„Ich muß Sie vor der Gräfin Wolfsgarten warnen.“

Erich erschrak und die Mutter fragte, wie er das meine. Er erklärte, daß man ebenso höflich als entschieden ihre herrschsüchtige Weise ablehnen solle, in der sie allerlei Mittel wisse, um jede Krankheit zu heilen.

„Nicht wahr, er stirbt nicht?“ fragte Sonnenkamp den Arzt auf der Treppe. Der Arzt erwiderte, daß man in allen äußersten Fällen sich auf nichts als auf die innewohnende Kraft der Natur verlassen könne.

Sonnenkamp suchte eine ergebene Miene zu machen, und doch war er voll Empörung. Er mit allem Reichthum sollte nichts leisten, nichts beibringen können und es sollte nichts übrig bleiben als die Naturkraft, in der Roland nicht mehr war, als der Sohn eines Bettlers!

Frau Ceres lag auf dem Sopha im großen Balconzimmer bei den Blumen und Vögeln und stierte mit offenen Augen drein. Sie sprach kaum ein Wort und genoß nur wenig Speise und Trank. Stündlich mußte man ihr berichten, wie es Roland erging, sie wagte es nicht, an das Bett zu kommen.

Die ganze Unzusammengehörigkeit dieser Familie brach jetzt hervor. Jedes lebte nur für sich, Jedes dachte, daß das Andere nur da sei, damit es nicht unglücklich werde und keinen Verlust empfinde.

Am Mittag schickte die Fürstin den Leibarzt. Sonnenkamp war voll Dank über diese Ehre, die er leider unter so traurigen Verhältnissen empfangen mußte.

Tag und Nacht saßen Erich, die Mutter und die Tante bald gemeinsam, bald abwechselnd bei dem kranken Jüngling, er kannte Niemand; die meiste Zeit dämmerte er im Halbschlafe vor sich hin; manchmal aber loderte eine Flamme auf und er bäumte sich glühenden Antlitzes und rief:

„Papa tanzt auf schwarzen Köpfen! Gebt mir meine blaue Schleife wieder! Ah! Ah!“ rief er dann wie entzückt sich labend, „das ist der deutsche Wald ... Ruhig, Satan! Da nimm die Maienblume ... Blaue Schleife ... Der Knecht hat den Ring gestohlen ... Der Lachgeist ... Gebt Acht auf den jungen Baron ... Zurück, Greif!“

Wenn Erich ihm die Hand auf die Stirn legte, ward er ruhiger, und einmal, als der Vater zugegen war, sang Roland ein Negerlied, er sang es so unverständlich, daß man die Worte nicht herausbrachte, schnell aber rief er wieder:

„Die großen Bücher weg! Weg mit den großen Büchern! sie sind mit Blut geschrieben!“

Sonnenkamp fragte, ob Roland auch in gesunden Tagen das Lied gesungen habe und ob Erich nicht wisse, von wem er es gelernt. Erich hatte es nie gehört. Sonnenkamp sagte der Professorin, wie er erkenne, sie sei nicht zur Lustbarkeit gekommen, zu Nachtwachen und schwerer Geduld sei sie aber sofort bereit; er werde das nie vergessen.

Die Professorin sah, daß hier noch ein anderer Kranker zu heilen war, als der mit geschlossenen Augen Fiebernde. Sie ward zutraulicher gegen Sonnenkamp, und dieser klagte ihr seinen ruhelosen Schmerz, und zwischen hinein kam der Gedanke: Was ich will, will ich ja nur für diesen Sohn. Wenn er stirbt, tödte ich mich. Ich bin weit mehr als getödtet und Niemand darf es wissen. Ich habe keine Vergangenheit, darf keine haben, und nun soll ich auch keine Zukunft haben! ...

Die Professorin bat ihn dringend, sich zu beruhigen, denn sie sei der Ueberzeugung, daß ein aufregendes Gemüthsleben der Umgebung auch auf den Kranken wirke; es gebe Einflüsse und Wirkungen, die Niemand ermessen und bestimmen könne.

In der stillen Nacht saß die Professorin am Krankenbette, sie

hörte die Uhren vom Thurme schlagen, eine Spieluhr ist dabei, und bei diesen Glockentönen in der Nacht am Krankenbette des armen reichen Jünglings ging ihr eigenes Leben vorüber.

Erich klagte oft, daß er sich Vorwürfe mache, nachgiebig gewesen zu sein und Roland dem Strudel des Lebens überlassen zu haben, der ihn nun vielleicht tödte; im kalten Antikensaal beim Anblick der Niobidengruppe sei die Krankheit zum Ausbruch gekommen. Auch ihn hatte die Mutter zu beruhigen. Sie war die Einzige, die festen Halt bewahrte und an der ein Jegliches sich anlehnend Halt gewinnen wollte. Die Mutter fragte Erich, wie es mit der wissenschaftlichen Arbeit sei, zu der ihm auch Professor Einsiedel Notizen geschickt. Sie wollte wissen, ob Erich etwas von der Vergangenheit Sonnenkamps kenne, das er ihr vielleicht aus Schonung verberge; aber Erich antwortete durchaus harmlos, sein ganzes Denken war nur mit Roland beschäftigt. Die Mutter erkannte, daß er von der eigentlichen Vergangenheit Sonnenkamps nichts wußte; sie hielt jede nähere Mittheilung zurück, denn sie glaubte ihn in der schweren Sorge um den Kranken nicht noch durch das Denken an eine solche Vergangenheit belasten zu dürfen.

Dem gemessenen Befehle Doctor Richards gemäß ging die Professorin aus und besuchte alte Freundinnen, auch die Frau des Kriegsministers gehörte zu denselben. Sie vernahm zu ihrer Beruhigung, daß Erich eine Professur an der Cadettenschule erhalten könne, wenn Roland in den Dienst eintrete. Neu belebt kehrte sie von diesen Besuchen zurück.

Auch Erich machte Besuche und verbrachte manche Stunde bei Clodwig. Bella ließ sich nur selten und auf kurze Zeit sehen; sie hielt sich offenbar jetzt von jedem Zusammentreffen mit Erich allein zurück.

Prancken hatte oft nach dem Kranken gesehen und die Angehörigen besucht, hatte gefragt, gerathen, ohne etwas thun zu können; er hatte die schwere Aufgabe, Frau Ceres zu zerstreuen. Nun war er verletzt, daß man die Professorin hatte kommen lassen, ohne ihn vorher zu fragen; er fand, daß diese Dournay's die Familie Sonnenkamp umgarnten. Er kam, fragte nach Roland, hielt sich aber viel im Hause des Herrn von Endlich auf, wo er bei der jungen Wittwe saß, die aus Madeira zurückgekehrt war.

In zitterndem Schweben zwischen Furcht und Hoffnung schwanden

Wochen dahin; die Vorstellungen des Kranken schienen sich zu verändern. Er sprach beständig mit Manna; er liebkoste sie, scherzte mit ihr, neckte sie mit dem heiligen Antonius. Man hatte Manna nichts von der Krankheit ihres Bruders mitgetheilt; warum sollte man sie auch belasten, da sie ja doch nichts helfen konnte.

Da Roland beständig mit seiner Schwester sprach, fragte Sonnenkamp den Doctor Richard, ob man sie nicht kommen lassen solle; der Arzt bejahte.

Mitten durch seinen Kummer ging es wie ein Gedanke der Befreiung, daß er nun das Kind aus dem Kloster reißen und nicht mehr von sich lassen könne; es erleichterte ihm das Herz, daß, wenn Roland genesen wäre, er beide Kinder um sich habe.

Sonnenkamp wollte, daß der Arzt an Manna schreibe, wie nöthig sie zur Genesung Rolands sei, aber Doctor Richard lehnte entschieden ab, da er nur zugegeben habe, daß die Anwesenheit Manna's unschädlich sei, aber geholfen werde Roland dadurch nicht.

Mit einem dringenden Briefe schickte Sonnenkamp den umsichtigen Lutz nach dem Kloster; er hatte auch die Professorin gebeten, daß sie dem Briefe einige Worte hinzufüge, aber sie hatte abgelehnt; sie wollte in keinerlei Weise, auch in der dringendsten Noth nicht, in das Leben Manna's eingreifen.

Achtes Capitel.

Schneebedeckt war das Dach des Klosters, schneebedeckt die Bäume, Wiesen und Wege auf der Insel, aber im großen Hause war bewegtes Doppelleben, denn die heilige Geschichte lebte hier in den Kindern und vor ihren Augen neu auf. Jeder Tag hatte eine Erweckung der in Glorienschein getauchten Ereignisse, die vor bald zwei Jahrtausenden in Canaan geschehen waren. Manna lebte so ganz in diesen Vorstellungen, daß sie sich oft besinnen mußte, wo sie war; sie hatte eine Sehnsucht, nach Jerusalem zu wallfahrten, den heiligen Boden zu küssen und Alles zu sühnen, was je Uebles geschehen war von denen, die ihr nahe, und denen, die ihr fern. Ihr Entschluß, den Schleier zu nehmen, befestigte sich aufs Neue.

Mit wunderbarer Kraft erzählte sie dem kleinen Heimchen, das krank zu Bette lag, die heilige Geschichte; und ihr Auge strahlte dabei wie von einem höheren Feuer. Heute aber lächelte sie, denn Heimchen fragte:

„Ist in Jerusalem auch Schnee?"

Manna hatte kaum beachtet, welche Jahreszeit draußen, sie lebte in einer ganz andern Welt, und eben als sie hinausschaute, wo der Schnee schmolz, kam eine dienende Schwester und brachte ihr einen Brief.

„Wo ist der Bote?" fragte sie.

„Er wartet im Sprechzimmer."

„Ich werde ihm Antwort geben," erwiderte Manna und las den Brief noch einmal.

Sie ging in der Zelle auf und ab; sie wollte zur Oberin, sie fragen, was sie thun solle, aber sie fühlte, wie sich ihr Herz zusammenzog. Warum einen andern Menschen fragen? Sie hielt die Hand vor die Augen, dann betrachtete sie ihre Hand. Du kannst nicht weinen, sprach es in ihr; Du sollst nicht weinen, um nichts in der Welt . . .

„Was ist Dir?" rief Heimchen aus seinem Bette. „Warum siehst Du so bös aus?"

„Ich bin nicht bös. Oder meinst Du, daß ich es bin?"

„Nein, jetzt siehst Du wieder ganz gut aus. Bleib bei mir, Manna . . . bleib bei mir, geh nicht fort . . . bleib bei mir. Manna, ich muß sterben."

Manna beugte sich über das Kind und beruhigte es, und jetzt erkannte sie: Die erste Probe kommt. Du sollst beweisen, ob die Liebe zum Heiligen größer in Dir ist als die Familienliebe. Du sollst und Du mußt!

Sie überließ Heimchen einer dienenden Schwester, versprach bald wiederzukommen und ging hinab in die Kirche.

Zerknirscht warf sie sich nieder und betete inbrünstig. Lange lag sie verhüllten Antlitzes, bis sie sich endlich in dem Entschlusse erhob: Ich muß es können! Ich will nichts als dem Dienst des Ewigen leben. Roland hat gute Pflege, er kennt Niemand; wenn ich zu ihm gehe, leiste ich nicht ihm, sondern mir, um die Angst von mir zu nehmen; hier aber ist Heimchen krank und bedarf meiner. Es ist keine Frage mehr, was ich zu thun habe; ich bleibe auf der Stelle, wohin nicht ich, sondern der Höchste mich gestellt.

Sie gedachte der Oberin, die erzählt hatte, wie ihr Vater und Mutter gestorben und sie ihre Clausur nicht lösen durfte. Freiwillig, ohne Gelübde, wollte Manna das Gleiche vollziehen.

Sie kehrte in ihre Zelle zurück; sie wollte schreiben, wollte Alles sagen, was ihr die Seele erfüllte, aber sie konnte nicht. Sie ging hinab in das Sprechzimmer und sagte Lutz, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen, sie könne nicht mit ihm zurückreisen.

Dann ging sie wieder in ihre Zelle und schaute in die Landschaft hinaus, starr, leblos.

Der geschmolzene Schnee tropfte von dem Dach und jetzt brachen auch die Thränen hervor, Manna weinte heftig; sie ließ die Thränen fließen, aber ihr Entschluß blieb fest. Die ganze Nacht wachte und betete sie und erst am andern Morgen sagte sie der Oberin, was sie gethan.

Die Oberin erwiderte kein Wort.

Auf ihrer Zelle las Manna nochmals den Brief und jetzt erst sah sie, daß auch die Mutter Erichs Roland pflegte. Das Papier zitterte in ihrer Hand, da ihr deutlich wurde, wie Roland in seinen Fieberphantasien mit ihr verkehrte. Warum schreibt der Vater nichts von Prancken? Wo ist er? fragte sie sich. Sie war empört, daß sie ihr Denken nicht von der Welt wegbannen konnte. Mit raschem Entschluß warf sie den Brief in den offenen Kamin und starrte drauf, wie er aufflammte und dann in leichten Flocken durch den Kamin davonflog.

So war es in ihr gewesen, so sollte es in ihr sein; nichts von der Außenwelt sollte mehr zu ihr dringen.

Neuntes Capitel.

Die Krisis war vorüber, die Genesung trat ein.

„Er ist gerettet!“ sagte der Arzt, und: „Er ist gerettet!“ ging's von Mund zu Mund durch die Stadt.

Der Arzt befahl, in der Behutsamkeit nicht nachzulassen und die geringste Aufregung von Roland abzuhalten. Dieser klagte, daß er so entsetzliche Langweile habe, aber lächelnd entgegnete der Arzt und wiederholte Erich, daß er die Vergnügungen voraus

genossen habe, und Langweile die erste sichere Stufe der Genesung sei. Auch darüber, daß man ihn Hunger leiden lasse, klagte Roland, aber sein Angesicht wurde schön und groß, da er sagte:

„Hiawatha hat freiwillig gehungert."

Gegen die Professorin war Roland am liebreichsten; er behauptete, daß er sie allein in seinen Fieberträumen erkannt habe, und es sei eine entsetzliche Pein gewesen, daß er das nicht habe sagen können; es hätten sich ihm beständig ganz andere Worte auf die Lippen gedrängt, als er eigentlich sagen wollte. Er freute sich, daß Maienblumen vor ihm standen; er erinnerte sich jetzt, daß er sie verlangt hatte.

„War nicht auch Manna bei mir? Ich habe immer ihre schwarzen Augen gesehen."

Man erzählte ihm, daß sie das Kloster nicht verlassen durfte, da Heimchen schwer krank sei.

Er bat um die Photographie, auf welcher er als Page abgebildet war, und sagte zu Erich:

„Du hattest Recht, es wird mir später eine Erinnerung sein. Ach, ich meine, es wären zehn Jahre vorbei. Gib mir einen Spiegel, ich will wissen, wie ich aussehe."

„Das darf jetzt nicht sein," erwiderte Erich, „erst in acht Tagen."

Roland war folgsam wie ein kleines Kind und dankbar wie ein erkenntnißvoller Mann. Am zweiten Tage bat er Erich, er möge ihm erlauben, sich aussprechen zu dürfen, denn es drücke ihn im Kopf.

„Wenn Du ruhig sprechen willst, will ich Dich anhören."

„Ich bin auf dem Meere gewesen und Delphine tanzten um das Schiff. Plötzlich waren es lauter Negerköpfe, und da schwamm eine Kanzel und drauf stand Theodor Parker; er predigte mit mächtiger Stimme, lauter als das Meeresbrausen, und die Kanzel schwamm immer weiter und weiter mit dem Schiff . . ."

„Du sprichst schon unruhig," unterbrach Erich. Ganz leise, aber jedes Wort betonend, erzählte Roland ruhig.

„Aber jetzt kommt das Schönste. Ich habe Dir erzählt, wie damals, als ich zu Dir reiste — es wird jetzt bald ein Jahr — ich im Walde lag, da kam ein Kind mit langen, gewellten, blonden Haaren und sagte: Das ist der deutsche Wald! . . . und ich gab ihm die Maienblume, und das Kind wurde im Wagen fortgeführt und verschwand. Nicht wahr, Du erinnerst Dich an das Alles?

Aber im Träumen war es noch viel schöner und glänzender. Das ist der deutsche Wald! das wurde immer gesungen wie beim großen Musikfeste von hundert und hundert Stimmen, ach, so schön... so schön!"

„Jetzt ist's gut," brach Erich ab. „Du hast genug erzählt und nun bleib wieder allein."...

Als Roland zum ersten Mal aufstehen konnte, staunten Alle, wie er in dieser Krankheit gewachsen war, und er selber war stolz, daß sich der Flaum auf seiner Oberlippe färbte. Als er das Stroh vor dem Hause sah, sagte er:

„So hat also die ganze Stadt von meiner Krankheit gewußt und ich habe allen Menschen zu danken? Hat Ihnen Erich gesagt, daß ich auch Parker gesehen habe?" fragte Roland die Professorin.

„Ja. Jetzt aber gib Dich wieder zur Ruhe."

„Nein," rief er, „nur noch das Eine!"

Er ließ sich sein Taschenbuch geben, in dem der Name des Hausknechts aufgeschrieben war, den er damals nach seiner Nachtwanderung im Verdachte des Diebstahls gehabt hatte; er schalt sich, daß er bisher immer vergessen, nach ihm zu forschen; er war ja hier als Soldat im Regimente.

Nun mußte Erich dafür sorgen, daß er gefunden und hergebracht wurde.

Der Soldat kam und Roland händigte ihm ungefähr so viel Geld ein, als damals in seinem Geldtäschchen gewesen war. Der Soldat hätte nicht der scharfen Instruction Erichs bedurft, daß er Roland nicht durch vieles Reden und heftige Dankbezeugungen aufregen solle; er konnte ohnedies kein Wort hervorbringen, denn er stand wie in ein Märchen versetzt: In den großen Gasthof gerufen werden zu einem schönen kranken Jüngling, mit viel Geld beschenkt werden — das ist doch Alles wie in einer andern Welt.

„Ist es kalt draußen?" fragte Roland den Soldaten.

„Ja, es wird wieder grimmig kalt und ich muß heim."

Der Soldat erzählte, daß er Urlaub erhalte.

„Haben Sie warme Kleider?" fragte Roland.

Der Soldat verneinte; Roland ließ bitten, daß sein Vater zu ihm käme, und Sonnenkamp mußte dem Soldaten einen warmhaltenden Rock schenken.

Glückselig lag Roland wieder im Bett und er bat den Vater,

seine eigenen Kleider wegzuschenken, er wolle keines mehr von den früheren tragen.

„Und wünschest Du gleich die Uniform?“ fragte Sonnenkamp.

„Nein, jetzt nicht; nur bald, recht bald wieder heim, nach der Villa, heim, heim!“

Sonnenkamp versprach Alles.

Die Professorin hatte bald junge Leute ausfindig gemacht, denen die Kleider Rolands paßten. Als man ihm dies andern Tages erzählte, rief er jauchzend:

„Jetzt ist's schön, jetzt gehen meine Kleider einstweilen durch die Straßen, bis ich selbst wiederkomme.“

Er hörte, wie alle Menschen so theilnahmsvoll gewesen, und bat den Vater, ihnen zu danken.

Das hatte Sonnenkamp ohnedies beabsichtigt. Es war die beste Art, besser als die glänzendste Gesellschaft, den angesehensten Männern und Frauen nahe zu kommen.

Mit dem besten Wagen und Geschirr wollte Sonnenkamp in der Stadt umher fahren. Er bat die Professorin, ihn zu begleiten; sie wollte ablehnen, aber Roland bat ebenfalls und so dringlich, er sagte, es sei die erste Bitte, die er nach seiner Wiederkehr ins Leben an sie richte, daß sie endlich willfahrte.

So schwer es der Professorin wurde, in diesem Geleite wieder vor die Menschen zu treten, um so leichter, wie auf ein Zauberwort, öffneten sich überall die Thüren, wo Lutz die Professorin und Sonnenkamp meldete.

Die Professorin begriff oft selbst nicht, daß sie dies that; sie trat damit in eine Verbindung, die sie doch von sich ablösen wollte, und so oft sie in den Wagen zurückkam, mußte sie Herrn Sonnenkamp bitten, nicht immer ihre mütterliche Sorgfalt für Roland hervorzuheben.

Sonnenkamp aber drängte sich bei den Besuchen mit großer Gewandtheit in den Mittelpunkt des Gesprächs, indem er den Hochsinn der Professorin rühmte und bescheiden hinzufügte, wie glücklich er sei, daß er sich einer solchen Familie anschließen dürfe. Immer aufs Neue freute er sich des Bewußtseins, daß alle Menschen wie Puppen zu gebrauchen sind; die Einen sind mit klingendem Golde, die Andern mit klingendem Lobe über ihren Edelsinn zu gewinnen.

Auf diesen Fahrten durch die Stadt genoß er seine beste Freude,

denn diese war und blieb die Heuchelei, und in solcher Empfindung überwand er den Aerger über den Stolz der eingesessenen Familien; sie mußten ihn nun, wenn auch widerwillig, als Gleichen aufnehmen. Wo er sonst nur zu flüchtiger und nichtssagender Ansprache gekommen, gelangte er jetzt zu behaglicher Schaustellung seines viel erfahrenen Lebens, und Alles hatte dabei eine milde Abklärung, indem es mit dem wahren Gefühle versetzt war, mit dem Vatergefühl. Er lächelte immer vor sich hin, wenn er die Treppe hinabging, denn er wußte, die Menschen sagen jetzt: Wir haben den Mann gar nicht gekannt, er ist ein höchst bedeutender und tief fühlender Mann.

Die Mitglieder der Ordens-Commission, die, wie Prancken ihm besonders eingeschärft hatte, noch zu seinem Plane gewonnen werden mußten, behandelte er mit besonderer Aufmerksamkeit.

So hatte die Krankheit Rolands dem Plan der Standeserhöhung eine neue Triebkraft gegeben und die Professorin hatte widerwillig dazu mitwirken müssen.

Zehntes Capitel.

Bei der Fürstin hatte man um Audienz gebeten, um ihr danken zu dürfen.

Sie ließ erwidern, daß ihr die Professorin willkommen sei; Sonnenkamp war damit abgelehnt.

Die Professorin fuhr nach dem Schlosse. Von Allem, was sie in der letzten Zeit hatte erleben müssen, erfuhr sie nun das Peinlichste; sie mußte beistimmen, wie die Fürstin von dem großartigen Wesen Sonnenkamps, von seiner ausgebreiteten Wohlthätigkeit und seinem Hochsinn sprach. Die Cabinetsräthin, die Palastdame der Fürstin war, hatte das richtig unterlegt und die Professorin durfte nicht widersprechen.

Wieder sah sie, in welche falsche Lage sie gebracht war und wie sie sich zu unredlichem Spiel gebrauchen lassen mußte. Und wenn die Menschen erfahren, was sie von Sonnenkamp bereits wußte, wie würde sie ihnen erscheinen? . . .

Prancken brachte die vorläufig vertrauliche Nachricht, daß Herrn Sonnenkamp ein Orden zuertheilt sei.

„Das ist der erste Schritt, die erste Stufe."

Frau Ceres aber klagte:

„So, das ist für Dich; was bekomme denn ich?"

Sonnenkamp sprach seine Zuversicht aus, daß die Adelserhebung gewiß und bald käme.

„Ach, das dauert so lang," klagte Frau Ceres.

Er bekannte, daß es ihm selber ärgerlich sei, wie formensteif die Dinge in der alten Welt gehen, aber man müsse sich gedulden.

„Freilich," erwiderte Frau Ceres, „es ist doch schön, daß Du einen Orden hast; nun sieht man Dir in Gesellschaft gleich an, daß Du kein Bedienter bist."

Wenige Tage darauf hielt Wagen um Wagen vor dem Hotel, Alles glückwünschte zur Ordensverleihung.

Sonnenkamp war sehr bescheiden.

Ein bitterer Tropfen fiel in den Freudenkelch, da die Zeitung des Professor Crutius unter der Ueberschrift „Courszettel der Ehre" die Nachricht brachte: Herr Sonnenkamp auf Villa Eden, verpflanzt aus der Havanna, habe allerhöchsten Ortes das Verdienstkreuz erhalten, man sage, wegen seiner Verdienste um Veredlung der Obstzucht, die auch die Veredlung des Obstzüchters in sich schließe. Unter den schönen Bäumen im Garten Eden fehle nur noch der in unserem gesegneten Vaterlande vornehmlich gedeihende Stammbaum.

Es gab Schadenfrohe genug, die ihre Empörung über solche Bissigkeit gegen Sonnenkamp aussprachen; sie lauerten dabei, welche Miene er dazu machte. Sonnenkamp that gleichgültig, heimlich aber setzte er sich vor, die tugendstolzeste aller moralischen Personen, die sogenannte öffentliche Meinung, ebenfalls zu bestechen.

Er ging auf die Redaction. Er wurde in ein Zimmer gewiesen, wo er Professor Crutius traf, der ihn mit ausnehmender Höflichkeit empfing. Sonnenkamp sagte, daß er Scherz verstehe; er sei von Amerika her an Oeffentlichkeit gewöhnt. Crutius fand nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern. Sonnenkamp äußerte, wie er sich freue, Professor Crutius in so bedeutsamer Stellung zu finden; dieser machte eine dankende Verbeugung. Im Redactionszimmer brannte eine kleine Gasflamme; Sonnenkamp bat um die Erlaubniß, seine Cigarre rauchen zu dürfen, und bot Crutius eine solche an. Mit verbindlichem Dank willfahrte Crutius.

„Ich erinnere mich recht wohl," begann Sonnenkamp, „daß

Sie damals, als ich die Ehre Ihres Besuches hatte, ein kühnes, aber treffendes Wort sagten; Sie hatten den Muth, zu sagen, Amerika ginge der Monarchie entgegen."

„Ja wohl," entgegnete Crutius halb scherzend, halb ernst, „und ich habe das nicht blos als Thema zu beliebter Ansprache hingeworfen; ich war der Ansicht, daß es als ein Vorzeichen der Monarchie angesehen werden konnte, wie sich damals in Amerika die Besseren von der Politik zurückzogen."

Crutius machte eine Pause und Sonnenkamp fragte:

„Und dieser Ansicht sind Sie nun nicht mehr?"

Sonnenkamp hatte selbst das Gerücht verbreitet, er stehe in Verbindung mit der Gründung des mexikanischen Kaiserthums und daß von dort aus die monarchische Regierungsform in der neuen Welt sich weiter ausdehnen sollte; er fand einen unschädlichen, nach gewisser Seite mit Ehren begrüßten Ruf darin, als Agent für eine in den Südstaaten der Union zu gründende Monarchie zu gelten. Crutius antwortete lange nicht, er sah mit lächelndem Blick auf den vor ihm Sitzenden und sagte endlich:

„Ich bin der Ansicht nicht mehr. Die Lässigkeit der Besseren hat in Amerika aufgehört. Das zeigt sich in den öffentlichen Blättern wie in Versammlungen, und Herr Weidmann hat mir auch Briefe seines Neffen, des Doctor Fritz, mitgetheilt, aus denen deutlich hervorgeht, daß eine Wendung zum Bessern eingetreten; Alles ist wieder politischer Kampf und Partei."

„Ah, Herr Weidmann," nahm Sonnenkamp auf. „Wie ich höre, ist er bei Ihrer Zeitung betheiligt."

„Ich kenne keinen Mann, ich kenne nur die Partei."

„Echt amerikanisch. Recht so!" rief Sonnenkamp und fuhr fort, in behaglichem Tone zu erklären, wie man nur bedauern könne, daß die hieländische Presse noch weit entfernt sei von dem großen Maßstabe anderer Völker und Länder; er wäre daher nicht abgeneigt, wenn ein Mann von der bewährten Welterfahrung des Professors eine neue Zeitung gründen wolle, mit genügenden Mitteln sich zu Gebote zu stellen, er selbst könne aus seiner Correspondenz auch wol manches Bedeutsame mittheilen.

„Die Sache ist zu überlegen," führte Crutius weiter. Er ging an die Kasse und öffnete sie; er hatte die Absicht, Herrn Sonnenkamp das früher Gespendete wieder zurückzuerstatten, aber er sagte fast mit Worten vor sich hin: „Nein, noch nicht; Du sollst eine

öffentliche Quittung zu gleicher Zeit haben.“ Er verschloß die Kasse, setzte sich wieder Sonnenkamp gegenüber und begann:

„Ich muß noch um Entschuldigung bitten. Als ich die Ehre hatte, Sie auf Ihrer Villa zu besuchen, hielt ich Sie für einen gewissen Banfield.“

Lauernd sah er dabei in die Mienen Sonnenkamps, der mit großer Ruhe erwiderte:

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir das sagen; es ist immer gut, ein Mißverständniß geradezu von Mann zu Mann aufzuklären. Ich bin leider vielfach mit dem Manne verwechselt worden und eigens einmal nach Virginien gereist, um meinen Doppelgänger kennen zu lernen, aber gerade, als ich ankam, war er gestorben.“

„So? Ich habe nichts von seinem Tode gehört und wundere mich, daß der Neffe des Herrn Weidmann, der mit diesem Herrn Banfield in offenem Kriege stand, uns noch nichts davon berichtet hat. Es ist in der That auffallend, wie Sie in der ganzen äußern Erscheinung ihm ähnlich sehen. Ich werde nun natürlich, wenn ich den Nekrolog Banfields schreibe, dies nicht erwähnen.“

„Mich selbst,“ lächelte Sonnenkamp, „würde das nicht stören, aber meiner Frau und meinen Kindern wäre solch eine Vergleichung wahrscheinlich höchst unangenehm.“

Crutius betheuerte, daß ihm alle Persönlichkeiten gleichgiltig seien; er habe es nur mit den Principien zu thun. Sonnenkamp lobte dies Verfahren, er nannte das einen Vorzug der europäischen Bildung.

Sehr höflich geleitete Crutius Herrn Sonnenkamp durch das Expeditionszimmer bis an die Treppe. Als er aber wieder in die Redaction zurückkam, öffnete er das Fenster, es schien ihm dumpfig.

„Und er ist es doch,“ sagte er vor sich hin. „Gib Acht, Ritter des Verdienstordens, ich halte Dich auch an einem Bande; noch eine Weile sollst Du mir flattern.“

Er suchte das Blatt, worin die Notiz gestanden, machte einen rothen Strich und drei Ausrufungszeichen an den Rand und verschloß das Blatt in einem besondern Fache, in welchem „Künftig zu Benutzendes“ aufbewahrt war.

Elftes Capitel.

Der Prinz mußte vergessen haben, daß er Sonnenkamp hatte rufen lassen wollen; auch dem Fürsten konnte Sonnenkamp nicht persönlich den Dank abstatten, denn er wie der Prinz und mehrere Cavaliere des Hofes, unter ihnen Prancken, hatten sich nach einem Jagdschlosse begeben, wo große Frühjahrsjagden abgehalten werden sollten.

Prancken war verstimmt abgereist, denn er fand es ungehörig, daß Sonnenkamp sich in eine Beziehung mit dem Zeitungsschreiber eingelassen habe.

Im Hotel Victoria war es still; die Professorin und Claudine waren nach dem grünen Häuschen zurückgekehrt. Roland bat und drängte jeden Tag, daß man die Residenz verlasse. Endlich wurde ihm willfahrt, und Sonnenkamp ließ sein Haus, seine Diener, den Park und die Treibhäuser den hellen Schmuck seines Knopfloches schauen. Dieses war und blieb ein gutes Gedenkzeichen, das man von dem in Freud und Leid so bewegten Winter mitgebracht hatte. Roland konnte nicht aufhören, Alles mit neuer Freude zu begrüßen; zum ersten Mal und in der ganzen Fülle seiner Macht schien das Gefühl der Heimatlichkeit in ihm zu erwachen.

„In den Wirthshäusern," sagte er zu Erich, „und da, wo man nicht in seinem Eigenen ist, lebt man immer wie auf der Eisenbahn; ich habe geschlafen, aber das Klappern der Wagen in den Schlaf hinein gehört. Jetzt sind wir wieder daheim und jetzt habe ich in der Nachbarschaft so viel gute feste Menschen. Und die Hunde sind auch glückselig, daß ich wieder da bin, die Mara hat mich zuerst fremd angeblinzelt, dann aber hat sie mich erkannt und die Jungen sind prächtig; jetzt wollen wir recht fleißig und lustig sein. Ach, ich möchte einen Baum pflanzen zum Andenken an diesen Tag und Du solltest einen daneben pflanzen. Meinst Du nicht auch, Du seiest jetzt erst auf die Welt gekommen und Alles, was früher gewesen, habest Du einmal geträumt? Ach, wenn man nur etwas herstellen könnte, das Einem immer sagt: Erinnere Dich, so glücklich warst Du und so glücklich bist Du. O, wie schön ist es hier! Der Rhein ist viel breiter, als ich gewußt habe, und wie schauen mich die Berge an, ich meine, ich habe sie gesehen in meiner Krankheit, aber so schön nicht, wie sie sind."

Er ging mit Erich am Ufer entlang; plötzlich hielt er still und sagte:

„Horch, die Wellen klatschen ans Ufer! Das hat sich so fort bewegt und so getönt Tag und Nacht, derweil ich nicht da war. Ach, wie schön wird es sein — lockt Dich das Rauschen nicht auch? — Ach, wenn wir wieder in den Wellen schwimmen; ich meine, es wär' vor Jahrhunderten gewesen, als wir es zuletzt gethan... Und sieh das Gras, wie schön grün, und die Hecken dort! Die grünen Blätter und Knospen möchten auf Einmal heraus und rufen: wir sind da!"

Unaufhörlich, wie aus einem sprudelnden Quell, kamen Gedanken und Gefühle aus der Seele des Jünglings. Er freute sich, daß alle Begegnenden ihm sagten, er sei viel größer geworden und sehe ganz männlich aus.

Er empfand das ganze Glück des Frühlingwerdens und der Genesung zugleich.

Nur allmälig konnte man wieder in den Unterricht übergehen.

Roland und Erich betheiligten sich vorerst eifrig an der Baumzucht und Sonnenkamp unterwies sie.

Im Garten, den man Nizza nannte, schwellten sich die Knospen, ein würziger Frühlingshauch schwebte über dem Strom und über der Landschaft, es war ein Duft, wie wenn die Luft über weithin sich erstreckende Veilchenfelder gestrichen wäre. Im Hause war Heiterkeit wie noch nie, selbst Frau Ceres konnte sich ihr nicht entziehen, denn Rolands Wesen strömte so viel Wonne aus, daß Jegliches davon erfüllt wurde; dazu hatte Roland etwas im Herzen, was er nur gegen die Professorin kundgab, aber auch ihr nur andeutete. Zu seinem Geburtstage, der auch der Tag war, an welchem Erich eingetreten, wollte er Allen eine Freude bereiten, an die sie gar nicht denken.

Es grünte und blühte, die Vögel sangen, auf dem Strom schwammen Schiffe fröhlich auf und ab. Da fand man am Tage vor seinem Geburtstage einen Brief Rolands auf seinem Zimmer, worin er ankündigte, man solle ruhig sein, er käme andern Tages wieder und bringe das Schönste mit.

Es wurde nachgeforscht und bald ergab sich's, daß Roland mit Lutz nach dem Kloster abgereist sei.

Zwölftes Capitel.

Unweit der Insel hielten zwei Dampfschiffe, das eine ging zu Berg, das andere zu Thal. Auf dem zu Thal gehenden war Roland. Er fragte, warum man nicht anlege; der Capitän deutete still nach der Klosterinsel.

Auf der Insel gingen die Nonnen und ein Priester mit den Chorknaben hinter einer Bahre, die weißgekleidete Mädchen trugen; die Bahre war überdeckt von Blumen und die Kinder sangen in die helle Frühlingsluft hinaus. Roland erzitterte ins Herz.

Er war ans Land gestiegen und stand am Ufer beim Fergen, der ihn nach der Insel überfahren sollte. Der Ferge schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Jetzt nicht! Jetzt nicht! Oder sind Sie vielleicht ein Verwandter von dem Kind?"

„Welches Kind?"

„Drüben im Kloster ist ein Kind gestorben, ach, ein wunderschönes Kind; wer es gesehen, dem hat das Herz im Leibe gelacht. Da hat unser Herrgott nicht viel zu ändern, wenn er daraus ein Engelchen macht."

„Wie alt war das Kind?"

„Sieben, höchstens acht Jahr. Still, jetzt kommen sie."

Die Glocken läuteten in die Frühlingsluft hinein, die Weihrauchwölkchen stiegen auf und der Zug bewegte sich am Ufer hin.

Der Ferge hatte seinen Hut abgezogen und betete mit gefalteten Händen; auch Roland entblößte sein Haupt und starrte nach der Insel; der Zug ging weiter, dann verschwand er und es war still.

Jetzt senken sie die jugendliche Leiche in die Erde, die Vögel singen, kein Lüftchen regt sich, ein Dampfschiff kommt stromauf.

Der Zug kommt wieder zum Vorschein, singend, er verschwindet in den offenen Pforten des Klosters.

„So," sagte der Ferge, „jetzt will ich Sie hinüberfahren."

Roland wünschte nun, noch am Lande zu bleiben; er wollte in dieser Stunde seine Schwester nicht überraschen, sie sollte erst zur Ruhe kommen.

Er that wohl daran, denn von Allen im Kloster war Niemand so tief traurig als Manna. Heimchen, das holde Kind,

hatte es ein Jahr lang ausgehalten, es schien heiter zu werden und machte gute Fortschritte im Lernen, aber als der Frühling kam, welkte es dahin wie eine Blume, die, in der Stube erzogen, zu früh in die Kälte hinausgesetzt war.

Wie hatte Manna das Kind gepflegt, Tag und Nacht, und wie glücklich war es mit ihr! Eine visionäre Weisheit war über das Kind gekommen, es sagte Manna oft, daß es Gott und allen Engeln im Himmel von Manna erzählen wolle; es freute sich auf den Himmel wie auf eine Weihnachtsbescherung. Mitten aus Allem heraus bat es dann Manna wieder:

„Erzähle mir von Roland. Ich seh' ihn wie er rennt mit Bogen und Pfeil, und ach, er ist so schön!"

Manna erzählte und sie konnte Heimchen immer lachen machen, wenn sie nachahmte, wie Rolands junge Hunde durch einander torkelten.

Wenn Manna dem Kinde bisweilen Harfe spielte, sah es sie mit großen Augen an und sagte:

„Mama spielt auch Harfe ... So schön, ... und weint."

Der Arzt und die Hospitalnonne, die die ärztliche Kunst verstand, bedrängten Manna, sich mehr Ruhe zu gönnen, aber Manna war stark und ließ nicht ab; in ihren Armen starb das Kind und sein letztes Wort war:

„Guten Morgen, Manna, jetzt ist nicht mehr Nacht."

Alles hatte Manna erlebt. Sie hatte mit angesehen, wie eine Novize eingekleidet wurde und wie eine Mitschülerin in das Noviziat eintrat, das aber war nur starke, frohmuthige, freie Entsagung. Nun hatte sie den Tod eines Kindes erlebt, das abgefallen war leise und still vom Baume des Lebens wie eine Blüthe, die vom Zweige fällt.

Manna hatte am untern Ende der Bahre das Kind mit zu Grabe getragen, sie hatte drei Schollen Erde auf den Sarg geworfen, sie hatte keine Thräne vergossen. Erst als der Geistliche ausführte, daß das Kind von dieser Erde abgerufen wurde, gleich einem Kinde, das der Vater von diesem Spielplatz, den man Erde nennt, in das Haus zurückruft, damit es nicht Schaden leide, erst da weinte sie bitterlich.

Zurückgekehrt vom Friedhof ging sie nochmals an das leere Bettchen Heimchens und betete, daß Gott ihr gewähren möge, so rein in die Ewigkeit einzugehen wie das Kind. Und nun war

sie gefaßt, die Zeit konnte nicht mehr fern sein, wo sie noch auf eine kurze Weile in das Getümmel des Lebens zurückkehrt, bis der Vater aller Menschen sie von diesem Spielplatz in sein schützendes Haus zurückruft. Es war ihr, als hörte sie jetzt schon Stimmen aus der lärmenden Welt, die sie noch einmal hinauslockten; sie mußte ihnen gehorchen, aber sie war fest und sicher, daß sie treu wieder zurückkehrte in die einzige Heimat hier.

Sie ging hinab auf die Insel, sie ging nach ihrem Platz unter der Tanne, wo sie so oft gearbeitet; dort war noch das kleine Bänkchen, wo Heimchen in ihrer Nähe, fast zu ihren Füßen, gesessen hatte. Hier saß Manna lange. Welche Wirrnisse konnte das Leben noch in diesem einzigen Jahr über sie bringen ... Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu Heimchen und sie drängte sich der jungen Seele nach in die himmlische Ewigkeit.

Da hörte sie Schritte; sie schaute auf, sie sah einen Jüngling, er glich Roland, aber er war viel größer, viel mannhafter.

„Manna, Manna!" rief Roland auf sie zueilend.

Sie erhob sich und mit einem lauten Schrei lagen sich Bruder und Schwester in den Armen.

„Setz Dich zu mir," sagte Manna endlich.

Sie setzten sich auf die Bank unter der Tanne, und Manna erzählte, auf das Bänkchen deutend, von Heimchen, und wie sie dem seligen Kinde oft von Roland habe erzählen müssen. Roland erinnerte an jenen sonnigen Tag, da Heimchen sich an ihn geschmiegt und gerufen hatte: Ich mag Dich.

Manna sagte, daß das Kind am Heimweh gestorben sei.

„Ja, Roland, Du verstehst es noch nicht, aber Du wirst es lernen; unser ganzes Leben ist nichts als Heimweh nach der himmlischen Heimat, und wohl dem, der daran stirbt."

Roland war von der bis zur Verzückung gespannten Aufregung seiner Schwester betroffen. Er umarmte Manna nochmals, küßte sie und Beide weinten und wußten nicht recht warum. Mit Ruhe und Bestimmtheit sagte er dann, daß sie zunächst mit ihm in ihre irdische Heimat zurückkehren solle. Er wollte sie auf Anderes lenken und erzählte, wie er Theater gespielt und als Page in seidenen Gewändern photographirt sei und wie der Vater einen Orden erhalten und ihm ein Geheimniß anvertraut habe.

„Der Vater ... Dir ein Geheimniß?" fragte Manna starren Blickes.

„Ja, und ein schönes, großes, ehrenvolles, Du wirst Dich auch darüber freuen.“

Die Mienen Manna's wurden wieder ruhig.

Roland berichtete nun, wie er in seinen Fieberphantasien immer mit ihr verkehrt habe und wie sie sich freuen solle, daß er noch lebe.

„Du lebst,“ rief Manna, „Du sollst leben.“

Roland erinnerte, daß morgen sein Geburtstag und nun sein einziger Wunsch sei, sie möge an diesem Tage mit ihm zu den Eltern zurückkehren.

„Ja, ich gehe mit Dir,“ rief Manna, „und am besten ist es, gleich.“

Hand in Hand gingen Bruder und Schwester nach dem Kloster. Manna erklärte der Oberin, daß sie mit ihrem Bruder heimkehre; die Oberin billigte das und segnete sie. Nun eilte Manna in fieberischer Aufgeregtheit zu den Nonnen und Mitschülerinnen und sagte Allen Lebewohl; dann ging sie in die Kirche und betete still und zuletzt mußte noch Roland mit ihr nach dem Grabe Heimchens gehen.

Roland betrachtete eine Reihe ordnungsmäßig ohne jegliches Gedenkzeichen neben einander liegender Gräber.

Manna erklärte auf seine Frage, daß hier Nonnen begraben seien.

„Das ist doch hart,“ sagte er, „auch nach dem Tode noch namenlos.“

„Es ist nur natürlich,“ entgegnete Manna, „wer den Schleier nimmt, legt seinen elterlichen Namen ab und nimmt einen heiligen an, der gehört ihm nur bis zum Tode, dann geht er auf ein Anderes über.“

„Das ist viel, ich verstehe wohl: den Nonnennamen kann man nicht aufs Grab schreiben und den wirklichen auch nicht; gewiß liegen da auch Adelige begraben.“

„Ja wohl, die meisten waren Adelige.“

„Was würdest Du sagen, wenn wir auch adelig würden?“

„Roland, wie magst Du so reden?“ fuhr Manna auf. „Hier das? Komm fort! Solche Gedanken entweihen die Gräber.“

Sie zog Roland fort aus dem kleinen Begräbnißplatze, sie ging mit ihm den Kiesweg, aber plötzlich ließ sie ihn stehen,

kehrte nochmals zurück und kniete am Grabe nieder, dann erst kam sie zu Roland.

Lutz stand mit dem Gepäck bereit. Manna stieg in den Kahn; stromauf der Heimat zu fuhren Bruder und Schwester. Alles auf dem Schiff betrachtete mit neugierigem Wohlgefallen das Geschwisterpaar, dieses aber saß still Hand in Hand und schaute hinaus in die Landschaft.

„Sag mir," bat Roland, „warum hast Du damals, als Du ins Kloster gingst, gesagt, Du seiest auch eine Iphigenia?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Wohl kannst Du, ich verstehe es. Ich habe allein und mit Erich die Iphigenia von Euripides und die von Goethe gelesen, Du gleichst aber doch keiner."

„Es war nur . . . Ach, laß es vergessen sein."

„Weißt Du auch," rief Roland, „daß Iphigenia die Gattin des großen Helden Achilles wurde und mit ihm auf der Insel Leuke in der seligen Ewigkeit lebte?"

Manna verneinte und Roland erzählte von der Abbildung des pompejanischen Wandgemäldes, die ihm die Professorin gezeigt: Der Priester Kalchas hält das Opfermesser, Diomedes und Odysseus tragen Iphigenia zum Altar, Agamemnon verhüllt das Antlitz und Artemis läßt durch eine ihrer Nymphen die Hirschkuh herbeiführen, damit sie statt Iphigenia geopfert würde.

„Du hast ja allerlei gelernt," lächelte Manna.

„Erich sagte mir," fuhr Roland fort, „daß das Opfer der Iphigenia ganz aus demselben Grunde stammt, wie die Erzählung vom Opfer des Isaak. In alten Zeiten glaubten die Menschen, daß man die Gottheit durch Opfer versöhne."

Die Mienen Manna's verfinsterten sich; da ist ja die in den Grund verderbende Ketzerei. Sie konnte nicht zu Worte kommen, denn Roland rief:

„Jetzt weiß ich es! O, wie schön! Orest mußte die Schwester aus dem Tempel von Tauris holen, wo sie Priesterin war . . . Das ist's! Ja, das hast Du geahnt! Ach, das wird Erich freuen! . . . Aber als Iphigenia mit ihrem Bruder zu Schiffe war, hat er ihr gewiß viele Dummheiten vorgemacht und sie hat gewiß auch gelacht. Kannst Du denn gar nicht mehr lachen? Du hast immer gelacht wie eine Waldtaube. Lach doch einmal!"

Er lachte von ganzer Seele, aber die Mienen Manna's

erheiterten sich nicht, und während der ganzen Fahrt blieb sie still in sich gekehrt. Nur Einmal, als das Schiff auf seiner Fahrt mitten in der Strömung plötzlich anhielt, fragte sie:

„Was ist das?"

„Wenn ich ungeduldig werde, erinnert mich Erich daran. Sieh da drüben fährt ein schwer beladenes Frachtschiff und da muß das Dampfschiff seine Kraft mäßigen, damit das Frachtschiff nicht, von den Sturzwellen überstürzt, untersinkt. Sieh, Roland, sagt er dann, so müssen wir es auch im Leben halten; wir dürfen nicht rücksichtslos dahin stürmen, wir müssen an die Beladenen auf demselben Lebensstrom denken und Acht haben, daß sie von den Wellen, die wir aufwühlen, nicht untergehen."

Manna sah ihren Bruder nachdenklich an, sie ahnte, wie er in Gesellschaft eines Mannes war, der alles Gegenwärtige ins Bildliche umsetzte; etwas von jener Kraft, die in allem Erscheinungsleben den Gedanken sucht und findet, schien ihr aufzugehen.

Sie schüttelte den Kopf, nahm ihr Brevier vor sich und las eifrig darin.

Es war Abend geworden.

„Sieh dort den Sonnenglanz auf der Glaskuppel," sagte Roland, „bald sind wir daheim. Sie denken wol dort, daß Du mit mir kommst."

„Daheim, daheim!" hauchte Manna leise vor sich hin.

Der Widerschein auf der Glaskuppel schien sie zu blenden, sie drückte die Augen zu.

Dreizehntes Capitel.

An der Landungsbrücke hielten zwei Gespanne. Sonnenkamp umarmte und küßte seine Tochter; sie ließ es geschehen, aber sie erwiderte es nicht. Wie erschreckt wendete Manna den Blick nach dem Dampfschiff, das, nachdem es rasch abgeladen was nicht bleiben wollte, wieder davonfuhr.

„Die Mutter ist dort im Wagen," sagte Sonnenkamp und bot Manna den Arm; sie legte schüchtern ihre Hand in seinen Arm und ging nach dem Glaswagen, wo Frau Ceres mit Fräulein Perini saß; sie umarmte die Mutter heftig.

Sonnenkamp stieg mit Roland in den andern Wagen und man fuhr nach der Villa. Er murmelte etwas vor sich hin, er hatte die Stimme Manna's noch gar nicht gehört.

„Wo ist Erich?“ fragte Roland.

„Bei seiner Mutter im grünen Hause. Es ist rücksichtsvoll von dem Fremden, daß er sich mit den Seinen zurückgezogen, um die Familie sich allein zu überlassen.“

Roland staunte bei diesen Worten. Sind Erich und die Seinen denn Fremde?

Man kam auf der Villa an, auch Fräulein Perini zog sich schnell zurück; sie ging nach dem Pfarrhaus und von dort wanderte bald ein Bote nach der Telegraphenstation.

Die Eltern waren allein mit den Kindern, aber es war, wie wenn im Zimmer ein Luftzug wäre, der die Ruhe und geschützte Behaglichkeit verscheucht.

Sonnenkamp und Roland begleiteten Manna nach ihrem Zimmer, sie war erfreut, Alles in der alten Ordnung zu finden, und als sie den offenen Kamin mit schönen lebendigen Blumen ausgefüllt sah, wendete sie sich um und sagte:

„Ich danke Dir, Vater.“

Jetzt reichte sie dem Vater freiwillig die Hand, aber es durchschauerte sie, als sie den Ring am Daumen gewahrte.

Der Vater ließ die Geschwister allein. Roland drang in Manna, daß sie noch heute die Mutter und Tante Erichs besuche.

„Ach, Du mußt sie auch lieb haben,“ drängte er.

„Ich muß? Man kann zu keiner Liebe zwingen. Laß Dir sofort sagen, Roland ... doch nein, es ist nicht nöthig.“

Sie willfahrte endlich und ging mit Roland durch die neue Thür über die Wiese am Ufer entlang.

„Dort geht Erich. — Erich! Erich!“ rief Roland laut.

Der Wandelnde kehrte sich nicht daran, ging weiter und verschwand im Weidengebüsch.

Roland und Manna kamen zur Professorin, die sie an der Treppe erwartete und Manna herzlich willkommen hieß.

„Er ließ mir keine Ruhe, ich mußte sogleich zu Ihnen,“ sagte Manna.

„So? Also auch mit Ihnen macht er, was er will?“ schalt die Mutter. „Er hat Ihnen gewiß viel von mir erzählt und wird Sie zwingen wollen, mich lieb zu haben. So sehr es mich

freuen wird, wenn wir gute Freunde werden, so wenig wollen wir uns einander aufdrängen lassen."

Manna erzählte vom Tode Heimchens, das die Professorin auch gekannt, und die Art, wie die Professorin den Schmerz der Jungfrau, die ein Kind bis zum Tode gepflegt, zu mildern suchte, bildete einen beruhigenden Uebergang.

Manna fühlte sich wohlig angesprochen von dieser ruhig gefaßten in sich harmonischen Natur. Sie schaute sich um in der Stube, es fehlte jedes Heiligenbild. Als sie die Nähmaschine sah, bat sie die Professorin, ihr deren Handhabung zu zeigen; sie war sofort bereit. Nun kam auch Tante Claudine und begrüßte Manna freundlich.

„Du und die Tante," drängte Roland wieder, „Ihr habt zwei Dinge mit einander gemein, sie ist eine Sternguckerin wie Du und spielt auch Harfe wie Du."

Claudine ließ nicht lange bitten und spielte Manna etwas auf der Harfe vor.

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich zur Schülerin annehmen," sagte Manna und reichte Claudine die Hand.

Der Abend brach herein. Die Professorin und Claudine geleiteten die Geschwister auf den Heimweg, da begegnete ihnen Erich.

„Ach, endlich!" rief Roland. „Nun, Manna, das ist er!"

Erich zog den Hut ab, Manna verbeugte sich höflich.

„Warum sprecht Ihr denn nicht? Habt Ihr denn Beide das Sprechen verlernt? Erich, das ist ja meine Schwester Manna ... Manna, das ist ja mein Freund, mein Erich."

„Beruhige Dich, Roland," sagte Erich. Manna schaute auf beim Tone seiner klangvollen Stimme. „Ja, Fräulein," fuhr er fort, „zum zweiten Male nun sehe ich Sie in der Dämmerung ..."

Manna wollte ihm sagen, daß sie ihn auch am Tage gesehen, damals als sie ihn nicht sprechen, aber so erhabene Töne singen hörte; sie unterdrückte jedoch diese Kundgebung. Es trat eine Pause ein.

Erich bemerkte scherzend, daß Roland nun zum zweiten Mal eigenmächtig davon gereist sei.

„Ja," rief dieser. „Jetzt ist gerade die Stunde, da ich vor einem Jahr davon gelaufen bin, und ich bin so alt wie der Lachgeist, von dem mir der Fuhrknecht erzählt."

Er berichtete nun die Geschichte, man hörte ihm willig zu. Als er geendet, sagte Erich, er wolle heut bei seiner Mutter bleiben und die Familie allein lassen. Roland wollte das nicht zugeben, aber Manna's Auge, das in der Dunkelheit glänzte, schien größer zu werden.

An der neuen Thür nahm Erich mit den Seinen Abschied. Roland ging mit seiner Schwester nach der Villa, Erich mit den Seinen nach dem grünen Hause. Zum zweiten Mal hatte er Manna gesehen und zum zweiten Mal fast nur ihr leuchtendes Auge.

Als Manna allein in ihrer Stube war, dachte sie: Wie wunderlich, daß dieser Mann Aehnlichkeit mit dem Bilde des heiligen Antonius haben soll! Es schien durchaus kein Vergleich möglich; es mochte ein Blick sein, der einmal Roland daran erinnert hatte, ein Ausdruck der Augen, denn auch sie hatte von Erich nur die hohe Gestalt und das Auge inne.

Sie kniete lange im Gebet auf ihrer Stube. Als sie sich niederlegte, zog sie eine kleine Schnur, die ihr eine Nonne als Bußgürtel übergeben hatte, fester um die Hüfte, so daß es ihr ins Fleisch schnitt.

Vierzehntes Capitel.

Von jenem Morgen her, da Roland zum ersten Male einsam hatte die Sonne aufgehen sehen, stand der Vorsatz in ihm, jedes Jahr einmal und wo möglich am gleichen Tage sich den Anblick zu erneuen. So weckte er nun Erich am Morgen, bevor es tagte. Sie gingen mit einander nach einer Anhöhe, sie sprachen kaum ein Wort und sahen allmälig das Licht aufgehen, dann wanderten sie weiter und weiter, und Roland erinnerte Erich an das Vorhaben, das er ihm einmal geäußert, wie er den Empfindungen beim Sonnenaufgang auf dem Rigi einen gemeinsamen feierlichen Ausdruck hatte geben wollen. Jetzt verstand er, was Erich gewollt und warum es unmöglich war.

An seinem Geburtstage war Roland mit Erich zuerst allein draußen in der freien Welt, dann kehrten sie heim nach der Villa.

Als sie im Thale ankamen, läuteten die Glocken und sie sahen Manna nach der Kirche gehen.

Auch Sonnenkamp war schon früh auf, er ging zur Professorin und sagte, wie er ganz in ihren Plan eingegangen; er finde es sehr schön, daß fürstliche Kinder ihren Geburtstag damit feiern, daß sie nichts erhalten, sondern geben. Er dankte der Professorin noch besonders, daß sie ihren Plan als seinen wollte gelten lassen, er übernehme nur ungern etwas, das an Unwahrheit streife, aber dem Kinde zu lieb dürfe er es.

Die Professorin preßte die Lippen zusammen. Dieser Mann, dessen ganzes Leben eine Lüge ist, spielt ihr gegenüber den Wahrhaftigen; sie hatte sich aber bereits an den Gedanken gewöhnt, daß man beim Guten, das geschieht, nicht immer nach den Quellen und Beweggründen fragen darf. Sie ging mit Sonnenkamp nach der Villa.

Als man dort ankam, fuhr ein Wagen vor; Prancken stieg aus. Er sagte, daß er zum Geburtstage Rolands gekommen, und war hoch erfreut, als er hörte, daß auch Manna da sei; er hatte nicht nöthig, Kunde von dem Telegramm zu geben, das Fräulein Perini an ihn gerichtet. Als er auf der Terrasse nach der Rheinseite stand, sah er Manna, wie sie mit einem kleinen Buche in der Hand auf und ab wandelte und leise die Lippen bewegte.

Fräulein Perini kam bald und flüsterte mit Prancken, sie war stolz, das feine Netz der mit Edelmuth sich schmückenden Professor-Familie durchgerissen zu haben, denn es war ihr offenbar, daß Erich den Plan zur Abholung Manna's seinem Zögling eingeimpft habe; die Umgarnung habe schon gestern Abend begonnen, Manna sei nach dem grünen Hause geführt worden und sehr befriedigt von dort zurückgekehrt, vor Allem sei sie entzückt von der Tante.

Manna kam endlich nach der Terrasse und wieder reichte sie Prancken die linke Hand, denn in der rechten hielt sie ihr Gebetbuch. Prancken äußerte sich sehr erfreut darüber, daß keine Blüthe am schönen Frühlingsbaume der Familie fehle; und da er fortfuhr, sich in die Seele Manna's zu versetzen und ihr nachzuempfinden, wie es sein müsse bei der Rückkehr ins elterliche Haus, sagte sie ruhig:

„Unser Haus ist ein Zelt, das aufgeschlagen und wieder abgebrochen wird.“

Prancken faßte diesen hingeworfenen Gedanken rasch; er hatte

sich genugsam in die geistliche Redeweise eingelebt, um die Reihe von Betrachtungen und Anschauungen zu ermessen, aus welchen dieser einzelne Ausspruch hervorgetreten war.

Eine gewisse conversationelle Verschliffenheit, in welcher Prancken einige allgemeine Betrachtungen vorbrachte, befremdete Manna zuerst, aber sie schien doch erfreut, den gewandten Mann in diesem Gebiete heimisch zu sehen. Sie fand sich ihm näher, da er, zu ihrer Kirche gehörig, mit ihr im selben Reiche lebte, und sie schlug die Augen nieder, da Prancken, den von ihr geschenkten Thomas a Kempis aus der Tasche ziehend, sagte, wie er ihr durch diese Gabe das Beste verdanke, was er sei.

„Bitte, stecken Sie das Buch wieder zu sich," sagte Manna schnell, denn sie hörte die Stimme der Professorin und des Majors, die näher kamen.

Prancken that, wie ihm geheißen, er hielt die Hand auf das Buch, das an seinem Herzen ruhte, und sah Manna mit einem vollen Blicke an; er war glücklich und befriedigt, ein Geheimniß und sicheres Einverständniß war zwischen ihnen.

Der Major musterte Manna wie einen Rekruten; sie mußte sich um und um drehen, mußte einige Schritte gehen, damit er ihre Gangart beurtheilen könne, und Manna war heiteren Sinnes bereit, die Evolutionen auszuführen, die der Major wünschte.

„Ja, ja," sagte er endlich und streckte den Zeigefinger seiner linken Hand in die Höhe — wenn das geschah, hatte er immer eine Weisheit vorzubringen — „ja, ja, wenn's gut geht, ist's gut. Ja, ja, Herr Sonnenkamp, ein Junge unter die Soldaten, ein Mädchen eine Weile ins Kloster . . . wenn's gut geht, ist's gut."

Der Major schalt, wo der Junge bleibe, er verdiene sein Glück gar nicht; heute sei der schönste Frühlingstag, wie man sich ihn nicht besser bestellen könnte, und es sei auch ein Jahrestag. Er war eben daran, jenes grausige Abenteuer des Extrazuges zu erzählen, da trat Roland mit Erich ein.

Manna umarmte ihren Bruder herzlich, Roland reichte Prancken die Hand, der ihn ebenfalls umarmte, aber schnell wand sich Roland aus dieser Umarmung und sagte:

„Manna, gib auch Herrn Erich die Hand, heut ist sein Geburtstag bei uns; heut vor einem Jahr ist er mein geworden, oder ich sein. Nicht wahr, Erich? Gib ihm nur die Hand."

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Zum ersten Male sahen sich Erich und Manna voll und ganz beim Tageslicht und sie sagte:

„Ich danke Ihnen für alles Gute, das Sie meinem Bruder erzeigen."

Erich war betroffen von der Erscheinung Manna's; es war zweifelhaft, ob der Ausdruck ihres Gesichtes sanfte Trauer oder kalte Gleichgültigkeit war; ihre Stimme war zauberisch mild, aber aus dem Ton sprach eine gekränkte Seele.

Man ging endlich nach dem großen Saal, wo die Professorin und Claudine, Fräulein Perini und Frau Ceres waren.

Alle Fenster waren streng verschlossen, denn Frau Ceres scheute die Morgenluft; sie gähnte, als Roland eintrat, dann aber umarmte und küßte sie ihn.

Die Professorin umarmte Roland und glückwünschte ihm herzlich.

Auf einem großen Tische waren viele Pakete, mit Namen bezeichnet, ausgelegt. Die Professorin hatte in Gemeinschaft mit Fräulein Milch eine Liste der Altersgenossen Rolands gefertigt, die man heute beschenken wollte. Es waren Handwerkslehrlinge, die auf Wanderschaft ziehen sollten, Schiffer und Weinbergsarbeiter; für Jeden war bereitet, was sich ihm eignete.

In der Mitte des Tisches lag ein großes Briefcouvert. Das hatte Sonnenkamp bei seinem Eintritt schnell hingelegt und darauf war geschrieben: Für Herrn Hauptmann Doctor Erich Dournay.

Nach einem raschen Ueberblick hatte Roland das sofort bemerkt und brachte es Erich.

Erich öffnete es; er fand darin ein Paket Banknoten von namhafter Summe. Erbleichend schaute er einen Augenblick um, dann steckte er das Paket wieder in das Couvert.

Sonnenkamp, der bei Manna und Prancken gestanden, hatte leise zu diesem etwas gesprochen; jetzt trat Erich auf ihn zu und sagte, das Paket darreichend, mit bebender Stimme, er bitte, Herr Sonnenkamp möge . . .

„Nein, nein, danken Sie mir nicht; ich habe Ihnen zu danken," fiel Sonnenkamp ein.

Erich erhob frei den Blick und sagte:

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich dies Geschenk ablehne. Erlassen Sie mir, die Gründe für meine Weigerung zu sagen. Glauben Sie mir, ich kann das Geld nicht nehmen."

„Ein freier Mann wie Sie," fiel Prancken ein, „sollte kein Wort darüber verlieren. Behalten Sie nur."

Er sprach als Zugehöriger, fast als hätte er selbst die Gabe gespendet.

Erich sah ihm fest ins Auge und blickte dann auf Manna. Er fühlte, daß es Pranckens Absicht war, ihn am ersten Morgen vor ihr als Bedürftigen, Beschenkten erscheinen zu lassen. Wie bittend schaute er sie an, daß sie ihm zu Hülfe kommen möge, aber sie schwieg. Er legte schweigend das Paket aus der Hand und verließ das Zimmer.

Sonnenkamp und Prancken sahen ihm achselzuckend nach und Prancken sagte:

„Da haben wir wieder ein Beispiel von erhabenem Bettelstolz."

Fünfzehntes Capitel.

Der Major und Roland fuhren zum Krischer, mit dem in diesem Winter eine große Veränderung vorgegangen war. Nachdem er sich zuerst von den Menschen hatte bemitleiden lassen und er mit einem guten Trunk sich alle Sorgen und alle Gedanken verscheucht hatte, übte er nun die Beschwichtigung der Klagen durch den Alles vergessen machenden Wein.

Der Aichmeister und der Altbürgermeister erlustigten sich an seinen Klagen und tollen Ausbrüchen, an seinen Scherzen und Klugreden und gaben ihm zu trinken.

Als jetzt Roland und der Major zu ihm kamen, begrüßte er sie schon am Morgen mit schwerer Zunge. Roland war tief erschreckt davon, aber der Major sagte:

„Mach' Dir nichts daraus. Es ist wahr, der Mann trinkt zu viel, aber nur für seinen Magen zu viel. Was thut's? Ist der Mann glücklich mit einem Glas Wein zu viel, laß ihn glücklich damit sein."

Es gelang dem Zureden des Majors und dem innern Frohmuth Rolands, diese erste Begegnung an dem so glücklichen Tage zu verwinden.

Vom Krischer ging es zum Siebenpfeifer, da war Fröhlichkeit über alle Maßen.

Der Major verstand, Roland ans Herz zu legen, daß er das Gute, das er thue, nicht so in die leere Luft hineinwerfe; Jeder solle die Segenswünsche Derer annehmen, die er befreie und beglücke.

„Und," setzte er hinzu, „Fräulein Milch hat ein Wort, das sollte man in die Tempel schreiben: Die glücklichste Stunde ist die nach einer vollbrachten guten That. Schreib' Dir das ins Herz, Junge."

Die Hunde sprangen um den Wagen und Roland rief ihnen zu:

„Ihr guten Thiere, euch kann ich nichts geben als Fressen, ihr braucht keine Kleider und Geld nun gar nicht."

Aus einem Hause kam Roland wie auf der Flucht, leichenblaß.

„Was ist Dir geschehen?" fragte der Major.

„O fort, nur fort!" drängte der Jüngling ängstlich. „Der alte Mann, dem ich die Kleider und das Geld brachte, wollte mir die Hand küssen, der alte Mann — mir! Ich bin so erschrocken... Ja, und Sie lachen noch?"

„Ich lache nicht, Du hast Recht."

Der Major erkannte in dieser Reizbarkeit noch die Nachwirkung der Nervenkrankheit. Er beruhigte Roland ...

Während der Umfahrt Rolands saß Erich bei der Mutter, er klagte ihr, daß, obgleich er aus voller Ueberzeugung gehandelt, er nun doch unsicher sei, ob er nicht um der Mutter willen die Gabe Sonnenkamps hätte annehmen müssen. Diese hörte ihm ruhig zu, dann sagte sie:

„Du hast Recht gethan. Die Freundschaft gibt anders und es ist kaum ein Geben; von einem Freunde wie Clodwig kann man Alles annehmen. Hier sollte, wie es scheint, die Gabe Dich erniedrigen. Wie würde ich solchem Gelde meine Freiheit danken wollen! Beruhige Dich, vergiß alles Andere, sieh auf das Jahr zurück und freue Dich, daß aus Deinem Zögling etwas geworden, das nicht mehr zu Grunde gehen kann."

In diesem Gedanken erhob sich Erich über jede Bedrückung und als er das grüne Haus verließ und Roland und den Major von ihrer Umfahrt zurückkehren sah, schloß er sich ihnen heiter an ...

Roland saß an der reich besetzten Tafel und genoß kaum einen Bissen.

Man stritt leise hin und her, wer den üblichen Trinkspruch auf ihn ausbringen solle. Kam es Erich, kam es Prancken zu? Beide bedrängten endlich den Major und dieser erhob sich;

„Meine Herren und Damen!“

„Bravo!“ rief Prancken.

„Danke Ihnen,“ sagte der Major. „Unterbrechen Sie mich nur immer, ich habe voltigiren gelernt und jedes Hinderniß wird mir zum Absprung. Also, meine Damen und Herren! Das menschliche Geschlecht theilt sich ein in männliches und weibliches ...“

Allgemeines Gelächter.

Der Major war ganz froh darüber.

„Nun sehen Sie ein Pärlein in diesem Garten Eden ...“

Prancken reichte dem Major einen Apfel und rief:

„Brauchen Sie diesen vielleicht zur Weiterführung Ihres Bildes?“

Roland war ärgerlich, daß Prancken den guten Major so oft unterbrach; er redete ihm daher zu, sich nicht irre machen zu lassen.

Ganz leise, wie wenn er mit seiner Laadi spreche, nur brummend, sagte der Major:

„Sei ruhig, Junge, sei ruhig; ich stehe fest im Feuer.“

Und laut fuhr er fort:

„Also wir haben hier zwei Kinder, die Tochter des Hauses und den Sohn des Hauses, und die Kinder haben uns; sie haben die Eltern, sie haben eine angeworbene Großmutter und Tante, und sie haben da“ — er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte — „einen Onkel. Wir haben sie so lieb wie leibhaftige Verwandte und sie haben uns auch lieb, nicht wahr?“

„Ja!“ rief Roland und Manna nickte.

Der Major fuhr fort:

„Also, wenn ich einen Sohn hätte ... nein, das wollte ich nicht sagen ... wenn ich für meinen, diesen Sohn einen Lehrer hätte ... nein, auch das wollte ich nicht sagen ... Also so: Unser Wildfang da ... sehen Sie, er hat schon eine Anpflanzung im Gesicht ... also, der Baumeister aller Welten segne ihn und lasse ihn ein Mann werden, der sein Glück versteht, für sich, für Andere, für alle Menschenbrüder alles Glaubens, aller Abstammung auf Erden.“

Amen wollte er sagen, aber er berichtigte sich und rief:

„Hoch! und zum zweiten- und dritten Male Hoch!“

Der Major setzte sich nieder und machte sich unter der Serviette einige Knöpfe auf.

Nicht ohne gewandte Redegabe brachte dann Sonnenkamp einen Toast auf Erich, seine Mutter und Tante aus.

„Sie müssen auch reden . . . Sie müssen auch reden,“ drängte der Major beständig Erich.

Erich erhob sich endlich, er hielt das Glas empor; die Sonne funkelte im Wein, und darauf deutend, sagte er:

„Die Sonne von heute begrüßt die Sonne eines vergangenen Jahres. Was wir trinken, ist das Erzeugniß verrauschter Tage, und was wir in die Seele aufnehmen, gezeitigt an der Sonne der Ewigkeit. Mein Roland! der heutige, lachende, sonnige Tag wird zum Feuer des Weines, das in kühler Erde ruht in festem Gefäß und zieht in die Lande zu fernen Menschen, sie erquickend und mit Sonne durchglühend. So werde die Sonne von heute Feuer in unserer Seele, die aufflamme, wenn einst kommen öde, kalte Tage. Möge zeitigen in Dir, mein Roland, was Dich erquickt und die Menschen erfreut und alles Leben schafft zum schönen, freien Tempel Gottes.“

Als er sich niedersetzte, begegnete er einem Blick aus den Augen Manna's; sie sah ihn erst jetzt. In seinem Antlitze war ein Gepräge des Geistes, das alle Affecte zu beherrschen schien, und eine männliche Entschlossenheit, so daß man sich sagen konnte: wenn Du in Gefahr diesen Mann zur Seite hast, bist Du mit Hülfe ausgerüstet. Sie aber bedurfte keiner Hülfe.

Sonnenkamp und Prancken zuckten die Achseln nach der Rede Erichs. Sie unterdrückten ein Lachen, und Sonnenkamp flüsterte Prancken zu:

„Es scheint fast, der Mann glaubt, was er sagt.“

Es kam neue Zufuhr, denn der Doctor fand sich ein und mit ihm Lina, die ihre Freundin bei der Rückkehr ins Leben — wie sie es nannte — begrüßen wollte.

Manna war dankbar für diese Zuvorkommenheit, bewahrte indeß eine gewisse Unnahbarkeit.

Sonnenkamp lud Lina ein, die Frühlingswochen bei seiner Tochter zuzubringen, und Manna konnte nicht umhin, ihre Beistimmung auszusprechen.

Unter Vorbehalt der elterlichen Erlaubniß sagte Lina zu; sie fuhr mit dem Doctor zurück, um andern Tages abgeholt zu werden.

Sechzehntes Capitel.

Prancken blieb, er ging mit Manna in den Garten und sie klagte ihm, sie fühle bereits schmerzlich, wie das Weltleben zur Unwahrhaftigkeit verleite, denn sie wünsche, aufrichtig gestanden, keineswegs, daß Lina zum Besuch käme, und habe doch einstimmen müssen.

Sie unterdrückte schnell die Worte, die sie noch auf den Lippen hatte, denn sie wollte bekennen, wie ihr von dem Gewirre des Hauses bereits wirbele und sie die geregelte reine Stille des Klosterlebens schwer vermisse; sie sagte nur, daß sie sich so fremd in der Welt vorkäme. Als Prancken ihr für dies Vertrauen dankte, schrak sie in sich zusammen und sagte kaum hinhauchend: die Welt mache redselig, auch wenn man zurückhaltend sein wolle.

„Es freut mich," nahm Prancken auf, „daß Sie der Zurückhaltung erwähnen, die ganz mit denselben Worten der Kirchenfürst in diesen Tagen mir eingeschärft hat, denn er sagte: Bleiben Sie zurückhaltend! Die viel und leicht sprechenden Menschen sind im Grunde eigentlich Dilettanten."

Er glaubte, daß Manna merke, wie er auf Erich ziele, aber diese gab kein Zeichen, daß sie den Vorwurf des Dilettantismus auf Erich beziehe. Prancken fragte nun geradezu:

„Finden Sie nicht auch ein Dilettantisches in dem viel sprechenden Herrn Dournay?"

Manna erwiderte:

„Der Mann spricht viel, aber . . ."

Sie machte eine Pause; Prancken war gespannt, was sie hinzufügen würde.

„. . . er spricht viel, aber er denkt auch viel," vollendete Manna.

Nun wählte Prancken behutsam eine Richtung, die bei scharfem Visir das Ziel nicht verfehlen konnte.

Es war dies kaum nöthig, denn ein Mann, der die Linie seiner Bethätigungen so weit ausdehnte, wie Erich, bot Angriffspunkte genug.

Prancken fand es zunächst anmaßend, daß Erich eine Tempelweihe für seine Gottlosigkeiten in Anspruch nehme, er sagte: es sei eine Falschmünzerei, mit der vielleicht ein kindlich vertrauendes

Gemüth getäuscht werden sollte. Er blickte dabei innig auf Manna, diese aber schwieg.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ fügte er hinzu, „er biedert sich an bei allen Menschen.“

Das Wort schien ihm zu gefallen, er wiederholte es:

„Dieses Sichanbiedern ist eine geschickte Methode, aber sie läßt sich durchschauen. Geben Sie Acht, wie oft er das Wort Menschheit gebraucht; ich hab' ihm einmal nachgezählt, in einer einzigen Stunde hat es er vierzehnmal gesagt. Er thut sehr bescheiden, aber sein Dünkel geht über die Grenzen des Unerlaubten.“

Prancken lachte, er wußte, wie leicht es ist, einen hochgestimmten, in starker Action stehenden Menschen lächerlich erscheinen zu lassen, und nicht ohne Befriedigung gewahrte er, daß seine Worte bei Manna Eindruck fanden. Hat man einen Menschen in den Gesichtswinkel gestellt, wo er lächerlich erscheint, so rettet ihn nichts mehr; das wußte und das hoffte Prancken. Er setzte indeß hinzu:

„Unser Roland hat Mancherlei bei dem Biedermanne gelernt, nun aber ist es genug und Zeit, daß er bald in die höheren Sphären eintritt.“

Manna kehrte nach dem Hause zurück. Auf der Freitreppe begegnete ihr Erich; Beide hielten an. Erich glaubte etwas sagen zu müssen und er begann:

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen peinlich sein mag, Ihr Daheimsein mit einem Feste zu beginnen; der kommende Tag erscheint dann leicht leer.“

„Weßhalb wollen Sie meine Gedanken wissen?“ entgegnete Manna und ging weiter.

Sie ging die Treppe hinan, sie preßte wie im Zorn die Lippen, die so Hartes gesagt hatten. Wie kam dies auf ihre Lippen? War es geheime Furcht vor Annäherung? War es Stolz? Hatten die Einflüsterungen Pranckens sie dazu verleitet oder wirkte Alles zusammen?

Sie bereute, daß sie am ersten Tage ihrer Rückkehr ins Elternhaus einen Menschen verletzt hatte

Den ganzen Abend blieb sie auf ihrem Zimmer. Noch spät klopfte Roland an ihre Thüre und ließ nicht ab, bis sie ihm öffnete. Er setzte sich zu ihr und sagte:

„Ach, Manna, von Allem, was ich heut erlebt, will mir

das Eine nicht aus dem Sinn. Jeder, dem ich eine Gabe brachte, sagte mir: Ich will auch für Sie beten. Kann man denn das, und was nützt es? Was nützt es, wenn ein Anderes für mich betet und zu Gott Alles Gute und Schöne von mir sagt und für mich wünscht? Was soll das helfen, wenn ich nicht selber brav in meiner Seele bin?"

„Roland, was sprichst Du? Was hast Du für Gedanken?" rief Manna und faßte ihn an beiden Armen; dann ließ sie den Erstaunten still stehen, eilte in ihre Kammer und warf sich dort auf die Kniee.

Heute schon sah sie den Zerfall im Hause. Sie betete für Roland, daß sein Geist erleuchtet und befreit werden möge, aber in ihr Gebet hinein zuckte etwas Fremdes. Sie rang die Hände, sie klagte, sie weinte. Ist es wahr, daß Niemand für einen Andern einstehen und für ihn sich opfern kann? Nein, es ist nicht wahr, es darf nicht sein! Wie von einer faßbaren Last niedergedrückt, die vom Himmel fiel, fühlte sie sich, da diese Frage und Klage sich in ihrem Denken bewegte. Was ist das? Ein Mensch kann einem Andern mehr Böses als Gutes thun? Ist das so? Muß das so sein? Heftig rang ihre Seele, aber endlich lächelte sie, denn es ging ihr auf: ihr ist ein großer Kampf beschieden; er beginnt bereits. Sie soll die Seele ihres Bruders retten und sie sagte sich, daß dies nicht in Heftigkeit, sondern nur in Milde und Sanftmuth geschehen könne.

Sie richtete sich auf und kehrte in das Zimmer zu Roland zurück; sie reichte ihm die Hand und sagte:

„Wir wollen einander helfen, immer besser zu werden. Ich habe Dir viel zu geben und viel zu nehmen. Doch das wird sich finden."

Sie setzte sich ruhig zu ihm und hielt seine Hand.

„Ach," rief Roland, „wie wohl muß Dir's sein, jetzt wieder daheim; das Kloster ist doch keine Heimat, für Niemand."

„Darum ist es das Höchste," erwiderte Manna. „Jeden Tag, jede Stunde zeigt es uns, daß wir heimatlos sind auf dieser Welt. Wenn diese Welt unsere Heimat wäre, so hätten wir Beide, Du und ich — nein ... Was bringst auch Du mich zu so unpassenden Reden!"

„Erich hat Recht," nahm Roland auf; „er sagt, Du seiest in Wahrheit eine fromme Seele; was Millionen nur mit dem Munde reden, das komme Dir aus dem Herzen."

„Das hat Erich gesagt?"

„Ja, und noch viel mehr."

„Aber Roland," fiel Manna ein, „man muß nie erzählen, was Andere über einen Menschen gesagt."

„Auch nicht, wenn es Gutes ist?"

„Auch dann nicht. Man kann nicht wissen — nein," unterbrach sie sich, „Du bist wol recht glücklich, daß Du einen so zuverlässigen Freund an Erich hast?"

„Gewiß! Und gefällt er Dir nicht auch besser als Prancken?"

Manna wollte lächeln, aber sie unterdrückte es und sagte:

„Laß Dir von Deinem Lehrer die Lehre geben, daß man nie vergleichen soll. Nun aber bedenke, daß ich im Kloster war und viel allein sein muß. Gute Nacht."

Sie küßte den Bruder.

„Vergiß nicht," rief er ihr im Fortgehen noch zu, „daß Du Deine beiden Hunde mitnimmst, wenn Du spazieren gehst. Der Krischer wird sie Dir bringen."

Manna durfte noch nicht allein sein. Sie hatte im Kloster keinerlei Bedienung gehabt, nun aber mußte sie sich — denn der Vater hatte es befohlen — von einer Kammerfrau entkleiden lassen.

Als die Kammerfrau die schönen schwarzen Flechten auflöste, rühmte sie das gesunde volle Haar.

Und doch — dachte Manna — wird dieses Haar fallen.

Es durchzuckte Manna ein Schreck, sie glaubte die Scheere zu hören, die das Haar durchschneidet.

Endlich war sie allein und nachdem sie lange in stillen Betrachtungen und Gebeten verharrt, schrieb sie an die Oberin:

„Wir feierten heute den Geburtstag meines Bruders und meine Rückkehr ins elterliche Haus, ich aber sehne mich nach meinem Geburtstag, der die Heimkehr ins ewige Vaterhaus sein wird."

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Sage erzählt von einem Riesenkinde, das den pflügenden Bauer sammt Pflug und Pferd für Spielzeug hielt, in die Schürze nahm und davon trug.

Aehnlich erging es Manna.

Weit hinausgetragen, weltvergessend und weltüberwindend war all die Tage und Nächte ihr Denken gewesen, daß ihr das Treiben der Menschen wie Kinderspiel vorkam. Das Leben ist eitel Spiel, nur der Tod ist ernst.

So denkend stand Manna früh am Morgen nach dem Geburtstage Rolands am Fenster; sie sah in die Landschaft, sie dachte an die Menschen, aber Alles erschien ihr weit, weit entfernt.

Die Klosterglocke, die beim ersten Morgenstrahl die Zöglinge geweckt hatte, lag ihr noch so in der Erinnerung, daß sie im Schlafe ihren Schall zu hören vermeinte und davon erweckt wurde. Sie hatte sich erst besinnen müssen, wo sie denn sei.

Du bist daheim. — Wo ist daheim?

Alles war noch ruhig in der Villa, Manna allein wachte und mit ihr das zahllose Heer der Vögel im Garten.

Sie ging in den Park, sie empfand eine Unruhe, sie schaute um, als fühlte sie den Blick, der auf ihr ruhte. Auch Erich war am frühen Morgen erwacht und stand am Fenster. Aber er hütete sich wohl, durch ein Zeichen kund zu geben, wen er gesehen.

Er hatte das Fenster geöffnet und Manna gewahrt. Leise zog er sich zurück und dachte sich, die erfahrene Herbheit vergessend,

in die Seele des Mädchens, das aus klösterlicher Abgeschiedenheit in das so reich ausgestattete elterliche Haus zurückgekehrt war.

Es läutete im nahen Dorfe und es läutete von allen Enden, diesseits und jenseits am Ufer, stromauf, stromab.

Manna verließ den Park und kehrte in das Haus zurück, um ihr Gebetbuch zu holen. Auf dem Flur hörte sie, wie Fräulein Perini den Dienern Auftrag gab, die Zimmer für die Tochter des Landrichters bereit zu halten. Manna hatte es auf den Lippen, der vormaligen Erzieherin zu klagen, wie sie sich eine unwahre Beziehung auferlegt, denn sie fürchtete Lina's Ankunft, deren flatterhaftes Wesen ihr am gestrigen Tage so störend gewesen; aber sie hatte sich vorgesetzt, Alles in sich allein zu überwinden, und es war ihr Entschluß, Lina gradaus zu bitten, sie jetzt nicht zu besuchen; sie war es sich schuldig, jetzt allein zu bleiben.

Da kam ein Bote mit einem Briefe von Lina, die bedauerte, daß ihr nicht möglich sei, die längere Gastfreundschaft auf Villa Eden anzunehmen. Sie bat Manna um ein Wort der Beruhigung, daß sie ihr deshalb nicht zürne. Manna war froh, nun ohne Verletzung frei sein zu können.

Die Glocke läutete wieder und Manna ging zur Kirche.

Fräulein Perini war stolz und glücklich; die Anderen mochten Manna mit Allerlei zu gewinnen suchen, sie allein konnte mit ihr zur Kirche gehen.

„Haben Sie noch immer die Gewohnheit, Morgens nicht gern zu sprechen?“ fragte Fräulein Perini.

Manna nickte still.

Als die Messe zu Ende war und die Beiden mit einander die Kirche verließen, sagte Fräulein Perini, daß sie Manna bei dem Pfarrer einführen wolle, der erst während ihrer Abwesenheit hieher versetzt war.

Manna bat, sie allein gehen zu lassen. Sie ging nach dem Pfarrhause. Sie schien erwartet worden zu sein, denn der Pfarrer kam ihr auf der Treppe entgegen und begrüßte sie mit einem Segensspruche. Er führte sie an der Hand in sein Zimmer.

Manna mußte sich auf das Sopha setzen. Sie begann:

„Fräulein Perini wollte mich bei Ihnen, hochwürdiger Herr, einführen. Das muß man bei einem fremden Manne, aber Sie sind kein fremder Mann, Sie sind ein Diener unserer heiligen Kirche.“

Der Pfarrer legte die Spitzen der feinen Hände auf einander und sagte mit ruhigem Tone:

„Sie sind auf dem rechten Weg, halten Sie ihn inne. Die Weltlinge kommen in einen Ort, sind fremd, wildfremd, sie wissen nicht, ob hier ein Mensch ist, der gleiche Gedanken hegt wie sie, und unter ihnen sind auch nicht zwei Menschen, die das Gleiche denken bei denselben Worten; sie haben kein Band der Einigung, sie flattern in der Schwebe wie das Sonnenstäubchen. Sie aber, treten Sie in das entlegenste Dorf, Sie sind daheim, da ist ein Haus und darin ein Mann, der Ihres Geistes, der Sie als Bruder, als Vater begrüßt; denn er ist hingesetzt von einem Höhern, und Sie sind hergeführt von einem Höhern. Seien Sie mir doppelt willkommen, da Sie dieses sogleich wußten. Klopfe an meine Thür, es wird Dir aufgethan zu jeder Zeit; klopfe an mein Herz, es ist Dir aufgethan. Ich habe kein eigen Haus, kein eigen Herz, mein Haus ist dem, der mir nachfolgt, und mein Herz dem, der es bewegt."

Der Pfarrer hielt eine Weile inne, er betrachtete Manna, die die Augen geschlossen hatte, wie wenn sie nicht in die Sonne schauen könne, nicht in das Antlitz, auf welches der Geist sich niederläßt. Der Pfarrer mochte ahnen, wie sie bewegt war, er verweilte absichtlich auf der allgemeinen Betrachtung, ohne ins Persönliche überzugehen, er wollte den Zwiespalt zwischen der Tochter und dem Vater nicht erweitern; Manna dagegen war zurückhaltend, denn sie hatte nur dem Klostergeistlichen den ersten Grund ihrer Opferbereitschaft gebeichtet und hatte die Erlaubniß erhalten, es fortan zu verschweigen.

Beide waren zurückhaltend und Beide wußten nicht, daß sie nichts vor einander zu verheimlichen hatten. Der Pfarrer legte ihr freundlich die Hand aufs Haupt und sagte:

„Ja, daß Sie allein gekommen und wissen, warum Sie allein gekommen, das überhebt uns jeder Verständigung, wie es die Weltlinge nennen. Verständigung!" wiederholte er lachend. „Und sie verstehen einander doch nie, die Gebildeten, wie sie sich nennen, oder die Selbstgebildeten, wie sie sich nennen sollten, denn sie glauben, daß sie sich selbst zu etwas machen. Freilich sie bedürfen der Empfehlung von einem Andern, der muß sagen, das ist der und der und er ist so und so; wir aber, wir bedürfen keiner Empfehlung, keiner Einführung. Sprechen Sie mit mir von Allem, von Heiligem

und Verkehrtem, von allem Großen und allem Kleinen. Wenn man Sie in der Welt beunruhigt und heimatlos macht, wissen Sie, hier ist Ruhe und Heimat. Da drüben hat Ihr Vater ein Warmhaus für Pflanzen, die nicht heimisch sind in unserm Klima; diese Stube ist ein Warmhaus für die Pflanze des heiligen Glaubens, die nicht heimisch dort ist. Ich hebe keinen Stein auf, gegen Niemand, aber ich sage und Sie wissen es, diese Pflanze ist vom Himmel in uns gebracht und ist in dieser Welt in fremdem Klima."

Der Pfarrer blieb am Fenster stehen und schaute hinaus; Manna saß auf dem Sopha.

Geraume Zeit wurde kein Wort gesprochen.

Manna war ergriffen von dieser edlen Bereitwilligkeit.

Schüchtern fragte sie, wie sie sich zu all den Menschen verhalten solle, die sich in freundlicher Weise ihrem Elternhause angeschlossen und sich der Bildung rühmen dürften.

„Sie fragen gut und bestimmt, das ist Zeichen der Reife," erwiderte der Pfarrer. „Was Sie thun sollen? Lächeln sollen Sie zu all den Großthuereien! Diese Weltweisen thun groß und sind so klein in ihrem Dünkel, daß die Welt nicht mehr Verstand besitze und von nicht mehr Weisheit regiert werde, als ihr Verstand ausmißt; sie wiegen Gott nach dem Gewichte ihres Gehirns."

Es war plötzlich ein anderer Ton, in dem der Pfarrer sprach, ein heftiger, anstürmender, so daß Manna erschrocken zusammenfuhr. Der Pfarrer, der das wohl merkte, faßte sich wieder und sagte:

„Sie sehen, ich bin noch schwach und lasse mich zu Heftigkeit hinreißen. Sie werden Sie nun auch kennen lernen, die sogenannten Vernunfthelden, oder eigentlich die Vernunftschwächlinge, die nie bekehrt werden können, denn ihnen fehlt der Muth, der zur Demuth werden kann."

Der Pfarrer glaubte, daß Manna verstehe, wie er damit auf Erich ziele; er wollte vorerst nicht näher eingehen, aber sie sollte vorbereitet sein. Jetzt wendete er sich lächelnd, setzte sich und sagte:

„Doch verlieren wir uns nicht so weit. Sprechen Sie."

Manna klagte, wie schwer es ihr werde, noch ein Jahr der Prüfung durchmachen zu sollen, sich in der Welt zu bewegen, um sich von ihr abzulösen.

Der Pfarrer beruhigte sie, indem er sagte:

„Sie wollen den Schleier nehmen, er ist bereits über Sie gebreitet und über die Welt, unsichtbar für Andere. Alles in der Welt berührt nicht Sie selbst, es ist ein Schleier zwischen Ihnen und der Welt; und dieser Schleier fällt erst, wenn der Tod uns erlöst.“

Er ging behutsamer als Prancken zu Werke, er wollte nicht gegen Erich kämpfen, und dadurch vielleicht erst ein Interesse in Manna wecken, er lobte ihn, aber in jener mitleidigen Weise, die der auf Positivem Stehende so leicht einnimmt.

Als Manna fragte, warum der Pfarrer nicht seinen Einfluß darauf gewendet, daß Erich nicht ins Haus gekommen, entgegnete er, wie er sich dieses Eifers freue, aber man müsse Vieles gewähren lassen in der Welt, und gegen den Vater wäre jeder Kampf im Voraus vergebens; dazu habe Roland seinen eigenen Willen eingesetzt. Uebrigens sei Erich, wenn auch ein vollendeter Ketzer, doch von einer gewissen Anerkennung des Heiligen, obgleich viel Hochmuth in dieser Anerkennung läge.

Ohne Ueberleitung sagte der Pfarrer, Manna möge heimkehren, man werde sie zu Hause erwarten. Sie solle nie verhehlen, daß sie bei ihm gewesen, aber er verzeihe ihr im Voraus, wenn sie ihn oft geraume Zeit vernachlässige; er verbleibe unverbrüchlich der Ueberzeugung, daß ihre innerste Seele dem heiligen Glauben zugewendet bleibe.

„Nun gehen Sie,“ schloß er, „und wissen Sie, daß ich für Sie bete.“

Manna sah ihn groß an. „Ich werde für Dich beten“ — wie oft hatte sie dies Wort gehört, ohne einen Zweifel daran zu hegen; jetzt kam es ihr ganz neu vor, die Frage zuckte durch ihre Seele: Kann man denn für einen andern Menschen beten?

Das Räthsel, das Roland in ihre Seele geworfen, ging neu auf, und wuchs zum Räthsel ihres Lebens.

Sie wollte fragen, ob Kinder für die Sünden der Eltern büßen müssen, ob nicht vielmehr das Kind für die Eltern sühnen kann. Sie wollte dem Pfarrer das Alles sagen, er sollte ihr helfen, aber da er jetzt wiederholte: „Nun gehen Sie mein Kind!“ wendete sie ihr fragendes Auge von ihm ab und ging.

Zweites Capitel.

Träumend ging Manna des Weges, sie wurde geweckt, denn die beiden Hunde, Rose und Distel, sprangen an ihr empor, sie waren froh, ihre Herrin wieder zu haben.

„So, unser Wildfang ist wieder daheim?“ rief eine Stimme aus der Ferne; es war die des Krischers, er hatte die Hunde gebracht.

Sie hörte kaum, wie der Krischer, näher tretend, von seiner letzten Vergangenheit erzählte; erst als er sagte: „Ja, Fräulein, ich bin ein einfältiger Gesell gewesen und habe tiefe Reue,“ fragte sie: „Was habt Ihr denn gethan?“

„Hoho! Daß ich nichts gethan habe, bereue ich; daß ich mein Lebenlang ein einfältiger, ehrlicher Kerl gewesen. Ist's denn wahr, daß Sie Nonne werden wollen?“

Bevor Manna antworten konnte, fuhr der Krischer fort:

„Ich habe auch manchmal das Verlangen, ich möchte ins Kloster gehen. Mit dem sechzigsten Jahr sollte Jeder ins Kloster gehen können; nichts thun als trinken und trinken, bis der Tod die Polizeistunde anruft. Aber ich will vom Tod noch nichts wissen, ich sag' wie der Vogt von Mattenheim: Herr, wie Du willst — Ich habe noch keine Eile.“

Der Krischer hatte bereits am Morgen etwas Aufgeregtes und Lallendes, Manna fürchtete sich vor ihm, dennoch reichte sie ihm die Hand und ging mit den Hunden davon.

„Ich hab' noch eine Bitte!“ rief der Krischer Manna nach.

Sie blieb stehen.

Er kam zu ihr und sagte, daß ihm der Aichmeister ein Loos zur Dombau-Lotterie geschenkt habe, er aber habe das Loos dem Siebenpfeifer verkauft, und wenn nun auf die Nummer das große Loos herauskäme, würde er sich alle Haare aus dem Kopfe reißen und hätte auch bei seinen Kindern keine ruhige Stunde mehr; Manna möge ihm also einen Thaler schenken, damit er das Loos zurückkaufen könne.

Schelmisch setzte er hinzu:

„Und es ist eigentlich auch eine fromme Sache und paßt für Sie.“

Manna verstand nicht, was er damit meinte; sie ließ sich

jetzt erst erklären, daß man zum Ausbau eines Domes eine Lotterie errichtet habe. Sie schenkte dem Krischer das verlangte Geld und ging eilig davon.

Sie ging am Rhein entlang, der Strom floß so ruhig, die Weiden am Ufer zitterten in der Morgenluft und spiegelten sich im Strom; in kleinen Kreisen, die sich auf dem Spiegel bildeten, zeigte sich das Spielen der Fische. Manna trat in den Park. In die ruhige Luft strömte der Duft der Blumen, und sie waren hell und frisch; die Farbe der einen hob und verklärte die der andern, das Weiß war noch heller durch die blaue, die rothe Nachbarin; die brennende Farbe wurde gemildert von der sanften; es war wie eine heilige, stille Harmonie ...

Warum können die Menschen nicht im Friedensreiche leben? Welch eine Ruhestätte könnte das Landhaus hier sein!

Manna ließ sich auf ihren einsamen Stuhl unter der Hängeesche nieder und jetzt dachte sie, warum sie gestern gegen Erich so schroff gewesen.

Sie wollte ihm bei der ersten Begegnung sagen: Glauben Sie ja nicht, daß ich, weil Sie abhängig sind, mir solches herausnahm.

Zur selben Stunde wandelte Erich allein durch den Park und nahm sich vor, bei der ersten Begegnung zu Manna zu sagen: Ich möchte nicht, daß unsere Beziehung mit Verstimmung oder Mißverständniß anfange.

Jetzt hörte Manna Schritte nahen und schaute auf; Erich kam des Weges. Sie blieb ruhig sitzen. Er kam näher, er grüßte und Keines von Beiden sagte die Worte, die sie sich still vorgenommen hatten.

Erich brachte stotternd etwas hervor, daß ein Erzieher sich leicht verleiten ließe, sich in das Denken Anderer zu versetzen, auch da, wo es ihm nicht zustehe.

Es war ein bedrückter Ton in seiner Rede, Manna wußte nichts zu erwidern. Beide schwiegen, man hörte nichts als den Vogelsang. Endlich sagte Manna:

„Erzählen Sie mir von Roland. Wie ist er?“

„Roland hat Fleiß, Beharrlichkeit und Wahrhaftigkeit; das ist der sittliche Felsengrund, auf dem sich gut baut.“

Unwillkürlich hob Manna mit beiden Händen ihr Gebetbuch in die Höhe, als wäre es ein Schild.

Erich glaubte eine Andeutung in dieser Bewegung zu finden und er sagte:

„Mich freut an Roland besonders, daß er einen eigenen Blick hat und seinen eigenen Augen vertraut.“

Durch ihre Seele zuckte etwas wie Schmerz, denn das Wort Prancken's ging ihr nach. Ist dies Benehmen Erichs das, was Prancken „sich anbiedern“ genannt hatte?

Roland, Prancken und Sonnenkamp kamen daher, Manna stand rasch auf und ging mit Roland an der Hand nach der Villa. Prancken sagte sofort, daß er auch in der Kirche gewesen, es aber für Pflicht gehalten habe, Manna nicht durch einen Morgengruß zu zerstreuen.

Prancken erzählte viel vom Leben auf dem Jagdschlosse und von den Beziehungen zum Hofe des Fürsten, wie zu dem des Fürstbischofs.

„Liebes Kind,“ unterbrach Sonnenkamp, „Du hast Herrn von Prancken noch nicht gratulirt, er ist Kammerherr geworden.“

Manna glückwünschte und Prancken erzählte in heiterer Wendung, welch ein Contrast es sei, daß er im Sommer ein Bauernknecht gewesen und im Winter Kammerherr sei. Er berichtete weiter, daß der Fürst diesen Sommer in Karlsbad den Brunnen trinken werde.

Sonnenkamp setzte hinzu, daß der Leibarzt auch ihm diesen Brunnen verordnet habe, der ihm zuträglicher sein solle als Vichy.

Wie eine Kette schloß es sich an, als Prancken weiter erzählte, daß auch sein Schwager Clodwig und seine Schwester Bella diesen Sommer Karlsbad besuchen würden.

Kaum ins elterliche Haus versetzt, sah sich Manna sofort wieder in Gedanken davongeführt in den Strudel eines Badelebens. Prancken berichtete dann, daß er das schneeweiße Pferd mit nach Wolfsgarten nehme, um es vollständig für Manna zu dressiren. Ihre Einsprache, daß sie keine Lust mehr habe, zu Pferde zu sitzen, wurde vom Vater gebieterisch abgewiesen. Prancken verstand es, den gebieterisch heftigen Ton Sonnenenkamps als Scherz auszulegen.

Mit Innigkeit nahm er nun Abschied und ritt im scharfen Trabe die Straße dahin, die Funken sprühten unter den Hufen seines Pferdes; der Reitknecht hinter ihm führte das schneeweiße Pferdchen am Halfter.

Es erschien Manna wie ein Sinnbild, daß sie noch einmal zu Pferde sitzen sollte, bevor sie, allen Tand der Welt ablegend, nur im Gedanken der Ewigkeit lebe.

Sie geleitete den Vater durch Park und Garten, durch die Treibhäuser. Sonnenkamp hatte es auf den Lippen, ihr die mit Zuversicht erwartete Standeserhöhung mitzutheilen, aber das Kind sollte nicht so plötzlich in das vielfältige Getriebe hinein versetzt werden. Mit Behagen betrachtete er die großen südländischen Bäume und Pflanzen, die nun bald ins Freie gebracht werden. Zuerst öffnet man die Thüren, um frische Luft eindringen zu lassen, dann erst bringt man sie unter freien Himmel an geschützte Stellen. So auch wollte er es mit seinem Kinde halten.

Er war zufrieden, daß sie so fügsam war, er hoffte die Schwermuth ganz von ihr zu verscheuchen.

Manna hatte sich eine Tagesordnung festgesetzt, die sie wie eine Ordensregel inne hielt, und diese Strenge ihres Wesens übte eine Einwirkung auf das ganze Haus. Mit der Mutter hatte sie einen schweren Stand, zunächst wegen der Kleidung, denn Frau Ceres, die sich jeden Tag mehrmals umkleidete, wünschte das Gleiche von Manna; diese indeß war es gewohnt, sich am Morgen für den ganzen Tag anzukleiden, ja sie ließ sich nur widerwillig Bedienung durch die Kammerfrau gefallen. Sie blieb in dem am Morgen angelegten Kleide, und es erschien ihr dem höheren Menschenleben entsprechend, daß die Nonnen unveränderliche Kleider tragen; damit fällt alles Vergeuden des Denkens für die äußere Erscheinung weg.

An der vielgeschäftigen Wohlthätigkeit der Professorin nahm sie keinen Antheil; sie hatte kurz erklärt, daß sie noch zu sehr mit sich selber zu thun habe und nicht bereits auf Andere wirken könne.

Dazu hatte sie eine entschiedene Abneigung gegen die Helferin, Fräulein Milch; sie vermied jedes Gespräch mit Fräulein Milch und reichte ihr nie die Hand.

Gegen die Professorin blieb sie ehrerbietig, aber ablehnend; den Lehrer ihres Bruders behandelte sie wie ein zum Hause Gehöriges, zu dem man indeß nur eine Beziehung hat, wenn man seiner bedarf. Es gab Stunden und Tage, wo sie über ihn hinwegsah, als wäre er ein Stuhl, ein Tisch. Oftmals fragte sie ihn geradezu, wenn ihr ein Gegenstand des Wissens unklar war; sobald aber Erich eine Erörterung anknüpfte, die

über die Grenze des von ihr Gewünschten hinausging, sagte sie mit großer Bestimmtheit:

„Das wollte ich nicht fragen. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir mitgetheilt.“

Nie empfing sie eine Belehrung von ihm, für die sie nicht sofort dankte, wie sie auch jedem Dienstboten für jede Handreichung dankte.

Regelmäßigen Unterricht nahm sie bei der Tante Claudine im Harfenspiel, und diese war die Einzige, die ihr Zutrauen zu besitzen schien; ihr zeigte sie auch ihre Schulhefte, namentlich das über Astronomie mit eingelegten blauen Blättern und den goldenen Sternbildern. Trotz einer gewissen majestätischen Haltung hatte Claudine etwas Anschmiegsames; sie schien auch etwas im Leben verloren oder aufgegeben zu haben, und so war sie in ihrem Wesen weicher und anziehender für Manna.

In hellen Nächten waren sie oft stundenlang auf dem flachen Dach der Villa und schauten nach den Sternen. Es zeigte sich, daß Manna gründlich unterrichtet war, denn die Klosterschule, in der sie gelebt hatte, legte besondern Nachdruck darauf, die weltlichen Schulen an wissenschaftlicher Tüchtigkeit wo möglich zu überragen; natürlich war alle Wissenschaft mit jener Grenze umzogen, die der Glaube setzte.

Mehr als über ihre Kenntnisse mußte man oft über die Denkkraft Manna's staunen; ihr Empfindungsleben war nach allen Seiten hin durchgearbeitet. Das Bewußtsein religiösen Ernstes und religiöser Reife gab ihr eine Sicherheit, die als Stolz erscheinen konnte. Sie fühlte sich stets wie auf einer unsichtbaren Erhöhung über die Andern hervorragen, die nicht im Glauben lebten. Dennoch war das nicht Ueberhebung, sondern Getragenheit, die sie in jedem Augenblick mit den großen Mächten und Ausblicken ausrüstete, in denen so viele heilige Männer und Frauen das Leben überwunden hatten.

Manna fragte Tante Claudine, ob ihr dies Alleinstehen in der Welt nicht oft schwer geworden sei.

„Gewiß, liebes Fräulein. Man weiß oft in der Jugend nicht, was es heißt, einen Entschluß für das ganze Leben zu fassen.“

Manna faßte nach dem Kreuz auf ihrer Brust; die Tante fuhr fort:

„Ja, es gehört Muth und Tapferkeit dazu, eine alte Jungfer

zu sein; zur Zeit, wenn man sich dazu entschließt, ist man sich dessen nicht voll bewußt. In der Einsamkeit bin ich ruhig und wünschelos, aber in Gesellschaft und in der Welt erscheine ich mir oft so überflüssig, nur aus Barmherzigkeit geduldet. Da muß man sich hüten, nicht in Mitleid mit sich selbst sentimental zu werden."

„Hatten Sie nie das Verlangen, in ein Kloster gehen zu können?"

„Ich möchte Sie nicht beirren und stören."

„Nein, sprechen Sie nur, ich kann Alles hören."

„Nun denn, es gibt Formen, die so viel Unheil anstifteten, daß sie das Recht des Bestehens verwirkt haben. Und, ich für mich könnte nicht leben ohne die Kunst, ohne freie Musik, ohne Anblick dessen, was die bildende Kunst hervorgebracht und noch hervorbringt."

Manna sah nachdenklich auf Claudine.

Drittes Capitel.

Manna machte keine Besuche in der Nachbarschaft, sie beharrte dabei, daß sie nur zu ihren Eltern und ihrem Bruder gekommen sei, sonst zu Niemand.

Bisweilen besuchte sie die Burg; sie ging allein mit ihren beiden Hunden. Sie ließ sich vom Baumeister Art und Weise des Baues und wie er in der Vergangenheit gewesen, erklären; sie willfahrte dem Vater, für Ausschmückung des ersten fertigen Saales, des sogenannten Rittersaales, mit bedacht zu sein.

Sonnenkamp kaufte alte Waffen, die an den Wänden aufgehängt, Rüstungen, die auf Säulen aufgestellt werden sollten; er konnte sich nicht enthalten, Manna im Voraus zu sagen, daß er zu ihrem Geburtstage im Herbst die Burg einweihen wolle; sie aber wünschte, daß dies unterbliebe. Das fortwährende Festefeiern und Schmausen sagte ihr nicht zu.

Seit ihrer Rückkehr vom Kloster hatte Manna, wenn sie es ehrlich sich gestehen wollte — und sie wagte, sich Alles zu gestehen — am meisten Freude, daß sie ihre Hunde wieder hatte. Ja, sie

schrieb einen Brief an die Oberin, worin sie fragte, ob man einen Hund mit ins Kloster nehmen dürfe; sie verbrannte aber den Brief wieder, denn sie stellte sich vor, wie lächerlich es sein müßte, wenn eine Nonne mit einem Hunde hinter drein durch den Garten geht, und nun gar, wenn jede Nonne ihren eigenen Hund hätte. Zum ersten Mal lächelte sie vor sich hin, dann aber stellte sie sich die Frage: Warum haben wir keine Thiere im Kloster?

Erich traf sie, als sie auf der Bank saß und mit den Hunden sprach.

„Finden Sie auch," fragte sie, „daß solch ein Hund einen unsäglich traurigen Ausdruck in den Mienen hat?"

„Wer ihn sucht, wird ihn finden. Die Mystiker sagen, daß das vom Sündenfall käme; seitdem habe alle Creatur einen elegischen Ausdruck."

Manna dankte, aber nicht mit Worten, nur mit einem Blick.

Ein Wagen kam des Weges daher; schon von Ferne wehte ein weißes Tuch und Lina rief: „Manna!" Erich entfernte sich. Manna ging Lina entgegen, die ausstieg und den Wagen vorausfahren ließ. Sie erzählte, daß sie die Erlaubniß erhalten habe, bei Manna zu bleiben; die Eltern hätten Albert das Jawort gegeben, aber es müsse noch geheim gehalten werden.

Lina war immer in heiterer Stimmung, wenn sie nicht unter dem zurechtweisenden Blicke ihrer Mutter stand; jetzt gar sprudelte ihr Herz über und sie rief:

„Denke Dir nur, Manna, wie einfältig ich gewesen bin; ich habe mir einmal eingeredet, der Baron von Prancken habe mich lieb — nein, das habe ich eigentlich nicht geglaubt, aber ich habe mir eingeredet, ich hätte ihn lieb ... Kennst Du Albert? Du mußt ihn kennen, er baut ja die Burg da droben. Damals, beim Musikfeste ... ich hab' Dich gleich gesehen, ich habe Dir zugewinkt, Du hast mich aber nicht bemerkt ... damals haben wir uns zum ersten Mal gegen einander erklärt. Ach, Du kannst Dir gar nicht denken, wie glücklich ich bin. Anfangs habe ich gar nicht mitsingen können, ich habe immer gefürchtet, ich sänge zu laut, dann aber habe ich doch mitgesungen. Ach, es war so schön ... so schön! wir sind nur so geschwommen in den Tönen, und er singt auch ganz prächtig, freilich nicht so großartig wie Herr Dournay. Jetzt sage einmal, Manna, wie ist es Dir denn gewesen, als Du ihn singen gehört? Hast Du gewußt, daß er der Mann

ist, nach dem Du mich gefragt hast damals als Du die Engelsflügel auf dem Rücken trugst?"

Lina wartete nicht auf Antwort, sie fuhr fort:

„Du hast mich gewiß auch gesehen, draußen am Ufer, wie ich zum ersten Mal am Arm meines Albert Dir begegnete. Ich habe Dich nicht ansprechen wollen unter den Nonnen und Schülerinnen, und ich hätte auch nicht dazu kommen können, Dir Alles zu sagen. Du nimmst es mir doch nicht übel, daß ich gethan habe, als ob ich Dich nicht gesehen? Ach, ich habe Alles gesehen... und Alles war so schön! Und bei Tafel da war es so lustig! Er hat mich einmal gefragt, warum ich plötzlich so traurig aussehe. Da habe ich ihm bekannt: ich hätte an Dich gedacht, wie Du jetzt wieder ins Kloster gehst und dort ist's so still und so dumpf, ich glaube, die Kreuzgänge haben alle den Schnupfen. Ach, warum kannst Du nicht auch lustig sein wie wir? Sei doch lustig! Es gibt nichts Besseres. Und Du hast doch Alles und kannst Alles haben auf der Welt. Sei doch lustig! .. Ach, da fliegt eine Schwalbe! Die erste Schwalbe! O, wenn ich nur fliegen könnte hinauf zu ihm auf die Burg und ihm guten Morgen sagen und immer wieder zu ihm fliegen und davon fliegen. Ach, Manna! Manna!"

Dieser war es fremd, das lustige, flatternde Wesen der Jugendgenossin zu sehen und zu hören, sie konnte nichts erwidern; Lina schien das auch nicht zu erwarten, sie plauderte weiter:

„Im Herfahren habe ich mir ausgedacht, wenn ich Du wäre, ich ließe eine Aufforderung ins ganze Land ergehen: In drei Tagen soll man mir alle Vögel bringen, die man einfangen kann. Dann bezahlte ich erschrecklich viel Geld dafür, und dann ließe ich alle Vögel wieder auf Einmal ins Freie fliegen. Nicht wahr, es ist Dir jetzt auch wie einem gefangenen Vogel, der wieder ins Freie kommt? Und gescheidt ist es von Dir, daß Du im Frühling heimgekehrt bist. Man tanzt zu viel, wenn man im Winter vom Kloster heimkommt. Vierzehn Bälle habe ich im ersten Winter mitgemacht und so viele, viele Kränzchen. Und wenn man dann seinen Schatz hat — Ach, Manna, Du glaubst gar nicht, wie schön das ist! Ich bitte Dich, sag mir nur auch Alles. Nicht wahr, Du willst nicht mehr Nonne werden? Glaube mir, sie wollen nur Dein Geld. Möchtest Du wol eine Baronin sein? Ich nicht. Alle Tage sich von der Sippschaft begnadigen

lassen, wo man es nicht nöthig hat? Nein, das möchte ich nicht. Und hinterrücks wird man doch ausgelacht. Wenn eine Adelige eine Dummheit macht, da hat es gar nichts zu sagen, aber wenn Eines von uns eine Dummheit macht, hui! da ist gleich eine ganze Stadt und ein ganzes Land mit daran schuld. Ach, solch ein reiches Mädchen ist doch recht unglücklich dran! Da kommen die Männer und wollen ihr Geld heiraten und da kommen die Nonnen und wollen sie mit ihrem Geld zur Nonne haben. Glaube mir, wenn Du eine von jenen Frauen wärest, die jetzt die Kohlen aus dem Schiffe ans Land tragen — die Nonnen wollten Dich nicht, Du könntest noch einmal so gescheidt und so lieb und so gut sein, als Du bist. Nicht wahr, sie reden Dir ein, Du seiest zu einer Heiligen berufen? Glaub's nur nicht. Wenn ich die Leute so reden höre, wie schön es auf der Klosterinsel sei, da habe ich immer gedacht: Ja wohl, das ist recht schön, wenn man so vorbeifährt auf einer Lustpartie; aber da Nonne sein! — Ach, Manna, wenn ich Dir nur von meinem Glück geben könnte! Sei doch auch lustig! Gott im Himmel! Warum kann man nicht einem Andern von seiner Lustigkeit geben; ich hab' so viel — so viel! Und Dir möcht ich's am liebsten geben. Komm, hasche mich! Kennst Du noch unser altes Spiel: Alles was Flügel hat, fliegt? Komm, hasche mich!"

Lina rannte mit flatternden Gewändern davon, aber als sie anhielt, sah sie, daß Manna ihr nicht folgte. Sie wartete, bis Manna zu ihr kam, und still gingen die beiden Mädchen mit einander nach der Villa.

Viertes Capitel.

Lina wohnte neben Manna, sie ging mit ihr zu Kirche, und wenn Manna auf dem Wege dahin und zurück sagte, sie spreche nicht gern am Morgen, blieb Lina dabei, Manna brauche gar nicht zu sprechen, sie solle nur sie allein reden lassen.

Beim ersten Erwachen sang sie sofort ihre Scala, dann trällerte sie durchs Haus und fast zu jeder Stunde des Tages, wenn man nicht ausging oder wenn nicht Besuch da war, saß sie am Clavier

im Musiksaal und sang unaufhörlich, Alles durch einander, ernst und traurig, classisch und modern, wenn es nur schallte. Auf ein thränenschweres Klagelied von Pergolese setzte sie einen übermüthigen Tiroler Jodler.

Wenn man Lina zum Singen aufforderte, war sie immer sofort bereit; sie sang im Glauben, daß es den Menschen Ernst war, die sie aufforderten, und daß sie ihnen Freude mache. Ihre Stimme war von mäßigem Umfange, aber klar und hell wie ein Waldbach.

Kam sie auf die Burg, so benahm sie sich gegen den Architekten so zurückhaltend, daß Niemand außer Manna etwas von dem Liebeseinverständniß bemerken konnte.

Das ganze Haus war durch die Anwesenheit Lina's verändert, auch bei Tisch gab es viel Lachen. Schon während der Kirschenzeit hatte man aus den Treibhäusern auf Villa Eden frühreife Aepfel, und Lina hatte die Gewohnheit, daß sie nie einen Apfel schälte, sie biß muthig hinein und freute sich, daß sie das jetzt ohne Verweis der Mutter thun durfte; aus dem Blicke Sonnenkamps machte sie sich nichts; sie neckte den allgemein gefürchteten Unhold und fand ihn ganz manierlich und zahm.

Lina aß wie ein gesundes Mädchen, das vom Felde kommt, während Manna nur wie gezwungen aß. Lina hatte Freude am Essen und hatte zu jeder Stunde Hunger; sie konnte immer, wie sie sagte, etwas zu sich nehmen, und wenn es ihr bei Tische schmeckte, sagte sie:

„Manna, hast Du Dich nicht auch sehr gefreut, daß Du das Klosteressen los geworden? Das erste Essen daheim war mir ganz neu, und bei Euch ißt man sehr gut.“

Auch Wein trank sie gern und wurde viel damit geneckt. Sie bat Erich, er möge sie vertheidigen, und dieser erklärte:

„Das kann ich. Es ist ein romantischer Aberwitz, wenn man es für schön hält, daß ein Mädchen nicht Freude an Speise und Trank hat. Mit Maßhalten Wein trinken paßt sich gewiß für ein weibliches Wesen. Ist Wein trinken nicht viel schöner als Fleisch essen, von einem Thiere sich nähren?“

Alles lachte, nur Manna sah Erich wieder befremdet an. —

Manna fühlte sich von der Anwesenheit Lina's wie aus dem Hause verscheucht.

Nur bei der Professorin, vor welcher Lina eine heilige Scheu

hatte, konnte Manna noch ein Alleinsein gewinnen; sie fühlte sich hier wie auf der Flucht geborgen, und auf dieser Flucht in das grüne Haus kam sie fast widerwillig der Professorin näher. Die gleichmäßige Seelenruhe wurde von Manna erkannt und sie lächelte wie erlöst, da die Professorin sagte:

„Sie möchten wol, daß Lina zu mir ins Haus ziehe, Sie scheuen sich aber vor mir und vor ihr, das zu bekennen."

Manna gestand, daß sie nicht den Muth gehabt, ihren Wunsch auszudrücken.

Schon am nächsten Tage siedelte Lina in das grüne Haus zur Professorin über; auch dort war sie bald lustig und guter Dinge, sie machte das ganze Haus fröhlich durch ihre Munterkeit. Wo sie ging, stand und saß, sang sie vor sich hin wie ein Vogel auf dem Zweig, aber es erquickte dem Hörenden das Herz. Die Tante begleitete ihren Gesang zum Clavier, und der Gesang ihrer glockenhellen Stimme war ganz frische Gesundheit, helle Freude; sie brachte Alles leicht hervor und jetzt in ihrer Liebe war ein Ton der Innigkeit in ihrem Gesang, den man nicht in ihr vermuthet hatte.

Lina war sehr sorgfältig auf ihre Kleidung und betrachtete sich gern im Spiegel. Aber sich mit innerem Leben abquälen? „Fällt mir gar nicht ein," war ihre beständige Redensart. Das lachte, sang und tanzte; Gestern ist nicht mehr und Morgen kommt von selbst. Das lebte so dahin, das war katholisch, weil man es einmal war und es viel zu unbequem ist, etwas daran zu ändern. Mitten unter all den Menschen, die Schweres in der Seele trugen und noch Schweres sich auferlegten, war Lina das einzige unbelastete Naturkind.

Manna war immer noch nicht zutraulich gegen die Professorin, sie nannte sie Madame und sprach nur französisch mit ihr, wie sie es vom Kloster her gewöhnt war; doch gab sie auf alle Fragen offene Antwort.

„Hatten Sie eine Freundin im Kloster?" fragte einmal die Professorin.

„Nein, es ist nicht gestattet. Man soll sich nicht einem Einzelnen widmen, sondern Alle mit gleicher Liebe behandeln."

„Hatten Sie je zu einer der Damen ein besonders vertrauliches Verhältniß?"

Manna nannte die Oberin. Die Professorin pries das thätige

Leben derselben, denn es sei ein schöner Beruf, jungen Kindern Friede und Freude bieten, sie stark machen, damit sie die Schwere des Daseins überwinden.

Manna nickte wie verklärt; dann schrak sie wieder zusammen. Ist das nicht die Versuchung? Will diese Frau in ihre Seele eindringen, um sie zu gewinnen und abwendig zu machen? Es war ein böser Blick, der aus dem jungen Auge auf der älteren Dame ruhte. Mißtrauen gegen die Menschen draußen in der Welt, zumal gegen die anderen Glaubens, war tief in die Seele Manna's gepflanzt worden.

Dennoch kehrte sie auch jetzt noch immer zur Professorin zurück. Die freundliche Bereitwilligkeit, sich Anderen zu widmen, wirkte wie magnetisch auf sie und unversehens kam sie in ein vertraulicheres Verhältniß zur Professorin.

Das Ringen und Kämpfen, in welches die jugendliche Natur des Mädchens versetzt war, offenbarte sich der Professorin. Sie saßen einst im Garten, sie hatten es glücklich abgelehnt, mit Lina, Roland und Erich auf dem Rhein zu fahren, da sagte Manna, scheu sich umsehend:

„Warum soll es eine Sünde sein, sich an der Natur zu erfreuen?"

Die Professorin antwortete lange nicht und Manna drängte:

„Bitte, sprechen Sie doch."

„Ein Mann," erwiderte die Professorin, „den Sie wol nicht so verehren wie wir, hat das Wort gesagt: Gott sieht ein freudiges Herz lieber als ein zerknirschtes."

„Wer ist der Mann?"

„Lessing."

Manna bat um die Stelle. Sie erklärte sich stark genug, die Gedanken der sogenannten weltlichen Genies in sich aufzunehmen, ohne dadurch sich selbst zu verlieren.

Die Professorin warnte und mahnte wiederholt, aber Manna blieb dabei, daß sie in die Welt zurückgekehrt sei, um Alles, was sich ihr darbiete, zu erkennen und dann frei entsagend Alles abzulehnen. Sie erklärte ihren festen Vorsatz, nicht die Gattin Planckens zu werden, überhaupt keines Mannes Weib; sie war nahe daran, der Professorin zu eröffnen, wie sie sich einer Schuld opfern wolle, und dieses Opfer sei durch die Gnade des Himmels ein freies, sie selbst von allem Weltgelüste ablösendes.

„Ihnen," sagte sie mit thränendem Auge, „Ihnen könnte ich Alles sagen."

Es hätte nur eines Wortes, nur eines ermunternden Anrufes bedurft, und Manna hätte der Professorin Alles gesagt. Aber diese sprach sehr behutsam und jedes Wort wählend. Manna sollte keine Ahnung davon haben, daß sie das Geheimniß bereits wisse; sie gab nur zu verstehen, daß sie den Entschluß des Mädchens billige, den Schleier zu nehmen.

Das im Kloster gepflanzte Mißtrauen erwachte wieder in der Seele Manna's. Diese Frau stimmte ihr nur bei, um sie desto sicherer zu machen. Als sie aber jetzt aufblickte und in das ruhig stille Antlitz der Professorin schaute, war sie nahe daran, ihr um den Hals zu fallen und um Verzeihung zu bitten, weil sie ungut von ihr gedacht.

Fünftes Capitel.

Manna ging regelmäßig zur Kirche, sie betete mit gleichmäßiger Innigkeit, aber eine eigenthümliche Scheu hielt sie vor dem Eintritt ins Pfarrhaus zurück. Sie wiederholte sich stets, daß ihr der Pfarrer gesagt, sie möge ihn eine Zeit lang vermeiden und sich selbst im Leben umthun.

Oftmals mitten im Gespräch mit der Professorin überfiel sie ein Schreck, daß sie sich hier in ein fremdes Sein einwebe; sie glaubte wieder jenen Blick zu gewinnen, der über alle Erscheinungen der Welt hinwegsieht.

Endlich raffte sie sich auf und ging zum Pfarrer. Der Pfarrer empfing sie freundlich und sagte, es müsse ihr zu Muthe sein, wie einem Menschen, der, nachdem er aus der Welt geschieden, wieder in dieselbe zurückkehren könnte, und nachdem er die ewige Herrlichkeit geschaut, nun sehe, wie es die Menschen treiben, wie sie unruhige Tage verbringen und die Nächte in schweren Träumen, sich beschwichtigen, betäuben.

Er schärfte ihr ein, die Menschen recht mild zu betrachten, die Schlimmsten seien die, die da glauben, sie wissen, was sie thun; diesen zu verzeihen, sei am schwersten. Aber gerade aus dem

Höchsten heraus müsse man ihnen am meisten vergeben, denn trotz ihres Klugredens wissen sie nicht, was sie thun, und wir könnten immerdar von ihnen sagen: Herr vergib ihnen. Es bleibt uns nichts, als für ihr Seelenheil beten, die ewige Gnade anflehen, daß ihnen das Heil aufgehe.

Ohne einen Namen zu nennen, erklärte er, wie es Menschen gebe, die, scheinbar fromm und in sich befriedigt, auch sogenanntes Gutes thun und für ihre von dem Höchsten entfernten Gedanken sich die heiligen Worte borgen.

Er schilderte die Professorin, ohne sie zu nennen.

Er deutete auf Andere, die, des Wissens voll, immer und ewig vom Mittelpunkt abirren und, ohne selbst eines festen Zieles sicher, einen Menschen führen zu können vermeinten.

Er bezeichnete Erich.

Mit Behutsamkeit schilderte er dann die Weltmenschen, die den Herrn des Himmels und der Erde zwingen wollen, daß er es ihnen gut gehen lasse, und mit ihrem Spott alle Demuth verscheuchen. Er nannte geradezu den Doctor Richard und den Weidmann'schen Kreis, und doch zielte er dabei zugleich auf Sonnenkamp; nur durfte das Kind allein sich diese Ausdeutung machen.

Manna sah aus dem Fenster, ihr Blick ging nach dem elterlichen Hause, dem Park und dem Garten und ihr war, als müßte Alles das versinken. Die Fluthen kommen herauf aus dem Rhein, die ewigen Wasser strömen wieder über das Festland ... hier in dieser Stube allein ist die Arche Noah.

Zaghaft, kaum die Worte hinhauchend, klagte oder vielmehr fragte sie, warum es ihr auferlegt sei, noch einmal in das Leben zurückzukehren.

Der Pfarrer tröstete mild. Wie hier aus diesem Fenster ein Auge auf Alles da drunten schaue, ein Auge, das bald vergehen werde, so wache ein unvergängliches Auge über sie; sie solle ohne Furcht sich dem ganzen Treiben hingeben, aber in sich den Gedanken tragen, der Alles dies verschmäht und weit von sich entfernt weiß. Das sei die Prüfung, die ihr auferlegt sei.

Er ging sogar weiter und wünschte, daß Manna ihn geraume Zeit nicht besuche, sie solle Wochen, Monate lang von ihm entfernt bleiben; sie solle noch keinerlei bindendes Gelübde nach Außen, auch nicht das des stetig wiederkehrenden Besuches haben; Alles

solle ihr freier, fester, selbständiger Wille sein; ohne äußere Handreichung auf sich allein gestellt, solle sie überwinden.

Schüchtern fragte Manna, warum der Pfarrer nicht die Wohlthätigkeit in die Hand genommen habe, die nun die Professorin im Auftrage ihres Vaters in so weiten Kreisen übe.

„Warum nicht?“ rief der Pfarrer und sein Auge funkelte. „Wir können nichts in die Hand nehmen, was sich uns nicht gibt; und dann müssen die Weltlinge erfahren, daß die sogenannte Wohlthätigkeit ohne kirchliche Segnung in Nichts verfliegt. Mischen auch Sie sich nicht hinein, denn Sie können hier keine Gemeinschaft haben. Halten Sie fest, Sie sind hiehergekommen, nicht um Andere zu bekehren, sondern bei sich selbst einzukehren.“

Tief erschreckt war Manna, da der Pfarrer ihr weiter sagte, er glaube nicht, daß sie dazu geschaffen sei, den Schleier zu nehmen; es wäre besser, wenn sie die Gattin Prankens würde.

Eine Röthe durchzog das Antlitz Manna's, sie wehrte mit beiden Händen ab, sie konnte kein Wort hervorbringen.

Manna ahnte nicht, wie man mit ihr spielte. Bald das Eine, bald ein Anderes bestärkte sie in dem Gedanken, den Schleier zu nehmen, um dann eine Heirat mit Prancken als Befreiung erscheinen zu lassen und sie auf ewig zu Dank zu verpflichten. Ja, oft dieselben Menschen stellten ihr bald das Eine, bald das Andere als ihren eigentlichen Beruf dar.

„Gut,“ beschwichtigte der Pfarrer und legte ihr die Hand aufs Haupt, „gut, können Sie auch das überwinden, um so besser: aber wir rufen Sie nicht, wir verleiten Sie nicht, Sie allein müssen sich rufen, Sie allein sich leiten. Man wird kommen und Ihnen zuraunen: Die Pfaffen — so nennen sie uns — haben Sie mit den feinsten Künsten verführt. Ich habe Ihnen ins Herz gelegt, Sie sollen nicht dem Leben entsagen. Können Sie nicht anders, müssen Sie aus sich allein, dann sind Sie uns willkommen, aber nur dann.“

Der Pfarrer war aufgestanden und ging in raschen Schritten die Stube auf und ab.

Manna saß in sich erschauernd auf dem Sopha.

Jetzt wendete sich der Geistliche um und sagte:

„Sie werden erkennen, wie hoch wir Sie ehren, indem wir Ihrer eigenen Kraft Alles anheimstellen, der Kraft des Glaubens und der Entsagung in Ihnen. Und nun lassen Sie uns frei und

heiter mit einander reden. Finden Sie auch, daß Herr Dournay ein bezaubernder Mensch ist? Sprechen Sie offen und gradaus, als sprächen Sie mit sich selbst."

„Ich weiß es noch nicht zu sagen, ich möchte glauben, daß etwas in ihm ist, was ihn zu einem edeln Werkzeug des heiligen Geistes machen könnte."

„So? Also das finden Sie? Das ist die Kunst des Versuchers, daß er die Gestalt des Reinen annimmt, Pflicht und Hoffnung der Bekehrung so lockend hinstellt, daß das arme Menschenkind nicht merkt, wie es bereits dem Bösen verfallen. Also diese Gestalt nimmt er an in Ihnen? Ich rathe Ihnen, versuchen Sie es, diesen Falschmünzer zum Rechten zu bekehren. Versuchen Sie es, und haben Sie es vollbracht, sind Sie größer als ich ahnte; haben Sie es verfehlt, sind Sie geheilt für immer. Weise ist der Weg der Vorsehung, die Ihnen diesen Menschen unter das Auge führte und den Gedanken ins Herz pflanzte, ihn bekehren zu können. Doch nein! Glauben Sie mir, das ist nicht Ihre Aufgabe. Diese Selbstbegucker haben nur den kurzen Blick."

Er hielt eine Weile inne, dann sagte er lächelnd:

„Denken Sie sich einen Menschen, dessen Auge nicht so weit reicht, daß es die Sterne sieht, und Sie sprechen ihm von der Pracht des gestirnten Himmels. Diese sogenannten Gebildeten sehen nichts als sich selbst im Spiegel, ihr Blick reicht nicht weiter, sie können Gott nicht sehen."

Wieder ging der Pfarrer starken Schrittes auf und ab. Manna wußte nichts mehr zu sagen und wußte auch nicht, wie sie aus dieser Stube wieder heimkehren, wieder vor die Augen der Menschen treten solle, die ihr wie Schatten, wie Verkleidung des Versuchers erscheinen sollten.

Mit mildem Ton wendete sich der Pfarrer wieder zu ihr und sagte:

„Nun gehen Sie, mein Kind. Gott mit Ihnen."

Er segnete sie und Manna ging.

Mit einer anspannenden Kraft, all das Leben nur wie ein Spiel zu nehmen, wie eine Versuchung, der man sich nicht entziehen dürfe, widmete sie sich ihrer Umgebung.

Sechstes Capitel.

Niemand als seine Mutter ahnte, daß mit Erich eine Wandlung vorging. Ehedem so mittheilsam, war er jetzt, namentlich in Anwesenheit Manna's, von großer Behutsamkeit, als befände er sich in der Nähe eines Wesens, das man nicht wecken und nicht stören dürfe.

Bald aber wurde die Wandlung im Verhalten Erichs noch von einem andern, schärfer lauernden Blicke wahrgenommen. Bella kam, um ihre Schwägerin zu begrüßen. Sie hatte die Gewohnheit, diejenigen Mädchen, die sie begünstigte und denen sie ihre Huld zeigte, um die Hüfte zu fassen und so mit ihnen zu lustwandeln, aber so oft sie das bei Manna versuchte, machte diese immer eine Bewegung, wie wenn sie sie abschütteln müsse, ja sie sagte endlich Bella geradezu, es sei ihr das peinlich. Bella lächelte, innerlich aber war sie empört. In diesem Hause, in diesem Garten mußte sie Ablehnungen erfahren, die sie nie für möglich gehalten. Sie zeigte jedoch keinerlei Verletztheit.

Manna entschuldigte sich, daß sie die Freundlichkeit nicht erwidere, denn es sei ihr Vorsatz, keinerlei Besuche zu machen. Bella hielt sich nur noch bei der Professorin und Claudine auf, dann kehrte sie nach Wolfsgarten zurück mit dem Entschlusse, dieses Haus mit Allem, was darin, fortan als nicht vorhanden zu betrachten. Wollte Otto sich von hier die Gattin holen, so war das seine Sache. Sie glaubte nur ihren Bruder aufmerksam machen zu müssen, wie in der beiderseitigen Zurückhaltung, die Manna und Erich bewahrten, der Keim eines tieferen Verhältnisses liege. Nicht ohne Bosheit entgegnete Prancken, daß der Hauslehrer bei weitem nicht so gefährlich sei, als er seiner Schwester erscheine, zumal nicht für eine fest im Glauben stehende Natur.

Prancken reiste viel ab und zu, und so oft er kam, brachte er eine Belebung mit. Dem Blicke Manna's entging es aber nicht, daß er nur Kunststücke machte, aber kein Künstler war, daß er geistreich spielen konnte, aber keinen productiven Geist hatte; er hatte etwas Unstetes, Abspringendes; dies wurde um so auffälliger, wenn Erich zugegen war.

Prancken war nie verlegen, ein spitzes Wort anzubringen, aber er konnte nicht ausführlich erörtern; neue Themas verwirrten ihn,

er brachte nicht dazu Gehöriges vor, während Erich gerade durch ein ihm entgegengehaltenes Denken immer lebendiger, frischer und fruchtbarer wurde.

Prancken erschien oftmals schal und abständig, er fühlte das und es reizte ihn; der Umgang mit ihm hatte etwas Beängstigendes und unter vieler zur Schau getragenen Freundlichkeit verbarg sich fast immer eine verbissene Feindseligkeit. Er glaubte jetzt auch eine Uebereinstimmung zwischen Erich und Manna zu entdecken.

Manna wie Erich war die Hervorhebung des Allgemeinen, der reinen Idee stets näher als das Persönliche, ihr ergab sich solches aus Religion, ihm aus Erkenntniß. Anfangs hatte sich Manna fremd und theilnahmslos, ja mit einem gewissen Trotz, wie zu einem Widersacher benommen, allmälig aber erkannte sie die ungebrochene Kraft der Wahrhaftigkeit in seinem Wesen. Wenn Prancken stritt, gab er seine Behauptung immer so, als ob Alles, was er sagte, unwiderleglich wäre; Erich dagegen suchte immer zuerst die richtige Fragestellung zu erzielen, denn das sei das Beste, wodurch man zum wirklichen Ergebniß komme.

„Fragen und Entbehren,“ setzte er lachend hinzu, „bezeichnet schon der alte Philosoph Epictet als die Weisheitslehre.“

„Wer ist Epictet?“ konnte da Manna fragen, und indem Erich das Leben dieses Stoikers, der Sklave in Rom gewesen, sich zum Philosophen entwickelt und in der Weise des Sokrates gelehrt hatte, kurz darlegte und eigenes Denken daran knüpfte, sah Manna mit Schrecken, wie sie in Vielem Eins mit ihm war; ihre Götter waren nicht die gleichen, aber ihre Andacht war die gleiche.

Prancken war eifersüchtig, wenn er bei den Auseinandersetzungen Erichs die theilnahmsvollen Mienen Manna's sah; er suchte nun oft die Ketzerei Erichs herauszulocken, damit Manna sich von ihm abgestoßen fühle.

Es war zwischen den beiden Männern oft, als kämpften sie wie im Turnier um den Siegespreis vor Manna's Augen. In solcher Stimmung geschieht es leicht, daß unscheinbare Ereignisse zum Ausgangspunkt eines hitzigen Kampfes werden. So war es, als eines Tages Prancken in lustigem Ton erzählte, heute sei eine Wallfahrt des gesammten Landvolkes nach dem Bahnhofe, denn man erwarte mit dem Abendzuge die Liste der Dombaulotterie, und Jeder der armen Leute, Knechte, Mägde, Winzer, Steinbrecher und Schiffer hoffe auf das große Loos. Manna

hatte auf den Lippen, zu sagen, daß sie dem Krischer Geld gegeben habe, um sich ein Loos frei zu machen, aber sie kam nicht dazu, denn Erich konnte sich nicht enthalten, auszurufen:

„Diese Lotterie ist eine Ungeheuerlichkeit, eine Schmach für unsere Zeit.“

„Wie? Was sagen Sie?“

Erich suchte abzulenken; aber Manna bat:

„Dürfen wir nicht wissen, welchen Widerspruch Sie gegen diese Einrichtung hegen?“

„Ich würde es nicht gern aussprechen.“

„Herr Hauptmann,“ drängte Prancken, „wollen Sie uns nicht die Gunst erweisen, Ihre Ansicht mitzutheilen? Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie uns belehren und Ihren Widerspruch erklären wollten.“

Erich merkte, wie er gereizt und gestachelt werden sollte, aber er hatte Selbstbeherrschung genug, mit ruhigem Bedacht zu erwidern:

„Vor Allem bitte ich, im Auge zu behalten, daß katholische wie protestantische Dome auf diesem entsetzlichen Wege ausgebaut werden sollen.“

„Warum so entsetzlich?“ fragte Manna.

„Ja, weiter, weiter!“ drängte Prancken.

„Erlauben Sie mir, nicht so eilig zu sein,“ entgegnete Erich, „ich muß weiter ausholen.“

„Immerzu, immerzu!“ stachelte Prancken und zwirbelte seinen Schnurrbart in die Höhe.

„Die größten Dome,“ begann Erich, „sind unfertig; im Schooß der Erde ruhen tausend und tausend Hände, die einst die Andacht bewegte, daß sie Steine gruben, hoben, meißelten und fügten; gewiß waren auch gedankenlose Arbeiter dabei, aber die Andacht hatte sie in Bewegung gesetzt, die Andacht derer, die das Geld spendeten, die Andacht der Werkführer, die ein Gotteshaus bauen wollten. Nun aber wird in die Welt hinausgerufen: Du Knecht, Du Magd, Du Handwerksgesell, komm her, hier ist ein Lotteriezettel, kostet nur einen Thaler, damit kannst Du Tausende gewinnen und nebenbei auch eine Kirche bauen helfen! Wie kann man in einem Baue das heilige Wort verkünden, wenn der Bau auf Gewinnsucht der Menschen errichtet ist? Sie lächeln, Sie denken, es schadet dem Knecht und der Magd nichts, daß

sie den Thaler verlieren; aber ich frage, schadet es nicht ihrer Seele, daß sie auf Lotteriegewinn hofften? Wie wäre es, wenn man in den Eckstein der neuen Bauten einen Lotterieplan einfügte? Die Geschlechter künftiger Jahrhunderte werden schwerer daran entziffern, als wir an den Ueberresten der Pfahlbauten. Was war denn das für ein Geschlecht, das eine Kirche baute auf Lotteriegewinn? werden sie fragen ... Tetzels Ablaßkram war weniger widersprechend, da gab man Geld für Büßung der Sünden, das war ein mißverstandenes sittliches Motiv, aber doch immer ein sittliches Motiv. Hier aber ..."

„Ich hatte gedacht," fiel Sonnenkamp ein, „daß Sie die Schönheit an sich, die Ausführung des schönen Baues für ein sittliches Motiv hielten."

„Eine Kirche," entgegnete Erich, „kann nicht blos als schönes Kunstwerk ohne den damit verbundenen Zweck der Andacht angesehen werden, und diese Andacht wird im Innersten verletzt; es ist ein Widerspruch, ein unheiliges Mittel für einen heiligen Zweck anzuwenden; das Unangemessene ist das innerlich Unschöne."

Prancken war empört und verlegen zugleich, da er sah, daß Manna sinnend drein schaute. Was hätte er erst empfunden, wenn er geahnt hätte, was in ihr vorging?

Der Ketzer Erich hätte mit all seiner Philosophie ihr kein Dogma antasten können; da war kein Hebel, der einen festen Fels bewegen konnte; nun aber hatte er im Angriff gegen ein scheinbar Nebensächliches ihr Vertrauen in die sittlich schönen Maßnahmen derer erschüttert, die für sie die Welt des Geistes darstellten. Alles, was die Religion betraf, war fest und abgeschlossen, aber es rüttelte in Manna, daß man nach Geld strebte. Sie verachtete das Geld wie einen gefährlichen Feind. Und „Geld — Geld!" klang es wieder in ihr. „Ist Geld die Verführung?"

Prancken raffte sich zum Worte auf:

„Ich meine, wer nicht im Glauben steht, sollte nie eine andere Glaubensform attaquiren."

„Das sollten wir nicht?" entgegnete Erich. „Und wir werden doch attaquirt. Die Demuth ist eine Tugend, aber sie ist die Tugend des Belagerungszustandes. Ich weiß, daß wir noch keine feste Formel zu geben haben. Wir stottern noch am Worte der Erlösung. Soll aber das Kind, weil es noch nicht sprechen kann, darum nicht seine Wünsche durch Klagetöne kundgeben?"

„Dieselbe Religion," warf Pranken ein, „die die Dome gebaut, hat auch das Gebot der Liebe der Welt verkündet. Ist Ihnen auch diese ein Gräuel?" Ruhig erwiderte Erich:

„Hoch und heilig ist uns das Gebot der Herzensläuterung, der Liebe, aber Liebe ist Genie des Herzens, dagegen thätige Hülfe läßt sich befehlen, läßt sich erziehen. Das große Wort: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, ist zur Heuchelei geworden; man sagt, ich liebe meinen Nächsten, aber ich habe nichts für ihn zu thun. Unsere Lehre heißt zunächst: Hilf Deinem Nächsten wie Dir selbst. Liebe ist eine Art musikalischer Empfindung, die geheuchelt werden kann, Hülfe nicht; darum führen wir das Wort weiter: hilf Deinem Nächsten wie Dir selbst. Und Du selber mußt es thun, denn wir stehen auf dem Grundsatz: es gibt keine Stellvertretung im Reiche der Sittlichkeit, da ist allgemeine Wehrpflicht Urgesetz."

„Das haben Sie schon einmal gesagt," warf Pranken ein.

„Ich glaube, daß wir das gleiche Recht haben, wie die, die uns gegenüber stehen, die auch nicht immer Neues vorbringen. Das Sonnenlicht ist heut wie gestern und ..."

Da stürzte Roland athemlos herein und rief:

„Erich, Du sollst gleich kommen, der Krischer ist da; er ist wie wahnsinnig und sagt, Du allein sollst entscheiden."

„Was ist denn geschehen?"

„Auf das Loos des Siebenpfeifer ist ein Hauptgewinn gefallen, und der Krischer sagt, das Geld gehöre ihm. Komm, der Krischer ist wie rasend."

Erich ging nach dem Hofe.

Dort saß der Krischer auf einer Hundehütte und sah jämmerlich zu Erich und Roland auf; er sprach lallend durcheinander, man konnte nicht klug daraus werden; nur das war deutlich, daß der Siebenpfeifer Geld gewonnen hatte und daß der Krischer behauptete, es gehöre ihm.

Auch Sonnenkamp, Pranken und Manna erschienen auf der Treppe, und jetzt schrie der Krischer, Manna müsse ihm bezeugen, daß sie ihm Geld für das Loos gegeben habe, er habe nur vergessen, es zurückzukaufen.

Erich suchte ihn zu beruhigen und versprach, ihn zum Siebenpfeifer zu begleiten; er bat Sonnenkamp um die Erlaubniß, anspannen zu lassen. Roland drängte, daß er mitfahren dürfe. Der

Krischer setzte sich zum Kutscher auf den Bock, und so fuhren sie nach dem Dorf zum Siebenpfeifer.

Vor dem Hause trafen sie den Küfer, der Erich erzählte, daß ihn der Siebenpfeifer soeben aus dem Hause gewiesen habe, da er für seine Tochter einen anderen Mann suchen könne und sie vor Allem nicht dem Sohne des Krischers gebe, der ihm vor der Welt sein Besitzthum streitig machen wolle.

„Ist's denn wahr, Vater, daß das Loos Euch gehört hat?"

„Ja gewiß, und es gehört mir noch."

„So, jetzt verstehe ich erst," sagte der Küfer und ging davon.

Im Hause des Siebenpfeifers trafen die Ankömmlinge große Verwirrung; die älteste Tochter weinte, die anderen Kinder rannten durcheinander.

Endlich kam man zu einiger Ruhe. Der Siebenpfeifer sagte, er lasse sich einstweilen nicht verrückt machen, er bleibe allerdings nicht mehr Taglöhner in den Weinbergen, vorläufig thue er einmal ein Jahr lang gar nichts; es würde sich dann schon finden, was er anfange. Die Kinder sprangen und jubelten durcheinander, der Siebenpfeifer rief sie zusammen, sie sollten singen, aber Keines wollte mehr; das sei jetzt vorbei.

Erich sagte, daß der Krischer vor dem Hause warte.

Kaum hatte er das gesagt, als der Siebenpfeifer das Fenster aufriß und dem ehemaligen Kameraden auf die Straße hinab zurief:

„Wenn Du nicht gleich davongehst und noch ein einzig Mal einen rothen Heller von mir verlangst, so schlage ich Dir alle Knochen entzwei. Jetzt weißt Du, was Du bekommst!"

Kein Zureden half, der Siebenpfeifer blieb dabei, daß er dem Krischer nicht gebe, was man in einem Auge leiden könne.

Traurig gingen Roland und Erich davon. Sie kamen nach dem Hause des Krischers, er lag auf der Bank und schlief. Die Frau klagte, daß er schwer betrunken heimgekommen sei, und auch der Küfer sei ganz wie verwirrt.

Auch hier konnten Erich und Roland nichts helfen.

Auf dem Heimwege war Roland tief nachdenklich über die Verwandlung, die der Geldgewinnst unter diesen Menschen hervorgebracht; noch am Morgen beim ersten Erwachen sagte er:

„Wie nur der Krischer und der Siebenpfeifer heut erwacht sein mögen?"

Man schickte einen Boten nach dem Dorf und hörte zur Beruhigung, daß Beide wieder gleichmäßig weiter lebten; nur die älteste Tochter des Siebenpfeifers hatte ihr elterliches Haus verlassen und wohnte beim Krischer.

Siebentes Capitel.

Manna war freundlich gegen alle Menschen, aber Niemand ahnte den Grund dieser Freundlichkeit. Alle Menschen erschienen ihr so arm, verloren, gefangen. Was zu ihr gesprochen wurde, hörte sie immer mit einem Gedanken, der daneben stand. Das sprichst Du, das Weltkind, sagte dieser Nebengedanke. Wenn sie sich an einer Lustfahrt betheiligte, war es beständig, wie wenn etwas in ihr sagte: Das bist nicht Du, es ist nur Deine Erscheinung, die das mit unternimmt, Du selbst bist in einer ganz andern Welt — drüber, draußen.

Jedes war erquickt von ihrer Freundlichkeit, von ihrer Sanftmuth, von ihrem treuen Anhören, und doch war es, wie wenn ein Theil ihres Wesens allem dem nur geliehen wäre; sie war nicht selbst und nicht ganz dabei.

Manna saß zu Pferde und ritt mit Prancken, Erich und Roland in der Gegend umher. Auch Sonnenkamp schloß sich auf seinem großen Rappen manchmal den Reitern an; es war ein heiteres Treiben und ein ehrenvolles zugleich, denn überall begegnete man einer Ehrerbietung, die nicht nur von denen gegeben wurde, die die Professorin und Fräulein Milch beschenkt hatten, sondern auch von den Wohlhabenden und Unabhängigen. Wo man einkehrte und anhielt, empfing man neue Bestätigung, daß die ganze Gegend stolz war auf einen Mann wie Sonnenkamp.

Eines Tages ritten Manna, Prancken, Roland, Erich und Sonnenkamp die schöne mit Nußbäumen eingehegte Straße dahin.

Manna, die mit ihrem Vater und Prancken vorausritt, streichelte ihr schönes weißes Pferd, und Prancken war glücklich, daß das Pferd seiner Herrin sich würdig zeigte. Im Vorüberreiten riß sie ein Nußblatt ab und erzählte, Erich finde es eine unschöne Neuerung, daß die Anpflanzungen an den Straßen nur noch

Linden oder andere Holzbäume seien; der Nußbaum gehöre zum Rhein, er sei schön und ergiebig und biete zuletzt noch übermüthigen Knaben eine herbstliche Beute.

Da sahen sie eine Prozession daher kommen. Manna hielt so plötzlich an, daß sie fast vom Pferde stürzte. Sie stiegen ab, auch Erich und Roland mußten absteigen. Die Reitknechte führten die Pferde bei Seite; Manna ging mit der Prozession und sang mit den Wallfahrern, auch Prancken sang laut. Bei einer Capelle am Wege kniete Manna nieder und Prancken kniete neben ihr. Erst als sie sich aufrichtete, sah sie, daß Prancken allein bei ihr war und die Andern sie verlassen hatten; sie warteten in einem Feldwege bei den Reitknechten, die die Pferde hielten.

Die Prozession zog davon; Manna und Prancken waren allein; von ferne tönte das Murmeln der Wallfahrer. Prancken hielt die Hände gefaltet und schaute Manna wie betend an.

„Manna," begann er — er nannte sie zum ersten Male so — „Manna, so soll unser Leben sein! Die Gnade des Himmels, daß wir getragen vom Besitze, von edlem Namen, uns frei erheben dürfen, erkennen wir, sind aber jeden Augenblick bereit, mit unsern Brüdern und Schwestern uns zu vereinigen, die in groben Schuhen und barfuß die heiligen Wege gehen. Manna, so wollen wir leben!"

Er ergriff ihre Hand, sie ließ sie ihm eine Sekunde, dann zog sie sie zurück und er fuhr fort:

„Noch habe ich Ihnen nicht gesagt, daß auch ich mit dem Entschlusse rang, der Welt zu entsagen. Auch Sie haben gerungen, groß und fromm, und sind in die Welt zurückgekehrt; ich lege mein Herz, meine Seele, mein Seelenheil in Ihre Hand ... treten Sie mit mir in die Capelle."

Er faßte nach ihrer Hand, aber in diesem Augenblicke rief Erich:

„Fräulein Manna!"

„Was gibt's? Was wollen Sie?" fuhr Prancken auf.

„Fräulein Manna, Ihr Herr Vater läßt Ihnen sagen, daß dort ein bequemer Markstein sei, von dem aus Sie wieder zu Pferde steigen können."

„Ich reite nicht mehr, ich gehe zu Fuß nach Haus," erwiderte Manna, und — wußte sie es, daß Prancken ihr nicht folgte, oder wußte sie es nicht — sie ging mit Erich weiter. Erst nach

einer guten Strecke wendete sie sich zurück, und da sie Prancken noch regungslos auf seinem Platze stehen sah, rief sie, er möge doch auch kommen.

Trotz alles Zuredens stieg sie nicht wieder zu Pferde, sie ging den weiten Weg in dem schweren Gewande zu Fuß.

Sie sprach kein Wort mehr, ein seltsamer Trotz lag auf ihrem Gesichte.

In ihrem Zimmer angekommen, verschloß sie sich und weinte und betete.

Jetzt war der Kampf da und sie erschien sich waffenlos; Prancken hatte ein Recht, so zu ihr zu sprechen. Und ist es vielleicht nicht doch besser, sie gehört dem Leben an? Es war ihr, als müßte sie Erich fragen, wie er ihre Wandelbarkeit beurtheile.

In schweren Kämpfen rang sie und gewann nur das Eine: sie wollte nicht mehr durch Zerstreuung ihr eigen Selbst sich entwenden lassen.

Auf den Abend war eine Kahnfahrt verabredet. Manna, die zugesagt hatte, lehnte jetzt die Mitfahrt ab. Sie stand am Fenster ihres Zimmers, sie öffnete das Fenster nicht, sie wünschte, daß es vergittert sei. Sie sah die Männer und Frauen auf dem Strome herabkommen, Lina sang hell und eine schöne Männerstimme begleitete ihren Gesang.

Wer ist das?

Es ist nicht Prancken, nicht Roland; nur Erich kann es sein.

Drunten auf dem Kahn aber bat Lina, daß Erich die Schubert'sche Melodie des Harfnerliedes singe; Erich fand es widersprechend, das, was in Einsamkeit und Nacht von einem schwer Beladenen ausgeklagt wurde, hier in froher Gemeinschaft auf dem Rheine laut werden zu lassen. Aber Lina ließ nicht ab und Erich sang:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß.

Die Ruder hielten an, die Stimme Erichs tönte das Herz durchschütternd. Er machte eine kleine Pause und ging dann auf die Worte über:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ohne Auflösung, auch musikalisch in der Schwebe gehalten, schließt die Weise Schuberts wie Goethe's Wort. Als der Kahn an der Villa vorüberglitt und droben Manna die Schlußworte hörte, warf sie sich nieder und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Da klang's:

Denn alle Schuld rächt sich auf Erden...

Stunde um Stunde verging; da wurde an der Thür geklopft. Manna erwachte; von der Müdigkeit des Körpers und der Seele überwältigt, war sie eingeschlafen. Roland und Lina riefen sie, wie träumend ging sie hinab zur Gesellschaft. Es war ihr, als wäre es Morgen, und doch war es Nacht; sie kam sich wie gefangen vor von all den Menschen, die sich ihr doch in Liebe zuwendeten.

Wie um sich selbst zu überwältigen, machte sie den Vorschlag, daß man jetzt in der Mondnacht nochmals auf dem Rhein fahre. Sie bat Lina, ein Lied zu singen, aber diese erwiderte, sie könne nicht so schön singen wie Herr Dournay.

„Bitte, singen Sie,“ wendete sich Manna an Erich.

„Ich kann jetzt nicht,“ entgegnete er.

Die erste Bitte, die sie an ihn richtete, schlug er ihr geradezu ab. Sie war anfangs gekränkt, dann aber freute sie sich. Es ist besser so, er soll Dich nichts angehen; Du mußt wieder die rechte Stellung zu ihm gewinnen. Und um zu zeigen, daß die Unfreundlichkeit sie nicht verletzt habe, war sie heiter wie noch nie.

Als man von der Fahrt zurückkam, ging Sonnenkamp den ans Land Steigenden entgegen und verkündete, daß eben der Siebenpfeifer ihm im Vertrauen mitgetheilt habe, die Schiffer, für die er die wohlthätige Anstalt gegründet, würden ihm einen Dank darbringen.

Achtes Capitel.

„Ein Haus ohne Tochter ist wie eine Wiese ohne Blume,“ sagte der Major, der mit der Professorin und Sonnenkamp zusah, wie auf der Wiese, die von der Villa nach dem grünen Hause führte, die jungen Leute mit Reifen spielten.

Lina hatte es dahin gebracht, daß Manna Theil nahm, und im

Verein mit der Kammerfrau es auch vermocht, daß sie ein sommerlich hellfarbiges Kleid und im Haar ein dunkelrothes Sammetband trug, wodurch ihr reiches schwarzes Haar als voller Schmuck erschien.

Im weiten Kreise standen die jungen Leute, schnellten bunt umwickelte Reifen in die Luft und fingen sie mit feinen Stäbchen auf.

Auch der Architekt war dabei; er war auf den besonderen Wunsch Manna's geladen worden, Niemand außer ihr und Lina wußte, warum das geschehen.

Roland hatte gebeten, daß Erich mitspiele, er weigerte sich anfangs, aber Lina zog ihn in den Kreis und rief:

„Wer nicht mitspielt, hat eine Perrücke und fürchtet, sich zu verrathen."

Prancken grüßte mit seinem Stabe fast militärisch, als wäre es ein Degen. Nun war lustiges Lachen und Springen auf der Wiese und eine volle Augenlust, die schönen Bewegungen Rolands, noch mehr aber die Manna's zu sehen. Wenn sie emporblickte und einen Arm ausstreckte, war es, als ob ihr Auge nach etwas Anderem gerichtet wäre, als stände sie in einer Verzückung und es müßte nicht ein Reif, sondern irgend eine Himmelserscheinung kommen, die sie festhielte. Rechts von ihr hatte sich Prancken, links Erich aufgestellt; Prancken warf so geschickt, daß sie den von ihm geworfenen Reifen stets auffing, Erich dagegen warf entweder zu hoch oder zu tief, sie mußte sich stets bücken, um den Reifen vom Boden aufzunehmen. Roland und Lina spotteten über seine Ungeschicktheit, aber es schien fast, als ob er es absichtlich thäte, denn bei dieser Bewegung zeigte sich die Anmuth Manna's immer aufs Neue.

Ein besonderes Kampfspiel war zwischen Lina und Roland, sie rang mit dem Jüngling, als wäre sie selbst ein wilder Knabe, sie suchten einander niederzuwerfen beim Auffangen eines aus der Linie geworfenen Reifens. Roland ward nicht zu Falle gebracht, er schlüpfte behend unter allen Angriffen durch, und der Architekt lächelte, indem er die rehbraunen Stiefeletten Lina's betrachtete. Als Erich einmal rasch vorstürzte, um den sich zur Seite verirrenden Reif, den Manna geworfen, noch aufzufangen, fiel er der ganzen Länge nach auf die Wiese.

Manna lachte laut auf.

Kaum hatte Lina dies gehört, als sie in die Hände klatschte und rief:

„Die Prinzessin ist erlöst! Herr Hauptmann, Sie haben sie erlöst! Manna ist die Prinzessin gewesen, die nicht lachen kann. Wie wollen wir den Ritter heißen, der sie uns erlöst hat?"

Erich verstand es, seinen Unfall zu einem Scherz zu machen.

Noch nie hatten die Wangen Manna's von solcher Röthe geglüht wie heut; der Bann, der auf ihr lag, schien gelöst, ein einziges Lachen, ein tiefes, herzliches, kindisch volles, hatte ihr eine Belebung gegeben.

Lina ging zu Herrn Sonnenkamp und sagte:

„Hoher Fürst! Der Ritter, der die Prinzessin zum Lachen gebracht, dessen Ruhm muß der König durch den Herold vom Thurm der Lichtenburg herab durch alle Lande verkünden lassen."

Sie ahmte dem Herold nach.

Jetzt war Lina ganz in ihrem Element. Sobald es eine Lustbarkeit gab, eine Neckerei, war sie klug, erfinderisch, übermüthig, voll überraschender Einfälle; sobald man aber in ein ernstes Gespräch einlenkte, saß sie immer da, folgsam und demüthig, aber ihr Blick sagte:

Das ist gewiß recht schön, was ihr da sagt, aber mir schmeckt es nicht; und daß die Menschen von all dem Gescheidtreden gesünder und lustiger geworden sind, habe ich noch nie gesehen.

Man kehrte in die Villa zurück.

Lina hatte ihren Hut an einen Strauch gehängt, der Architekt trug ihr denselben nach, er streichelte die braunen Knüpfbänder und betrachtete das braune Strohgeflecht und die künstlichen herbstlich bereiften braunen Weinblätter. Er übergab Lina den Hut und unter demselben drückten sie einander die Hand. Der Architekt sagte, er müsse nochmals nach der Burg, um Anordnungen für den nächsten Tag zu machen.

Nur eine Sekunde sah Lina nachdenklich dem Davongehenden nach, dann sprang sie behend die Freitreppe hinan in den Musiksaal, setzte sich ans Clavier und spielte zum Tanze auf, denn getanzt mußte heute auch noch werden. Als nun Prancken Manna scherzend zum Tanze aufforderte, sprang Lina vom Clavier auf.

„Nein, das geht nicht! Zuerst kommt der Ritter von der ins Gras gefallenen Philosophie, der die Prinzessin erlöst hat."

Lina that es nicht anders, Manna mußte zuerst mit Erich tanzen. Claudine war bereit, aufzuspielen, so daß Lina nun auch tanzen konnte. Mit einem schelmischen Knix forderte sie Herrn von Prancken auf und tanzte mit ihm hinter Erich und Manna drein.

„Ich begreife gar nicht, daß ich tanze," sagte Manna, während sie sich wie schwebend am Arme Erichs durch den großen Saal drehte.

„Ich auch nicht," erwiderte Erich.

Claudine mußte immer weiter spielen, denn Prancken forderte Manna auf; sie athmete noch hastig, er hielt sie eine Weile an der Hand, bevor er sich mit ihr im Kreise drehte. Roland tanzte mit Lina und wollte gar nicht aufhören.

Sonnenkamp sagte zur Professorin, wie gut sich das Alles nun gefügt, er hätte nimmermehr geglaubt, daß sein aus dem Kloster heimgekehrtes Kind in diesem Saale vor ihm tanzen würde. Er hatte zu Frau Ceres geschickt, sie möge doch auch zusehen. Sie kam, und nun mußten Prancken und Manna noch einmal vor ihr tanzen. Sonnenkamp pries es als einen guten Gedanken seiner Frau, Manna zu Ehren einen großen Ball zu geben, diese aber wehrte entschieden ab. Lina bat leise die Eltern, man solle heute Manna nicht weiter bedrängen, sie werde schon Alles zu Stande bringen.

Nach dem Abendessen wünschte Lina, daß man noch einmal tanze, sie wollte, daß man heut gar nicht schlafen gehe. Sie hatte das ganze Haus und vor Allem Manna in neues Leben gebracht.

Sie war so voll übersprudelnder Heiterkeit, daß selbst Erich, der sie bisher gleichgültig betrachtet hatte, sich ihr freundlich näherte.

„Ja," sagte sie, „damals, wissen Sie noch? Hätten Sie damals geglaubt, daß Sie mit dem geflügelten Wesen tanzen würden? Nicht wahr, sie ist ein himmlisches Geschöpf? Ach, und wenn Sie sie erst wieder so lustig sehen. Ich freue mich darauf, wie Sie verliebt in Manna werden ... so verliebt, schrecklich verliebt. Wollen Sie mir etwas versprechen?"

„Was denn?"

„Daß Sie am ersten Tage, wenn Sie verliebt sind, es mir sagen."

„Wenn ich mich nun aber in Sie verlieben würde?"

„Ach, gehen Sie, ich bin viel zu dumm für Sie; für Herrn von Prancken wäre ich gescheidt genug gewesen, aber ich bin versorgt und aufgehoben. Hat Ihnen Manna noch nichts von mir gesagt? Haben Sie noch nichts errathen?"

Erich verneinte und Lina fuhr fort:

„Thun Sie es mir zu lieb und schnappen Sie Manna dem Baron Prancken weg."

„Warum lacht Ihr denn so sehr?" trat Manna bei diesen Worten auf die Beiden zu.

„Sagen Sie es ihr," neckte Lina.

Als Erich schwieg, fuhr sie fort:

„Er kann Dir's sagen, aber er ist entsetzlich hinterhaltig und verschlagen. Manna, gib keine Ruhe, bis er Dir es sagt. Herr Hauptmann, wenn Sie es nicht gleich sagen, so sage Ich es."

„Ich traue Ihnen Haltung genug zu," erwiderte Erich sehr ernst, „daß Sie einen Scherz nicht muthwillig ins Gegentheil verkehren."

Die Mienen Lina's veränderten sich und sie sagte:

„Ach, Manna, er ist schrecklich gelehrt. Der Vater sagt es auch, er sieht die Menschen durch und durch. Hast Du nicht auch manchmal Angst vor ihm?"

Ohne Antwort zu geben, nahm Manna Lina unter den Arm und ging mit ihr durch den Garten und Lina plauderte und scherzte und sang durcheinander ...

Als Manna endlich allein auf ihrer Stube war, däuchte es ihr, die Bilder an der Wand schauten sie an und fragten: wer bist Du denn? Sie schlug die Augen nieder vor den stummen Bildern, dann warf sie sich auf die Kniee und in ihr sprach es: Das mußte so sein, Du solltest alle eitle Lebenslust wieder kennen lernen, um sie zu überwinden. In ihr zerknirschtes Gebet hinein tönten lustige Walzer und fröhliches Lachen.

War es die Lebenslust, die sich in ihr regte, oder war es ein Anderes?

Am andern Tage mußte sie in neue Lustbarkeit hinein.

Man zog nach der Burg, wo der Architekt mit einer Art feierlichen Ernstes eine würzige Maibowle bereitete. Die Gesellschaft saß auf dem Vorsprung der Burg, man schaute aus in die weite Landschaft und Lina war so glückselig, daß sie die

übermüthigsten Tiroler Jodellieder sang. Sie sang im Freien fast noch besser als im Zimmer, und dazu hatte sie gute Begleitung, denn sie sang auch ein Duett mit dem Architekt.

Auch hier wurde Erich aufgefordert, daß er singe, auch hier versagte er es.

Lina brachte es dahin, daß Manna den Maiwein credenzte und zuerst aus dem bekränzten Pokale trank. Sie sagte scherzend, wenn sie es nur dahin bringen könnte, daß wieder die alte Manna oder eigentlich die junge Manna herauskäme. Diese schien heraus zu wollen, aber noch hatte Manna Kraft genug, sich zurückzuhalten, nur lachte sie heut bei den kleinsten Scherzen Lina's.

Roland nickte Erich zu, aber dieser sagte ihm leise, er solle nicht auf die Heiterkeit Manna's aufmerksam machen, denn damit zerstöre man dieselbe.

Es wurden Kränze gewunden, Lina erinnerte an das erste Eintreten Erichs auf Wolfsgarten. Der Abendstern glänzte am Himmel, als man bekränzten Hauptes wieder von der Burg nach der Villa zog.

Am letzten Abhang sprang Manna behend den Berg hinab, Lina sprang ihr nach, und drunten am Berge umarmte Lina die Jugendfreundin und rief ihr zu:

„Du bist erlöst! Du hast die drei besten Dinge auf der Welt, Du hast gelacht, getanzt, getrunken ... Nein, das sind doch nicht die besten, das Beste kommt noch.“

Manna blieb still.

Neuntes Capitel.

Was thut man am Morgen eines Tages, wenn man weiß, daß man Abends eine Huldigung empfängt?

Sonnenkamp wußte, daß heute die Schiffer, für die er eine Wittwenkasse gestiftet, ihm feierlichen Dank darbringen. Er sah nach dem Barometer. Es hatte geregnet, jetzt ist der Barometer bereits gestiegen, es hellt sich wieder auf, das Fest wird einen schönen Fortgang nehmen.

Wenn man nur die Anrede wüßte, die am Abend gehalten

wird, man könnte sich auf entsprechende Antwort vorbereiten. Die Fürsten haben es gut, eine Anrede, die an sie gehalten werden soll, wird ihnen vorher vorgelegt. Sonnenkamp hatte indeß die Zuversicht, daß ihm der Augenblick schon das Angemessene eingeben werde. Er hatte nie auf die Ehre von Menschen geachtet, er selbst gab sich alle Ehre, so weit überhaupt Ehre ein Bedürfniß ist. Sollte er nun abhängig sein? Und mit was war diese Ehre erworben?

Mit Geld!

Hätte er es nicht im Uebermaß, sie schauten nicht nach ihm um.

Er ritt zur gewohnten Stunde aus, aber er ritt nicht den gewohnten Weg, er schaute freundlich zu den Menschen, die ihm begegneten; es waltete ein neues Wohlgefühl in ihm. Er ritt nach der Burg.

Nicht weit davon bog er ab in den Wald, denn er sah über der Bekrönung des einzigen bereits fertig gestellten Thurmes eine große Fahne flattern und nirgends waren Männer zu sehen. Im Walde ging er lange hin und her und führte sein Pferd am Zügel.

Auf dem Rückwege nahm er den Major mit, er mußte bei ihm bleiben. Der Major hatte heut die Art eines Brautführers, der Alles zur Hochzeit gerüstet hat und nun sich mit dem Bräutigam ins stille Gemach zurückzieht, bis man mit voller Musik abgeholt wird.

Am Nachmittage fand sich die Familie des Cabinetsraths, der Landrichter mit seiner Frau und der Doctor ein. Der Major, der sich auf eine kurze Stunde entfernt hatte, erschien nun wieder mit allen seinen Orden. Viele Andere kamen und sogar die junge Wittwe, die Tochter des Herrn von Endlich; sie hatte sich für einige Sommerwochen aufs Land begeben. Prancken hatte die Gesellschaft der Umgegend geladen, er wußte, daß Herrn Sonnenkamp diese Ausbreitung seines Ruhmes sehr genehm war. Alle kamen indeß nur wie zufällig und Sonnenkamp ließ sich diese gesellschaftliche Lüge gefallen.

Prancken war besonders aufmerksam gegen die schöne junge Wittwe. Er freute sich, als er einmal einen Blick Manna's sah; sie sollte erkennen, welche Versuchungen und Anreizungen sich ihm böten.

Prancken hatte Befehle gegeben, daß große Braten und

Flaschen geringen Weines für das ankommende Volk bereit gehalten werden sollten, auch für Cigarren hatte er gesorgt und Sonnenkamp, der von Allem wußte, that, als ob er nichts sehe und höre.

Als der Abend hereinbrach, bat Prancken vor allen Anwesenden den Vater — so nannte er ihn mit Nachdruck im Beisein Aller — er möge in seinem Zimmer bleiben, bis man ihn rufe. Verschämt, bescheiden und geduldig sich fügend, begab sich Sonnenkamp auf sein Zimmer.

Nun wurden große Tische im Hofe aufgestellt, Speise und Trank darauf gesetzt, denn vom Oberrhein tönte Musik und kamen bereits die zusammen gefügten Schiffe und Gondeln. Sie hielten vor der Villa und ordneten sich, Fackeln und bunte Lampen, wie brennende Guirlanden aufgehängt, leuchteten von den Schiffen.

Sonnenkamp war allein auf seinem Zimmer, er hatte ein Bangen vor dieser Huldigung, die er doch gewaltsam hervorgerufen hatte. Wenn unversehens ein Wort dazwischen gerufen wurde? . . . Nein, es kann nicht sein.

Jetzt nahten sich Schritte; der Major und der Landrichter kamen. Der Major sagte, sie wollten ihm einstweilen Gesellschaft leisten. Sonnenkamp dankte und rauchte still weiter; er hielt die Cigarre so zart, als ob er sogar gegen sie bescheiden wäre. Er bat die Freunde um Entschuldigung, daß er jetzt keine Unterhaltung führen könne, er habe so viele Jahre in der fremden Welt gelebt und nun erdrücke es ihn fast, in so vielen redlichen Herzen eine Heimat gefunden zu haben, die er nicht verdiene; denn er habe ja nichts gegeben, als elendes Geld. Der Landrichter wollte etwas erwidern, aber der Major winkte abwehrend. In solchen Augenblicken, bedeutete er ihm leise, müsse man einen Mann auch einmal übertrieben reden lassen; es ist genug, wenn man ihm seine Worte abnimmt.

Jetzt näherten sich viele schwere Schritte, Prancken öffnete die Thür und sagte:

„Hier herein, ihr Männer."

Eine Deputation der Schiffer trat ein und bat, Herr Sonnenkamp möge erlauben, daß man ihm ein Dankeszeichen bringe. Mit niedergeschlagenen Augen ging er zwischen den hell gekleideten Schiffern die Treppe hinab nach dem Park und hier that sich ihm ein schöner Anblick auf.

In den bunt beleuchteten Schiffen standen die Schiffer und sangen im Chor ein weithin schallendes Lied. Mit gefalteten Händen stand Sonnenkamp da und schaute drein, dann that er die Hände auseinander und rieb den Ring am Daumen der rechten Hand, der ihm Schmerzen machte. Das Lied war geendet; Hoch wurde gerufen dem großen Wohlthäter; die Böller knallten und hallten vielfältig wieder von den Bergen, daß es wie ein Donner weithin verkündet wurde stromauf und stromab.

Mit einer kurzen Rede dankte Sonnenkamp; Roland stand zu seiner Rechten, Manna zu seiner Linken. Er legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes und verbarg dabei den Daumen; mit der andern Hand faßte er die Manna's und schloß mit der Bitte, daß die guten Nachbarn ihre Liebe auch auf diese seine Kinder übertragen möchten.

Ein junger Bursch, der am Steuer stand, brachte nun auch ein Hoch auf Roland aus. Wieder knallten die Schüsse. Roland sagte zum Major: „Ich kann nicht reden." Er ging hinab, stieg in das erste Schiff und reichte den Männern die Hand und jetzt sah er, daß auch Erich auf dem Schiffe war. Er saß im Hintergrund, er hatte den Männern im Gesang geholfen; der Schullehrer Faßbender saß neben ihm.

Nun stieg man ans Land. Mit Musik zog die Schifferschaft durch den Park nach den Tischen, die zu ihrem Schmause aufgestellt waren. Sonnenkamp befahl, daß die Stühle weggenommen würden.

„Sie dürfen sich nicht setzen," sagte er zu Prancken; „ich hatte geglaubt, daß Sie das bedenken. Machen Sie, daß die Leute bald wieder fortkommen. Dem niedrigen Volk ist nicht zu trauen. Das artet aus. Lassen Sie den Wein auf die Schiffe bringen, dort mögen sie tollen, wie es ihnen beliebt."

Ein Hoch auf Frau Sonnenkamp wurde beim ersten Glase ausgebracht; Sonnenkamp dankte in ihrem Namen von der Freitreppe aus; er bedauerte, daß seine Frau leidend sei und an dem Feste nicht theilnehmen könne. Er bat die Männer, recht ruhig zu sein, denn sie sei sehr empfindlich. Die Lustbarkeit war damit gedämpft. Erich führte die Männer wieder nach den Schiffen, sie fuhren ab, Musik ertönte, Böller knallten und bald war es wieder still auf der Villa.

Man saß im Freundeskreise im großen Saal. Der Major sagte:

„Das Alles muß von einer guten Feder in die Zeitung. Sie, Herr Kamerad,“ wendete er sich zu Erich, „Sie werden das gewiß schön geben. Erwidern Sie nichts, Sie müssen.“

Erich erklärte, daß er nicht widersprechen, sondern den Wunsch des Majors habe freiwillig ausführen wollen.

Der Major ging zur Professorin und sagte ihr, daß Erich mit dem Volke gesungen habe; er bedauerte, daß nicht auch Fräulein Milch das schöne Fest mit angesehen, sie sei aber hartnäckig gegen Alles, was das Haus Sonnenkamp betreffe; er könne es sich nicht erklären, sie sei doch sonst so gut gegen alle Menschen. Die Professorin wußte, warum Fräulein Milch sich zurückzog. Sie sah den Mann und die Kinder und die ganze Gesellschaft und konnte sich nicht erwehren, darüber nachzusinnen, wie es sein wird, wenn nicht huldigende Böllerschüsse das Echo in der Nacht wecken, sondern ein anderer Ruf sich über Berg und Thal verbreitet. —

Die Gesellschaft entfernte sich. Roland und Erich begleiteten die Professorin nach Hause, Roland war voll Glückseligkeit über diese allgemeine Ehre und Erich legte ihm nochmals ans Herz, welch ein Glück es sei, andere Menschen so beglücken zu können.

„Was nur Deine Mutter hat, sie war den ganzen Abend so traurig,“ sagte Roland auf dem Heimweg.

„Sie ist nicht mehr zur Freude gestimmt,“ entgegnete Erich.

Noch in der Nacht schrieb er einen begeisterten Bericht über die wohlthätige Stiftung und das heitere Fest und schickte ihn nach der Residenz an Professor Crutius.

Am zweiten Tage kam das Zeitungsblatt in die Villa. Sonnenkamp dankte Erich für diese begeisterte Kundgebung und Roland bat:

„Schenke mir das Blatt, ich will es zum ewigen Andenken aufbewahren.“

Es kam noch ein zweiter Bericht in der officiellen Zeitung und Prancken gestand bescheiden, daß er der Verfasser desselben. Das, was Erich geschrieben, war allerdings schön, aber dieser Bericht kam vor die Augen des Fürsten, und das war wichtiger und zeigte bald seine Folgen.

Zehntes Capitel.

Die Cabinetsräthin erwies sich dankbar und gut unterrichtet, sie zeigte Sonnenkamp einen Brief ihres Mannes, worin dieser schrieb, daß der Fürst mit großer Befriedigung den Bericht über die Stiftung gelesen hatte. Der Fürst sprach die Absicht aus, die Villa und die berühmten Treibhäuser und Obstpflanzungen Sonnenkamps in Augenschein zu nehmen. Das sollte allerdings noch geheim gehalten werden, aber es war doch gut, daß Sonnenkamp unterrichtet war. Er ließ die Bitte zurückgehen, daß man vom Besuche des Fürsten telegraphisch Nachricht geben möge.

Wie gefangen kam er sich nun in seinem Besitzthum und im Umkreise desselben vor. Er hatte nie daran gedacht, bevor er ins Bad reiste, die Villa zu verlassen; aber jetzt war es ihm, als würde er plötzlich fortgerissen und der Fürst käme gerade während seiner Abwesenheit.

Er gab genaue Anordnungen und versprach sogar einen besonderen Lohn für schnellste Beförderung eines aus der Residenz ankommenden Telegramms; aber Tag um Tag verging, es kam nichts.

Alles war wieder im ruhigen Geleis, nur Sonnenkamp war in beständiger fieberischer Erregtheit; Prancken wollte abreisen, Sonnenkamp bat, daß er bleibe; im Vertrauen theilte er ihm mit, welchen Besuch er erwarte.

Prancken ertrug es geduldig, daß Manna jede entscheidende Annäherung ablehnte; er war froh, daß sie Erich mit offenbarem Widerwillen behandelte, denn Manna hatte nach den Tagen des harmlosen und lustigen Lebens wieder in strenger Selbstpeinigung sich zurückgezogen und ganz offenkundig, wenn sie Erich begegnete, verfinsterte sich ihr Blick.

Sonnenkamp ging unruhig durch den Park, durch den Obstgarten und die Treibhäuser; seine alte Liebhaberei, mit dem übergeworfenen sackartigen Gewande in der schwarzen Erde zu wühlen, trieb er mit größter Vorsicht. Er saß im Warmhause und wie er so sinnend in sich versunken saß, da ging es wie ein wundersames Säuseln durch die Luft, ein leises, kaum hörbares Knistern ward vernehmbar und laut rief Sonnenkamp:

„Sie ist aufgebrochen!“

Die Victoria regia hatte sich entfaltet. Er sah die Blüthe, er freute sich ihrer und doch schüttelte er ärgerlich den Kopf: Warum konntest Du nicht warten und in dem Moment, wo der Fürst dastand, aufbrechen? Die Natur müßte man zwingen können!

Er schickte sofort einen Wagen zur Cabinetsräthin. Sie kam und fand das ganze Haus, selbst Frau Ceres im Anstaunen der wunderbaren Blüthe.

Sonnenkamp erklärte ihr, wie die Victoria regia am ersten Tage schneeweiß blüht, in der Nacht die Blüthe sich schließt, in der zweiten Nacht wieder aufbricht, aber dann in rosenrother Farbe. Alle vier Tage geht eine neue Blüthe auf und die abgeblühte Blume senkt sich unter Wasser.

Er nahm die Cabinetsräthin bei Seite, sie sollte das Ereigniß sofort nach Hofe berichten. Jetzt war bestimmte Veranlassung, daß der Fürst käme.

Noch am Abend traf die Nachricht ein, daß der Fürst und die Fürstin am andern Tage eintreffen werden; sie würden es aber sehr übel vermerken, wenn man für den Besuch, der nur als eine Zufälligkeit erscheinen sollte, etwas vorbereite.

Sonnenkamp seufzte vor sich hin. Wenn Alles zufällig sein soll, dann bringt der Fürst das Adelsdiplom nicht, das bedarf ja der Vorbereitung und vieler Förmlichkeiten. Vielleicht aber ist Alles schon im Geheimen geschehen, der Cabinetsrath darf nur nichts davon verrathen.

Die unterrichtete Nachbarin hielt das nicht für wahrscheinlich und Sonnenkamp war damit die Freude verdorben. Also immer und immer muß man Neues thun! Immer warten und sorgen!

Mit der größten Selbstbeherrschung nahm er sich vor, keinerlei Verstimmung und Ungeduld erkennen zu lassen.

Am Morgen nach einer fast schlaflosen Nacht verkündete Sonnenkamp, daß heute Niemand das Haus verlassen dürfe, und wie befehlend sagte er Frau Ceres, sie möge heute nicht krank sein. Er ging zur Professorin und bat sie, die Ehrenformen des Hauses zu übernehmen; ihr gestand er, wen er heut erwarte, denn vor ihr, sagte er, könne er keinerlei Geheimniß haben.

Die Professorin schauerte in sich zusammen, ihr Blick sprach: Und das wagst Du mir zu sagen, die ich doch weiß . . .

Aber sie bezwang sich und stellte sich Herrn Sonnenkamp zur Verfügung.

Die Professorin trug heute zum ersten Mal eine Broche mit dem Pastellbilde ihres verstorbenen Mannes, und nun wollte Frau Ceres wieder all ihren Schmuck anlegen; es gelang nur schwer, sie zu überzeugen, daß sie einfach gekleidet sein müsse.

Vom Cabinetsrath aus der Residenz kam ein Telegramm, daß die Fürstlichkeiten abgereist seien.

Nun war es entschieden.

Auch Erich, Roland und Manna wurden unterrichtet. Erich wollte auf seinem Zimmer bleiben.

„Sie erwarten wol, daß Sie gerufen werden?“ sagte Prancken scharf.

„Ich erwarte nichts als Freundlichkeit, wo ich mir keiner Verletzung bewußt bin,“ erwiderte Erich.

Prancken machte eine kaum merkliche wegwerfende Bewegung des Kopfes, ihm war es entschieden: der Mensch muß fort, der Mensch wird lästig; diese Lehrersfamilie hat sich eingenistet wie Raupen in einem Bienenstock, da hilft nichts als Ausräuchern.

Prancken war der Ruhige, er war Kammerherr und Baron von Prancken und Alle umher waren nichts als armselige Unterwürflinge.

Nicht minder ruhig als Prancken, aber aus ganz anderem Grunde erschien Manna. Sie verwarf es, daß man von der Ankunft sterblicher Menschen sich so in Hast und Unruhe versetzen lasse. Sie war äußerlich ruhig, innerlich aber bangte sie. Was soll dieses Jagen nach Ehre von Anderen und nun gar hier?

Sie wagte schüchtern, die Bitte auszusprechen, daß sie sich zurückziehen dürfe. Man konnte ihr die Bitte nicht gewähren.

Prancken sagte, sie werde sich nach Ueberwindung der ersten Förmlichkeiten am Hof wohl fühlen, und Sonnenkamp setzte hinzu, sie werde an der Seite des beliebtesten Cavaliers Freude und Ehre empfangen.

Manna schaute nieder; da kam Roland herbei. Er trug ein vollständig weißes Sommergewand.

Er war voll Uebermuth und redete Manna zu, sie solle nicht furchtsam sein, die Fürstlichkeiten seien überaus huldreich und nach den ersten Worten sei man mit ihnen wie unter Kameraden.

Auf dem flachen Dache des Hauses stand Lutz ausschauend, jetzt kam er rasch herunter und rief:

„Sie kommen!“

Alles zerstreute sich, als ob man Niemand erwartet hätte.

Zwei Wagen fuhren in den Hof. Sonnenkamp eilte die Freitreppe hinab, aber auf der untersten Stufe strauchelte er, er mußte sich am Geländer festhalten.

Was ist denn das?

Ein schwarzes Gesicht!

Ist das Einbildung oder Wirklichkeit?

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Prancken, der ihm nachgeeilt war. „Die Fürstlichkeiten erheben sich bereits.“

Er kam noch glücklich am Wagen an und hatte die Gunst, dem Fürsten beim Aussteigen die Hand reichen zu dürfen. Die Fürstin stieg an der andern Seite des Wagens mit Hülfe Pranckens aus; sie sprach einige huldreiche Worte, wie sie sich freue, einmal den Ort und den Mann in seinem Hause zu sehen, von wo er so viel Schönes und Gutes dem Volke schaffe.

Die Fürstin, die mit besonderem Eifer die Wohlthätigkeits-Anstalten des Landes pflegte, betrachtete sich zu Dank verpflichtet für die großen Leistungen Sonnenkamps. Sie hätte zwar lieber gesehen, wenn er die bedeutenden Summen den von ihr gegründeten Anstalten zugewiesen hätte. Es war ein entschiedener Fehler Pranckens, daß er das nicht beachtet hatte.

Ein kaum merklicher Ton der Mißlaune drang durch, indem die Fürstin sagte, sie freue sich, wenn immer neue Anstalten gegründet würden.

Frau Ceres war mit Manna herbeigekommen.

Die Fürstin sprach einige Worte zu ihr und sagte dann Manna, sie gleiche ihrem Bruder wenig, nur die Augen hätte sie gleich mit ihm. Sie fragte nach Roland.

Man sah ihn jetzt auf der Treppe, er sprach heftig in Erich hinein, er solle mit ihm gehen; aber Erich und die Mutter baten, er solle allein vorangehen. Er ging und wurde von den Fürstlichkeiten sehr liebreich bewillkommt.

Der Fürst ging nach dem Hause. Auf der Freitreppe standen die Professorin und Erich. Mit raschem Schritt ging der Fürst auf die Professorin zu und sagte, ihr beide Hände reichend, wie er sich freue, sie wiederzusehen, und auf das Pastellbild der Brosche deutend, fügte er hinzu, daß er diesem Manne ein dankbares Andenken bewahre, er trage sein Bild im Herzen. Erich schien kaum bemerkt zu werden; ein Blick der Mutter sagte dem Fürsten:

„Sprich mit meinem Sohn," und der Fürst wendete sich an Erich mit den Worten:

„Hoffentlich haben Sie, lieber Dournay, einen bessern Schüler als Ihr seliger Herr Vater an mir hatte."

Erich wußte nichts zu erwidern, er verbeugte sich still. Jetzt trat Prancken vor und fragte:

„Wollen Hoheit zuerst den Park und die blühende Victoria regia oder das Haus in Augenschein nehmen?"

„Fragen Sie die Fürstin," wurde erwidert.

Mit großer Gewandtheit bewegte sich nun Prancken nach der andern Gruppe und erhaschte den Blick Manna's, der ihm überall hin folgte. Was ist jetzt Erich? Dort steht der arme Mensch; es ist lächerlich, daran zu denken, daß er neben einem Prancken etwas bedeuten mag.

Die Fürstin sagte, daß sie nach der Fahrt im Freien lieber ins Haus eintrete.

Man begab sich nach dem Balconsaal, wo ein Frühstück bereit stand. Sonnenkamp hatte die Kühnheit, zu sagen, daß die erhabenen Fürstlichkeiten mit dem einfach Unvorbereiteten, das ein schlichter Mann zu bieten vermag, vorlieb nehmen möchten.

Frau Ceres hatte die Gunst, rechts neben dem Fürsten zu sitzen, zu seiner Linken befahl er die Professorin; die Fürstin saß zwischen Sonnenkamp und Roland.

Erich fand in einem der begleitenden Cavaliere einen ehemaligen Kameraden, der sich mit ihm unterhielt.

„Sie müssen nun bald eintreten," wendete sich der Fürst an Roland.

Sonnenkamp sah ihn starr an. Der Fürst weiß ja, wann Roland eintreten soll. Er erwartete jeden Augenblick, daß der Fürst einem Kammerherrn winke, er möge ihm das Adelsdiplom überreichen, aber es geschah nicht. Der Fürst unterhielt sich angelegentlich mit der Professorin und sprach sein Bedauern aus, daß eine so edle und geistig belebende Dame dem Hof entzogen sei. Man stand bald wieder auf und Sonnenkamp war glücklich, wie der Fürst Alles besichtigte und Treibhaus und den Park und die kunstvolle Obstzucht mit hohem Lobe rühmte. Plötzlich fragte der Fürst die Professorin:

„Wo ist denn Ihre Schwägerin, die schöne Claudine?"

„Sie ist hier bei uns, sie wohnt mit mir in dem Hause, das Herr Sonnenkamp uns eingeräumt hat."

„Besuchen wir sie," sagte der Fürst.

Nun ging es durch die neue Thür über die Wiese nach dem grünen Hause.

Claudine war überrascht, aber sie bewahrte ihre gute Haltung.

Der Fürst sagte, er könne sich gar kein Harfenspiel vorstellen, ohne Fräulein Claudine mit ihren langen Locken dazu zu denken, wie sie auf einem Tabouret saß und die Harfe im Arme hielt; es sei eine seiner liebsten Jugend-Erinnerungen, wie er sie im Zimmer seiner Mutter gesehen und gehört habe; das sei die schönste Romantik seiner Kindheit. Wiederholt sprach er seine Dankbarkeit gegen die Schwester seines Lehrers aus und pries Herrn Sonnenkamp glücklich, zwei so edle Frauen zu Nachbarn zu haben.

Der Fürst hatte das ernste Bestreben, die Menschen glücklich zu machen, und er glaubte sie durch porzellanene Redeblumen zu beglücken; er war überzeugt, daß Tante Claudine von diesem Tage an ein Genügen und eine Freude ohne Gleichen empfinden werde.

Er blieb lange in dem grünen Häuschen und befahl zuletzt, daß die Wagen hieher kämen, damit man von hier wieder abreise.

Erich, der nicht zum Mitgehen aufgefordert worden, war auf der Villa zurückgeblieben und unterhielt sich mit dem fürstlichen Lakaien, einem großen Mohr, genannt Adams, der eine phantastische Livree trug.

Der Mohr wurde bald zutraulich. Erich erfuhr nur abgerissen einzelne Thatsachen aus seinem Leben. Er war als kühnster Springer und Mann von ungeheurer Stärke Mitglied einer Reiterbude gewesen. Der Bruder des Fürsten, der eine Reise in Amerika gemacht, kaufte ihn los und nahm ihn mit nach Europa. Jetzt war er der Lieblingslakai des Fürsten. Während er sprach, sah er immer nach der Villa; sein rollendes Auge schien etwas zu suchen.

Erich sprach zum ersten Mal in seinem Leben einen Menschen, der Sklave gewesen; es bewegte ihm dies das Herz und doch konnte er ein Bangen nicht überwinden, zumal da der Neger so unruhig war, als hätte er etwas in sich zu bekämpfen.

Während Erich mit dem Neger sprach, war im grünen Hause von ihm die Rede. Die Tante lenkte mit Geschick das Gespräch auf ihn und erzählte dem Fürsten, welch ein Mann Erich geworden. Als man nun nach dem Wagen ging, sagte der Fürst ganz laut zur Professorin:

„Wo ist denn Ihr Herr Sohn? Sagen Sie ihm, daß ich ihm gern einmal beweisen möchte, wie ich mich unserer Jugendkameradschaft erinnere.“

Die Fürstlichkeiten fuhren davon. Der große Mohr, der auf dem Rücksitz saß, schaute lange rückwärts.

Sonnenkamp war sehr verstimmt. Er sagte zu Prancken, dieser Besuch des Fürsten habe eine unbegreifliche Wendung genommen; er verstehe das nicht. Er gab nur den Verdruß kund, daß er, der Herr des Hauses, eigentlich am wenigsten beachtet worden sei; es mochte ihn aber noch etwas Anderes beunruhigt haben.

Als man nach der Villa zurückkehrte, ging Manna auf Erich zu und sagte ihm:

„Der Fürst hat Ihrer Mutter einen besonderen Gruß an Sie aufgetragen und Sie sollen sich erinnern, daß Sie sein Jugend-Kamerad gewesen.“

„Das einzig Erfreuliche an der fürstlichen Gnade ist für mich, daß Sie, Fräulein Manna, mir die Botschaft überbringen,“ entgegnete Erich.

Alle staunten über diese Zutraulichkeit zwischen Manna und Erich. Prancken lachte höhnisch über die gewandte Keckheit des Schulmeisters.

„Wo waren Sie denn?“ fragte Sonnenkamp im verweisenden Ton.

„Ich glaubte nicht folgen zu sollen; inzwischen hat es mich interessirt, mich mit dem Diener des Fürsten zu unterhalten.“

Sonnenkamp sah ihn seltsam an, dann ging er nach seinem Treibhause.

Prancken verkündete laut, daß er nun auch abreise; er erwartete offenbar, daß Manna Einsprache erhebe, aber sie sagte nichts. So ritt er davon und hinterließ eine seltsam verwirrte Stimmung auf der Villa.

Elftes Capitel.

Ein Blitz zuckt am nächtlichen Himmel auf und verschwindet wieder; einen Augenblick war Alles grell beleuchtet, dann aber sieht man erst recht, wie dunkel es ist. So auch war es, nachdem

die Fürstlichkeiten weggegangen waren. Ein Jedes vermied den Andern und ging seinen eigenen Weg.

Niemand aber sprach seine Enttäuschung ehrlicher aus, als der Kammerdiener Joseph, und der Haushofmeister gab ihm Recht; er konnte aber nicht viel sagen, denn er hatte den Mund voll von den Leckerbissen, die weggeräumt wurden; er nickte nur immer stumm mit dem Kopfe und wurde ganz roth dabei. Joseph aber sagte:

„Nicht einmal ein Trinkgeld haben sie hinterlassen! Was ist nun von der ganzen Herrlichkeit da? Nichts. Und bei Hofe ist nicht besser gedeckt und bedient und reichlicher aufgetragen. Schämen sollten sie sich! Nicht einmal ein Trinkgeld zu hinterlassen!"

Ja, so war's.

Niemand als vielleicht Tante Claudine, an die man gar nicht gedacht hatte, konnte sich an etwas Wirklichem freuen.

Sonnenkamp sann und grübelte, womit er den offenbaren Umschlag in der gnadenvollen Stimmung des Fürsten veranlaßt haben könnte. Es empörte sein Innerstes, daß er so abhängig sein sollte von der Laune, vom Blicke eines Andern — er, der Mann, der frei und herrschmächtig waltete. Er vergegenwärtigte sich noch einmal den ganzen Verlauf des Besuches und jetzt glaubte er es gefunden zu haben. Es war nur ein Zupfen an den Handschuhen, das Kunde gegeben hatte; aber es war unzweifelhaft, da war es. Er hatte dem Fürsten gesagt, wie er sich freue, aus derselben Quelle wie der gnädige Herr neue Gesundheit zu trinken, und da der Fürst ihn fragend ansah, hatte er hinzugesetzt, daß er ebenfalls nach Karlsbad reise und dort jeden Tag das Glück haben könne, das Antlitz seines Fürsten zu begrüßen. Ja, da war es, daß der Fürst einen raschen, staunensvollen Blick ihm zuwendete und an den Handschuhen zupfte.

Es war ein entschiedener Fehler, bekannte sich Sonnenkamp, daß er nicht Zurückhaltung genug gehabt, denn von der Badereise des Fürsten war ja noch nichts officiell bekannt gemacht; es war voreilig und verrieth etwas von Kundschafterei, daß Sonnenkamp davon sprach. Konnte denn der Fürst das nicht freundlich aufnehmen? Hatte Sonnenkamp nicht die Sache in einer guten und, wie ihm schien, sogar anmuthigen Wendung berührt?

Weiter ging sein Denken und neue Anzeichen stellten sich heraus. Hatte denn der Fürst nicht zu Tante Claudine gesagt:

„Hier bei Ihnen ist es mir herzlich wohl, hier treffe ich Alles in der gewohnten, durch nichts unterbrochenen Verfassung.“

Der Fürst schien beleidigt, daß heimliche Vorbereitungen für sein Eintreffen geschehen waren. Ist denn das aber nicht allgemeine Sitte gegen die Fürstlichkeiten?

Und jetzt wendete sich Sonnenkamps Aerger aufs Neue nicht gegen sich, sondern gegen den Fürsten.

Der Fürst sollte doch bedenken, daß er lange in der fremden Welt gelebt, und die Professorin hätte Alles besser bedenken müssen, sie war ja Hofdame gewesen; auch Prancken hätte es bedenken müssen, er ist ja Kammerherr.

Zum ersten Male ging ihm auf, wie wunderlich, daß diese Menschen alle den Ehren-Humbug so ernst behandeln; aber freilich, er besteht nur dadurch, daß Eines vor dem Andern sich den Anschein gibt, als hege es andächtige Verehrung dafür.

Eine kurze Weile dachte er daran, den ganzen Plan aufzugeben. Wozu sich adeln lassen? Wozu in Hofkreise eintreten? Warum sich eine ständige Gebundenheit auferlegen? Er war stolz darauf, eine freie Natur zu sein, und nun sollte er sich uniformiren lassen, Schritt und Tritt, Bewegung und Wort nach der Hofsitte messen? Lieber wollte er bleiben, wer er ist, stolz in sich, und die ganze Gesellschaft offen verachten, wie er sie doch eigentlich im Stillen verachtet.

Schmerzlich fühlte er, daß er bereits zu weit gegangen; ein Rückzug war eitel Schande. Und wie lange hatte er Frau Ceres mit dieser Hoffnung vertröstet, welche Verbindlichkeiten hatte er gegen Prancken und vor Allem gegen Roland! Was sollte aus ihm werden, wenn er nicht in den Adelstand eintritt? Soll vielleicht Roland selbst und seine Nachkommen wieder arm werden können? Nein, der Adel muß gewonnen werden. Aus dem kühn eroberten Besitzthum wird ein Fideicommiß gegründet, so daß von Geschlecht zu Geschlecht seine Nachkommen nicht mehr der Ehre und des Reichthums entkleidet werden können; das Landhaus und die Burg bleiben als festes unveräußerbares Besitzthum in der Familie.

Etwas aus seiner eigenen Vergangenheit stieg in Sonnenkamp auf und laut sagte er vor sich hin:

„Du bist Deinem Kinde schuldig, das von ihm abzuwenden, was Dich dahin gebracht hat.“

Fest und entschieden kehrte er wieder ins Haus und that vor Allen sehr beglückt von diesem Besuch. Ja, als Joseph ihm erzählte, die Fürstlichkeiten hätten kein Trinkgeld hinterlassen, spendete er ein reichliches mit dem Zusatze, daß Prancken damit beauftragt gewesen; die Diener sollten in der ganzen Umgegend verbreiten, daß der Fürst dagewesen und reiche Trinkgelder hinterlassen habe. Das wird alle Umwohnenden neidisch machen und mit Neid werden sie es immer weiter verbreiten, und das Beste dabei ist doch noch, daß Alle betrogen sind.

Sonnenkamp pfiff leise vor sich hin und das war ein untrügliches Zeichen, daß er überaus heiter und zufrieden war. Er widmete seine besondere Aufmerksamkeit der Tante, lobte ihre Bescheidenheit und den großen Blick des Fürsten, der sie richtig zu würdigen wisse. Es schien ihn wahrhaft zu ergötzen, wie die Menschen das Lob ablehnen und doch heimlich gekitzelt davon sind.

Er ging immer lächelnd umher; er freute sich, wie er das allgemeine Phantom der Ehre zerstören konnte. Dieser Fürst war von Verehrung, Huldigung, Unterwürfigkeit umgeben — glaubt er, daß er in der That geehrt ist? Was thut's? Er sieht sich geehrt und das ist genug. Wer wird fragen, mit was die Münze legirt ist, wenn man die Dinge der Welt dafür bekommen kann?

Die ganze Verdüsterung, die der Besuch des Fürsten hervorgebracht, verflog wie der Nebel, der sich am Sommermorgen über die ganze Gegend lagert; ja der Nebel ist ein Zeichen des hellen Wetters, er wird zum Thau, und Alles glitzert und schimmert.

Eine neue Bewegung kam in das ganze Haus, die Vorbereitungen zur Badereise wurden gemacht. Auch Erich hatte ohne Weiteres sich bereit erklärt, er glaubte verpflichtet zu sein, Roland nicht mehr zu verlassen.

Sonnenkamp hatte seine besondere Lust am Badeleben; da ist Freiheit, leicht sich fügende Gesellschafts-Verbindung; das ist doch der eigentliche Punkt, wo die festgesessenen Menschen sich hinausbegeben und, ohne daß sie es wollen, auch von ihrer philisterhaften Gebundenheit erlöst werden. Er schlug jeden Einwand des Doctor Richard nieder, indem er keck behauptete, der Leibarzt des Fürsten habe ihm Karlsbad angerathen. Dorthin kam der Fürst mit Gefolge, dorthin kamen Bella und Clodwig, dort mußte sich Alles entscheiden, die Adelserhebung, die Verlobung Pranckens.

Manna war beunruhigt, daß sie, kaum ins elterliche Haus

zurückgekehrt, schon wieder in eine neue Fremde versetzt werden sollte. Roland erzählte ihr, wie schön es war, als Erich im vergangenen Jahre die Badereise ablehnte; er konnte nicht genug berichten, wie es ihn anfangs gekränkt, daß er den Freuden entsagen solle, wie es ihm aber dann die glückseligste Zeit geworden, so allein mit Erich lebend Tag und Nacht mit ihm wandern, Alles mit ihm empfinden. Am hellen Tage, in der linden Nacht war es damals schön gewesen, jetzt in der Erinnerung war es noch glänzender, noch wonniger. Manna wurde nachdenklich: der Mann hat sich die Freuden der Zerstreuung versagt, um selber seine Pflicht zu erfüllen und einen Andern zur Pflichterfüllung anzuleiten? Eine Erkenntniß von der sittlichen Kraft Erichs ging in ihr auf; auch er kann entsagen.

„Ach," rief Roland, „Du kannst Dir gar nicht denken, welche Glückseligkeit es ist, so allein wochenlang mit Erich hier auf der Villa zu sein."

Manna lächelte, sie begrüßte indeß Erich immer zutraulicher; eine gewisse Uebereinstimmung in der Kraft der Entsagung, um dem eigenen Innern zu genügen, dämmerte in ihr. Sie war entschlossen, dem Reichthum zu entsagen; sie wußte, welch ein Flecken darauf ruht, sie wollte mit Aufopfern ihrer selbst Alles das sühnen und betrachtete sich als Opfer. Wie das vollzogen wird, war ihr nicht klar, sie überließ es der heiligen Satzung, aber in diesem Entschlusse war sie freundlich gegen den Vater. Es lag ein Ausdruck wehmüthiger Güte in all ihrem Thun und Reden; sie war versöhnt, als lebte sie in einer höhern Welt, als wäre Alles bereits gesühnt, und sie selber war das Sühnopfer.

Sonnenkamp freute sich dieser Milde seines Kindes, sie erschien ihm als eine Sinnesänderung; er glaubte, daß die jugendliche Lebenslust den Vorsatz in ihr besiegt, und so oft er ihr nahte, war eine Milde und Dankbarkeit in seinem Wesen, daß selbst Manna davon gerührt wurde. Es erschien ihr immer mehr, als ob ihr Opfer bereits von den höheren Mächten angenommen wäre, da der Vater so zarter, so versöhnender, so gütiger Natur geworden.

Seelenbewegungen der verschiedensten Art lebten in den Menschen, die in die Wagen stiegen, um ins Bad zu reisen.

Wer kann vorher ermessen, welche Umstimmung sie Alle erfahren?

Zwölftes Capitel.

Die Saison in Karlsbad war glänzend; noch selten waren so viel vornehme und so viel abenteuerliche Gäste hier versammelt gewesen. In die Klasse der abenteuerlichen, aber auch in die der vornehmen zugleich gehörte Sonnenkamp, der mit großem Gefolge gekommen war, mit Frau und Tochter, Sohn, Hofmeister, Gesellschafterin und mehreren Dienern, die er aber bescheidentlich nicht in Livree, sondern in einfacher bürgerlicher Kleidung gehen ließ.

Der fürstliche Hof, Clodwig und Bella waren bereits eine Woche im Bade, als das Haus Sonnenkamp ankam.

Am selben Tage reiste ein ebenso bescheidener als wohlangesehener Gast ab; Erich traf ihn noch, als er den letzten Becher am Sprudel trank. Es war Weidmann. Unter der Badegesellschaft war noch mehrere Tage die Rede davon, daß der Fürst diesen Präsidenten seines Abgeordnetenhauses, den unbeugsamen Oppositionsmann, zweimal zur Tafel geladen und mehrmals beim Morgengang angesprochen hatte. Die Statistik schwankte nur, die Einen behaupteten, die Morgenansprache sei zweimal, die Anderen dagegen, sie sei dreimal geschehen.

Wieder war die Begegnung zwischen Erich und Weidmann nur eine vorübergehende, und Erich scheute sich zu wiederholen, daß er Weidmann einmal besuchen werde.

Bella war sehr aufgeheitert, aber ihre Belebung war mehr äußerliche Unruhe; sie sagte Erich, es sei schön, daß man nun wochenlang tagtäglich mit einander verkehren würde; sie erwartete große Erheiterung davon und war so unbefangen, ihn damit zu necken, daß, wenn ein Wohlthätigkeits-Concert gegeben werde, wobei sie spiele, er singen müsse.

Clodwig machte bald seinen jungen Freund mit einem alten bekannt. Es war dies ein vielseitig gebildeter Banquier aus der großen Handelsstadt, den er alljährlich im Bade traf, und dann waren die beiden alten Herren viele Stunden des Tages beisammen. Der Banquier war bei siebzig Jahren jugendlich unruhig, von eben so viel Lernbegierde als Mittheilungslust. Clodwig behielt seine bemessene Ruhe, er sprach fast nie während des Gehens; wenn er etwas zu sagen oder seinem mittheilsamen Freunde zu erwidern hatte, blieb er stehen.

Der Banquier sagte Erich alsbald mit einer gewissen Geflissentlichkeit, daß er Jude sei. Clodwig mußte offenbar schon viel von Erich erzählt haben. Die rasche Art, wie der Freund Clodwigs sich nun Erich nahe stellte, fand indeß bei diesem nicht das entsprechende Entgegenkommen; jeder Dritte war ihm störend, denn er hatte sich sehr darauf gefreut, viel mit Clodwig zu verkehren, und nun nahm der Banquier einen guten Theil weg.

An den Frühstückstischen auf der alten Wiese war der Fürst und Gräfin Bella häufig Gegenstand des Gesprächs; man sagte, daß die Kurmusik einen von ihr componirten Walzer spiele. Die Toilette der Gräfin Bella wurde gemustert, noch mehr aber war davon die Rede, daß der Fürst fast täglich mit ihr ging; er war dabei überaus heiter und man hörte ihn oft über die zierlichen Entgegnungen Bella's lachen. Auch Clodwig konnte sich vieler Gunstbezeugungen erfreuen.

Bella bildete einen besonderen Hof für sich; sie frühstückte mit einer gewählten Gesellschaft im Freien vor aller Welt, und ihr Tisch war stets mit den schönsten Blumen geschmückt.

Auch der Weincavalier und der Portraitmaler waren auf einige Zeit im Bade. Es war schon der vierte Curort, den der neue Baron von Endlich in diesem Sommer in seiner gewählten Eleganz mit seinem geheimen Album und seinen zierlichen Anekdoten erfreute. Er war, wie er oftmals wiederholte, natürlich nur nach Karlsbad gekommen, um seine hochverehrten Nachbarn zu begrüßen. Bella empfing ihn sehr kalt, auch Clodwig entschuldigte sich, daß er nicht viel Zeit habe. Er entschädigte sich dadurch, daß er unter allgemeiner Aufmerksamkeit einige Schachpartien mit einem berühmten anwesenden Schachspieler spielte.

Der Maler unterrichtete Erich eifrig über die Abenteuer der hier Heilung suchenden Männer und Frauen. Er fand Erich unbegreiflich naiv und unwissend.

Wenn Sonnenkamp dem mit Bella wandelnden Fürsten begegnete — und dies geschah an jedem Morgen — nickte ihm Bella huldreich zu, auch der Fürst begrüßte ihn mit einem Kopfnicken, hatte ihn aber trotz mehrtägiger Begegnung noch nicht angesprochen.

Der Cabinetsrath war ebenfalls im Gefolge des Fürsten, und mit ihm und einem vielerfahrenen Polizeirath, der den Fürsten immer aus der Ferne umkreiste, machte Sonnenkamp in der Regel seinen Morgengang.

Prancken, der selbständig wohnte, sich aber der Familie Sonnenkamp anschloß, war bald in das ganze Getriebe eingeweiht.

Eine schöne Spanierin, die tief schwarz gekleidet einsam daherging, einen dunklen Schleier auf dem Kopf trug und mit Niemand sprach, kämpfte mit Bella um den Preis der Aufmerksamkeit. Man sagte der Spanierin nach, daß sie das Unglück gehabt habe, nach den ersten Tagen ihrer Ehe zu entdecken, daß ihr Mann bereits anderweitig verheiratet war.

Frau Ceres erregte eine Empörung in der ganzen Badegesellschaft. Sie ließ sich Morgens in einem Handwagen zum Brunnen fahren, auf ihrem Schooße lag ein kleiner Hund und in der Hand hielt sie eine frische Rose.

Prancken bemühte sich immer sehr geflissentlich um sie, und Fräulein Perini war beständig neben ihrem Wagen.

Am Mittag ging Frau Ceres schön geschmückt den Promenadenweg.

Die ganze Badegesellschaft war empört und jeden Morgen richteten sich alle Blicke nach ihr, weil sie, die doch gesund war, sich im Gedränge fahren ließ. Frau Ceres freute sich dieser allgemeinen Aufmerksamkeit; daß sich darin Zorn kundgab, bemerkte sie nicht.

Manna mischte sich nur wenig in das morgendliche Badeleben; sie ging früh zur Messe und übte sich fleißig im Harfenspiel, wozu sie ein Zimmer auswählte, in welchem sie von Niemand gehört werden konnte. In der Kirche begegnete sie oft der verschleierten Spanierin, sie hatte ein Verlangen, sich der einsam Trauernden zu nähern, aber sie unterließ es; trug sie ja selbst Schweres genug in der Seele.

Prancken klagte viel über die außerordentliche Gnade des Fürsten, der ihn oft ganze Tage seinen Freunden entzog.

Sonnenkamp konnte sich, Dank den Bemühungen Bella's, rühmen, mitten in der auserwählten Gesellschaft zu stehen. Er kümmerte sich nichts darum, daß die vornehme Gesellschaft unter sich sagte, eine Badebekanntschaft verpflichte nicht zu ferneren Beziehungen; er hoffte, ja er glaubte mit Zuversicht, daß vielleicht noch hier die Entscheidung kommen würde, die ihn mit der vornehmen Welt in gleiche Linie versetzte; er benahm sich schon im Voraus mit Unbefangenheit als Gleicher unter Gleichen.

Bella hatte an einem Vergnügungsorte, wo sie sich länger

aufhalten mußte, keine Ruhe, bis sie Jemand hassen und verfolgen konnte; dann erst war ihre Lustigkeit eine volle. In Ermangelung eines Andern mußte nun die Spanierin herhalten. Bella behauptete, die zur Schau getragene Einsamkeit der Spanierin sei eine Maske, es stecke nichts als eine Pariser Putzmacherin dahinter; trauernde junge Wittwe spielen, sei Comödie und es wirke sehr, sich mit Trauerkleidern und schwarzem Flor zu drapiren. Sie forderte nun die Männer ihres Kreises auf, die Schleier-Spanierin, wie sie sie gern nannte, zu verfolgen und zu zwingen, daß sie sich demaskire. Der Weincavalier erklärte sich dazu bereit, aber die Verhüllte zeigte sich mehrere Tage nicht mehr, sie war verschwunden. Der Weincavalier ließ durchschimmern, daß das verabredet sei; Bella war sehr vergnügt darüber, daß sich ihre Voraussetzung bestätigt hatte. Sie gab dem Weincavalier zu verstehen, daß das einen Glanz gebe, ein so ungewöhnliches Abenteuer gehabt zu haben, und so mußte er, um den Schein eines Abenteuers zu wahren und die Voraussetzung Bella's zu bestätigen, abreisen. Sie lachte hinter ihm drein, wie man sie noch gar nicht hatte lachen hören, als er am Morgen bei seinem letzten Frühstück zu verstehen gab, seine schnelle Abreise habe etwas Verschleiertes. Nun war Bella doppelt wohlgemuth.

Bella und Sonnenkamp gelangten in tagtäglichen, wochenlangen Verkehr, in eine ihnen selbst ungeahnte Beziehung. Im Grunde hatten sie eine Verwandtschaft oder Gemeinsamkeit, die in ihrer Weltverachtung bestand. Bella hatte eine tiefe Verachtung gegen das Hofleben, in dem sie sich doch so wohlig bewegte, Sonnenkamp zeigte ihr dagegen die Verächtlichkeit andrer Kreise. Beide erschienen sich als die Starken, denn sie fanden, daß sie den gleichen Weg gehen.

Der Menschenverächter wird eine gewisse Unruhe der Vereinsamung nicht los; trifft er nun einen Andern, der gleich ihm gestimmt ist, so gibt ihm das eine Gewähr seiner Sinnesweise und diese Befriedigung kann zur Wurzel eines ganz neuen Verhältnisses werden. In solcher Weise vereinigen sich in niederen Sphären Gauner und in höheren kluge Staatsmänner, die alles ideale, alles gute und reine Streben für eitel Phrase ansehen; und in solcher Weise vereinigten sich Bella und Sonnenkamp.

Beide stimmten vollkommen darin überein, daß die ganze Gemeinschaft, alle Gesellschaft nichts als stillschweigende Ueberein-

kunft von Lügen sei; Niemand glaubt dem Andern, Niemand ehrt den Andern und Alles, was man als bedeutsam preist, ist nichts als ein Aufputz, ein Humbug, den man eben aufrecht erhält, so lange es geht; nur einige Tölpel von Lehrern und Ideenjägern glauben vielleicht noch an ihre selbstverfertigten Götzen.

Sonnenkamp erklärte, daß sie die erste Frau sei, in der er wirklichen Geistesmuth entdecke, und trotzdem Beide einverstanden waren, daß Alles, was man sich Schönes und Gutes sagt, nur Lüge und Uebereinkunft sei, empfanden Beide, daß dieser Ausspruch auf Wahrheit beruhte. Bella wußte, daß sie Muth hatte, und erkannte Sonnenkamp das Recht zu, diesen Muth zu legalisiren.

Er gab ihr wiederholt zu verstehen, daß er allein ihre große Natur begreife, ja er sagte einmal geradezu:

„Wer eine Frau hätte wie Sie und selber ein Mann wäre . . . eine erobernde Natur mit einer Frau wie Sie . . . richtete einen neuen Thron auf in der Welt. Ich hatte darauf verzichtet, eine zum Herrschen geborene Natur wie Sie kennen zu lernen."

Er sagte das halb wie Höflichkeit, aber sie wußte, daß es voller Ernst war, und faßte es als Ernst. Sie war empört über die kleinliche Welt, wo sich die Einen an einer Intrigue, die Andern an dem gefallen, was sie Humanität nennen, das aber nichts ist als Sentimentalität.

So lag im Gruß der Beiden, auch wenn sie nur rasch an einander vorüberstreiften, immer ein viel Sagendes, auf geheimer Einigung Beruhendes. Sie sagten sich in kurzem Blicke: Wir allein sind die Starken und groß genug, um jede Tändelei zu verschmähen.

Es war an einem schönen Julimorgen, als Bella große Frühstückstafel hielt; sie hatte die Familie Sonnenkamp geladen und auch Manna erschien heute mit der Mutter. Der Cabinetsrath, der General-Adjutant und mehrere Männer und Frauen vom ersten Adel aller Länder waren ebenfalls anwesend.

Man bewunderte den reichen und geschmackvollen Blumenschmuck des Frühstückstisches.

Bella stellte Herrn Sonnenkamp als den geist- und erfindungsreichen Geber vor und mit großem Geschick zeigte sie den Gästen, wie Herr Sonnenkamp, bekannt als der größte Gartenkünstler, die Zusammenstellung der Blumen zu behandeln wisse.

Sonnenkamp war sehr zufrieden mit dem Eindruck.

Manna bemerkte mit Zagen, daß sie von der Blumenverschwendung, die hier im Orte stattfinde, verletzt sei; durch Massenzusammenstellung und gepreßte Gebundenheit zerstöre man den Charakter der Blumen, vor Allem der Rosen; man beleidige gewissermaßen diese zarten Wesen.

Erich entgegnete, daß ohne diese Blumen dem Leben hier ein Glanz und eine Heiterkeit fehlen würde; auch das Reinste und Schönste sei nicht vor Mißbrauch und Uebertreibung sicher, das dürfe uns aber den schönen Grundzug nicht verkennen lassen.

Das Gespräch verlief in Scherz und Heiterkeit und gewann jene frohe Spannung, die die Brunnencur und die Frische des Morgens hervorbringt, und dazu hatte man in einem langen Premierlieutenant aus einem der kleinsten deutschen Fürstenthümer auch eine Zielscheibe des Witzes. Der lange Lieutenant hatte offen gestanden, daß er nach dem Bade gekommen sei, um eine reiche Bürgerliche mit seinem Adel zu beglücken; er hatte das Bella vertraut und sie suchte ihn nun in allerlei scherzhafte Verbindungen zu bringen.

Der lange Lieutenant ließ sich's gefallen; er hatte einen stehenden Witz: er bedauerte „auf Ehre“, daß Roland nicht auch eine Tochter Sonnenkamps sei, er würde sie heiraten.

Manna erröthete, denn damit war offen gesagt, daß man sie als Braut Prancken's betrachtete.

Es wurde viel erzählt von zerrissenen, keck überspringenden, frivolen Lebensübergängen mancher Badegäste. Manna starrte drein und innerlich sagte sie sich: Es ist gut, den ganzen Wirrwarr der verkehrten Welt kennen zu lernen, bevor man sie verläßt.

Clodwig, Sonnenkamp, Erich, Roland und der Banquier unternahmen einen weiten Gang durch den Wald. Bella behielt Manna bei sich.

Da Prancken heut von jedem Dienst befreit war, blieb auch er bei ihnen.

Bella besprach mit Manna ihre Kleidung zur nächsten Reunion, denn sie hatte es dahin gebracht, daß Sonnenkamp mit seiner Familie zu einer solchen geladen wurde, in der nur der ausgesuchteste Adel Europa's sich zusammenfand. Manna hatte gebeten, daß sie zurückbleiben dürfe, aber dies wurde als durchaus unmöglich abgelehnt; sie willfahrte nun und wußte kaum, daß sie es gethan. Bella, die sich großer Menschenkenntniß rühmte, hatte

ihrem Bruder oft gestanden, daß sie aus Manna nicht klug werde. Sie hatte sich in das Vertrauen derselben einzudrängen gesucht, aber Manna hörte sie meist nur lächelnd an, als ob sie zu einem ganz anderen Menschen spräche, auch jetzt hatte sie einen Blick, in dem etwas Abwesendes lag. Sie sprach hier zu Bella und Prancken und ihre Gedanken wanderten andere Wege, vielleicht gingen sie mit Denen, die jetzt durch den Wald wanderten...

Erich hatte sich zuerst Clodwig angeschlossen, und dieser lächelte, da der junge Mann ihm berichtete, daß er noch nie ein Badeleben mitgemacht und daß es ihn fast verwirre.

Bei einer Biegung des Weges trat Erich zurück und ließ Sonnenkamp mit Clodwig gehen. Der Verkehr mit Sonnenkamp hatte für Clodwig etwas Abstoßendes und Anziehendes zugleich. Er hatte einen solchen Mann noch nicht kennen gelernt; vor Allem erkannte er einen gewissen Muth, da der Mann sich gar kein falsches Mäntelchen umhing.

Wieder suchte Sonnenkamp den Grafen darauf hinzulenken, daß er thätig für seine Adelserhebung eintreten solle, aber Sonnenkamp erfuhr eine Behandlung, die ihm noch nie geworden, denn Clodwig zermalmte ihn mit lauter höflichen Worten.

„Ich staune über Ihren Muth und Ihre Ausdauer,“ sagte er, und doch hieß es eigentlich: Ich verwerfe Deine Frechheit und Zudringlichkeit.

„Sie sind unermüdlich,“ lauteten die Worte, und eigentlich sagten sie: Du bist ein schamloser Unterdrücker.

Sonnenkamp hatte viel erlebt, aber noch nicht, wie man mit höflichen Worten niedergeworfen werden kann. Er lächelte immer, er durfte keine Verletztheit kundgeben, und Clodwig war dabei so ruhig, so beherrschend, er klopfte auf seine goldene Dose, wie wenn er den kitzelnden Kräften darin sagen wollte: Seid nur geduldig, der Mann bekommt eine starke Prise. Schließlich öffnete er die Dose und reichte Sonnenkamp eine Prise, der sie auch höflich dankend annahm.

Erich ging indeß mit dem Banquier; dieser behauptete, daß vielleicht doch nur ein Adliger so frei und so durchdrungen human sein könne wie Clodwig.

Der Blick Rolands traf Erich und dieser Blick sagte: Siehst Du? Der Mann sagt es auch!

Erich widerlegte diese Behauptung mit großem Eifer, und der

Banquier, der anfänglich einen gönnerischen Ton gegen den jungen Gelehrten angenommen hatte, ließ sich gern bekehren.

Als man vom Morgengang heimkehrte, wurde Erich eine große Freude zu Theil; sein Lehrer, Professor Einsiedel, war angekommen.

Der gute tiefgeistige Professor war ganz hülflos, er kam sich wie verbannt und verloren vor, da er von seinem Collegen, dem ersten Arzt der Universität hieher verwiesen wurde. Erich ordnete dem Unbehülflichen Jegliches und war glücklich, ihn im selben Hause unterbringen zu können, in dem er mit der Familie Sonnenkamp wohnte.

Während Erich bei seinem Lehrer stand, sah er in der Ferne Sonnenkamp mit Professor Crutius sprechen, der ebenfalls heut angekommen war.

Crutius schien die Zutraulichkeit Sonnenkamps ablehnen zu wollen, und nur nicht den Weg dazu zu finden. Als jetzt Sonnenkamp ihm zum Abschied die Hand reichte, faßte er dieselbe nicht, sondern griff nach dem Hut und grüßte sehr höflich.

Dreizehntes Capitel.

Schön geschmückt, mit Blumen im Haar, ging Manna im großen Saal auf und ab; sie schämte sich vor sich selber, als sie im großen Spiegel ihren entblößten Nacken sah, sie hüllte sich fester in die Tüllwolke; da traten Roland und Erich ein.

Erich stand starr.

„Sie kommen so spät," sagte Manna.

Erich erklärte, daß er seinen Lehrer in die Ordnung des Badelebens eingeführt, und daß er wünsche, auch Manna möchte an dem feinsinnigen Manne Freude gewinnen.

„Ihren Lehrer?" sagte Manna, sie hatte wieder den umflorten Ton. „Machen Sie mich morgen mit ihm bekannt. Aber nun eilen Sie, daß Sie noch rechtzeitig zur Reunion kommen."

„Ich bin nicht geladen," entgegnete Erich.

„Nein, er ist nicht geladen, und da gehe ich auch nicht," rief Roland.

Vater und Mutter kamen, es half kein Dreinreden; Roland

blieb zurück, selbst den dringenden Bitten Erichs willfahrte er nicht. Die Familie fuhr nach dem Gesellschaftssaal. Roland schien es jetzt doch leid zu sein, daß er nicht mitgegangen; Erich mußte ihn auf die Tribüne des Saales begleiten, von wo sie die Gesellschaft tanzen sahen.

Prancken war der Herr der Gesellschaft und Manna theilte den Vorrang mit ihm, ihre Wangen glühten und Roland ärgerte sich, daß sie nicht ein einzigmal nach der Tribüne aufschaute.

Manna aber kam sich wie ihr selbst entzogen vor und mitten in der Lustbarkeit sagte sie zu Prancken:

„Haben Sie schon gehört, daß der Lehrer des Herrn Hauptmann Dournay angekommen ist?"

Prancken zog die Brauen zusammen. Also sie denkt an ihn, jetzt, mitten in der Lustbarkeit! Er hielt eine Weile an, er wußte nicht, was er antworten sollte. Endlich sagte er in heiterem Ton:

„Ach, Lehrer! Diese ganze Koppel von Lehrerthum, wird sie Ihnen nicht auch langweilig? Jetzt ist Musik, Tanz, Freude — kommen Sie."

Er schwang sich mit ihr behend im Kreise und Manna war es, als schwebte sie in der Luft und nicht mehr auf dem Boden.

„Laß uns gehen," sagte Roland auf der Tribüne zu Erich. Sie gingen und wandelten im Mondschein die schönen Waldwege, die sie heut am Morgen beschritten.

„Gibt es denn gar kein Mittel," fragte Roland, „daß ich ein vertrautes Geheimniß, an dem ich so schwer trage, kundgeben darf? Ich möchte so gern mit Dir davon reden. Darf ich es Dir nicht sagen?"

„Nein, Du darfst unter keiner Bedingung Dein Wort brechen. Thust Du das, so lösest Du allen Halt in Dir selbst auf."

Roland seufzte; er hätte Erich so gern gesagt, daß seine Familie geadelt wird.

Als sie nun auf die Lichtung hinaustraten und im Mondesglanz das Städtchen und das Thal überschauten und Töne aus dem Musiksaal wie verlorene Klänge zu ihnen heraufdrangen, sagte Roland wieder:

„Ich glaube, daß heut Abend Manna die Braut Pranckens wird. Die Mutter meint, daß dann das Andere schneller und besser zu Stande kommt. Nicht wahr, errathen darfst Du es doch?"

Erich erwiderte, daß es von Roland nicht wohlgethan sei,

über Familien-Angelegenheiten zu sprechen, die man nur ihm anvertraut.

Er sprach das mit bebender Stimme. Was schon längst entschieden war, erschien ihm plötzlich ganz neu, unerhört, unmöglich. Mit Wonne in der Seele und mit Schauder zugleich empfand er, daß Manna ihm mehr geworden, als sie sein sollte. Er bohrte seinen Stock tief in den Boden und stemmte ihn so mächtig ein, daß er ihm in der Hand zerbrach; dann sagte er zu Roland, sie wollten nach Hause gehen.

Eben als sie ins Haus traten, fuhr der Wagen vor; Sonnenkamp stieg aus, hinter ihm Frau Ceres und Manna.

„Bist Du die Braut Pranckens?" fragte Roland.

„Du bist ein albernes Kind," entgegnete Manna und sprang rasch die Treppe hinauf.

Sonnenkamp bat Erich, daß er zu ihm aufs Zimmer käme, Roland sollte sich zur Ruhe begeben.

„Hier ist eine leichtere Sorte Cigarren, stecken Sie sich eine solche an," sagte Sonnenkamp zu Erich, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte. „Herr Hauptmann, ich betrachte Sie als Zugehörigen, Sie sind unser und sollen es immer bleiben."

Erich erzitterte. Sollte der Vater etwas ahnen? Sollte er jetzt, durch die ungeschickte Frage Rolands bewegt, ihm sagen, daß er jeden Gedanken von Manna abthun müsse? Sonnenkamp machte eine längere Pause; er hatte offenbar erwartet, daß Erich auf seine zutrauliche Anrede etwas erwidere. Da dieser aber noch immer schwieg, stand Sonnenkamp auf und ging im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor Erich stehen und sagte:

„Heute gebe ich Ihnen das untrüglichste Zeichen, daß ich Sie als Zugehörigen betrachte. Reichen Sie mir Ihre Hand."

Erich that's.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Ich erkenne, ich ehre vollkommen Ihre Zurückhaltung."

Unstet ging der Blick Erichs hin und her.

Was sollte das?

Nachdem Sonnenkamp mehrere Züge seiner Cigarre rasch hinter einander ausgestoßen, fuhr er fort:

„Sie haben, was vorgeht und was Sie wohl bemerkten, nie durch ein Wort zu erkennen gegeben."

Immer noch bebte Erich. Sonnenkamp machte so ungewöhnliche Pausen.

Endlich stieß er fast wie unwillig die Worte hervor:

„Sie wissen, daß ich geadelt werden soll.“

„Nein, das wußte ich nicht.“

„Nicht? In der That? Hat Ihnen Roland nie eine Andeutung?“ —

„Die Andeutung von einem Geheimniß wohl, aber ich habe ihm streng untersagt, ein anvertrautes Geheimniß auch nur mit einem Hauche zu brechen.“

„Sie hatten Recht. Ich bin Ihnen dankbar — Ich werde es Ihnen noch mehr sein. Also gradaus! Herr Hauptmann . . . Sie können zur Förderung . . . zur Beschleunigung der Sache wesentlich beitragen.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Sie sind der Freund unseres edlen Grafen Wolfsgarten; er gehört bereits zu unserer Familie, aber er lehnt es beständig ab, wenn ich oder meine Freunde ihn in dieser Angelegenheit beanspruchen. Sie kennen mich, lieber Herr Hauptmann, Sie haben mein Leben beobachtet, Sie haben ein scharfes Auge, ich darf erwarten, daß Sie bei allen meinen Fehlern, die ich ja leider auch habe, gerecht und als Menschenfreund von mir denken. Sie sind ein Mann, der seinem Denken gemäß handelt. Sie verstehen mich doch?“

„Offen gestanden, ich verstehe noch nicht ganz.“

„Nun denn, ich werde in den nächsten Tagen — ich gebe ein ländliches Fest im Hans-Heilingthal — mir den Juden annectiren, Sie werden mit Ihrem Freunde Wolfsgarten gehen und leicht erfahren, welch ein Gutachten er über mich abgeben wird oder vielleicht schon abgegeben hat.“

„Sollte nicht Herr von Prancken oder die Gräfin oder auch der Cabinetsrath besser dazu geeignet sein?“

„Nein. Ich würde Sie ja sonst nicht bemühen. Graf Wolfsgarten hat jegliche Auskunft abgelehnt, denn nach seiner etwas pedantischen . . . ich meine nach seiner feinen, strengen Weise sagt er beständig, ein vertraulich abgegebenes Gutachten, das nur vor das Auge des Fürsten kommen soll, darf niemand Anderem bekannt sein. Der Fürst reist in den nächsten Tagen ab, er ist in guter Stimmung. Also nicht wahr, lieber Dournay, Sie erforschen mir das? Es wird Ihnen ja so leicht!“

„Herr Sonnenkamp,“ entgegnete Erich, „Sie hatten vorhin die Güte, es als correctes Verfahren zu erkennen, da ich Roland davon abhielt, mir ein Geheimniß anzuvertrauen. Wie sollte ich nun —“

„Ach lieber Dournay,“ fiel Sonnenkamp ein, „man versagt einem jungen Menschen Manches, was man sich selbst erlauben darf. Ich ehre, ich respectire Ihre Wahrhaftigkeit, ich erkenne auch das Opfer an, das Sie mir bringen ... vollkommen ... durchaus ... aber dies Opfer bringen Sie mir?“

Erich suchte den Auftrag abzulehnen, Sonnenkamp warf den Kopf zurück, da Erich darauf bestand, daß er nicht zum Ausforschen geeignet sei und es für einen Verrath an der Freundschaft halte, vertrauliche Mittheilungen weiter zu geben.

„Ich glaube indeß,“ schloß er, „daß Graf Wolfsgarten mir nichts Näheres sagen wird.“

Sonnenkamp war innerlich empört, aber er lobte die Gewissenhaftigkeit Erichs, er sprach begeistert von seinem feinen Tact, seiner sittlichen Reinheit und seiner Ideengröße ... ja, er bat ihn um Verzeihung, daß er einmal kurz geglaubt, Erich sei etwas mehr als der Freund Bella's. Er entschuldigte dieses kurze Unrecht mit seinen traurigen Erfahrungen und pries es als höchstes Glück, einmal einen wirklich edlen und reinen Mann kennen gelernt zu haben.

„Mein lieber junger Freund!“ sagte er mit zitterndem, ja mit einem wie von Thränen gepreßten Ton. „Ja, mein Freund, so nenne ich Sie, denn Sie sind es — habe ich auch selber nicht das Recht, Ihnen so nahe sein zu dürfen, wie ich wohl möchte, so bedenken Sie, Sie wirken ein Großes, ja durchaus Nothwendiges — nicht für mich, was liegt an mir? Sie bewirken es für unsern Roland ... für unsern Roland!“ wiederholte er nachdrücklich.

Bei Nennung dieses Namens war es, als wenn Erich plötzlich erwachte; er erwiderte zunächst nur fragend, warum denn Herr Sonnenkamp für Roland den Adel wünsche.

„O mein Freund!“ fuhr Sonnenkamp zärtlicher werdend fort, „das ist das letzte, das einzige Ziel meines Ringens in der alten Welt. Wer weiß, wie bald ich sterbe, Sie bleiben der Freund, die Stütze meines Sohnes ... geben Sie mir die Hand ... Sie bleiben es. Ich sterbe in ruhiger Zuversicht, da ich ihn in Ihrer

Obhut weiß. Ach, man sieht mir nicht an, wie krank ich bin. Ich halte mich gewaltsam aufrecht, innerlich bin ich gebrochen. Die Mühen und Kämpfe des Lebens haben etwas in mir geknickt, was mir Niemand ansieht. Es kann plötzlich einmal enden und da möchte ich meinen Sohn in fester Geborgenheit zurücklassen. Mein Freund! Sie lieben unser schönes, unser herrliches deutsches Vaterland. Sie gewinnen dem Vaterland einen treuen, mächtigen Sohn. Bleibt Roland, wie er ist, behält er den Namen, den er hat, wird er sich immer als Bürger der Welt da drüben ansehen, wird nie ein echter Sohn unseres erhabenen deutschen Vaterlandes, in welchem allein ein Mann mit edlem Sinn und reichen Mitteln eine humane Mission erfüllen kann. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht so warm ausdrücke, wie ich es fühle, wie ich es zu Ihnen sollte. Ich sage Ihnen nur, Sie haben so viel an Roland gethan, machen Sie ihn nun auch zum Sohne Deutschlands, wenn nicht um unseret-, so doch um des Vaterlandes willen."

Sonnenkamp wußte wohl, welch eine tiefklingende Saite er in Erich berührte, und dazu der schmerzvolle, innige Ton des Vaters, und ein Blick, so groß, so weit, so andachtsvoll, als sähe er nicht nur über seinen Tod, sondern auch über alles einzelne Sein hinweg. Erich war erschüttert und sagte:

„Für Roland gebe ich mein Leben hin ..."

Sonnenkamp wollte ihn umarmen, aber Erich bat, ihn ausreden zu lassen.

„Mein Leben kann ich hingeben, meine Grundsätze nicht; aber ich bin jede Minute bereit, mich von Vernunftgründen bekehren zu lassen. Glauben Sie denn, daß es für Roland ein Glück wäre, wenn er geadelt wird?"

„Das einzige, sonst gibt es keines. Sie verkennen mich gewiß nicht, mein lieber herrlicher Freund. Ich bekenne Ihnen offen, ich schätze das Geld hoch, ich habe es schwer erworben und möchte es auch erhalten. Ich möchte das bewegliche Besitzthum zum unbeweglichen machen, wenigstens zum guten Theil; mein Sohn soll das, was ich mit eisernem Fleiß erworben, frei genießen. O mein Freund, Sie wissen nicht, wie mein Leben hart gehämmert wurde, weil ich ... Doch lassen wir das, es würde mich heute zu sehr erschüttern. Aber da fällt mir ja eine Hauptsache ein, gut, daß ich mich daran erinnere. Sie waren die Veranlassung, daß ich mein Dichten und Trachten auf diesen Gedanken brachte."

„Ich? Warum ich?"

„Erinnern Sie sich. — Am ersten Tage Ihres Eintritts haben Sie mir gesagt und noch oft bestätigt, Roland habe keine besondere Begabung, die ihn zu einem besonderen Berufe verpflichtet. Damals kränkte es mich, aber es ist vollkommen wahr. Gerade weil Roland nicht mit Genie begabt ist, soll er adlig werden, das gibt auch mittelmäßigen, nicht selbst erobernden Naturen Stellung und Halt. Man ist Baron, man ist Graf, damit ist man bereits etwas, hat nicht erst etwas zu werden; und ist er sonst noch etwas, ist man ihm dankbar dafür, findet es besonders schön. Ach, lieber Freund, ich spreche viel durcheinander."

„Durchaus nicht."

„Lassen Sie mich nur noch sagen: tritt Roland einst — ja vielleicht bald — in den Besitz von Millionen, ist er ein Adliger, so steht er nicht nur in der geschlossenen Reihe, sondern hat auch alle Verpflichtungen und höheren Aufgaben von Ehre, Wohlthätigkeit, Gemeinnützigkeit, und hat sie doppelt, weil er ein Neugeadelter ist. O mein Freund, ich öffne Ihnen mein ganzes Herz — Ich kenne fast die ganze bewohnte Welt, und soll ich Ihnen sagen, was ich gefunden?"

„Ich würde es dankbar aufnehmen."

„Nun denn, mein Freund; es gibt drei Menschengemeinschaften, die einen Zusammenhalt bilden, so daß man nicht allein steht. Von diesen Dreien muß man Eines sein in dieser zerfallenen Welt . . ."

Sonnenkamp machte eine Pause, und da Erich ihn fragend ansah, fuhr er fort:

„Ja, mein Freund, in der Welt muß man sein: entweder ein Jude, oder ein Jesuit, oder ein Adliger. Sie lächeln? Sie sind überrascht? Lassen Sie es mich erklären. Uebersehen Sie die ganze Welt und Sie werden finden, daß diese drei allein noch zusammenhalten, unverbrüchlich, beständig, sie bieten noch eine wirkliche Gemeinschaft. Ein Jude *kann* mein Sohn nicht werden, ein Jesuit *soll* er nicht werden, ein Adliger *muß* er werden."

Erich war wie benommen von alle dem, was ihm Sonnenkamp mittheilte, sein Freisinn sträubte sich, aber er sah, wie unzerstörbar der Gedanke in Sonnenkamp war, und rückwärts schauend, wurde ihm klar, wie Alles immer darauf gestellt und gerichtet war. Und sollte es nicht vielleicht gut sein, wenn Roland geadelt

wird? Daß dies allein im Stande wäre, ihm in Deutschland eine wirkliche Heimat zu geben?

Bis tief in die Nacht hinein legte Sonnenkamp dar, wie nothwendig der Adel für Roland sei, und übermüdet gab endlich Erich das Versprechen, daß er auch bei Clodwig dahin wirken wolle. Ruhelos lag er in seinem Bette, er erschien sich als ein Abtrünniger.

Vierzehntes Capitel.

„Ball“ ... „Amerikaner“ ... „Bräutigam“ ... konnte man am Morgen beim Brunnen in allen Sprachen hören, während Manna in der Stadtkirche noch lange, nachdem die Messe vorüber war, in sich zusammenschauernd vor dem Altar lag.

Sie rief um Hülfe, um Beistand gegen die Welt; sie wollte, eingedenk der Worte des Pfarrers, daß sie überall, wohin sie käme, einem Bruder, einem Vater ihr Herz aufschließen könne, auch hier beichten, aber sie unterließ es, denn Alles konnte sie doch nicht sagen. Zum ersten Mal in ihrem Leben verließ sie die Kirche mit schwer belasteter Seele.

Auf den Bergen wandelte Erich mit sich selbst kämpfend hin und her. Sonnenkamp hatte so offen mit ihm gesprochen, und doch hatte er das Eine nicht gesagt, daß Prancken mit der Verlobung wartete, bis Manna geadelt war.

Er erschrak, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte, und doch war er von einer sehr sanften Stimme gerufen. Professor Einsiedel war es, der ihm begegnete. Er klagte, wie er gar nicht fasse, daß er nun wochenlang nichts arbeiten und nur an die Pflege seines Körpers denken solle. Er wiederholte mit kindlichem Lächeln, eine Badecur sei eine Krankheit mit Spazierengehen; er müsse sich dem fügen, denn er müßte ja auch eine Krankheit aushalten, wenn er zu Bett läge.

Bald aber fragte er Erich nach dem Fortgange seiner Studien und wie weit er mit dem Werke gediehen, das er über die Sklaverei schreiben wolle.

Bevor Erich antworten konnte, theilte ihm Professor Einsiedel mit, wie er fort und fort Notizen für ihn sammle. Am auffälligsten

sei, mit welchen harten Worten Luther vom religiösen Standpunkt aus das Bestehen der Leibeigenschaft gerechtfertigt habe.

„Ich mache Luther keinen Vorwurf,“ setzte er hinzu, „er sah doch auch nur mit den Augen seiner Zeit, wie Andere in anderen Zeiten ja an Dämonen und ihre Austreibung glaubten. Und wie sehr selbst die Bedeutendsten in der allgemeinen Meinung ihrer Zeit standen, zeigt Bossuet, von dem der Ausspruch ist: Der da sagt, daß es keine Sklaven geben solle, sündigt wider den heiligen Geist.“

Auf diesem Morgengange empfand Erich aber auch eine Befriedigung, wie er sie lange nicht gekannt.

Professor Einsiedel hatte sich im Walde scheu umgeschaut, als sollte Niemand das große Geheimniß vernehmen, das er kundgab, und er sagte:

„Lieber Doctor“ — er nannte Erich stets Doctor — „ich habe viel über die Aufgabe gedacht, einen reichen Jüngling zu erziehen. Ich habe das Absolute nicht gefunden. Das Absolute ist ja überhaupt nur ein Gedankending. Aber einen Menschen so ausbilden, intellectuell und ethisch, daß man annähernd . . . bitte, bemerken Sie wohl, ich sage annähernd . . . daß man also annähernd sicher sein kann oder erwarten darf, daß er in jedem gegebenen Fall das Sittengesetz zu Rathe zieht, das ist das Einzige, was man thun kann. So weit ich die Welt kenne .... und ich war ja auch einmal Hofmeister, freilich nur kurze Zeit . . . soweit ich die Welt kenne, haben die durch Geburt Vornehmen, und wahrscheinlich ist es auch bei den Reichen so, immer nur Wünsche und Verlangen. Nun ist die Aufgabe, das Wünschen und Verlangen und Erwarten zu einem Wollen, zu einer Selbstthätigkeit zu machen; dazu sind gute Ansätze in dem schönen Jüngling, er hat den Ernst des Lebens begriffen.“

Nie duftete der Wald so kräftig, nie schimmerte die Sonne so hell, nie war die Luft so erquickend, die ganze Welt so durchklärt als in diesem Augenblick, da Erich dieses Zeugniß von seinem Lehrer empfing.

Zu anderer Zeit aber rüttelte Professor Einsiedel wieder Erich auf, indem er ihm vorhielt, daß auch er in den Fehler der Reichen verfalle, die die Pflege ihres höheren Selbst vergessen.

„Das Leben mit Andern ist gut,“ sagte er, „aber das Leben mit sich selbst ist besser; und ich fürchte, Sie haben nicht gut mit sich selbst gelebt.“

Wie ein Schulknabe, der sich auf Lässigkeiten ertappt und zurechtgewiesen sieht, erging es Erich; er mußte gestehen, daß er die Arbeit aus den Augen verloren. Das Gesicht des Professors schrumpfte zusammen, als ob es zu lauter Falten würde, er schwieg lange, endlich sagte er:

„Sie fügen sich und Ihrem Zögling den größten Schaden zu.“

„Mir und meinem Zögling?“

„Ja. Sie haben keine wissenschaftliche Arbeit neben Ihrem zerstreuenden täglichen Beruf, und da ist kaum möglich, die nöthige Spannkraft und Frische zum Lehren zu finden. Ich bin auch Erzieher gewesen, habe aber immer mein wissenschaftliches Heiligthum für mich gehabt. Es ist ein Gebot der richtigen Erziehung, sich dem Zögling nicht immer zur Verfügung zu stellen; er muß erkennen und wissen, daß neben ihm ein sein inneres eigenes Leben fortsetzender Mensch ist, daß Niemand einen Andern immerdar mit allen seinen Kräften zu Gebote haben darf. Sie dürfen sich nie als fertig ... bemerken Sie wohl, ich sage fertig ... betrachten, Sie müssen sich ständig fortbilden. Fertig sein ist der beginnende Tod. Sehen Sie das Blatt am Baum! Sobald es seine Grünungshöhe erreicht hat, geht es der Vergilbung und Welkung entgegen.“

Das, was der Mann hier auf dem stillen Waldwege laut kundgab, hatte Erich oft selber empfunden, aber sich nicht gestehen wollen.

„Non semper arcum tendit Apollo, sagt Horaz,“ erwiderte er nun mit dem Lieblingsdichter seines Lehrers.

„Allerdings spannt Apollo nicht beständig den Bogen, aber er legt ihn nicht ab, er bleibt sein unveräußerliches Attribut,“ entgegnete Einsiedel.

Lange gingen sie lautlos mit einander und der Professor begann wieder:

„Sie sind noch jung; das sind die Morgenstunden des Lebens, die dürfen Sie nicht versäumen. Ich mahne Sie als Lehrer und aus dem Geiste Ihres Vaters heraus. Ich habe Recht und Pflicht, das zu sagen, denn Sie sollen sich Ihren Vater als Warnung dienen lassen.“

„Als Warnung?“

„Ja. Wie gediegen und bedeutend er war, ist nicht nöthig, zu sagen, aber Ihr Vater klagte oft, daß er durch die Geltung

in der Gesellschaft den Zusammenhang mit der Wissenschaft verloren hatte; er konnte nicht mehr in die Systematik hinein. Noch mehr. Er dachte, so sehr er es vermeiden wollte, doch an die Menschen, während er schrieb, und man darf nur an die Idee denken; das ist unser Gottesdienst. Verlieren wir das, sind wir die ärgsten Götzendiener, und unser Götze ist nicht einmal so fest wie irgend ein Gebilde in einem Tempel, es ist der nichtigste Götze: die wandelbare Gesellschaftsstimmung."

Noch immer sprach Erich nichts, und der sanfte Mann fuhr fort:

„Sehen Sie, da ist wieder jener wunderbare Zusammenhang der Welt. Es ist mir gar schwer geworden, eine Badecur zu unternehmen, und mein Arzt wußte es nicht und ich wußte es nicht, daß ich hieher geschickt bin, um Ihnen vielleicht zur Erweckung zu werden."

„Ja, das sind Sie!" rief Erich endlich und faßte die kleine feine Hand des Lehrers. Er erklärte, daß er nur noch kurze Zeit, bis Roland in seine nächste Bestimmung eintrete, sich diesem ganz widmen wolle, dann aber der Wissenschaft allein zu dienen entschlossen sei.

Der Professor ermahnte ihn, nicht bis dahin zu warten, denn der Rapport mit der Wissenschaft dürfe nie unterbrochen werden.

„Uebrigens," setzte er hinzu, „bin ich keineswegs dagegen, wenn Sie sich dem praktischen Leben widmen; nur sollen Sie sich entscheiden, für das Eine oder für das Andere."

Als ein neuer in sich erweckter Mensch kehrte Erich in die Stadt zurück; er sah die Gefahr, in der er stand, durch Geltung im Leben, durch Aufbringung von Gedanken und Thatsachen, die er in festen Studien sich angeeignet, sich zu zersplittern, statt in sich fortzuschreiten. Ganz anders wie damals der Doctor, hatte ihn der Professor im innersten Wesen erfaßt.

Professor Einsiedel fand seine besondere Freude an Roland, und dieser war von einer Ehrerbietung und dienstfertigen Ergebenheit, daß Erich seine Herzerquickung hatte, wenn er die Beiden mit einander sah. Manches Wort, das der Professor sprach, drang tief in die Seele des Jünglings, und einmal sagte Roland:

„Man sollte gar nicht glauben, daß der lange Lieutenant und der Professor von demselben Menschengeschlechte sind!"

Erich ließ seinen Zögling gern mit dem Professor allein gehen

und sein Auge leuchtete, da Einsiedel ihm nach wenigen Tagen wieder sagte:

„Sie haben gute Arbeit vollführt; der Jüngling hat den idealistischen Stolz, den man auch geistige Vornehmheit nennen kann. Ich glaube, er kann nicht in Laster und Niedrigkeit verfallen, weil sein schöner Stolz die Gemeinheit derselben ihm abstoßend macht. Ein bis zum Stolz gehendes Selbstbewußtsein, wenn es recht gelenkt ist, kann ein sicheres Moralprincip werden."

Bella hatte es anfangs versucht, den Professor zur Zielscheibe ihrer Neckereien zu machen; aber er sah sie so kindlich und dabei wieder so still verweisend an, daß sie bald von dieser Tonart abließ und ihn ganz übersah.

Der scheinbar unerfahrene Mann hatte ein sicheres Urtheil über alle Begegnungen. Er erkannte Clodwig die antike Bezeichnung zu, daß er ein „schön-guter" Mann sei, er war besonders erfreut von dessen classischer Bildung und sagte:

„Die classische Bildung ist die Grundmauer von Quadern, sie wird in den Boden gelegt, bleibt unsichtbar, aber sie trägt den Bau sicher und fest."

Den Banquier fand er zu unruhig, aber er lobte an ihm eine große Dankbarkeit des Geistes, die er als einen jüdischen Charakterzug bezeichnete; Dankbarkeit für geistiges Geben sei in den Juden sehr lebendig.

Vor Sonnenkamp hatte Professor Einsiedel eine furchtsame Scheu. Er fand solche zwar ungerecht, denn der Mann hatte sich ihm ja nicht unfreundlich erwiesen, aber er konnte seine Empfindung nicht besiegen.

Er gestand einmal Erich, er habe Furcht vor Menschen, die so stark seien; er meine immer, Sonnenkamp wolle ihn wie ein kleines Kind auf den Arm nehmen und seinen Scherz mit ihm treiben. Uebrigens werde er diesen Mann nie ganz kennen lernen; es gehe bei der Wahrnehmung im Verständniß eines Charakters wie bei der Entzifferung einer aufgefundenen Steinschrift; was nicht der erste frische Blick enträthselt, das findet man durch langes und angestrengtes Betrachten nicht mehr.

Eine ganz neue Belebung zeigte sich aber, als Professor Einsiedel mit Manna vertrauter wurde.

In seinem Verhältniß zu Erich war es ihm alsbald offenbar geworden, wie er von der unsichtbaren Macht, die alles Leben

einigt, zum Heil hierher geschickt worden war; bei Manna erkannte er das nicht, und doch war es hier noch weit mehr, denn Manna war suchend und hülfsbedürftig und schloß sich dem feinen, so kindlich hülflosen Manne wie eine sorgsame Tochter an.

Noch hat die Wissenschaft nicht vollkommen ergründet, wie sich die Heilquellen bilden, und Niemand kann ahnen, wie ein Mensch dem andern durch unfaßbare Vorbereitung zum Heil oder zur Umstimmung wird.

So wirkte Professor Einsiedel auf Manna in ungeahnter Weise.

Als sie ihm berichtete, daß sie ins Kloster gehen wolle, sagte er:

„Ich könnte Sie fast beneiden. Wäre ich Katholik, ich ginge in ein Kloster, aber ich möchte ein solches von lauter Männern der Wissenschaft, die nicht Zeit und Geschick haben, für die Lebensbedürfnisse zu sorgen, und doch große Arbeiten vollenden müssen.“

Manna war zaghaft, aber wie in Erinnerung an ihren alten Muth und ihre alte Sicherheit wagte sie, wenn auch nur in Form der Frage, den Professor auf die Nothwendigkeit und die alleinige Sicherheit des Glaubens hinzuweisen.

Sie war ganz erstaunt, wie der sonst so ruhige Mann da plötzlich aufflammte.

„Wir kämpfen nicht mit der Kirche,“ sagte er. „Die Kirche konnte die Welt nicht gestalten, keinen Staat, keine Gesellschaft bilden; sie konnte Krankenhäuser und Waisenhäuser gründen, das ist Alles. Das Leben ist nicht ihr, sondern der classischen Bildung, der fortschreitenden Cultur. Ich habe einen Collegen in der Universität, der beständig behauptet, das Corpus juris habe für Ordnung der Welt weit mehr geleistet, als die Fragmente, die man die Bibel alten und neuen Testaments nennt. Ich stimme dem nicht bei, denn die Bibel hat auf einen andern Nerv im Organismus der Menschheit gewirkt. Und nun beachten Sie wohl: Zwei große Ideen hat die Welt aus dem classischen Alterthum geerbt, diese Ideen heißen Staat und Nationalität. In diesen Beiden ging der Mensch auf. Da erschien die Religion und pflanzte die Einheit der Menschheit in die Gemüther; die Menschen sollten Brüder und die Menschheit ein Einziges sein. Das konnte nur die Religion gründen, das gelang nicht dem Römerthum, nicht dem alten und nicht dem neuen Cäsarismus. Die Religion hat ihren Beruf erfüllt, sie hat den Gedanken der Menschheit in die Welt gesetzt. Nun sammeln sich die Völker wieder in geschlossenen Staaten, in Nationalitäten;

darüber darf aber die Idee der Menschen-Einheit nicht verloren sein. Aber entschuldigen Sie, ich verfalle in den Lehrton."

„Nein, nein. Ich verstehe, bitte, weiter."

„Nun denn, was einmal reine Idee war, ist unverloren in der Welt; nur soll es nicht verlangen, immer und ewig einziger Ausdruck der Idee sein zu wollen. Hier ist der Punkt, der uns Ungläubige, wie man uns nennt, von den Gläubigen unterscheidet. Ich will Ihnen Thatsachen aus der Gegenwart anführen — aber langweile ich Sie nicht?"

„Wie mögen Sie so gering von mir denken!"

„Ja, verzeihen Sie. Unser Jahrhundert arbeitet an zwei großen Dingen, an Aufhebung der Leibeigenschaft und Vertilgung der Sklaverei; sie werden vollzogen, aber nicht durch die Kirche, sondern durch die fortschreitende Cultur. . . . Ich will Sie nicht beirren, aber thun Sie das nicht wieder . . . thun Sie das ja nicht mehr. Ich bin ein geduldiger Mann, sehr geduldig, ich störe Niemand, aber ich muß sehr bitten, mit solchen Sachen nicht in mich eindringen zu wollen. Wie gesagt, es thut mir leid, wenn ich etwas beleidigt habe, was Ihnen hoch und heilig ist; es wird Ihnen hoffentlich bleiben, auch wenn ich es ablehne. Aber ich bitte . . . ich bitte sehr, mich nicht mehr mit Solchem anzugreifen."

Manna ging neben dem Professor und wünschte, daß eine himmlische Macht käme, die sie hinwegtrüge von der Seite dieses Mannes.

Wohin ist sie gerathen?

Was hat sie hören müssen? Und das von einem Manne, der kein Weltling ist, der nichts will, als ruhig und arbeitsam sein Leben vollenden!

Es kam keine himmlische Macht, die sie hinwegtrug, und sie beschwichtigte sich im Innern.

Es ist gut, daß sie das auch noch gehört von einem Manne, den sie nicht verwerfen kann. Das ist die letzte Probe des Versuchers, er soll sie nicht irre machen. So gelobte sie sich und preßte die Hand aufs Herz, als ob sie sich an etwas anklammern müsse. Aber es war entschwunden, sie konnte es nicht mehr fassen. Das, wofür sie ihr Leben opfern wollte, konnten die dort nicht annehmen, denn dort, wo sie es opfern wollte, war nichts geschehen zur Tilgung des Ungeheuerlichen.

Sie wollte sich fortan von dem Professor zurückziehen, aber sie fand dies ungerecht.

Was hat er gethan, als frei und offen sich zu seiner Ueberzeugung bekannt?

Sie widmete sich ihm aus Anhänglichkeit; sie erkannte, daß dem Manne die Wahrheit, wie er sie erfaßte, über Alles ging, und daß er jeden Irrthum als das Uebel ansah.

Der Professor gestand ihr offen, daß er bereue, ihr so Fremdes mitgetheilt zu haben, und daß es ihn sehr schmerzen würde, wenn er ihr Gewissen beirrt; er bitte nur, sie solle auch an das reine Ideenleben Anderer glauben.

Beide vermieden fortan jedes Streifen ins Gebiet des Religiösen, und nur manchmal sah Manna auf und ihre Augen wurden größer, wenn der Professor Aussprüche der Heiden citirte, die Wahrheiten enthielten, welche sie für das alleinige Besitzthum der Kirche gehalten.

Vor ihrem Auge that sich ein weit gespannter Horizont auf, innerhalb dessen die verschiedenen Religionen nur wie Vorgebirge sich darstellten.

Dieser unscheinbare, zart organisirte Mann erschien als die vollkommene Individualität, die in der humanen Betrachtung alle Gegensätze in sich aufgenommen und ausgeglichen. Sie sah die Ehrerbietung Erichs gegen ihn, seine kindliche Fügsamkeit, sein treues Aufmerken, die Unterordnung, die er zu jeder Stunde zeigte. Sie beobachtete Erich immer scharf. Also dieser Mann mit dem stark betonten Selbstbewußtsein ist so bescheidener Verehrung für Andere fähig?

Professor Einsiedel ging manchmal mit einem alten eingeschrumpften Männchen von äußerst demüthiger Erscheinung; so oft er Manna begegnete und sie ansprach, zog sich der Genosse zurück, wie wenn er nicht das Recht habe, auch in die Gemeinschaft der Menschen einzudringen.

Professor Einsiedel erzählte Manna einst dessen Geschichte.

Sie waren mit einander auf der Schule gewesen, der Genosse war früh ausgetreten, weil ihm seine Eltern gestorben waren und er für Geschwister zu sorgen hatte. Er war Buchhalter in einem großen Bankgeschäft, er unterhielt seine verwittwete Schwester und deren Kinder. Unter großen Entbehrungen sparte er sich eine beträchtliche Summe, und einst, als er im Theater gewesen und

heimkam, sah er, daß sein Neffe den Schreibtisch erbrochen und ihm sein ganzes Besitzthum gestohlen hatte. Er erfuhr, daß er nach Amerika entflohen sei. Ohne je ein Wort davon zu verrathen, fing er nun von Neuem an zu sparen und zu kargen, und opferte er sein Leben einem Andern.

Der Professor konnte nicht ahnen, wie diese einfache Geschichte Manna ergriff.

Er sprach auch viel von der Mutter Erichs; er setzte voraus, daß Manna in inniger Freundschaft mit ihr stehe, und konnte nicht genug Worte finden, den Edelsinn dieser Frau zu schildern.

Manna lächelte, da er sagte, er habe ehedem eine geringe Ansicht von den Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts, vor Allem aber das Vorurtheil gehabt, daß es keine Humanität besäße. Die Professorin Dournay indeß habe ihn bekehrt und ihm gezeigt, daß alle guten Manneseigenschaften in einer Frau noch schöner seien. Auch Manna hatte Erfreuliches zu berichten; im Aussprechen gegen den Professor fand sie das Beste in den Menschen heraus.

Sonnenkamp sah indeß mit Aerger die Curzeit vorüberstreichen, ohne daß er zu einer Entscheidung in seiner nächsten Angelegenheit gelangte. Der General, der auf Villa Eden sein Gast gewesen, war angekommen, um mit dem Fürsten nach Beendigung der Brunnencur ins Seebad zu reisen. Der General war Ordenskanzler. Sonnenkamp forschte nach dem Stande seiner Angelegenheit. Der General war sehr zurückhaltend und ließ sich nur zu der Aeußerung herbei, daß nicht er, sondern Graf Wolfsgarten von Entscheidung wäre.

Sonnenkamp hatte bisher immer eine Scheu gehabt, mit Bella über seine Adelserhebung zu sprechen, er hatte das Gefühl, daß er bei ihr dadurch in eine falsche Stellung trete; jetzt überwand er das und sprach mit ihr über die nothwendige Mitwirkung Clodwigs. Sie lachte ihn zuerst aus, daß er etwas Derartiges wolle, daß er nach einem Adelsbrief strebe, der ja bald für einige tausend Gulden auf dem Trödel zu haben wäre; am hiesigen Hofe sei es allerdings noch etwas schwieriger, aber wer frage danach, wo man geadelt worden, wenn man es nur sei. Uebrigens fand sie es auch nicht angemessen von Sonnenkamp, daß er seine Ausnahmsstellung aufgebe und sich in eine Genossenschaft einreihen lasse, und sei es auch die Adelsgenossenschaft.

Es gelang Sonnenkamp nicht, das Räthsel zu lösen, ob Bella

es in der That seiner nicht würdig halte, sich adeln zu lassen, oder noch ein gewisser Ahnenstolz in ihr ihn auf höfliche Weise abwendig machen wolle. Trotz fein gestellter Fallen konnte er nicht erkunden, was Bella dachte und wollte; sie merkte die Schlinge und entschlüpfte immer gewandt. Sie spielte mit ihm, bald ließ sie ihn glauben, sie halte ihn für zu hoch, um sich irgendwem gleich zu stellen, bald ließ sie ihn verstehen, er solle aus diesem Kreise wegbleiben, in welchem er doch nie heimisch werde. Wenn Sonnenkamp über dieses schillernde Spiel empört war, wußte sie ihn wieder mit einem Blick, mit einem Wort zu bezaubern.

Der Fürst, der General, Clodwig und Bella reisten in den nächsten Tagen ab; konnte Sonnenkamp nun den Fürsten nicht gewinnen, so wollte er sich doch die ganze vornehme Welt verbinden. Er bereitete ein Fest im sogenannten Hans-Heilingthal vor.

Fünfzehntes Capitel.

Der Tag des Festes war gekommen. Roland ritt mit Prancken voraus, Sonnenkamp fuhr mit dem Banquier, Erich mit Clodwig. Der Tag war sonnig, aber nicht zu heiß. Eine bunte Gesellschaft stieg auf der Höhe aus den Wagen und wandelte den Waldweg hinab nach dem Thal.

Erich versuchte es, von der Adelserhebung Sonnenkamps zu sprechen, aber sofort fiel Clodwig ein und verwehrte ihm mit einer gewissen väterlichen Strenge, sich zu dieser Sache in Beziehung zu bringen. Zum ersten Mal war etwas in dem Blicke Clodwigs, das Erich nicht verstand. Schweigend gingen sie des Weges.

Als sie im Thale ankamen, nahm Sonnenkamp Erich bei Seite und fragte hastig, wie das Gutachten Clodwigs laute. Erich erwiderte, daß Clodwig jede Besprechung der Sache ablehne.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen sehr," stieß Sonnenkamp hervor ohne ersichtlichen Grund.

Am Ufer des Waldbaches im Hans-Heilingthal hatte Joseph die Tafel geordnet, Sonnenkamp hatte nur noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen. Die Gesellschaft, die sich zusammengefunden, war auserlesen und von der Anordnung überrascht. Der lange

Lieutenant besonders war sehr redselig, und Sonnenkamp sah ihn immer seltsam an, denn er, der doch kein Oesterreicher war, nannte ihn immer Herr von Sonnenkamp. Eine Musikbande war im Walde aufgestellt und spielte schöne lustige Weisen. Man schaute auf nach der Felsengruppe, die nach der Sage ein von Unterirdischen versteinerter Hochzeitszug sein sollte.

Bella fragte, zu Erich gewendet, woher diese Sage entstanden sein möge. Alles hörte aufmerksam zu, da dieser erklärte, daß hier eine Variation aus dem Sagenkreis des Tannhäuser gegeben sei und daß im Morgendämmer der Erkenntniß eine Rückbildung von Sagen stattfinde, die aus dem Räthsel über Entstehung unserer Erde ahnungsvoll sich ableitet.

Da ertönte plötzlich ein Waldhorn; oben bei den Felsen und unten im Thal zeigte sich ein überraschendes Schauspiel. Eine Bande von Zigeunern, phantastisch gekleidet, brach plötzlich herein, spielte wilde Weisen und vor Allem ein junger Geiger mit blauschwarzen Haaren tanzte und sprang geigend im Kreise. Alles war voll Lob gegen Sonnenkamp, der immer Ueberraschendes anzuordnen verstehe; man wußte nicht, war es Bescheidenheit oder Wahrheit, da er bekannte, er sei selber überrascht. Ein Blick zwischen ihm und Lutz zeigte, daß dies Wahrheit.

Bella ermunterte die Zigeuner zu immer wilderen Weisen, und als sie erfuhr, daß die Leute in der Nähe ihre Lagerstatt aufgeschlagen hatten, ging sie mit einigen Frauen und Männern dorthin; auch Roland mußte sie begleiten. Sie bedauerte, daß Professor Einsiedel nicht da war, der ihr gesagt hatte, daß die Sprache der Zigeuner mit dem Sanscrit zusammenhänge. Nun fragte Bella ringsumher, ob Niemand von der Gesellschaft zeichnen könne. Das magere Pferd, das an einem Heubündel fraß, den Wagen, die alten Frauen, die um ein offenes Feuer saßen, mußte sofort der lange Lieutenant für sie zu zeichnen versuchen. Ein wild dreinschauendes braunes Mädchen, das eine weite Crinoline trug und keck aus einer kurzen Pfeife rauchte, wurde schnell der Günstling Bella's. Sie fand ihre besondere Lust an diesem kecken Wesen. Sie schenkte ihm einen bunten Shawl, den sie ihm sofort als Turban aufsetzte. Manna sah nachdenklich drein; die Art, wie Bella die Menschen als Puppen behandelte, zeigte sich ihr.

Manna ging mit der Gesellschaft, aber sie lebte nur wie träumend. Im Innersten dachte sie Alles dieses bereits als

Erinnerung, die sie beim Abschiede von der Welt sich vergegenwärtigen solle. Schon jetzt rückte sich's ihr in die Ferne, wie ein Vergangenes; sie stand inmitten des Lebens wie abwesend, denn sie hielt gewaltsam den Gedanken fest, daß sie diesem ganzen Treiben entsage. Dieses Jahr draußen in der Welt war ein Prüfungsjahr, und sie freute sich, daß schon Monate dieses Jahres vorüber waren.

Am Bergrande unter schattigen Tannen waren große Teppiche ausgebreitet, auf denen sich die Damen niederließen, während die Männer noch bei Tafel sitzen blieben und auf die Mahnung des langen Lieutenants, der seine Skizze vollendet hatte, nun zur Flasche zusammenrückten.

„Warum sind Sie nicht von Adel?" fragte der lange Lieutenant Herrn Sonnenkamp.

„Weil Herr Sonnenkamp ein Bürger ist," versetzte Clodwig.

„Aus Bürgern kann man aber Adelige machen, wenn man Millionen —"

Prancken winkte unwillig dem Kameraden, so daß er plötzlich abbrach, aber der Cabinetsrath hielt es am Orte, da man das Gutachten Clodwigs zu erwarten hatte, hinzuzufügen:

„Ja, Herr Lieutenant, wenn Edelsinn, große Kraft, Wohlthätigkeit und Würde zum Adel bestimmen, so ist . . . so wird unser Herr Sonnenkamp adlig."

Der lange Lieutenant glaubte einen guten Witz zu haben, und den kann man nicht unterdrücken, auch wenn man nicht Champagner getrunken; er rief:

„Sehr schön — deliciös! Herr Graf von Wolfsgarten, Sie sind der Gescheidteste von uns Allen; sind Sie auch der Meinung, daß eine Million geadelt werden muß? Nicht die Million, sondern der die Millionen hat."

„Es ist mehr als liebenswürdig von Ihnen," entgegnete Clodwig, „daß Sie Ihre Machtvollkommenheit, den Gescheidtesten zu ernennen, auf mich anwenden."

„Danke, der Hieb sitzt," rief der lange Lieutenant. „Aber bitte, weiter, nun auch Ihre Meinung."

„Ich glaube," sagte ein dicker zurückgezogener Hofmarschall, der sich rühmte, bereits sechzehn Pfund an Gewicht hier abgenommen zu haben, „ich glaube, unser edler Wirth hat das Recht, zu verlangen, daß wir diese Erörterung nicht hier und

nicht jetzt führen. Nicht wahr, Excellenz?“ wendete er sich an Clodwig.

Aber bevor dieser geantwortet hatte, fiel Sonnenkamp ein:

„Im Gegentheil, es würde mich freuen, wenn meine verehrten Gäste mir die Ehre angedeihen ließen, mich als zugehörig zu betrachten und die Erörterung weiter führten; ja ich möchte dies sogar als einen Beweis ansehen, daß Sie mich nicht als Fremden betrachten.“

Clodwig, der seine strenge Ordnung durchbrochen und auf vieles Zureden zwei Gläser Champagner getrunken hatte, gewann plötzlich eine schelmische Miene und rief:

„Nun denn, Herr Sonnenkamp, so sagen Sie uns zunächst Ihre eigene Meinung.“

„Ja, ja,“ rief der lange Lieutenant, „wer Millionen erworben hat und ein solches Feenfest herrichten kann, der muß —“

„Bitte,“ unterbrach Clodwig, „lassen Sie Herrn Sonnenkamp sprechen.“

„Meine Verehrten,“ begann dieser, „ich habe alle Welttheile unserer bewohnten Erde betreten und überall gefunden, daß es eine Aristokratie gibt und geben muß.“

„Ist ja auch unter Pferden und Hunden so,“ warf der lange Lieutenant ein. „Die Gräfin Dingsda aus Rußland hat zwei mausgraue Windhunde, die von der Kaiserin Katharina — wollte sagen von den Hunden der Kaiserin Katharina abstammen.“

Der von sechzehn Pfund entlastete Hofmarschall raunte dem langen Lieutenant zu, doch an sich zu halten; er exponire sich und die ganze Gesellschaft. Der lange Lieutenant fuhr sich mit der Hand über die Stirne und versprach leise, zu gehorchen.

„Erzählen Sie weiter,“ bat Clodwig, und Sonnenkamp fuhr fort:

„Es ist auch für die wilden Stämme ein Glück, wenn sie Geschlechter besitzen, die in geschichtlicher Fortsetzung die Sammelpunkte und Haltpunkte für sie bilden, und neue sich durch Muth und Klugheit hervorthun, wenn man so sagen darf, eine neue Dynastie bilden.“

Der Schweiß stand Sonnenkamp auf der Stirn, Clodwig sah das und nahm das Wort:

„Man könnte sagen, daß vielleicht der Adel vorzugsweise die

Berufung hatte, Bildung und Muth zu vereinen; nie sollte Eines ohne das Andere sein. Der Adel war — ich hoffe, Sie verstehen mich recht — die Tradition dessen, was in der Vorzeit einmal der hervorragenden Kraft eingeboren und von ihr erworben war und nun zu einem Erbrecht, noch mehr zu einer Erbpflicht wurde. Der Adelige war der Mensch, der Natur und Geschichte in sich vereinigt; das sich stets erneuernde Menschengeschlecht erhielt dadurch eine gewisse geniale Continuation. Der Adel hatte ein angebornes Amt. Er sollte aus seiner Natur handeln, aber dabei verpflichtet von gegebenen historischen Bedingungen."

„Mir soll der Sect im Leibe gefrieren, wenn ich von all dem ein Wort verstehe," sagte der lange Lieutenant zu dem Hofmarschall, der sich sehr anstrengen mußte, den curwidrigen Schlaf von sich abzuwehren. Er erwachte plötzlich und sagte:

„Ja, ja, Sie haben recht, aber bitte, halten Sie sich ruhig."

„Sie selber," nahm der General auf, „achten gewiß auch den rechten Ahnenstolz, den auf Tapferkeit und Tugend der Vorfahren. Wer einmal durch eine Gallerie gegangen, in der die Bilder seiner Ahnen auf ihn niederschauten und seinen Gang betrachteten, der behält sein Lebenlang eine Wirkung in der Seele; auf seinen ganzen Lebensgang begleiten ihn die Blicke seiner Ahnen."

„Sehr wahr! sehr wahr!" riefen Viele.

„Und was wollen Sie damit?" fragte Clodwig. „Kehren Sie zu unserer Frage zurück."

„Ja, das wollte ich. Warum soll diese historische Bedingung nicht immer wieder erneut werden?"

„Ganz recht, das ist die richtige Fragestellung," erwiderte Clodwig. „Ist unsere Zeit eine solche, die noch eine besondere Pflicht und damit ein besonderes Recht für den Adel ermitteln kann? Wir stehen in der Rechtsgleichheit, wir haben keine Ständegliederung mehr. Es gibt nur noch zwei Classen von Menschen: Männer von Ehre und Männer ohne Ehre. Der Adel, der die Erb-Ehre sein will, ist im Zeitalter der Rechtsgleichheit abständig geworden und unwiederbringlich eine absterbende Institution. Ich habe einem berühmten Badearzt die Aufgabe gestellt, an den ihm vorkommenden Exemplaren des europäischen Adels die Lebensfähigkeit und Lebensdauer des Adels in den verschiedenen Völkern zu studiren, und ich erwarte bedeutsame Resultate davon. Wozu sind noch die Wappen? Um auf Ofenschirme, Sophakissen und

Reisetaschen gestickt zu werden. Die allgemeine gleiche Wehrpflicht ist grundmäßige Aufhebung des Adels. Wissenschaft, Kunst, Gewerbe sind die Factoren unserer Zeit und zur Theilnahme an denselben ist das ganze Volk unterschiedlos gleichmäßig berechtigt und gleichmäßig verpflichtet. Der Adel ist ein Widerspruch mit der Geschichte, in der wir stehen; er hatte noch eine Bedeutung, so lange der Grundbesitz auch der Boden der Staatsmacht war; das ist vorbei, seit sich die langen Schornsteine in die Luft strecken, seit die Macht der beweglichen Habe, das ideelle Besitzthum — denn alle Staatspapiere sind nur ideelles Besitzthum — die Macht des Grundbesitzes weit überragt. Jenes flüssige Besitzthum hat das Gute, daß die todte Hand es nicht festhalten kann; auch die fideicommissarische Erb-Hand ist eine todte Hand. Ich bin durchaus nicht dagegen, daß der heutige hohe Adel seinen Namen zu Actien-Unternehmungen hergibt; das sind bessere Dinge als Titel und Orden, und es läßt sich da nicht nur gewinnen, sondern auch wirken. Ich danke es dem edlen Jacob Grimm, daß er in seiner Rede auf Schiller den Widersinn aussprach, daß man Goethe und Schiller adeln zu können glaubte. Heutigen Tages ist der Adel nur noch ein Name, eine Decoration, weiter nichts. Man geht ja sogar schon so weit, daß man Juden adelt."

„Sie werden doch nicht," warf der Banquier ein, „die Gleichberechtigung der Confessionen da aufheben, wo diese Gleichberechtigung an das mit Wappen verzierte Thor des Adels anklopft?"

„Gleichberechtigung!" rief Clodwig. „Lieber Freund vom alten Stamme, ist es nicht eine tolle Verkehrtheit, die Gleichberechtigung zur Aufhebung der Gleichberechtigung zu benutzen? Wenn man überhaupt adlig werden kann und es nicht geworden sein muß, so können auch die Juden adlig werden; aber sie sollen es nicht wollen, sie sollen den Verrath und die Abtrünnigkeit erkennen. Soweit ich sehe, sind die Juden — ich kümmere mich nichts um die Religion — eine ständige, lebendige Mahnung, den Menschen nicht danach zu beurtheilen, was er glaubt, sondern danach, was er in Tugend und Bildung leistet. Die Juden sind, je nachdem man es nimmt, ein Volk von Adligen — denn wer hat einen älteren, reineren Stammbaum? — oder auch sie sind gewissermaßen stolz darauf, daß ihre Vorfahren einmal Sklaven waren. Ich verdanke einem alten Rabbinen, den ich einmal im Bade traf, einen großen Gedanken. Er erklärte mir,

es läge ein großer Anreiz, um das Höchste zu erringen, im Gedanken an eine Vergangenheit, die einmal Sklaverei gewesen. Vieles, was an den Juden wunderbar erscheint, erkläre sich aus diesem Einen. Sie waren Sklaven in Egypten, das hat ihnen etwas Großes eingepflanzt, einen Stolz und eine Demuth, eine Ausdauer gegen jegliche Unterdrückung, eine Erkenntniß jeder Rechtsverkümmerung und jedes fremden Leids, und daraus ein Mitgefühl, das ohne Gleichen in der Geschichte ist."

Clodwig machte eine Pause, dann fuhr er fort:

„Ein Jude aber mit Adelswappen, mit Helm und Schild und dem ganzen Krimskrams — schon der Anblick müßte ihn kränken; denn zur Zeit, als man Helm und Schild trug, waren seine Vorfahren Kammerknechte des Kaisers und fast vogelfrei. Ein Jude, der zum Christenthum übertritt, kann dies aus Ueberzeugung vollführen, weil er, abgesehen vom Dogma, es als einen Fortschritt anerkennt, was Jesus in der Geschichte der Bildung hervorgebracht. Viele thun es aus Leichtfertigkeit, weil es ihnen zu lästig ist und sie sich nicht verpflichtet erachten, ein fortgesetztes Martyrium zu übernehmen für sich und ihre Kinder. Das Alles mag hingehen, obgleich sich gegen Religionswechsel noch Vieles sagen ließe. Aber ein Jude, der adlig wird, ist ein so geckenhafter Anachronismus, wie er nicht schärfer gedacht werden kann. In das wachsende und werdende lebendige Bürgerthum eintreten, ist Recht der Juden und ihre Pflicht. Oder soll es auch eine Kette von jüdischen Adelsfamilien geben, die nur unter einander heiraten? Je weiter man darüber denkt, desto widersinniger wird der Wirrwarr. Nun aber, ich wollte nicht von den Juden reden und bitte um Entschuldigung, daß ich mich so verirrte."

„Wollen wir nicht überhaupt diese Erörterung abschließen?" bat Prancken.

„Ich bin gleich zu Ende. Nur noch ein Wort, um nicht blos abzubrechen. So lassen Sie mich noch kurz sagen, daß ich jede Adelsernennung eines Bürgerlichen, um mich nicht schärfer auszudrücken, für einen historischen Widersinn halte. Wer den Bürgerstand verläßt, ist ein Ausreißer, ein Abtrünniger, ich will nicht sagen, ein Verräther und ein Aberwitziger zugleich, indem er die siegende Fahne des Bürgerthums verläßt. Ich weiß, was die Bürgerlichen wollen; sie wollen den Besitz an die Familie ketten, Fideicommisse gründen, die Söhne von Millionären wollen Junker

werden; aber es gibt doch nur ein verkrüppeltes Geschlecht, Wurzelbrut, sogenannten Stockausschlag, der nicht zum Baum wird."

Clodwig hatte nach verschiedenen Seiten hin gesprochen, er wollte seinen Standesgenossen scharf zu Gemüthe gehen, er wollte Sonnenkamp und den Banquier zu einer Wendung bringen, denn er wußte, daß man auch den Banquier anreizte, nach dem Adel zu trachten, und er wollte ihn ein- für allemal bekehren. Jetzt, da er das bewegliche Antlitz seines alten Freundes sah, wendete er sich an ihn und sagte:

„Ich sehe Ihnen an, Sie wollen noch etwas hinzufügen."

„Nur Unbedeutendes," erwiderte der Banquier achselzuckend und hielt Clodwig und Sonnenkamp seine offene goldene Dose hin. „Unser Herr Wirth ist ja selbst ein Beispiel davon, daß es in der neuen Welt höchste Ehre ist, ein Self-made-man zu sein; Nichts ererbt und Alles erobert zu haben. Self-made-man ist, wenn man so sagen darf, sein Wappenspruch. Ihr zum Präsidenten designirter Abraham Lincoln ist ein weiteres Beispiel: Holzfäller, Schiffer gewesen zu sein und zur höchsten Ehre emporzusteigen, das ist's. Kennen Sie Lincoln persönlich?"

„Ich habe nicht die Ehre," erwiderte Sonnenkamp.

Man stand auf. Die Männer aus der hohen Gesellschaftsschicht aller deutschen Länder starrten einander an, und wenn heut noch ein Zauber möglich wäre, sie wären versteinert, wie dort der Hochzeitszug. Der lange Lieutenant und der zur Ruhe gesetzte Hofmarschall hätten sehr groteske Steinfiguren gebildet. Wie ist es möglich, daß ein Mann von Adel, ein Graf Wolfsgarten, so spricht?

Man ging zu den Damen. Clodwig und Erich hielten sich noch etwas zurück; Erich hatte während der ganzen Erörterung kein Wort gesprochen. Jetzt sagte Clodwig, wie er sich ärgere, daß er noch so jugendlich unbesonnen sei, vor Menschen, die eigentlich nichts Ernstes hören wollen, sich ganz zu geben.

„Und ich danke Ihnen," erwiderte Erich.

„Ja," schloß Clodwig, „ich will mich dünken lassen, ich hätte zu Ihnen allein gesprochen."

Er ging mit ihm nach dem Walde, wo die Damen die teppichbelegten Sitze verlassen hatten; dort setzte er sich mit Erich nieder und schaute zu, wie die junge Welt drunten auf der Wiese tanzte.

Sonnenkamp stand an eine hohe Tanne gelehnt, er stand da

wie versteinert und wünschte fast, daß die ganze Gesellschaft versteinerte.

Unterdeß sagte Clodwig zu Erich:

„Sie haben heut früh nach meinem Gutachten geforscht, ich glaube, daß Sie jetzt wissen können, wie es lautet. Ich habe bündig erklärt: ich widerspreche unbedingt jeder Adelserhebung; Ihnen aber, junger Freund, kann ich sagen, daß Herr Sonnenkamp alle Aussicht hat, denn mein Gutachten ist nicht das entscheidende.“

Erich hatte Lust, zu Sonnenkamp hinabzugehen und ihm diese Eröffnung mitzutheilen, er hatte seine Zerschmetterung beachtet und wollte ihn nun aufrichten; der Mann, der Alles für seinen Sohn wollte, that ihm im Herzen leid. Aber er hielt sich zurück, er mochte an dieser Sache durch kein Wort Theil haben. Er erzählte Clodwig, daß Roland ihm am Ballabende das Geheimniß der Adelserhebung habe kundgeben wollen, daß es aber sein Vorsatz sei, mit dem Jüngling nichts davon zu sprechen, obgleich der Vater ihm nun die Eröffnung gemacht. Roland habe die Sache bis jetzt ruhig in sich getragen, und es erschien besser, sie zu übersehen, damit keinerlei Widerspruch gegen die Maßnahmen des Vaters sich in dem Sohne bilde.

Es war eine erquickliche Stunde, wie die Beiden so beisammen saßen.

Der lange Lieutenant schien das einsame Denken Sonnenkamps zerstreuen zu wollen; er sagte sehr zutraulich:

„Herr von Sonnenkamp! Haben die Neger auch musikalisches Talent?“

„Die Neger halten Vieles für Musik, was nichts als Lärm ist,“ erwiderte Sonnenkamp, „und manche Weise halten das für ein Gespräch, was . . .“

Er suchte nach einem Wort, er schien keines zu finden, was ihm scharf und doch zugleich höflich genug war; endlich sagte er:

„. . . was man vielleicht in der kleinen Residenz für ein Gespräch hält.“

Er begab sich zur lustigen Gesellschaft und man wanderte unter Musik heimwärts, bis zu den Wagen.

Auf dem Wege durch den Wald hatte es sich gefügt, daß Manna mit Erich ging; Beide wußten nicht, wie das geschehen war. Sie gingen eine gute Strecke still neben einander.

„Wie ich höre," begann Manna endlich, „hat Graf Clodwig sehr scharf gegen den Adel gesprochen. Findet er auch, daß Bevorzugung durch Geburt ein Widerspruch gegen die Religion ist?"

„Nein, davon sprach er nicht."

Wieder gingen sie wortlos weiter.

„Wo nur heute unser Freund Professor Einsiedel gewesen sein mag," nahm Manna wieder auf. „Ich bin nun auch seine Schülerin."

„Und es ist ein Glück," entgegnete Erich, „diese freie, fromme Seele zu kennen."

Sie sprachen nicht mehr, aber sie empfanden Beide, daß diese Verehrung, die sie zu einem Menschen hatten, ihnen eine Einigung eigener Art gab.

„Erich! Manna!" rief plötzlich eine Stimme und hallte wider im Wald. Sie standen wie erstarrt, ihre Namen so in Eins gerufen zu vernehmen und im Widerhall von der versteinerten Gruppe des Hochzeitszuges vervielfältigt.

Roland kam und führte Manna an der Rechten und Erich an der Linken und so gingen sie bis zu den Wagen, wo sie einstiegen.

Sechzehntes Capitel.

Sonnenkamp fühlte sich vom Hof zurückgesetzt oder vielmehr völlig übersehen, er durfte aber keine Verletztheit zeigen, denn dadurch verliert man an Ansehen; er ließ es daher nicht an fortdauernd gleichmäßiger Ehrerbietung fehlen, auch wenn ihn der Fürst nur befremdet ansah. Das ist Hofdienst, er wollte sich ihm fügen.

Der Tag, an dem der Fürst mit Gefolge abreiste, war bestimmt. Sonnenkamp fand sich mit der höheren Gesellschaft ein, die noch eine letzte Verbeugung vor dem Wagen machte; auch er erhielt etwas von dem allgemeinen huldreichen Blick, und der Cabinetsrath, der den zweiten Wagen bestieg, sagte ihm noch zuletzt:

„Ihre Sache steht gut, trotz des sehr gelehrten und höchst ehrenwerthen Herrn Grafen Wolfsgarten."

Für einen großen Kreis war die Abreise des Hofes, wie wenn die Braut sich vom Hochzeitstanze zurückgezogen; man tanzt wol noch weiter, ja man überbietet sich in Lustigkeit, aber der eigentliche Mittelpunkt fehlt.

Menschenwellen kamen, Menschenwellen verflossen; der belebte Kreis, den Bella gebildet hatte, verlor jeden Tag bald diesen, bald jenen Theil, und Sonnenkamp hatte oft Gelegenheit, die Blumenhuldigung bei der Abreise zu üben, obgleich ihm das eigentlich zuwider war. Auch Bella und Clodwig rüsteten sich zur Abreise.

Die letzten Tage waren für Erich und Roland ein schönes Ausklingen, wie eine erquickliche Rast nach lärmendem Getriebe, ja als Clodwig und Bella abreisten, nahmen sie das leicht auf, denn Professor Einsiedel verblieb ihnen.

Sonnenkamp und Frau Ceres aber waren mißgestimmt, sie hatten das Gefühl, sich überlebt zu haben.

Sonnenkamp erschien sich wie ein unverkaufter Blumenstrauß. Was ist er am Abend? Man begießt ihn in der Nacht, man rauft am Morgen die welkgewordenen Blumen aus, man bringt ihn wieder zu Markt. Wird er ein besseres Schicksal haben? Es muß versucht werden.

Männer und Frauen, die zu Bella's Zeiten in seinen näheren Kreis gehört, grüßten jetzt nur noch fremd und hatten sich neuen Ankömmlingen angeschlossen. Auf manchen Gängen begegnete man auch Professor Crutius, der viel mit anwesenden Amerikanern verkehrte; sie sahen Sonnenkamp oft nach. Er grüßte Crutius sehr freundlich, aber dieser dankte kaum.

Endlich kam der Morgen der Abreise. In drei Wagen fuhr Sonnenkamp mit seinem Gefolge davon; es hatten sich zur Abfahrt weniger Befreundete gefunden, als man erwarten durfte. Die Wagen waren indeß mit Blumenguirlanden bekränzt und eine Blumenkrone prangte über dem Verdeck, ja selbst die Speichen der Räder waren mit Laubgewinden umwunden; auch der Postillon war bekränzt. Alles das hatte Lutz angeordnet und es hatte den Anschein, als ob die Freunde es gemacht hätten.

Man frühstückte noch im Freien, ging aber nicht mehr in die Wohnung, von der Straße stieg man in den Wagen.

Unter den Abschiednehmenden war Professor Einsiedel, er stand bei Seite neben Manna und sagte ihr leise:

„Ich habe Ihnen in der letzten Vorlesung — Ach, ich bitte um Entschuldigung, mein liebes Fräulein, ich spreche ja nur zu Ihnen — ich habe Ihnen bereits gesagt: auch ich wünschte, daß ich in ein Kloster gehen könnte, nachdem ich im Leben draußen müde geworden, einsam bin und nun in der Stille gern das abschlösse, was ich eigentlich soll. Ob aber Sie, bevor Sie mit dem Leben fertig, es abthun können, überlegen Sie sich das recht wohl, denn es kann nichts Entsetzlicheres geben, als mit der Pflicht, beständig sich dem höchsten Gedanken zu weihen, allerlei Unruhe in der Seele zu empfinden. Die Lehre der Entsagung ist leicht, weil sie einfach und eine einzige That; die Lehre des freien Thuns ist schwer, sie muß sich immer neu und vielfältig an den Zuständen bemessen. Ich kann das jetzt nicht ausführen, aber nehmen Sie es recht ins Herz, liebes Kind, ich meine es gut, von Herzen gut," sagte der Mann mit stockender Stimme.

„Ich weiß es und ich glaube Ihnen," erwiderte Manna. Große Thränen standen ihr im Auge; sie beugte sich nieder auf den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, und Thränen fielen in die Blumen.

Roland kam herbei, er zog den Hut ab und der Professor legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte:

„Bleibe brav und denke, daß Du an mir auch einen Freund hast."

Roland konnte vor Rührung nicht sprechen, er küßte dem Gelehrten die feine Kinderhand. Die umher stehenden Zuschauer staunten. Der Postillon blies, daß es im Thal und von den Bergen widerhallte. Man verließ den Ort, wo man viel erlebt, aber doch keine Entscheidung gefunden hatte.

Auf dem Wege wies Roland darauf hin, wie recht Manna habe, da sie über die Blumenvergeudung gescholten, denn hier an der Straße lagen überall welke Sträuße und auch frische, die den Wegreisenden in den Wagen geworfen wurden und die sie unterwegs fortgeschleudert hatten, so daß die Räder über die schönen Blumensträuße dahin gingen.

Manna saß still in sich gekehrt. Sie war nur zur Begleitung der Angehörigen mit ins Bad gegangen, aber Keines hatte eine tiefere Umstimmung seines Wesens erfahren als sie. Noch wollte sie es sich nicht bekennen.

Sie faltete still die Hände und betete.

Man kam zur Eisenbahn.

„Die Locomotive pfeift," sagte Roland, „mir ist, als wären wir schon in der Heimat. Geht es Dir nicht auch so? Man meint, man wäre in einer ganz andern Welt, wo man das nicht mehr hört. Wenn nur auch daheim Alles noch gut ist!"

Erich sagte, daß sie den frischen Muth festhalten wollen, wenn man auch bei der Heimkehr Manches anders finde.

Siebenzehntes Capitel.

„Die Wirkung folgt nach," hatte der Arzt zu Sonnenkamp und dessen Frau bei der Abreise gesagt. „Die Wirkung folgt nach," hatte auch der Cabinetsrath angedeutet.

Mit frischer Spannung und Erwartung kehrte die Familie Sonnenkamp nach dem Rhein zurück.

Man kam auf der Villa an. Alles war im besten Stande, die Verbindungshalle zwischen den Treibhäusern und den Ställen, ein leichter Bau von Gußeisen, den Sonnenkamp vor seiner Abreise angeordnet hatte, stand vollendet. Nirgends gewahrte man eine Spur, daß etwas Neues hergerichtet worden; der Obergärtner hatte bereits Schlingpflanzen an den eisernen Säulen emporgezogen. Sonnenkamp sprach seine Zufriedenheit aus.

Eine frische Stimmung herrschte in den Gemüthern, man empfand das Gefühl der Heimatlichkeit, das noch von der bewegten Reiseempfindung gehoben war.

Sonnenkamp fragte, ob während seiner Abwesenheit viele Fremde Haus und Garten besucht hätten, denn er hatte es als Vergünstigung für die Dienerschaft alljährlich zugelassen, daß während seines Bade-Aufenthaltes der untere Stock der Villa, Treibhäuser, Obstgarten und Ställe gezeigt werden durften.

Der Castellan berichtete, daß noch nie so viel Besuch gewesen, als in diesem Jahr, und er habe Jedem gezeigt, wo der Fürst und die Fürstin gesessen hätten.

Sonnenkamp ließ sich das Fremdenbuch zeigen, das im Billardzimmer aufgelegt war, denn auch ein solches hatte er aus einem großen Saale des Treibhauses herrichten lassen. Es war strenge Ordre gegeben, daß nur Namen eingezeichnet werden durften.

Er las eine große Reihe von Namen, plötzlich fragte er heftig: „Wer hat das geschrieben?“

Niemand konnte rechte Auskunft geben; zuletzt sagte der zweite Gärtner, das sogenannte Eichhörnchen, es sei ein Mann da gewesen, der auch früher einmal Lehrer bei Roland habe werden wollen, in Begleitung eines Andern, der groß und stattlich war und westphälisch deutsch gesprochen; der große Mann mit den blonden Haaren habe nichts geschrieben, der andere aber, den man Professor genannt, habe mehrere Namen eingeschrieben. Er erinnerte sich genau, daß es ihm schon damals aufgefallen sei.

Sonnenkamp glaubte auf der rechten Spur zu sein; derjenige, der die Namen eingeschrieben, war kein Anderer als Professor Crutius. Daß die Eingeschriebenen, die Hauptführer der südstaatlichen Sklavenpartei, selbst da gewesen, war undenkbar.

Sonnenkamp ging nachdenklich umher, es gelang ihm aber, sich Alles aus dem Sinn zu schlagen, indem er fast laut vor sich hin sagte:

„Dein ältester und ärgster Feind erscheint wieder und das ist Niemand anders, als Deine unglückliche, Alles ausbrütende Phantasie. . .“

Erich hatte nicht größere Freude, seine Mutter wieder zu umarmen, als Roland und Manna.

„Du und die Tante, Ihr seid mir lieber,“ rief Roland, „als das Haus und Alles. Ach, wie gut ist's, daß Ihr da seid! Wenn man heimkommt, hat man doch Menschen daheim.“

Das Herz des Jünglings ging auf in inniger Lust.

Manna war schweigsam und nur ihr Blick sagte, wie sie die Friedsamkeit im Leben der beiden Frauen erkenne. Sie fand etwas von der klösterlichen Ruhe im grünen Hause, und doch waren diese beiden Frauen frei, nicht durch ein äußeres Gelübde gebunden. Erst allmälig erzählte sie von Professor Einsiedel, und die Professorin war erfreut, da sie aus den Mittheilungen Manna's entnahm, wie diese auch die Weihe des Geistes in einem Manne der weltlichen Wissenschaft zu erfassen vermochte, denn Manna sagte, der Professor besäße wahrhafte Frömmigkeit.

Sonnenkamp war nachdenklicher als je; es erschien ihm als eine muthwillig auferlegte Abhängigkeit, daß er nach dem Adel strebte. Er brachte aus dem Bade die Empfindung mit nach Hause, daß er im Adelskreise doch allezeit als Fremder und Eindringling

betrachtet werde, der sich immer behutsam benehmen, vor Mißdeutungen zu wahren habe. Von Allem, was gesprochen wurde, ging ihm der Anruf des Banquiers nach: man muß ein selbstgemachter Mann sein und bleiben.

Da stand er wieder wie vor einer undurchdringlichen Mauer. Er ärgerte sich, daß er so viel grübeln und denken mußte, und doch konnte er nicht davon los.

Er wollte den Cabinetsrath bitten, die ganze Sache aufzugeben, als er einen Brief von demselben erhielt, der ihm verkündete, daß die Angelegenheit als glücklich durchgeführt betrachtet werden durfte.

Sonnenkamp schaute um, als er dies las. Jetzt hatte er es und jetzt wollte er es von sich werfen. Das war noch größer, noch befriedigender, als annehmen. Was soll dann aber aus Frau Ceres, aus Manna und Roland werden? Wie sollte er sich zurückziehen?

Einen Augenblick ging ihm der Gedanke durch den Kopf, das ganze Besitzthum zu verkaufen, nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Italien überzusiedeln. Aber es stand ihm vor Augen, wie er sich doch wieder hierher sehnen würde, wie er eine gesellschaftliche Stellung und Geltung haben müsse, in deren Besitz er sich nun ganz eingelebt hatte.

Er ging unter den Bäumen, die er gepflanzt, gezogen und gehegt, hin und her, und spürte, daß er mit ihnen eingewachsen war, ja, als er nach dem Rhein ausblickte, fühlte er etwas von jenem zauberischen Festhalten, das Jeden überkommt, der sich einmal hier angesiedelt hat.

Vorwärts! rief er sich zu. Die Kugel ist im Rollen, sie muß ans Ziel!

Er las den Brief nochmals und da hieß es, daß der jüdische Banquier sich zu gleicher Zeit mit Sonnenkamp um die Standeserhöhung beworben, auffälliger Weise aber wieder davon zurückgetreten sei. Von Herrn Weidmann werde noch ein Gutachten erwartet, es wäre daher sehr angemessen, wenn Sonnenkamp in nähere Beziehung zu Weidmann träte, denn man sei nicht sicher, wie dieser die Angelegenheit aufnehme.

Noch ein Anderes gab Sonnenkamp viel zu denken, denn der Cabinetsrath schrieb, das Gutachten des Grafen Wolfsgarten sei höchst auffällig, aber eine Bemerkung desselben habe die Sache für Herrn Sonnenkamp entschieden.

Das waren der Räthsel zu viel und er beschloß, einstweilen gar nichts zu thun.

Der Doctor kam und hielt Heerschau.

Er fand, daß das Bad Allen wohlgethan, nur stünde Herr Sonnenkamp noch zu sehr in der aufregenden Nachwirkung.

Der Doctor hatte allen Angekommenen den Puls gefühlt und sie gemustert, aber die Wandlung, die in den Seelen vorgegangen, ließ sich daraus nicht erkennen.

Frau Ceres war müde und gelangweilt wie immer, sie fand es entsetzlich, daß man nun wieder von der schönen Natur sehen und hören müsse.

Manna begriff es nicht, daß sie so viel Lärm und unruhige Tage erlebt hatte.

Die widersprechendste Nachwirkung aber hatte der Bade=Aufenthalt in Roland und Erich erzeugt.

Erich erkannte, daß die Mahnung des Professor Einsiedel den Kernpunkt getroffen; in diesem zerstreuenden Leben war ihm sein eigen Selbst abhanden gekommen, er wollte nun einen wissenschaftlichen Burgfrieden, ein eigen Leben neu aufbauen. Er gab Roland viel einsame Arbeit und antwortete auf seine Fragen oft ausweichend und halb, er verwies ihm, daß er manche Dinge, die er selbst auflösen konnte, sich wolle bereiten lassen.

Roland fühlte sich zum ersten Mal von Erich vernachlässigt und doch bedurfte er seiner jetzt mehr als je, denn das müßige Leben in der Badegesellschaft, die Zerstreuung und der beständige Verkehr mit Männern und Frauen, die ihr Wohlgefallen an ihm kundgegeben — dies Alles ließ ihm jetzt, da er das erste Heimatsgefühl durchempfunden, eine Leere in der Seele zurück, eine beunruhigende Sehnsucht, so daß ihm die Stille des Hauses, die Regelmäßigkeit des Studiums zur drückenden Last wurde. Fort unter Menschen wollte er, unter Genossen.

Er erhielt einen Brief des Cadetten, der ihm anzeigte, daß er Fähnrich geworden sei und bald mit Kameraden zu Besuch kommen werde.

Mit Ungeduld schaute Roland nach Zerstreuungen und Vergnügungen aus; eine Mahnung des langen Lieutenants, daß er nicht mehr von einem Hofmeister abhängig sein müsse, stieg ihm auf.

In dieser Stimmung näherte er sich seinem Vater und fragte oft, ob das Adelsdiplom noch nicht gekommen sei. Sonnenkamp

vertröstete ihn von Tag zu Tag, und als er Roland sagte, daß Erich auch von der Sache wisse, war Roland betroffen. Warum hat Erich noch kein Wort davon gesprochen?

Die Professorin bemerkte weit mehr als Erich, daß durch den Bade-Aufenthalt in Roland eine Veränderung vorgegangen war. Jetzt erkannte das auch Erich und legte seine wissenschaftliche Arbeit wieder auf einige Zeit bei Seite. Aber es schien ihm nicht zu gelingen, Roland wieder ganz zu gewinnen.

Ein unerwartetes Ereigniß sollte dazu verhelfen.

Eines Tages bat der Major, daß Herr Sonnenkamp gestatte, ein großes Freimaurerfest in dem nahezu fertig gestellten Rittersaal der Burg zu feiern; Herr Weidmann wolle das Fest hier abhalten. Im ersten Augenblick wollte Sonnenkamp gewähren; es war gut, daß gerade jetzt Weidmann in seinen Umkreis treten solle, er fand indeß genehmer, noch zurückzuhalten, und fragte, warum nicht Herr Weidmann selbst die Bitte stelle.

Der Major schien in Verlegenheit, er konnte doch nicht sagen, daß er selbst dieses Verlangen gestellt, daß aber Weidmann jede Beziehung zu Sonnenkamp kurz abgewiesen habe.

Sonnenkamp lehnte vorläufig ab, bat indeß den Major, eine freundliche Verbindung zwischen ihm und Weidmann anzubahnen.

„Da weiß ich etwas Gutes,“ sagte der Major. „Herr Weidmann wünscht sehr, daß Roland und Herr Dournay ihn einmal besuchen; schicken Sie sie hin.“

Auch das lehnte Sonnenkamp ab, er fand eine Zuvorkommenheit gegen den schroff sich fern haltenden Weidmann nicht am Platze. Als er aber am andern Tage ausritt, verlor er fast die Zügel, es begegnete ihm ein offener Wagen, in dem Weidmann neben einem Manne saß, der Sonnenkamp die schwersten Kämpfe der Vergangenheit zurückrief. Es war Doctor Fritz.

Er glaubte, daß er sich geirrt habe. Er kämpfte mit sich, ob er sich Gewißheit verschaffen solle, dann aber stellte er sich auch dem Manne dar, der ihn erkennen mußte. Im Zorn wendete er rasch das Pferd und ritt an dem Wagen vorüber. Weidmann grüßte; sein Begleiter schien erschrocken, er griff ebenfalls nach dem Hut, zog ihn ab und jetzt war er unverkennbar: es war Doctor Fritz, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und jugendlich frischem Ansehen; das wellig gekräuselte dichte Haupthaar, diese hohe Stirn,

dieser wohlwollende Blick aus dem blauen Auge; das Alles zeigte den Mann unverkennbar.

Sonnenkamp hielt sein Pferd an, er fühlte sich so geknickt und gelähmt, als müsse er plötzlich vom Pferde sinken. Ja, er ists! Das ist sein Todfeind, sein heftigster Widersacher! Wie kommt denn der hieher? Er lauschte, bis das Gerassel der Räder verklungen war, dann wendete er sein Pferd und ritt im Schritt heimwärts. Ist ihm dieser Mann begegnet, als Mahnung, daß er von seinem Vorhaben ablassen soll? Soll er vor ihm sich verbergen und wieder unstet und flüchtig in der Welt sein, Haus und Garten und Park und all die mühsam errungenen gesellschaftlichen Beziehungen verlassen?

Soll er dem Manne nachjagen und ihn bitten, um der Kinder willen, die Vergangenheit vergessen zu lassen? Soll er Reue heucheln?

Bald faßte er wieder stramm die Zügel, peitschte und spornte seinen Rappen und ritt zum Major.

Er traf ihn nicht zu Hause.

Fräulein Milch sagte, er sei auf der Burg.

Sonnenkamp ritt nach der Burg. Mit großer Unbefangenheit sprach er von einem Besuch, der bei Weidmann sei; der Major bestätigte, daß ein Neffe Weidmanns, Doctor Fritz, seit Kurzem da sei; er sei gekommen, um sein Kind abzuholen, das auf Mattenheim erzogen und von Knopf unterrichtet worden war.

„War dieser Besuch,“ fragte Sonnenkamp, „während meiner Abwesenheit auf der Villa?“

„Ja freilich, mit dem Professor Crutius. Sie waren Beide sehr entzückt von der Schönheit Ihres Hauses und Ihren Gartenkünsten. Die Sämereien, die ich vom Obergärtner kaufte, sind für Doctor Fritz, er will sie mit nach Amerika nehmen. Schicken Sie doch Erich und Roland nach Mattenheim, es wird für Beide eine Lust sein, den vortrefflichen Doctor Fritz zu kennen; aber es muß schnell geschehen, denn wie ich höre, reist er schon in den nächsten Tagen wieder ab.“

Glücklicherweise kamen eben auch Erich und Roland auf die Burg und der Major erinnerte sie, doch endlich den Besuch bei Weidmann auf Mattenheim zu machen. Roland war froh, daß es wieder etwas Zerstreuendes, eine Reise geben solle, und Erich hoffte, daß durch die Erschauung eines thätigen Lebens Roland neue Erweckung gewinnen werde.

Diesmal legte es Sonnenkamp klüger an. Von Clodwig hatte Erich nichts herausgebracht, obgleich er offenen Auftrag hatte; jetzt gab er Erich nur Andeutungen, die sich höchst unbefangen ausnahmen, die ihn aber doch von Allem Kunde gewinnen ließen, was ihm zu wissen von Bedeutung war. Er wollte wissen, was im Feindeslager vorgeht, was Weidmann von ihm weiß, was Doctor Fritz unternehmen will.

Er schärfte Erich ein, Herrn Weidmann nur ganz offen zu sagen, wie Roland sein Bruder geworden und wie Roland einst große gemeinnützige Anstalten im Vaterlande gründen müsse.

Das hoffte er, würde seine Feinde von jedem Zuwiderhandeln gegen ihn abhalten. Ja, er bat Erich zu sagen, daß er Roland bald das ganze Anwesen übergeben und sich selber nach Frankreich zurückziehen wolle. Erich sollte andern Tages eine Botschaft schicken, dann würde ihn Sonnenkamp selbst von Mattenheim abholen. —

Am Morgen, als Erich und Roland nach Mattenheim abreisten, entschloß sich Manna endlich, ihren Besuch beim Pfarrer zu machen. Fräulein Perini hatte ihr offen gestanden, der Pfarrer wundere sich, daß sie ihn seit ihrer Heimkehr noch nicht besucht habe. Fräulein Perini wollte, daß Manna von ihr selbst erfahre, sie sei im Pfarrhause gewesen; natürlich aber berichtete sie nicht, wie sie den ganzen Aufenthalt in Karlsbad bereits mitgetheilt hatte.

Als nun Manna ins Pfarrhaus eingetreten war, wollte sie wieder umkehren, denn sie hörte von der Wirthschafterin, daß der Domdechant aus der Hauptstadt zum Besuch beim Pfarrer sei. Der Pfarrer aber, der sie vom Fenster aus bemerkt hatte, kam heraus und führte sie an der Hand in die Stube. Er stellte sie dem Domdechanten als Postulantin vor.

Manna kannte den Ausdruck noch nicht, der Domherr sah ihr das an und erklärte, daß er bereits von ihrem Vorhaben, den Schleier zu nehmen, wisse.

Manna senkte erschrocken und demuthsvoll den Blick. Sie mußte von den beiden Männern ihr Lob vernehmen, sie konnte es nicht ablehnen, aber sie war tief in sich zerrissen.

Der Domdechant fragte, ob auch hohe Geistliche zur Cur in Karlsbad gewesen.

Manna verneinte.

Als nun der Pfarrer fragte, wen sie sonst von bedeutenden

Männern kennen gelernt, hielt es Manna für ihre Pflicht, vor Allem Professor Einsiedel zu nennen.

„Also den leibhaftigen, eingeschrumpften Dünkel ... das dürftige Männchen, das sich gern einen antiken Griechen nennen läßt, haben Sie kennen gelernt?"

Die beiden Männer lachten und Manna sah staunend, wie der von ihr so hochverehrte Professor Einsiedel in die lächerlichste Caricatur verwandelt wurde. Sie fühlte nicht die Kraft, ihn hier zu vertheidigen, sie schwieg.

„Wir geleiten Sie nach Haus," sagte endlich der Pfarrer. „Sie, verehrter Amtsbruder, sollen einmal die schöne Villa sehen."

Von den beiden Geistlichen geleitet, ging Manna nach ihrem elterlichen Haus, sie erschien sich wie ein gefangener Verbrecher, und doch waren die Männer überaus freundlich und zutraulich.

Im Hofe trafen sie Sonnenkamp. Er war sehr zuvorkommend und ehrerbietig und machte sich eine Freude daraus, den ehrwürdigen Männern den Park, den Obstgarten, die Treibhäuser und zuletzt die Villa zu zeigen. Der Domdechant zeigte ein feines Verständniß für Alles, und als Sonnenkamp wieder mit einem gewissen Stolz darauf hinwies, daß jede Feuerstelle ihren besondern Kamin habe, bemerkte er plötzlich, wie der Domdechant einen raschen Blick mit dem Pfarrer wechselte und dabei befriedigt lächelte.

Also das glaubt Ihr? ging es in Sonnenkamp auf. Ihr nehmt die Villa in Augenschein, um schon jetzt einzutheilen, wie dieses Haus zum Kloster umgewandelt werden kann, wenn Manna ihren Vorsatz ausführt? Lieber verbrenne ich das Haus mit Allem, was darin!

Die beiden Geistlichen verstanden nicht, warum plötzlich ein so veränderter, siegender Ausdruck in den Mienen Sonnenkamps war; er war glücklich, daß er jeden Trug Anderer durchschaute. Er geleitete die Männer bis an das Thor und bat sie, noch recht oft sein bescheidenes Haus zu besuchen.

Das
Landhaus am Rhein.

Roman

von

Berthold Auerbach.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Elftes Buch.

Erstes Capitel.

Im Gleichschritt wanderten Roland und Erich über die Berge landeinwärts.

Zu keiner Zeit wandelt sich's besser, als am frischen Herbsttage; auf den Wiesen weiden die Kühe, auf den Feldern werden die letzten Früchte eingeheimst, das Laub der Bäume spielt in allen Farben und in der Luft liegt etwas wie thauige Abendkühle, es ist der Abend des Sommers, der nun eintritt; die ganze Natur erscheint wie gesättigt nach Vollendung der Arbeit.

Erich und Roland wanderten dahin, als müßten sie immer so fortwandern und nirgends Rast halten, ziellos, immer im gleichen Schritt.

Unterwegs erzählte Erich von seinem eigenen Lebensgange, aber in ganz anderer Weise, als damals Clodwig und nachher Sonnenkamp.

Er hatte das Gefühl, daß er die letzte freie Wanderung mit Roland machte, und dieser bestätigte sein Gefühl, indem er Erich mittheilte, daß Prancken bereits eine Uniform für ihn bestellt habe; er werde noch im Spätherbst in das Cadettenhaus eintreten.

Jetzt auch sprach Roland zum ersten Mal von Knopf, der auf Mattenheim Lehrer war; er sagte offen, daß es ihm wohlthue, bevor er in ein anderes Leben eintrete, den Magister noch zu versöhnen. Erich erfuhr, wie schwer Roland seinen ehemaligen Lehrer verletzt hatte. Er hatte ihm, während er schlief, in Gemeinschaft mit einem früheren Kammerdiener Sonnenkamps, und von

diesem dazu angereizt, die Hälfte seines Bartes abgeschnitten; er bereute das aufrichtig und wollte es Herrn Knopf bekennen.

Immer mehr entfernten sie sich vom Rhein und kamen in dürftigere Landschaft.

Da begegneten ihnen Menschen, die herausgeputzte Kühe, Schweine und Schafe führten; auch erlesene Feldfrüchte wurden wohlgeordnet getragen.

Die Wanderer erfuhren, daß bei Mattenheim ein großes Gaufest abgehalten werde.

Sie kamen in das unweit des Weidmann'schen Gutes gelegene Dorf; es war mit Fahnen geschmückt, und auf Wagen mit Guirlanden verziert standen Bauern und Bäuerinnen und ahmten spielend ihre Handthierungen nach.

Da war ein Wagen mit Dreschern, andere mit Schnittern, Winzern, Webern, Schindelmachern, Holzfällern; alle schwere Arbeit war zum Spiel geworden. Die Pferde und Ochsen, die vor die Wagen gespannt waren, trugen Blumenkränze und Bänder; die Menschen jauchzten und jubelten und hießen die Ankömmlinge willkommen.

Am Rathhaus des Dorfes hingen Fahnen; dort oben, hieß es, hält Weidmann einen Vortrag.

Roland und Erich gingen hinauf.

Im großen Saal stand Weidmann hinter einem Tisch und gab den Leuten eine wissenschaftliche und dabei durchaus faßliche und auf das Nächste abzielende Anweisung, wie man am besten Fleisch mache; so nannte er die Fütterung. „Fleisch machen" war sein Hauptwort und dabei bezeichnete er die Futtermengen, wie Rüben und Oelkuchen sich ergänzen und aushelfen müssen. Er legte besondern Nachdruck darauf, daß Alles nur durch Sorgfalt den gehörigen Vortheil bringe.

Er setzte den Leuten auseinander, wie sie es mit einem kleinen Gute besser hätten als er selbst; sie könnten Alles unter Augen haben, während er sich auf Knechte verlassen müsse; und da sei besonders der Montag kenntlich, denn am Sonntag werde immer schlecht gefüttert.

Er wiederholte mehrmals, wie im Umkreis von wenigen Stunden mehr als eine Million hinausgeworfen werde dadurch, daß das Gras zu spät zu Heu wird, indem man es erst todtreif einheimst. Das Alles wußte er mit gutem Humor vorzutragen.

Er eiferte gegen die Gemeindeweiden, und zielte immer darauf hinaus, daß die Menschen unverständig und Verschwender seien, da sie nicht verstehen wollen, sich gute Nahrung zu bereiten.

Roland hörte staunend, wie da ein Mann sich so warm ereiferte, daß seine Mitmenschen den Verstand gewinnen, um sich gut zu nähren.

Nachdem Weidmann seinen Vortrag geendet, begrüßte er Erich und Roland herzlich, und als Erich seine Freude über den Vortrag aussprach, sagte er:

„Ich sollte auch einmal Pfarrer werden, der Sohn des Pfarrers steckt noch in mir.“

„Es wird so viel Geist gepredigt,“ entgegnete Erich; „es ist gut, daß Sie einmal Fleisch predigen.“

Sehr ernst erwiderte Weidmann:

„Ich läugne aber den Geist durchaus nicht, ja es wird mir immer unbegreiflicher, wie es Menschen fertig bringen, nicht an Gott zu glauben; ich spüre ihn überall.“

Man ging auf die Straße, wo der festliche Zug vorüberzog. Voraus schritt die Feuerwehr des Orts und der angrenzenden Dörfer, schöne frische Burschen in grauleinenen Gewändern mit dem gelben blinkenden Helm auf dem Kopf.

„Das ist eine neue Ordnung unseres Lebens,“ sagte Erich zu Weidmann, und dieser erwiderte:

„Ja, das hatte keine Zeit vor uns, und wer weiß, welche weiteren, in Reih und Glied stellenden Organisationen sich daraus entwickeln.“

Die Wagen mit den lustigen Insassen fuhren vorüber; von den Hanfbrecherinnen wurde manchmal im Scherz Häckerling auf die Gaffenden gestreut; von einem Wagen wurde neuer Wein gereicht und fröhliches Leben entwickelte sich. Die Lustigkeit des Weinlandes wie des Ackerlandes vereinigte sich hier.

Man ging auf den Festplatz, wo jetzt die Preise vertheilt wurden; dann führte Weidmann seine Gäste in der Ausstellung landwirthschaftlicher Werkzeuge umher und lobte die Einrichtung, daß die besseren neuen Werkzeuge durch Verlosung unter das Volk kommen.

„Es ist schwer,“ betonte er, „den Bauer zu etwas Neuem zu bringen; der Bauer muß das conservative Element verbleiben, und doch soll er zugleich die Fortschritte der neuen Zeit sich aneignen.“

Er sprach von einem längst gehegten Plan, landwirthschaftliche Missionäre auszuschicken, oder vielmehr einzelne angesessene Bauern zu Missionären zu machen, denn gegen einen Mann mit gelehrter Sprechweise hätte der Bauer immer ein Mißtrauen.

Roland ging in der Ausstellung und unter dem versammelten Volke umher, wie wenn er plötzlich in eine andere Welt versetzt wäre. Nur wenige Stunden von Villa Eden lebte ein Mann, der mit solchem Eifer arbeitete, um seinen Mitmenschen zu guter Nahrung zu verhelfen. Und was wollen denn wir?

Erich sah eine glückliche Fügung darin, daß Roland die Anschauung eines thätigen Lebens gewann. Er durfte nicht eingreifen, ihn nicht geradezu vom Soldatenstande abwendig machen. Eine Darstellung des Widerstreits, in den er selbst mit seinem früheren Beruf gekommen war, half dem Jüngling nichts, der jetzt nur das Schimmernde und Lockende des Soldatenstandes sehen konnte.

Vielleicht gewinnt Roland nun den rechten Beruf in der Landwirthschaft, wo sich unmittelbar für Viele wirken läßt.

„Sie müssen meine Schweine sehen,“ drängte Weidmann, „sechs Wochen alte Yorkshire-Schweine ... prächtige Geschöpfe! ... Finden Sie auch die Schweine widerwärtig? Kann mir's denken. Aber, junger Freund, von der Fleischnahrung unseres Landes besteht siebzig Procent aus Schweinefleisch, zwanzig aus Rind- und nur zehn aus Schaffleisch, Geflügel, Wild u. s. w., während in Frankreich sechzig Procent Hammelfleisch gegessen wird.“

Die Yorkshire-Schweine waren in der That sehr saubere Erscheinungen.

Die Preise waren vertheilt, der Volksjubel tummelte durcheinander und Erich suchte seinem Zögling zu zeigen, daß das ein Fest sei, das sich das Volk selber macht, von keiner Staats-, von keiner Kirchengewalt angeordnet. Weidmann, der etwas davon hörte, setzte lächelnd hinzu:

„Ja, das ist unsere neue Selbstverwaltung in allen höheren und in allen niedern Dingen. Wir haben keine Verwalter unseres Lebens mehr, seien sie in Talaren oder Uniformen.“

Es war Zeit, daß man zum Tanze ging; Musik tönte hell. Sie traten in das Wirthshaus zum Raben, an welchem ein grüner bebänderter Strauß ausgehängt war; Bauern und Bäuerinnen tanzten im lustigen Reigen. Auf einer kleinen Erhöhung bei den

Musikanten stand Knopf, der die Flöte blies; er nickte den Eintretenden zu. Roland faßte zitternd die Hand Erichs und deutete auf mehrere wohlgekleidete Menschen, die um den mit einer rothen Decke bedeckten Tisch saßen.

„Da ist sie! Da ist sie!"

Ein schlank erwachsenes Kind, rosig erblüht, mit langen aufgelösten Haaren saß neben einem hochgewachsenen Manne. Es war der Neffe Weidmanns, Doctor Fritz aus Amerika.

Knopf gab dem Trompeter neben ihm einen Wink, der Tanz hörte auf und nun kam er herab und reichte Erich und Roland die Hand. Unter seiner großen Brille traten ihm Thränen in die Augen, die auf die Gläser fielen, so daß er die Brille abthun und die Ankömmlinge blinzelnd anschauen mußte.

„Sie kommen zur guten Stunde, zur besten. Wir feiern das Gaufest."

„Verzeihen Sie mir . . ." rief Roland.

„Ist schon lange geschehen. Du bist — Sie sind ja ein stattlicher Jüngling geworden. Kommen Sie."

Er führte die Beiden nach dem großen Tisch und stellte Erich der Frau Weidmann vor. Noch ein Anderer, der hinter dem Tische saß, reichte Erich und Roland die Hand; es war Fürst Valerian, der als Zögling bei Weidmann lebte. Zwei Söhne Weidmanns, Doctor Fritz aus Amerika und sein Kind wurden ebenfalls vorgestellt. Roland und das Mädchen schauten einander wie träumend an.

„Vater, das ist der Waldprinz, den ich gesehen habe," sagte das Mädchen.

Roland schaute betroffen um beim Tone dieser Stimme; wenn die Glocken der Maienblume Stimme gewinnen, gerade so müßten sie tönen. Wie schnell erwachsen war aber Lilian seitdem!

Nun wurde die Begegnung im Walde erzählt und als der Ruf „Lilian komm!" erwähnt wurde, sagte Knopf: „Lilian komm! Lilian komm! Das geht im Dreivierteltakt." Seine Flöte wie einen Zauberstab schwingend, rief er laut: „Es geschehen noch Wunder! Es geschehen noch Wunder! Nun aber, folgt mir; redet nichts, kein Wort. Roland kann tanzen, Du kannst auch tanzen, Lilian. Ich bitte um Ruhe!" rief er zu den Versammelten. „Die Beiden hier tanzen jetzt ganz allein."

Er stellte sich wieder auf die Erhöhung und spielte einen

Walzer auf der Flöte; Roland und Lilian tanzten und Alles schaute ihnen zu.

Noch hatten Roland und Lilian kein Wort gesprochen und hatten sich doch so viel zu sagen, aber sie tanzten mit einander. Wer weiß, wie lange Knopf noch fortgespielt, wenn nicht Doctor Fritz gerufen hätte:

„Nun ist's genug, Herr Candidat!“

Knopf fuhr zusammen, das Wort Candidat mitten in diesem Märchen schien ihn zu verletzen; es ist doch gar so grausam prosaisch.

Roland und Lilian setzten sich zu den Uebrigen an den Tisch. Knopf ermahnte Lilian, sie solle nun auch ihrem Tänzer zu trinken geben, aber Frau Weidmann wehrte ab, die Beiden dürften jetzt noch nicht trinken. Sie saßen still und schauten einander an und redeten kein Wort.

Erich bat, daß durch sein Eintreffen keine Störung bewirkt sein solle, aber Weidmann erklärte, daß er ohnedies habe aufbrechen wollen; er habe heut schon hundert und hundert Menschen Antwort geben müssen.

Frau Weidmann bedauerte, daß die besten Zimmer im Hause besetzt seien.

„Beruhigen Sie sich,“ tröstete Weidmann; „alle Frauen, auch die besseren, entschuldigen ihre Bewirthung, wenn sie auch noch so gut bestellt ist.“

Die Gesellschaft ging mit Roland und Erich nach dem Hofe; Doctor Fritz führte sein Töchterchen an der Hand und jetzt erfuhr man auch, daß er andern Tages wieder nach Amerika zurückreise.

Knopf legte seinen Arm in den Rolands, Erich ging zwischen Weidmann und dessen Frau; Fürst Valerian war mit einem Sohne Weidmanns feldeinwärts gegangen, während der zweite Sohn sich zu Doctor Fritz gesellte.

Weidmann erinnerte Erich an seinen Versuch in der Leitung der Züchtlinge und bemerkte, daß der Trompeter, der beim Tanze das Klappenhorn blies, auch ein ehemaliger Sträfling sei, sich aber seit Jahren gut benehme.

Frau Weidmann fragte Erich, ob es bereits entschieden sei, daß der Baron Pranken die Tochter des reichen Sonnenkamp heirate.

Erich konnte nicht umhin, zu bejahen, und Frau Weidmann wurde sehr ärgerlich.

„Mich kränkt es stets," sagte sie, „wenn ein gesundes, reiches, bürgerliches Mädchen einen Adligen heiratet; unser gutes bürgerliches Erwerbniß wird entfremdet. Ich will nicht sagen, daß der Adel unser Feind ist, aber er ist nicht unser, er hält sich für etwas anderes, und die Frucht unserer Arbeit gehört ihm nicht. Ein bürgerliches Kind, das sich in den Adel einkauft, übt Verrath an seinen Vorfahren und verräth uns durch seine Nachkommen."

Frau Weidmann redete sich in Hitze und Aerger hinein; ihr Gatte bemühte sich vergebens, sie zu beruhigen. Freilich wählte er dazu ein ungeschicktes Beruhigungsmittel, denn er berichtete, daß Herr Sonnenkamp selbst sich adeln lassen wolle.

Erich war betroffen, das Geheimniß hier so rückhaltlos aussprechen zu hören.

Frau Weidmann äußerte einen besondern Widerwillen gegen Prancken, weil er viele Menschen verleite, die sogenannte Liebenswürdigkeit über die Bravheit zu stellen; man könne trotz seines Lasterlebens Männer und Frauen gut von ihm reden hören, weil er, was man so nennt, liebenswürdig sei.

Weidmann wendete sich zu Erich mit der Erklärung, daß seine Frau aufgebracht gegen Prancken sei, denn dieser habe in den wenigen Tagen, wo er einmal auf Mattenheim gewesen, eine Zuchtlosigkeit veranlaßt, deren Nachwirkung man noch heute merke.

Zweites Capitel.

Knopf sprach indeß viel mit Roland, er pries ihn glücklich, daß er einen Mann wie Erich zum Erzieher erhalten. Roland war unaufmerksamer als je, zuletzt fragte er nur:

„Was ist der Vater Lilians?"

„Ein angesehener Advocat, ein Hauptkämpfer gegen die Sklaverei."

Knopf hätte sich gern einen Schlag auf den Mund gegeben, als er das gesagt, aber es war heraus. Er sah Roland scharf

ins Gesicht; zu seiner Beruhigung gewahrte er, daß die Mittheilung gar keine Wirkung auf den Jüngling geübt hatte.

Auf dem Wege hatte man noch die Melodie des Walzers im Gedächtniß und jetzt, da man sich dem Hofe näherte, wurde sie verdeckt, denn man vernahm das Wallen und Rauschen eines Mühlbachs und das Klappern der Mühle. Der Bach floß unter einem guten Theil des Hauses hinweg und trieb die dort angebaute Mühle.

„Sie werden heut Nacht nicht gut schlafen," sagte Knopf zu Roland.

„Warum nicht?"

„Weil Sie sich an das Rauschen der Mühle gewöhnen müssen; wenn man sich aber daran gewöhnt hat, schläft man weit besser, als sonst irgendwo. Meiner kleinen Schülerin ist es auch so ergangen."

Nicht weit vom Hofe trat die Gruppe am Zaun einer Einhegung wieder zusammen; Roland war voll Freude über die schönen Fohlen, die lustig umhersprangen und herbeikamen, da sie Herrn Weidmann witterten.

Dieser erklärte, dies sei seine Kleinkinderschule; er habe einen Fohlengarten angelegt, wo alle Züchter aus dem Gau ihre jungen Thiere hinschicken; da sei gutes Weideland, sie könnten sich austurnen, seien gegen mäßige Vergütung in guter Hut und alle versichert. Das nütze der Pferdezucht der ganzen Landschaft.

„Haben Sie sich bereits entschlossen, was Sie werden wollen?" wendete sich Weidmann an Roland.

Zum ersten Mal zögerte Roland, eine bestimmte Antwort zu geben.

Weidmann drängte nicht weiter.

Lilian machte sich von der Hand des Vaters los, ging zu Knopf und sagte ihm leise, er habe ihr immer nicht geglaubt, daß sie eine Begegnung im Walde gehabt; nun müsse er doch überzeugt sein, daß Alles Wahrheit gewesen.

Roland erzählte, wie auch Erich ihm das Begegniß nie habe glauben wollen.

Knopf strich immer mit der Hand über die Brust und seine Augen glänzten unter der Brille. Ja, mitten unter Chemie und rationeller Fütterung, Locomotivenpfiff und Dividenden-Speculation — mitten unter alledem gibt es noch Romantik in der Welt. Freilich,

das begegnet nur Sonntagskindern und Lilian war ein Sonntagskind. Er wünschte, daß er etwas thun könnte, um den Kindern diese schimmernde Romantik einer wundersamen Begegnung zu bewahren und zu erhöhen. Aber zum Romantischen kann man gar nichts thun, es kommt immer von selbst, unerwartet und überraschend, läßt sich nicht reguliren und rationell anbauen; nur still halten kann man, den Athem anhalten, nichts rufen, sonst verschwindet der Zauber. Knopf that nun doch das Beste. Er ging davon und ließ die Beiden allein.

Sie schauten einander an und sprachen noch immer nicht. Eine schöne rothe Kuh, die eine Schelle um den Hals hatte und einen Kranz zwischen den Hörnern, wurde in den Hof geführt. Das Mädchen ging der Kuh entgegen und rief, sie streichelnd:

„Guten Abend, Rothtraut! Bist Du nun stolz, weil Du den Preis gewonnen? Wirst Du es Deinen Nachbarinnen erzählen? Wird Dir es noch gut daheim schmecken oder weißt Du gar nicht, daß Du so viel Ehre bekommen hast?“

Die Kuh wurde nach dem Stall geführt und Lilian sagte zu Roland:

„Möchtest Du nicht auch wissen, ob die Kuh eine Ahnung davon hat, daß etwas mit ihr vorgegangen ist?“

Da Roland noch immer nichts erwiderte, fuhr Lilian ernst werdend fort:

„Willst Du auch Landwirth werden und beim Oheim in die Lehre eintreten? Wenn ich fort bin, kannst Du in meinem Zimmer wohnen. Da ist's schön! Warum bist Du denn nicht früher zu uns gekommen?“

„Ich habe nicht gewußt, wo Du bist und wer Du bist,“ konnte Roland endlich hervorbringen.

„Ach ja!“

Und nun erneuerten sie nochmals die Erinnerung, wie damals Lilian vom Oheim Weidmann fortgeführt wurde und wie Roland weiter wanderte zu Erich. Damals war Frühling, jetzt ist Herbst.

Roland erzählte, wie er sich auf der Reise bald so einsam und verlassen, bald so überselig gefühlt hatte; Lilian hörte ihm mit gespannten Mienen zu. Seine Stimme wurde immer bewegter. Er berichtete von seiner Krankheit, wie sich ihm da immer die Worte gesprochen hätten: das ist der deutsche Wald — wie er in seinen Fieberträumen auch Maienblumen verlangt und dies die ersten

Pflanzen waren, die vor seinem Krankenbette gestanden, als er zur Besinnung gekommen. Lilian weinte, große Thränen rannen ihr über die Wangen.

„Hast Du die Blume aufbewahrt, die ich Dir geschenkt habe," fragte Roland.

„Nein. Ich mag keine vertrockneten Blumen. Schenk mir etwas — schenk mir etwas, das nicht verwelkt."

„Ich habe nichts," erwiderte Roland. „Aber ich will Dir meine Photographie schicken, wo ich als Page — Nein, das ist nichts. Ach, wenn ich nur meine Ringe noch hätte! Ich möchte Dir einen Ring geben, aber Erich hat sie mir alle von der Hand genommen."

„Ich will keinen Ring. Gib mir das — gib mir den Kieselstein, auf dem Dein Fuß jetzt steht."

Roland bückte sich und gab ihr den Kiesel, dann bat er, daß sie ihm auch einen Kiesel gebe.

Sie that es und rief:

„Jetzt nehm' ich ein Stück Deutschland mit übers Meer."

Roland schwieg, das Herz zuckte ihm.

Das Mädchen fuhr fort:

„Also das ist der Wildfang Roland, von dem der gute Herr Knopf immer spricht? Du glaubst gar nicht, wie lieb er Dich hat."

„Vielleicht so lieb wie Dich?"

„Ja, mich hat er auch lieb, und er hat mir versprochen, er kommt zu uns nach Amerika."

„Ich bin auch aus Amerika."

„Ach ja! Willkommen, lieber Landsmann. Geh mit mir in den Garten und hilf mir einen Blumenstrauß suchen, den ich morgen mitnehme."

„Wohin gehst Du denn morgen?"

„In aller Früh reisen wir heim."

„Wir sehen uns nur zu Willkomm und Abschied," sagte Roland.

„Komm mit mir in den Garten," erwiderte Lilian.

Drittes Capitel.

Wie im Märchen gingen sie im Garten hin und her und pflückten Blumen. Sie gingen zuerst durch den Gemüsegarten, wo in regelmäßiger Entfernung kleine Zwergbäume standen; Lilian erklärte in hausmütterlicher Weise dem Gaste Alles und schloß:

„Da ist kein Rosenstock, kein Baum, den die Tante nicht selbst oculirt hat, und sie hat einen schrecklichen Haß auf alles Ungeziefer. Denk Dir nur, was die Tante Alles zum Ungeziefer rechnet! Aber Du mußt sie nicht darüber auslachen.“

„Was denn?“

„Die Vögel hält sie auch für Ungeziefer. — Ach, Du lachst gerad so wie mein Bruder Hermann. Lach noch einmal! Ja, gerad so lacht er. Mein Bruder ist aber schon drei Jahre im Geschäft. Komm, jetzt wollen wir Blumen suchen.“

Sie gingen nach dem Blumengarten und pflückten Blumen mancher Art, aber Lilian warf einen ganzen Strauß in den Bach und vergnügte sich im Ausdenken, wie die Blumen in den Rhein fließen und vom Rhein ins Meer und wer weiß, ob sie nicht nach New-York kommen, noch bevor sie selbst da ist.

„Ich komme auch zu Dir nach Amerika,“ sagte Roland.

„Gib mir die Hand darauf.“

Zum ersten Mal reichten sie einander die Hand.

Da knallte ein Schuß hinter ihnen. Roland erzitterte.

„Sei nur ruhig. Bist Du denn so furchtsam?“ beschwichtigte Lilian. „Es ist die Tante, sie verscheucht nur die Sperlinge, sie schießt jedesmal, wenn sie in den Obstgarten kommt. Dort auf dem Tisch liegt immer ein Pistol.“

Roland sah jetzt Frau Weidmann, wie sie das abgeschossene Pistol auf den Tisch legte.

Sie setzten sich miteinander am Bachesrande nieder und leise sagte Lilian:

„Die Reseda will ich behalten, die riechen so gut, auch wenn sie vertrocknet sind.“

„Ja,“ fügte Roland hinzu, „gib mir auch eine Reseda und so oft wir daran riechen, wollen wir an einander denken. Der Krischer hat mir gesagt, daß die Reseda am meisten Honig gibt.“

„Du bist aber gescheidt!“ jauchzte das Kind. „Sag, meinst Du auch, daß die Bienen die Blumen so riechen wie wir, und daß sich die Blumen so buntfarbig aufputzen, damit die Bienen und die Fliegen zu ihnen kommen und freundlich mit ihnen sind? Denk nur! Das behauptet Herr Knopf. Ach, was für ganz klein winzige Nasen müssen die Bienen haben! Und daß die Hummel nicht gescheidt ist, das hab' ich schon oft gesehen; zwei-, dreimal fliegt sie auf eine Blume, wo sie doch weiß, daß da gar nichts zu finden ist. Die Hummel ist dumm, aber die Bienen — Hast Du die Bienen auch am liebsten?“

„Nein, ich habe Pferde und Hunde lieber.“

„Und denk nur,“ fuhr Lilian fort, „mir thun die Bienen gar nichts und dem Onkel auch nicht, aber die Tante muß sich in Acht nehmen. Hast Du auch schon einmal einen Schwarm eingefangen?“

„Nein.“

„Wenn Du einmal ein großer Gutsherr bist, mußt Du Dir auch Bienen anschaffen. Die Bienen gedeihen nur in einem Hause, wo Frieden ist, hat mir Herr Knopf gesagt. Und wenn wir morgen abreisen, nimmt der Vater einen Bienenstock mit. Wir setzen ihn auf unsere Farm. Ach, wenn wir ihn nur gesund in die neue Welt bringen; es wäre doch schrecklich, wenn all die guten Bienen unterwegs sterben müßten. Aber schön wird's sein, wenn sie in Amerika aufwachen und hinausfliegen und sehen da ganz andere Bäume.“

„Ist es denn wahr, daß Ihr schon morgen fortgeht?“

„Ja, der Vater hat's gesagt, und wenn der etwas gesagt hat, kannst Du Dich drauf verlassen, so sicher, als morgen die Sonne aufgeht. Jetzt sag', was willst Du denn werden?“

„Soldat.“

„Ach, das ist schön, dann kommst Du zu uns und hilfst Alle todtschlagen, die Sklaven haben. Der Vater und der Onkel sagen, es geht bald los. Ach, wenn es nur noch wäre wie in alten Zeiten, dann würden wir mit einander fortziehen in den wilden Wald, weit in die Welt hinein, und da kommen wir auf ein Schloß und da sind lauter winzig kleine Zwerge und da ist ein Einsiedler, ein gar guter Mann mit schneeweißem Bart, den haben alle Thiere im Walde gern ... und der Herr Knopf könnte so ein Einsiedler sein ... ja, er soll unser Einsiedler sein und er

heißt ja Emil Martin. Von heut an wollen wir ihn immer Bruder Martin heißen."

Roland fragte:

„Warum mußt Du denn morgen schon fort?"

„Warum mußt Du denn hier bleiben?" entgegnete Lilian.

„Ich muß bei meinen Eltern bleiben."

„Und ich bei den meinen. — Ach, Du hast ja schon einen Bart," rief Lilian plötzlich und zupfte Roland am Flaum.

„Das thut weh; Du reißest mir ja die paar Haare aus, auf die ich stolz bin."

„So, Du bist stolz darauf?"

Und sie streichelte ihn und sprach einen sogenannten Heilsegen dabei, den sie von Knopf gelernt hatte zum Heilen einer Wunde.

„Wo ist denn Dein Hund?" fragte Lilian.

„Er muß mit Erich gegangen sein. Wo er nur sein mag?"

Er pfiff laut; Greif kam herbei.

Lilian liebkoste den Hund, küßte ihn und gab ihm alle guten Worte.

„Ich schenke Dir den Hund," sagte Roland.

„Siehst Du?" rief Lilian, „er schaut Dich und mich verwundert an, er merkt, daß er einem Andern übergeben werden soll wie ein Sklave. Aber, Roland, ich darf den Hund nicht mitnehmen, ich darf dem Vater gar nichts davon sagen. Denk nur die viele Mühe, die wir mit dem Hunde hätten bis nach New-York; behalte Du ihn nur."

Roland hatte nachdenklich dreingestarrt; jetzt fragte er:

„Hast Du schon Sklaven gesehen?"

„Nein, sobald sie zu uns kommen, sind sie es ja nicht mehr. Aber ich habe schon Viele gesehen, die es gewesen sind; Einer ist ein Freund vom Vater, und der Vater geht Arm in Arm mit ihm über die Straße. Komm her, Greif," unterbrach sie sich plötzlich, „da hast Du etwas."

Sie gab Greif Zuckerbrod zu essen, das sie in der Tasche hatte, der Hund leckte noch lange mit der Zunge seine Lefzen und stand da, in die Landschaft hinausschauend.

Geraume Zeit sprach Keines ein Wort; dann fragte Lilian wieder:

„Hast Du auch eine kleine Schwester?"

„Nein, sie ist ein Jahr älter als ich."

„Und ist sie auch schön?"

Lilian wartete die Antwort nicht ab, sie winkte Roland, denn eben lief ein Marienkäferchen an ihrer Hand empor.

„Gib Acht," sagte sie, „jetzt arbeitet es seine Flügelchen unter dem Rückendeckel vor und rüstet sich mit den verborgenen Flügeln. Hui! fort ist es. Das wird viel zu erzählen haben, wenn es heimkommt. Ach, wird es sagen, da ist ein großes Thier gewesen und das hat fünf Bäume an der Hand — meine Finger müssen ihm doch wie Bäume vorkommen, und wenn es dann mit den Seinen zu Nacht ißt — Sag', Roland, bist Du nicht auch hungrig? Ich bin hungrig."

„Was macht Ihr da?" rief plötzlich eine starke Frauenstimme. „Kommt ins Haus."

Lilian sagte leise zu Roland:

„Wir kriegen etwas Gutes zur Nacht, Pfannkuchen mit Schnittlauch. Siehst Du nicht den Schnittlauch, den die Tante abgeschnitten in der Hand hält? Der ist zu den Pfannkuchen."

Sie gingen mit Frau Weidmann ins Haus.

Viertes Capitel.

Während Roland und Lilian im Garten träumend und räthselnd beisammen gesessen hatten, waren die Männer nach dem Hause gegangen. Sie traten in den großen getäfelten Hausflur, wo viele getrocknete Erntekränze hingen. Weidmann zeigte Erich, daß zweiunddreißig von diesen Kränzen ihm gehören, denn so viel Mal hatte er hier schon geerntet. Der einzeln hängende Kranz sei der fünfzigste Erntekranz seines Schwiegervaters gewesen.

Man ging in die Wohnstube im Erdgeschoß. Der Raum war groß und wohnlich, mit behaglichen Sitzplätzen in Fenstervertiefungen und da und dort aufgestellten Tischen und Stühlen.

„Im Sommer wohnen wir hier im Erdgeschoß," sagte Weidmann zu Erich, „da läßt sich Alles besser überschauen. Wenn die Blätter von den Bäumen abgefallen sind, beziehen auch wir unsere Winterresidenz im obern Stock."

Aus dem großen Wohnzimmer sah man in andere, wo die schweren damastenen Thür-Vorhänge zurückgeschoben waren. Der Banquier, den Erich in Karlsbad kennen gelernt hatte, kam aus einem innern Zimmer; er hielt ein Actenbündel in der Hand und grüßte freundlich. Er freute sich, hier den Freund Clodwigs wiederzufinden.

Sofort wurde man in ein neues Thema eingeführt. Der Banquier sagte, daß er die Papiere genau durchstudirt habe, die Staatsdomäne scheine nicht zu hoch geschätzt und die Art, wie sie zertheilt werden solle, müsse Weidmann verstehen; nur glaube er, daß es schwer thunlich sei, die Sicherung, die Weidmann für seine Arbeiter aufgestellt, auch auf das neue Unternehmen auszudehnen; denn es sei sehr fraglich, ob in Jahren das Erträgniß ein solches sein werde, daß man den Betrag für die Lebensversicherung erübrigen könne.

Erich erfuhr, daß Weidmann seine sämmtlichen Arbeiter veranlasse, einen Verband zu bilden, der sich in eine Lebensversicherung einkaufe, und wer sieben Jahre treu bei ihm ausgehalten, für den trat er im Unvermögens-Falle selbst ein.

In großen Umrissen erklärte Weidmann, wie ihm die sogenannte sociale Frage beständig unter der Form erscheine, in der sie bei den Römern sich zeigte; immer wieder handle es sich darum, freie und selbständige Grundbesitzer zu schaffen. Die sociale Frage werde sich indeß nicht als bloßes Rechenexempel lösen lassen, ein sittlicher Eifer müsse hinzutreten, und wenn auch Manche darüber die Achseln zucken, er bekenne offen, daß das vielfach zur hohlen Phrase gewordene humane Princip der Freimaurerei hier neue Belebung und Bethätigung finden müsse.

Ueberall ist in unseren Tagen ein Dichten und Trachten, ein Sorgen für die Nächsten, für die im Dasein Verkümmerten. Das ist unsere Religion, die keine Tempel und keine geordneten Festtage hat, aber überall und allzeit zum Guten ringt.

Fürst Valerian fragte, was Roland werden wolle. Noch ehe Erich antworten konnte, trat im Geleite des Doctor Fritz ein anderer Mann ein, der Erich sofort freundlich begrüßte; es war der Schwiegersohn Weidmanns, ein Infanterie-Officier höheren Ranges. Die beiden Männer baten, daß man das Gespräch nicht unterbreche, und Fürst Valerian wiederholte seine Frage.

Erich erwiderte, daß Roland sich dem Soldatenstande widmen

wolle; es wäre aber zu wünschen, daß er sich dem Feldbau widmen könnte.

Lächelnd entgegnete Weidmann, daß Erich, weil selbst Soldat gewesen, zu scharf gegen diesen Stand sei; er für sich sei der Ueberzeugung, daß es zur Fertigstellung eines Mannes von großer Bedeutung sei, dem Soldatenstande angehört zu haben. Da bilde sich Gewecktheit, Entschlossenheit und Selbstvertrauen und zugleich ein Einreihen in die Gesammtheit. Nirgends lerne man so gut Pünktlichkeit und nirgends übe man sich besser im Befehlen wie im Gehorchen. Roland müsse nur immer in der Ueberzeugung stehen, daß das Soldatenleben ein Durchgangspunkt sein solle, nichts, das sein ganzes Leben durchaus einnehmen und ausfüllen dürfe.

„Dann wird er kein rechter Soldat," fiel der Schwiegersohn Weidmanns ein. „Wer etwas unternimmt, das er nicht für eine Thätigkeit hält, der die volle Lebenskraft gehört, wer dabei immer nach einem beruflichen Jenseits schaut, steht nicht voll im Gegenwärtigen."

„Es wäre wichtig für Roland," sagte Knopf, „nicht einen vorübergehenden, sondern einen bleibenden Beruf zu finden. Gerade Sie, Herr Weidmann, bei dem mächtigen Eindruck, den Sie und Ihre Thätigkeit auf Roland unfehlbar machen — gerade Sie wären geeignet, ihm die entscheidende Richtung zu geben."

Man setzte sich und der Banquier begann:

„Ich glaube, es ist Jean Paul, der einmal sagte: Kommst Du in eine fremde Wohnung und es ist Dir unheimisch, so arbeite sofort etwas und es wird Dir heimisch. Ich möchte das erweitern. Heimisch in der Welt wird man nur durch Arbeit; wer nicht arbeitet, ist heimatlos. Noch eine Frage," wendete er sich an Erich. „Hat Ihr Zögling nicht auch, wie leider die meisten Söhne der Reichen, das Verlangen, ein Cavalier, ein Junker zu werden?"

Da Erich nicht antwortete, fuhr er fort:

„Unser Unglück ist, daß die Söhne der Reichen blos Erben sein und nicht Selbstgeltung aus sich gewinnen wollen."

„Wie wir schon gehört," nahm der Schwiegersohn Weidmanns das Wort, „will der junge Mann Soldat werden, und ich glaube, daß man ihn darin bestärken müßte. Ich hoffe, daß man mir nicht ein Vorurtheil für meinen Beruf zutraut, aber ich muß die Betrachtungsweise unseres Herrn Vaters wiederholen: das Soldatenthum

gibt eine Geschlossenheit, die nichts Anderes so bewirken kann. An jedem Tage gerüstet mit Sack und Pack dem Leben gegenüberstehen, das macht fertig; das stehende Heer wird gewissermaßen in jedem Einzelnen zur Thatsache."

„Einverstanden," ergänzte Weidmann. „Aber muß man nicht doch wieder fürchten, daß ein Mann, der seine besten Jahre Soldat gewesen, nur schwer in eine andere bleibende Thätigkeit kommt? Er betrachtet sich stets als auf Urlaub, und ein Hauptunglück zeigt sich vornehmlich in den Reichen, daß sie sich immer auf Urlaub, immer in Ferien befinden."

„Das Beste ist, Roland bringt das Geld durch, dann kommt es unter die Leute," scherzte der Sohn Weidmanns und zeigte die von Prancken so sehr gescholtenen impertinent weißen Zähne.

„Ich möchte auch ein Wort sagen," wendete sich der Fürst Valerian an Weidmann. „Ich glaube, daß wir in Rußland ein Beispiel sein können. Wir müssen aus Gutsbesitzern zu Landwirthen werden, ob das Erbe nun in Geld oder in großen Gütern besteht. Warum soll der junge Mann nicht einfach Landwirth werden?"

„Die Landwirthschaft hat fünf Zweige," erwiderte Weidmann, „und diesen sollen fünf gleiche Wurzeln in der Neigung entsprechen. Die Landwirthschaft besteht aus Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie; Eines davon, ich meine die Neigung zu einer dieser Wissenschaften, muß so zu sagen den Boden im Gemüthe bilden, sonst erwächst kein Berufsglück daraus. Und wissen Sie," wendete er sich lächelnd an den Fürsten, „wissen Sie, was das erste Erforderniß für einen Landwirth ist?"

„Geld."

„Nein, das ist das zweite. Das erste ist: gesunder Menschenverstand, und es gibt weit mehr geistreiche Menschen, als Menschen von einfach gesundem Verstand."

Mit einem Eifer, der gegen sein sonst ruhiges Wesen sehr abstach, erging sich Weidmann in Widerlegung der allgemeinen Ansicht, daß die Landwirthschaft eine allgemeine Zuflucht sei, in der man Jegliches unterbringen könne; dennoch blieb man endlich dabei, daß es am angemessensten wäre, wenn Roland sich zur Landwirthschaft in Verbindung mit der Groß-Industrie bestimmen ließe.

Das Gespräch zertheilte sich. Weidmann fügte hinzu, das

Schwierigste bleibe, daß Roland nichts zu wünschen habe, wozu er seine Kräfte anspanne, und dann glücklich sei, wenn er das Erstrebte erreiche, und sofort wieder ein Neues sich ansetze; denn das ist ja das Treiben und Wachsen im Leben, daß alles Erreichte sofort wieder den Keim eines zu Erstrebenden ansetzt.

„Man kann keinen Menschen zum Glücklichmacher erziehen,“ schloß er endlich. „Der Jüngling muß etwas bekommen, das in ihm das Bedürfniß nach der Association mit Menschen erweckt; er soll Alles auf Andere und zugleich auf sich beziehen; er muß etwas schaffen wollen. Aus dem Geschaffenen allein fließt Glück.“

Doctor Fritz hatte keinen Antheil an der Berathung genommen; er saß nachdenklich da und hatte die Brauen zusammengezogen.

„Warum sprichst Du kein Wort?“ sagte Weidmann leise zu ihm, während sich verschiedene Zwiegespräche entwickelt hatten. Ebenso leise erwiderte Doctor Fritz:

„Es ist schon schwer, ein so übermäßiges, rechtlich erworbenes Erbe anzutreten, wie viel schwerer noch eines, an dem eine Schuld haftet.“

Weidmann winkte seinem Neffen und legte den Finger, wie Schweigen gebietend, an die Lippen.

Nun trat Frau Weidmann ein und bat, daß man zu Tische käme. Man ging nach dem Speisezimmer.

Erich saß neben Knopf und sagte:

„Herr College, ich habe eine Frage, die Sie mir aber nicht sofort, sondern morgen beantworten.“

„Welche Frage?“

„Was würden Sie thun, wenn Sie plötzlich in den Besitz von vielen Millionen kämen?“

Knopf, der eben das Glas an den Mund gesetzt hatte, fing plötzlich so heftig zu husten und zu prusten an, daß er sich vom Tisch entfernen mußte. Er kam nach einer Weile wieder, aß aber keinen Bissen und trank keinen Tropfen mehr an diesem Abend.

Als Alle sich zur Ruhe begaben, sagte Weidmann leise zu Erich, er möge noch bei ihm bleiben, er habe mit ihm zu reden.

Roland ging mit Knopf in der sternhellen Nacht umher und Knopf mußte versprechen, ihn zur Abreise des Doctor Fritz und seines Kindes zu wecken. Erst dann begab Roland sich zur Ruhe;

er fand sie lange nicht, denn Alles, was er heute erlebt, dazu das Geräusch des Baches, das Klappern der Mühle hielt ihn wach. Aber endlich siegte Ermüdung und Jugend und er schlief fest ein.

Fünftes Capitel.

Erich war seinem Gastfreund in das Arbeitszimmer gefolgt und hier fragte nun Weidmann:

„Wissen Sie, warum Sie hierher geschickt sind?"

„Hierher geschickt?"

„Ja."

„Herr Sonnenkamp wünscht eine freundliche Beziehung zu Ihnen, und ich selbst hatte schon längst das Verlangen —"

„Gut. Der beste Spion ist oft, der nicht weiß, daß er Spion zu sein hat, der harmlos sieht und harmlos berichtet."

„Ich begreife nicht . . ."

„Glauben Sie mir, Herr Sonnenkamp dachte keinen Augenblick daran, zu uns zu kommen, zumal er noch nicht weiß, wann Doctor Fritz abreist; die Abholung, die er Ihnen vorspiegelte, war gar harmlos. Senden Sie einen Boten und er wird Ihnen mit Bedauern sagen lassen, daß er nicht selber kommen könne, und wird den Wagen schicken. Herr Sonnenkamp will zunächst erkundschaften, ob mein Neffe, der ihn kennt, etwas gegen ihn unternehme und ob von unserer Seite überhaupt etwas gegen ihn geschehe."

Da Erich schwieg, fuhr Weidmann fort: „Ach, junger Freund, es ist kein Vergnügen, den Schleichwegen des Raubthieres im Menschen nachzugehen. Doch vor Allem eine Frage. Wissen Sie, wie es zunächst um die Adelsbewerbung des Herrn Sonnenkamp steht?"

„Nein."

„Wissen Sie, daß ich auch vertraulicher Weise um ein Gutachten über Herrn Sonnenkamps Verdienste angegangen wurde?"

Erich bejahte und Weidmann fuhr fort:

„Ich habe Ihnen gesagt, daß der Pferdeknecht, der die Trompete bläst, ein Sträfling war; ich habe noch einen zweiten

Sträfling auf einem entfernten Gehöft, denn er thut nicht gut, nicht sowohl aus Bosheit, als aus Prahlerei, wenn er unter Menschen ist. Sie sehen also, ich stoße Menschen von verbrecherischer Vergangenheit nicht von mir; es ist meist nur Glück, wenn wir aus Lehre und Beispiel und durch gesichertes Auskommen nicht auch Manches auf uns laden, was nicht zu tilgen wäre. Freilich, eine fortgesetzte raffinirte, alles Menschenthum empörende Thätigkeit — Aber wie gesagt, ich lege Herrn Sonnenkamp nichts in den Weg; nur ist es mir unbegreiflich, daß er nach dem Adel strebt und damit die Forschung nach seiner Vergangenheit muthwillig herausfordert. Wie mir unser Freund Wolfsgarten sagt, haben Sie viel Macht über Herrn Sonnenkamp; ermahnen Sie ihn, von dieser Sache abzulassen. Es ist unfaßlich, daß er ein Nachforschen über sein Leben tollkühn herausfordert. Schon um der Kinder willen, die diesen Mann Vater nennen müssen, hätte er es nicht wagen sollen."

Erich fragte, ob denn Roland und Manna nicht die Kinder Sonnenkamps seien. Weidmann war verwundert über diese Frage und sagte:

„Roland und Manna sind die Kinder dieses Mannes und ich freue mich, daß Sie, wie mir Herr Knopf früher mittheilte und wie ich selbst sehe, eine Sphäre des Edelsinns im Umkreis dieses Hauses zu bilden vermochten und Ihren Zögling in allem Guten einbürgern. Wenn dieser Jüngling einst erfährt —"

„Was ist denn? Was ist denn?" konnte Erich mühsam herausbringen.

„Wissen Sie denn nicht?" erwiderte Weidmann, sich den Kopf mit beiden Händen haltend. „Wissen Sie denn nicht?" wiederholte er.

„Ich weiß nichts, als daß Herr Sonnenkamp große Plantagen mit vielen Sklaven besaß, daß ihm das amerikanische Leben nicht mehr gefiel und er darum nach Deutschland zurückkehrte."

„Herr Sonnenkamp — Herr Sonnenkamp!" sagte Weidmann. „Schöner Name! Es ist noch gut von ihm, seine Mutter hieß so. Also von einem Herrn Banfield haben Sie nie gehört?"

„Nicht eigentlich. Ich hörte nur einmal, daß Herr Sonnenkamp bei der Rückreise aus dem Bade sehr ärgerlich war, als er diesen Namen in das Fremdenbuch eingetragen fand."

„Dieser Herr Sonnenkamp, oder eigentlich nicht Herr Sonnen-

kamp, Herr Banfield, ist, kurz gesagt, der berüchtigtste Sklavenhändler, den die Südstaaten kannten; ja noch mehr. Mein Neffe, Doctor Fritz, könnte Ihnen erzählen, was er noch gethan; er ging so weit, in öffentlichen Schriften die Sklaverei zu vertheidigen, und war so frech, sich als Beispiel aufzustellen, daß nicht alle Deutsche von der sentimentalen Humanität verweichlicht seien, sondern daß er, ein Vertreter des Deutschthums, die Sklaverei als zu Recht bestehend vertheidige. Er hat einen Ring am Daumen, wenn er den Ring abthut, können Sie die Zähne eines Sklaven sehen, den er erdrosselte und der ihn in den Daumen biß."

Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus der Brust Erichs, er konnte nichts ausrufen als die Worte:

„O Roland! O Mutter! O Manna!"

„Es thut mir leid, daß ich es Ihnen sagen mußte, aber es ist besser, daß Sie es durch mich erfahren. Sie fassen nicht, daß der Mann mit solcher Vergangenheit manchmal so schön thun und in Erörterungen über Ideen sich einlassen kann? Ja, dieser Mann ist ein von Blumen umkränzter Sumpf! Der Sklavenhandel ist der trockene Mord, das Vernichten freier Existenzen zu eigenem Vortheil. Ein Mörder aus Leidenschaft, ein Mörder aus Raubsucht schreitet über Leichen hinweg nach seinen Genüssen, zur Bethätigung seiner vermeintlichen Berechtigung. Die Welt ist ihm Krieg und Kampf, ein Vernichten des Andern, um selber Raum zu finden. Aber ein Sklavenhändler . . . ein Sklavenmörder!"

Erich hielt die Hände in einander gepreßt. Wer kann ermessen, warum aus dem Gewirre von Gedanken sich der eine herausarbeitet? Er erinnerte sich des ersten Sonntags, wo der Arzt ihn gefragt: können Sie mit einem Menschen leben, den Sie nicht achten? Also Alle wußten, Alle, und nur er nicht?

Der Dünkel, das herrschsüchtige, gewaltsame Gebahren Sonnenkamps war ihm oft auffällig gewesen und seine Freundlichkeit hatte etwas Erschreckendes, aber er hatte immer geglaubt, daß ein Mann, der ein Eroberer war — einen Eroberer hatte Bella ihn genannt — weiß auch Bella? . . . Weiß auch Clodwig? . . . Ein Mann, der so viel von der Welt sich angeeignet, erschien in seiner Weise folgerichtig, wenn er auch stets fremd blieb. Aber nun ein Sklavenhändler! Alle wußten es und er allein nicht. Wie mochte er ihnen erscheinen?

Erich hatte mit dem Namen Rolands und seiner Mutter auch den Manna's ausgerufen, jetzt zum ersten Mal im höchsten Schmerz ging es ihm ganz und voll auf, daß er Manna liebte. Wie wird sie es tragen? Wußte sie es schon? War das der Grund ihres verschlossenen Wesens, ihres Drängens, sich zu opfern und den Schleier zu nehmen? Aufblickend war sein erstes Wort: „Es ist schwer, aber es ist gut, daß ich hierher auf diesen Punkt gestellt wurde, um einen Jüngling mit einem solchen Schicksalserbe zu erziehen und . . .“

Er wollte von Manna sprechen, aber er unterdrückte jedes Wort über sie; er schaute wirr um sich. Weidmann legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ja, Sie haben den großen und schweren Beruf, einen Jüngling wie Roland zu stützen.“

Erich sagte, wie entsetzlich es ihm sei, daß er seine Mutter in diese Beziehung gebracht.

Weidmann erklärte, wie er wohl erkenne, welch Entsetzen darin liege, das Brod dieses Mannes zu essen, von diesem Manne sich Wohlthaten erweisen zu lassen. Er schärfte aber Erich ein, seine Mutter so lange als möglich zu schonen, denn er bedürfe ihrer noch sehr zur Stütze für Frau Ceres und Manna. Weidmann nannte es ein Glück, daß eine mit allem Edlen ausgerüstete und im Leben erprobte Frau hier stützend und helfend zur Seite stehe.

Mitternacht war längst vorüber, als Erich seinen Gastfreund verließ.

Er ging nach seinem Zimmer, er sah Roland schlafen, und ein stilles Gelöbniß lag auf seinen Lippen, da er den schönen schlafenden Jüngling sah.

Rastlos wanderte dann Erich durch den Garten und die Felder; Sternschnuppen flogen hin und her, in der Ferne glitzerten die Wellen des Rheins, ein thauiger Duft lag über der ganzen Erde, Erich fand keine Ruhe, ja er fand kaum eine Besinnung.

Was sollte, was konnte er thun?

Der Morgen begann zu dämmern, er kehrte nach dem Hofe zurück.

Hier war lebendiges Treiben.

Er traf zuerst auf Knopf, der ihm sagte:

„Ihretwegen habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen. Ach, Ihre Frage! Ich glaube, daß ich viel vergeuden würde in

Experimenten, in Versuchen, die leidenden Menschen zu sichern. Vor Allem fragte ich mich, was ist denn eine Million, oder mehrere Millionen? Was bedeuten sie? Ich habe mir vorerst Folgendes klar gemacht. Um zu wissen, was derartige Summen in sich begreifen, habe ich mich gefragt, wie viel Brode könnte man wol für eine Million haben, und durch diese etwas kindisch klingende Frage kam ich, wie ich glaube, auf den rechten Weg. Ich suchte mir klar zu machen, wie viel Familien-Existenzen eine Million repräsentirt. Aber ich glaube, theoretisch läßt sich Ihre Frage gar nicht lösen, da alle wirklichen Lebensverhältnisse nicht aus ganzen Zahlen, sondern aus Brüchen bestehen und sich nur damit ausdrücken lassen. So läßt sich auch das Facit nicht in einer ganzen Zahl ausdrücken. Ich bringe es nicht heraus und es verwirrt mir den Kopf, was ich anfangen sollte, wenn ich viele Millionen besäße. Wohlthätigkeits-Anstalten gründen? Das ist noch nicht genug. Die ganze Welt soll nicht eine barmherzige Anstalt, eine fromm ausstaffirte Herberge sein. Ich will Fröhlichkeit, Schönheit, die Menschen sollen nicht nur gesättigt und gekleidet, sie sollen auch erfreut sein. Zunächst würde ich in jedem Dorf eine gute Besoldung für den Lehrer gründen, der die Gesangvereine leitet, und einen Schoppen Wein für jedes Mitglied am Sonntag, und ein Liederhaus baute ich in jedem Dorfe mit hohen Sommerhallen und gut geheizten Gemächern im Winter, geschmückt mit schönen Bildern, und da würden die Preise aufgehangen, die der Verein errungen."

Erich nickte still, und da Knopf glaubte, er stimme ihm bei, fuhr er fort:

„Ich würde auch ein Institut für arme Kinder errichten und mich zum Director des Instituts machen, und dann würde ich ein Pfründnerhaus für verdiente Hauslehrer gründen. Ich habe schon den Namen für das Haus. „Das Haus zum Feierabend." O, das muß prächtig sein, wie da die alten Schullehrer sich mit einander zanken und Jeder hat die beste Methode gehabt. Ich habe mir auch noch überlegt: Die Hauptsumme würde ich ruhig hinlegen und eine Million davon nehmen, um sie zu verreisen. Ich würde ein Dutzend oder mehr Kameraden mit auf die Reise nehmen, rechtschaffene, tüchtige Menschen, Naturforscher, Maler, Bildhauer, Kaufleute, Politiker, Lehrer — kurz, tüchtige Männer aus allen Gebieten. Die würde ich ausstatten mit Allem, was

sie brauchen, und wir halten uns auf, wo wir wollen, und so lange als wir wollen. Und da lerne ich kennen, welches die besten Einrichtungen in der Welt sind, und wenn ich heimkomme, mache ich auch solche. Ich traue mir nicht zu, das jetzt schon zu können. Denken Sie sich, wie schön so eine Reise wäre mit einem Dutzend oder mehr tüchtiger Menschen, und wir haben ein eigenes Schiff und nehmen Maulthiere, wo es gebirgig ist. Kurz, es könnte prächtig werden, nützlich auch. Und wenn Roland heimkommt, muß er Landwirth werden, das ist doch immer das Beste, das heißt, man hat den natürlichen Boden. Aber, wie gesagt, ich krieg' es doch nicht ganz heraus."

Erich hörte kaum, was Knopf sagte, er erwachte erst aus seinen Träumen, da Knopf fragte:

„Wo ist Roland? Ich habe versprochen, ihn zur Abreise des Doctor Fritz und seines Kindes zu wecken."

„Lassen Sie ihn nur schlafen."

„Auf Ihre Verantwortung?"

„Auf meine Verantwortung."

„Gut," stimmte Knopf bei. „Eigentlich ist es mir lieber, ich brauche ihn nicht zu wecken. Roland bekommt dadurch einen schönen romantischen Schmerz. Er hat in der Nacht Abschied genommen oder auch nicht Abschied genommen, und während er schlief, ist sie verschwunden. Morgens schauernd und fröstelnd an der Dampfschiffslände oder an der Eisenbahn Abschied nehmen, das Schiff oder der Zug geht weg und dann steht man da wie ausgeraubt und man muß wieder zurück ... Ach, das ist so widerwärtig! Mich friert immer den ganzen Tag nach einem Abschiede. Nun aber, wenn Roland erwacht und das Kind ist fortgeflogen, das läßt eine schöne, von Fernen-Duft umzogene Erinnerung in der Seele zurück."

Nun kamen Herr und Frau Weidmann, kamen die Söhne, der Fürst, der Banquier und alle Hausgenossen. Alle reichten Doctor Fritz und seinem Kinde nochmals die Hand und Lilian rief:

„Herr Knopf, grüßen Sie mir Roland, den Langschläfer."

Fort rollte der Wagen, die Hausgenossen begaben sich wieder zu Bett, nur Erich und Knopf wandelten noch in der Morgenfrühe umher, und Knopf freute sich, wieder einmal das Erwachen der Natur so genau zu sehen.

Er sagte, man versäume das immer, wenn nicht ein Zwang

eintrete, und vielleicht seien viele Lyriker, die von thauiger Morgenfrühe singen, auch entsetzliche Langschläfer.

Erich hörte dem guten Knopf zu und faßte es nicht, daß noch ein Mensch da draußen in solcherlei Anliegen lebt; ihm war alles Denken und Schaffen, die Vorstellung, daß es noch manches Glück gebe, wie ein schattenhafter Traum.

Knopf dagegen glaubte, daß Erich sehr aufmerke, und klagte, daß das Kind fort sei; er habe zwar noch dem Fürsten Unterricht zu ertheilen, aber das Kind habe das ganze Haus glücklich gemacht, es sei, wie eine lebendige redende Blume gewesen, der neuen Welt entsprossen. Das waren offenbar Wendungen, die einem bereits angefangenen oder sofort zu entwerfenden Gedichte zur Zierde dienen sollten.

Erich hörte Alles geduldig an.

Endlich fragte er Knopf, ob ihm Doctor Fritz nicht Mancherlei über Herrn Sonnenkamp mitgetheilt habe.

Knopf bestätigte einen Theil dessen, was Weidmann kundgegeben, das Ganze schien er nicht zu wissen.

„Und den heiligen Morgen nehme ich zum Zeugen,“ rief Knopf, „Sie, Herr Dournay, sind ein starker Mann. Wenn ich damals die Vergangenheit des Herrn Sonnenkamp gewußt, ich hätte Roland nicht so sorglos unterrichten können, ich hätte immer das Gefühl gehabt, ich trüge ein geladenes Pistol bei mir, das unversehens losgehen kann.“

Knopf hatte die Hand Erichs gefaßt und in seiner überschwänglichen Empfindung küßte er sie, bevor Erich es abwehren konnte.

Erich ward ruhiger und Knopf pries sich selbst und Erich glücklich, daß sie mitarbeiten in den schwersten und erhabensten Aufgaben des Jahrhunderts; denn Erich habe Roland zu unterrichten, der, wenn er zur Selbständigkeit komme, etwas für die Negersklaven thun müsse, und er habe den Russen zu unterrichten, der nun die befreiten Leibeigenen zu führen habe.

Er erzählte, daß der Fürst wünsche, er möge mit ihm in die Heimat ziehen und eine Schule für die freigelassenen Bauern gründen; Doctor Fritz dagegen wünsche, daß er nach Amerika käme und eine Schule für die Kinder der freien Neger halte. Wenn er ehrlich sein wolle, müsse er bekennen, er ginge lieber nach Amerika, nur um Lilian wieder zu sehen und zu erleben,

wie sie sich entwickle und welches Schicksal sie haben werde; er glaube, daß sie seine Schülerin sei, die zu harmonischem Leben kommen müsse.

Als Erich wieder nach dem Hofe zurückkehrte, sah er Weidmann und den Banquier in den Wagen steigen; sie fuhren nach der Residenz, um wegen der Domäne zu verhandeln. Erich nahm Abschied, denn er sprach seinen Entschluß aus, sofort wieder nach Villa Eden zurückzukehren. Wie er Villa Eden nannte, erschrak er. Weidmann stieg nochmals aus, nahm ihn bei Seite und sagte:

„Lieber Dournay, auch für Ihre Mutter und Ihre Tante ist mein Haus stets das Ihrige."

Erich ging, um Roland zu wecken.

„Schon Tag? Sie sind noch da?" rief Roland.

„Wer denn?"

„Lilian und ihr Vater."

„Nein, die sind längst abgereist."

„Warum habt Ihr mich nicht geweckt?"

„Weil Du schlafen solltest. In einer Stunde reisen auch wir wieder heim."

Trotzig wendete sich Roland ab. Erich sprach ihm mit Innigkeit zu, da kehrte er endlich das Antlitz nach ihm; in seinen langen Wimpern standen große Thränen.

Welche Thränen werden diese Augen noch vergießen? sprach's in Erich.

Der Wagen, in dem Doctor Fritz mit seinem Kinde davon gefahren, kam zurück. Der Kutscher brachte noch einen Gruß von Lilian an Roland. Die Pferde wurden nicht ausgespannt, sondern an der fliegenden Krippe gefüttert, und bald fuhren Erich und Roland wieder heimwärts.

Sechstes Capitel.

Roland saß neben Erich im Wagen und schloß die Augen, um nichts zu sehen, als was in seiner Erinnerung sich bewegte; er preßte die Lippen zusammen, um kein Wort zu reden.

Warum hat Erich keinen Grund angegeben, daß er sofort

wieder abreist? Warum hat Knopf mit einem triumphirenden Lächeln berichtet, daß er mich absichtlich nicht geweckt habe? Denn als es darauf ankam, hatte Knopf die Verantwortlichkeit auf sich selbst gewälzt; es erschien ihm besser, wenn Roland auf den Abwesenden ärgerlich war, als auf den, in dessen Händen er bleiben muß.

Bisweilen blinzelte Roland zu Erich herüber, ob er nicht beginne, ihm Alles zu erklären, aber Erich schwieg; auch er hatte die Augen geschlossen.

Am hellen Tage in einer Landschaft voll erquickenden Ausblickes fuhren die Beiden dahin und träumten nur in sich hinein.

Von Müdigkeit übermannt, saß Erich wie im Halbschlaf versunken, in welchen das Geräusch des Wagens wie dämonisches Rollen hineinschwirrte. Manchmal, wenn es bergab ging und die gehemmten Räder knirschten, blinzelte er auf, er sah nach dem Rhein in der Ferne, er schloß die Augen und in seinen Halbtraum hinein drang der Anblick des Wassers, der Berge. Ihm träumte, es wäre Alles überfluthet und mitten auf den Fluthen stehen zwei Männer auf Felsen fern von einander und doch einander zuwinkend. Auf dem einen steht Clodwig und spricht von einem Römerfund, den er in der Hand hält, auf dem andern steht Weidmann und spricht von der Lebensversicherung, und dazwischen reden sie von Geretteten. Und wie er jetzt aufwacht, ist es, als hörte er noch laut, wie sie Beide einander zugerufen hätten: Erich und Roland sind sicher angekommen.

Die Pferde hielten an; am Gartenzaun stand Fräulein Milch, man war an der Wohnung des Majors. Erich grüßte, und als verstände sich von selbst, daß man nicht nach ihr frage, rief Fräulein Milch:

„Der Herr Major ist vor einer Stunde nach der Villa geholt worden und hat mir sagen lassen, er käme nicht zu Mittag."

Erich stieg aus; Fräulein Milch sagte ihm, auf der Villa sei Alles in freudigster Aufregung.

Erich ließ Roland allein heimfahren, er mußte sich fassen.

„Die ganze Welt ist ein Narrenspiel," sagte Fräulein Milch.

Erich, der die gute alte Dame sehr ehrte, fand sich doch nicht in der Verfassung, auf allgemeine Menschenbetrachtung einzugehen.

Er hatte hier im Hause wie in einem Vorhof sich sammeln und Alles zurecht legen wollen, jetzt ging er wie verscheucht

davon. Er sah die schöne, im hellen Sonnenschein glänzende Villa, die blitzenden Scheiben des Glashauses und der Kuppel, er sah den Park, das grüne Haus, wo seine Mutter wohnte — und Alles das ist aus dem Erlöse für verkaufte Menschen gebaut und gepflanzt ...

Ein körperlicher Schmerz, ein Stich durchs Herz ließ ihn kaum aufathmen. Leuchtend und umnachtend stand es vor ihm, er liebte Manna ...

Als Roland auf der Villa ankam, wurde er sofort zu seinem Vater gerufen.

„Mein Sohn! Mein Sohn! Da bist Du! Alles für Dich, Du bist auf immer gesichert, erhoben. Mein geliebter Sohn! Alles für Dich! Vergiß diesen Augenblick nie, er ist das Höchste, das All meines Lebens voll Irrfahrten und Gefahren. Mein Sohn, von heute an heißest Du Roland von Lichtenburg."

So rief Sonnenkamp. Roland stand bebend, so hatte er den Vater noch nie gesehen.

„Ja," fuhr der Vater fort, „es erschüttert Dich auch. Ach Kind, Du wirst erst später wissen, was Dir geworden. Vor der Welt darf ich nicht zeigen, auch Du sollst es nicht, daß mich die Sache so angreift. Ich werde gleichgültig thun, das müssen wir. Ihr seid schnell gekommen? Wo hat Euch mein Bote getroffen?"

Roland sagte, daß er nichts von einem Boten wisse. Er hörte jetzt, daß der Vater in der Nacht einen Boten nach Mattenheim geschickt; auch sei der Sohn des Cabinetsraths, der Fähnrich geworden, zum Besuch auf dem Landhause mit mehreren Kameraden, die noch zum Mittag zu Roland kommen werden.

„Wo ist denn Herr Dournay?" fragte Sonnenkamp wieder.

Roland erzählte, daß er bei Fräulein Milch geblieben. Sonnenkamp lächelte und schärfte seinem Sohne ein, er solle ein freundliches Benehmen gegen Erich beibehalten; er müsse ihm doch immer dankbar bleiben und solle sich überhaupt vornehmen, recht bescheiden zu sein.

„Auch Du mußt lernen, vor der Welt unsere Standeserhöhung als unerheblich erscheinen zu lassen. Nun geh zur Mutter. Nein — halt! Du sollst noch etwas haben, das wird Dich stark, das wird Dich stolz und sicher machen. Hier, bleib stehen, ich will Dir zeigen, wie ich Dich hochhalte."

Er suchte hastig in seinen Taschen, er brachte den Schlüssel-

ring heraus, ging nach dem in die Wand eingemauerten feuerfesten Schrank, klappte die Rosetten an demselben zurück und öffnete beide Flügelthüren.

„Hier sieh," sagte er, „das Alles wird einst Dein — Dein und Deiner Schwester. Wirbelt Dir's vor den Augen? Das soll es nicht, Du sollst nur wissen, hier sind Millionen; damit bist Du Herr der Welt, über Alles. Sieh, hier unten ist Gold, viel gemünztes Gold, ich liebe gemünztes Gold, auch ungemünztes, das liegt hier. Ich bin sterblich, ich fühle jetzt oft, als ob ein Schwindel mich plötzlich fassen und dahin raffen könnte. Hier oben, sieh hier — hier liegt mein Testament. Jetzt geh, mein Sohn, sei in Dir stolz und gegen die Welt bescheiden, Du bist mehr, Du hast mehr als alle Adlige dieses Landes, vielleicht mehr als der Fürst selbst. So, mein Kind, so — diese Minute macht mich glücklich — sehr glücklich. Wenn ich sterbe, Du weißt schon — Du weißt jetzt Alles. So, jetzt geh. Komm, laß Dich noch einmal küssen. So, jetzt geh."

Roland konnte kein Wort vorbringen, er ging.

Er kam zur Mutter. Frau Ceres wandelte schön gekleidet im großen Saale auf und ab, sie nickte Roland vornehm zu und sah ihn lange still an; endlich sagte sie:

„Wie grüßt man mich? Sagt man bloß guten Morgen, Mama? Man sagt: guten Morgen Frau Mama; guten Morgen, Frau Baronin, Sie sind sehr gnädig, Frau Baronin — ich empfehle mich Ihnen zu Gnaden, Frau Baronin — Sie sehen vortrefflich aus, Frau Baronin."

Roland überrieselte ein Angstschauer, es war ihm, als wäre seine Mutter irrsinnig geworden. Aber jetzt stand sie vor einem Spiegel und sagte:

„Dein Vater hat Recht — sehr Recht, wir sind Alle heute erst geboren, neu in die Welt gekommen, und wir sind Alle schön. Küsse Deine Mutter, Deine gnädige Frau Mutter."

Sie küßte Roland heftig.

„Wo ist denn Manna?" fragte Roland.

„Sie ist närrisch, sie ist im Kloster verdorben und will von Allem nichts wissen; sie hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen und läßt Niemand vor sich. Versuche Du, ob Du mit ihr reden kannst, und mache, daß sie auch gescheidt wird. Wir müssen jetzt Alle sehr gescheidt sein. Die Professorin hat mir immer gesagt,

ich sei gescheidt, ja, jetzt will ich gescheidt sein; ich will es zeigen. Die dicke Frau von Endlich und die stolze Gräfin Wolfsgarten ... wir werden auch noch Graf ... sie sollen bersten vor Zorn! Geh, liebes Kind, geh zu Deiner Schwester, hol sie her, wir wollen uns dann zusammen freuen und uns schön ankleiden, und morgen reisest Du mit Deinem Vater und Herrn von Prancken nach der Residenz."

Roland ging nach dem Zimmer Manna's, er klopfte und rief; sie antwortete endlich, in einer Stunde werde sie ihn sehen, jetzt müsse man sie noch allein lassen.

Als Roland nach seinem Zimmer ging, begegnete ihm Prancken; er umarmte ihn innig, er nannte ihn Bruder und begleitete ihn unter Glückwünschen auf sein Zimmer. Hier lag die Uniform, die für Roland bestellt war. Prancken beredete ihn, dieselbe sofort anzuziehen; Roland wollte es nicht thun, da er sein Examen noch nicht bestanden habe.

„Pah!" lachte Prancken. „Examen! Das ist ein Schreckschuß für bürgerliche arme Teufel. Junger Freund! Jetzt sind Sie Baron und haben damit den besten Theil des Examens bestanden; was noch kommt, ist nur Form."

Es bedurfte keiner großen Ueberredung, um Roland zum Anlegen der Uniform zu bestimmen; Prancken half ihm. Die Uniform stand Roland vortrefflich, er erschien geschmeidig und kräftig zugleich, er hatte breite Schultern und die Biegsamkeit seiner Gestalt entbehrte nicht der Muskelkraft des Mannes.

„Eigentlich wäre ich lieber in die Marine eingetreten," sagte er, „aber die ist nicht da."

Von Prancken begleitet, ging er nochmals nach dem Zimmer Manna's und rief, sie solle ihn doch in seiner Uniform sehen, Manna gab gar keine Antwort.

Prancken begleitete ihn nun zum Vater und Beide führten ihn zur Mutter; sie war entzückt bei seinem Anblick. Roland zeigte sich den Dienern und Alle glückwünschten ihm. Eben als er beim Castellan stand, der als alter Soldat militärisch begrüßte, kam Erich daher. Er erkannte Roland erst als dieser ihn anredete. Die Wange Rolands glühte und er rief laut:

„Ach, wenn ich Dir nur Alles sagen könnte, Erich! Ich bin wie berauscht, wie verwandelt."

Er ging mit Erich nach seinem Zimmer und wollte immer

wissen, ob dieser auch so glücklich gewesen, als er das erste Mal die Uniform angezogen.

Erich konnte nichts erwidern; er gedachte, wie es ihm war, da er zum ersten Mal die Uniform anzog, noch mehr aber, als er sie zum letzten Mal auszog.

Der Doctor hatte einmal gesagt, Roland habe sich noch nie mit einem neuen Kleide gefreut; jetzt war er voll Wonne über den bunten Soldatenrock; alle Ideale schienen verschwunden oder doch in diesem Rock sich zu concentriren. Erich betrachtete ihn mit schweren Blicken. Wie wird Dein armes Herz unter diesem bunten Gewande erzittern, wenn ...

Erich wurde abgerufen, er solle sofort zu Herrn Sonnenkamp kommen.

Siebentes Capitel.

Als schwankte der Boden unter ihm, als bewegte sich Alles hin und her, wie im Traum ging Erich über den Hof, die Freitreppe hinan; im Vorzimmer faßte er sich. Jetzt ist der entscheidende Augenblick.

Er trat ein; er wagte kaum, Sonnenkamp anzusehen, er empfand einen Abscheu gegen jedes Wort, das der Mann zu ihm sprechen würde, denn jeder Gedanke, den ihm Sonnenkamp aussprach, ja, was er ehedem mit seinen Gedanken berührt hatte, erschien ihm verunreinigt. Als er aber jetzt den Blick aufschlug, schien sich Sonnenkamp verwandelt zu haben, als hätte er seine mächtige Gestalt durch einen Zauber verkleinert. Er sah so bescheiden, so demüthig, so kindlich lächelnd drein. In gleichgültigem Tone berichtete er, daß die fürstliche Gnade ihm den Adel verliehen habe und das Diplom desselben höchst eigenhändig übergeben wolle.

Erich athmete noch immer schwer und konnte kein Wort hervorbringen.

„Sie sind erstaunt?“ fragte Sonnenkamp. „Ich weiß, der jüdische Banquier ist abgewiesen worden und ich glaube sogar — die Herren sind sehr pfiffig — ich glaube sogar — doch das ja ist jetzt gleichgültig ... Jeder handelt nach seiner Weise. Ich weiß auch, daß ein gewisser Doctor Fritz bei dem Menschenfreunde, Herrn

Weidmann, war, der über einen Mann, dem ich unglücklicher Weise ähnlich sehe, mancherlei Ehrenrühriges gesagt hat — nicht wahr? Ich sehe das Ihren Mienen an. Ich hoffe, daß Sie doch nicht — nein, seien Sie ruhig. Mein lieber, werther Freund, freuen Sie sich mit mir und für unsern Roland."

Erich schaute freier auf. Gewiß ist hier ein Irrthum, denn so zuversichtlich könnte der Mann nicht sein, wenn er etwas zu fürchten hätte.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Sie und die Ihrigen bleiben uns Freund."

Er reichte ihm die Hand; jetzt durchzuckte es Erich wieder. Der Ring am Daumen — ist das auch eine Verwechslung, eine Täuschung? Sonnenkamp mochte etwas fühlen; er zog die dargereichte Hand schnell zurück, wie wenn ein wildes Thier die Tatze danach ausgestreckt hatte. Mit großer Fassung sagte er:

„Ich weiß, Sie sind ein Gegner der Adelserhebung."

„Nein, mehr — ich wollte noch mehr und Anderes sagen," warf Erich ein; aber mit Heftigkeit unterbrach ihn Sonnenkamp:

„Wenn ich aber jetzt nicht mehr und nichts Anderes wissen will —"

Schnell wechselnd fuhr er dann mit innigem Tone fort, daß Erich nur noch das Letzte thun solle, indem er Roland zur würdigen Erfassung seiner neuen Stellung und seines Namens anleite und befestige.

„Sehr schön wäre es, wenn Sie die Professur annähmen; ich würde dann Roland, bis wir selbst in die Stadt ziehen, und vielleicht dann noch, mit Ihnen eine gemeinschaftliche Wohnung beziehen lassen, Sie blieben sein Freund und Führer."

Erich blieb schweigsam, er war mit Mahnungen, mit schweren Besorgnissen gekommen, nun war die Sache vollendet, nun ließ sich nichts mehr thun, ja durch das Bekenntniß Sonnenkamps, daß er mit Herrn Banfield verwechselt werde, schien jeder Einwurf beseitigt.

„Haben Sie Ihre Frau Mutter schon gesprochen?" fragte Sonnenkamp.

„Nein."

„Sie hat mir leider sagen lassen, daß sie etwas unwohl sei und an unserer Freude nicht theilnehmen könne."

Erich eilte zu seiner Mutter. Noch nie hatte er sie kränkelnd

gesehen, jetzt lag sie matt auf dem Sopha. Sie richtete sich auf und sprach ihre Freude aus, daß er so schnell auf ihren Brief zurückgekommen sei. Erich wußte nichts von einem Brief und auch er hörte jetzt, daß Sonnenkamp einen Boten geschickt und die Mutter ebenfalls einen Brief mitgegeben hatte.

Die Mutter fieberte und sagte, sie fürchte eine schwere Krankheit, es sei ihr immer, als ob das Haus, in dem sie wohne, auf Wellen schwimme, immer weiter und weiter dem Meere zu; sie müsse sich gewaltsam wach halten, denn so wie sie die Augen schließe, käme diese Vorstellung immer beängstigender wieder.

„Wenn Du da bist, wird schon wieder Alles gut. Es war mir so bang, da ich hier auf dieser verkehrten Welt so allein war.“

Erich sah, daß es unmöglich war, seiner Mutter etwas von dem anzudeuten, was er bei Weidmann erfahren.

Die Mutter klagte:

„Ach, ich wünsche, daß es Dir nicht so gehe wie mir. Je älter ich werde, desto räthselhafter und verwirrter sind mir manche Dinge. Ihr Männer seid glücklicher, Euch plagt das Einzelne nicht so sehr, weil Ihr das Ganze seht.“

Sie betrachtete ihren Sohn mit trübem Blick, sie hätte ihm gern das Entsetzliche mitgetheilt Aber wozu ihn belasten, da er doch nichts leisten kann?

Erich berichtete von dem Leben auf Mattenheim und wie ihm das Glück geworden, auch da einen Freund zu gewinnen. In der Art, wie er das thätige Getriebe des Hauses darstellte, war etwas, als ob er eine frische Luftströmung in die Stube bringe, und die Mutter sagte:

„Ja, man vergißt in Wirrnissen, daß es noch schöne harmonische Existenzen gibt.“

Sie kehrte aber wieder zur Klage zurück und bejammerte die Lebenskämpfe, die einem Mädchen wie Manna beschieden seien. Und eben als sie ihren Namen nannte, kam ein Bote von Manna mit der Bitte, daß die Professorin zu ihr kommen möge.

Erich wollte dem Boten erwidern, daß seine Mutter unwohl sei, Fräulein Manna möge doch die Güte haben, hierher zu kommen; aber die Mutter richtete sich rasch auf und sagte:

„Nein, sie braucht meine Hülfe, ich muß gesund sein und ich bin gesund. Es ist gut, daß mich meine Pflicht von dieser kränklichen Nachgiebigkeit erlöst.“

„Ich komme," rief sie dem Boten zu:

Sie kleidete sich schnell um und ging mit ihrem Sohn nach der Villa.

Achtes Capitel.

An der Thüre Manna's nannte die Professorin ihren Namen. Manna öffnete; blutlosen Antlitzes und matt reichte sie die Hand.

„Ich habe mit mir allein gerungen," sagte sie; „ich kann den Ausweg nicht finden; Ihnen sage ich Alles."

Nun erzählte sie, wie sie in anbetender Verehrung gegen ihren Vater aufgewachsen, oft schmerzlich beklagt habe, daß die Mutter so herb und gehässig gegen ihn sei; aber einmal — sie habe nie erfahren, was vorausgegangen — habe die Mutter im Beisein des Vaters gesagt . . .

Mit thränenerstickter Stimme sprach nun auch Manna das Wort.

Die Professorin saß da und hielt die Hände im Schooß und schloß die Augen. Manna erzählte weiter, wie sie zuerst nicht begriffen, was das sei, aber allmälig sei es ihr aufgegangen; Alles habe sie angeekelt, jede Speise, jedes Gewand . . . Von solchem Erwerbniß sich Bequemlichkeit, Lust und Glanz des Lebens verschaffen? Ein Grausen verfolgte sie überall, das Dasein ward ihr zur unerträglichen Last. Eine einzige Rettung that sich auf. Sie ging ins Kloster. Auf dem Wege dahin sei ihr immer der Gedanke nachgegangen: wie einst Iphigenie geopfert worden zur Sühne, so wollte sie sich frei und heilig opfern und alle Schuld der Ihrigen tilgen.

„Mir war es damals, als ob sich etwas in mir gespalten, als ob eine Ader in meinem Herzen gerissen wäre," schloß Manna.

Nach einer längeren Pause fuhr sie fort, wie sie nicht begreife, was ihr Vater thue, und sie — sie selbst solle eine Adlige werden, die ebenbürtige Braut Prancken's. Sie habe Prancken geehrt und geachtet; er sei ein Weltmann, aber dabei von tief edlem, religiösem Gefühl. Laut schluchzend warf sie sich an den Hals der Professorin und rief:

„Ich kann nicht! Ich kann nicht sein Weib werden! Ach, ich bin zu schwach. Man hat es mir gesagt, ich werde schwere Kämpfe

durchmachen müssen; aber das habe ich doch nie geglaubt, nie geahnt. Nein, gewiß nicht."

„Was denn noch?" fragte die Mutter.

Manna bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, dann warf sie sich der Mutter an den Hals und weinte.

Diese drängte, daß sie das Weitere bekenne, aber Manna blieb stumm; endlich sagte sie die Worte:

„Nein, das nehme ich mit mir ins Grab, das ist mein allein."

Die Professorin sprach ihr Trost und Ruhe ein und fragte, ob sie das, was sie jetzt bekenne, nie in der Beichte bekannt habe. Manna warf sich vor der Professorin auf die Kniee und beschwor sie, Niemand zu sagen, was sie von ihrem Vater erzählt. Sie schnellte aber wie von einer Schlange gebissen empor, als die Professorin erklärte, daß sie Alles längst wisse; sie habe es schwer getragen, aber es sei die Pflicht derer, die sich schuldlos fühlen, sich demjenigen nicht zu entziehen, der eine traurige Vergangenheit tilgen wolle.

Ein Zucken ging durch die Mienen Manna's.

„Wer weiß es noch? Wer? Sagen Sie es mir!"

„Wozu das, mein Kind? Was quälst Du Deine Seele, daß sie zerknirscht, bettelnd, Verzeihung erflehend von Haus zu Haus, von Mensch zu Mensch wandert?"

„Mein Gebet, mein Opfer ist verworfen, verworfen ich, verworfen wir Alle. Es sollte in mir allein leben, in mir, in meinem zerknirschten, zerschlagenen Herzen. Ich bin frei . . . frei!"

„Die Art, wie Du lächelst, macht mich bang," sagte die Professorin, die das Mienenspiel Manna's scharf beobachtete.

„Ach, ich habe mit meinem Bruder nur Einmal über Sklaverei gesprochen," klagte Manna, „und es ergriff mich, als wenn ich plötzlich in den Abgrund geschleudert würde, da er sagte: Geschöpfe, die man in die Kirche aufgenommen hat, sind uns gleich. Er hat Recht. Wer in die Halle der Gotteserkenntniß eintritt, ist ein freies Kind Gottes. Mich schauderte, da ich dachte: wie ist es möglich, daß man in der Kirche betet und hat neben sich, abgeschieden durch einen Zaun, Menschen, die Sklaven sind? Ist da nicht jedes Wort des Gebetes, die Andacht, das Opfer eine Lüge? Wie kann ein Geistlicher das Kind eines Mannes, wie konnte er uns in die Kirche aufnehmen, da unser Vater doch —"

Manna deutetete mit der Hand auf das Herz; es preßte sie, sie konnte nicht weiter sprechen.

Die Professorin beruhigte sie.

„Mein Kind," sagte sie, „wirf keinen Stein auf diejenigen, die nicht Alles leisten und ausgleichen, was von Sünde in der Welt ist. Das Heiligthum ist groß, wenn auch Verkehrtheit, Lässigkeit und Nachgiebigkeit sich darin eingenistet."

Aus tiefstem Herzen suchte die Professorin dahin zu wirken, daß Manna ihren Halt in der Religion nicht verliere; sie sprach mit Begeisterung von denen, die ihr Dasein dem Höchsten widmen, rastlos wirken und schaffen, wenn es ihnen auch nicht gegeben ist, die Erde zu einer Wohnstätte der Liebe und Tugend umzugestalten.

Staunend sah Manna auf die Frau, die ihr so zuredete; sie wollte fragen: Sind Sie denn nicht eine Protestantin? Aber sie hielt die Worte zurück, denn hier, jetzt, erschienen ihr alle Unterschiede der Glaubensform verwischt; sie sah nichts als ein mildes, ein tragendes und zum Guten auslegendes Herz. Jetzt fühlte sie sich ganz und voll der edlen Frau hingegeben; sie warf sich in ihre Arme, mit Thränen in den Augen küßte sie ihr die Wangen, die Stirn und die Hände und bat, ihr die Hände aufs Haupt zu legen und sie zu halten, daß sie nicht vor Jammer vergehe.

Still an einander geschmiegt saßen die beiden Frauen, da klopfte es an die Thür.

Sonnenkamp rief, daß er seine Tochter sprechen müsse.

„Du mußt ihn sprechen," sagte die Professorin.

Manna erhob sich und schob den Riegel an der Thür zurück.

Sonnenkamp trat ein.

„Es freut mich, daß Sie wieder wohl sind," sagte er mit heller Stimme zur Professorin.

Er ahnte nicht, mit welchem Blicke ihn die Professorin und sein Kind ansahen.

„Ich danke Ihnen," fuhr er fort und sagte, daß er mit Manna allein sprechen wolle.

Manna bat, der Vater möge erlauben, daß die Professorin bei der Besprechung anwesend sei; sie habe keinerlei Hehl vor der edlen Frau.

Sonnenkamp war betroffen.

Wäre es möglich? Nein, das kann nicht sein, sein eigenes Kind kann ihn nicht verrathen haben. Oder will sie einen Zeugen, einen Schutz? ... Das Kind vor dem Vater?

Die Professorin erhob sich, um zu gehen, und Sonnenkamp

sagte ihr nur noch in herzlichem Ton, er bitte sie, seiner Frau Gesellschaft zu leisten und ihr während seiner Abwesenheit alle Anleitung und Rücksicht zuzuwenden.

Die Professorin ging.

Manna sah den Vater starren, umflorten Blickes an.

Sonnenkamp schien nach dem Worte zu ringen. Er wartete, daß Manna zuerst spreche; da sie aber schwieg, sagte er, daß sie gewiß das giftige Wort, das ihre Mutter gegen ihn erfunden, längst vergessen habe; sie möge nun zur Mutter gehen, die ihr bestätigen werde, daß sie jenes Wort nur aus Bosheit hervorgestoßen.

Manna nickte schweigend, und nun sprach Sonnenkamp von der Verlobung mit Prancken, wobei er sich rühmte, daß er seinem Kinde nie einen Zwang auferlegt. Manna beschwor ihn, jetzt keine Entscheidung von ihr zu verlangen.

„Gut, so sollst Du erst bei unserer Rückkehr Dich entscheiden, aber versprich mir, freundlich gegen ihn zu sein.“

Das konnte Manna versprechen, und Sonnenkamp lächelte vor sich hin; er hält Prancken noch in der Schwebe, bis Alles abgethan ist; tritt ein Unvermeidliches ein, so ist's nicht zu ändern.

„Du bist nun ein Freifräulein,“ sagte er gewaltsam lächelnd zu seinem Kinde; „Du sollst in Allem frei sein, nur heute noch laß Alles in der Schwebe. Ich kann nicht unehrlich sein.“

Er hatte eigentlich sagen wollen, daß er sich nichts daraus mache, Prancken zu betrügen, aber er setzte hinzu, daß es viel schicklicher sei, Einwilligung oder Versagung zu geben, wenn man geraume Zeit im Besitze der Standeswürde sei. Und so schied er mit freundlichen Worten von seinem Kinde.

Sonnenkamp wußte, daß sein Wagniß noch nicht gelungen ist, aber jetzt ist nicht mehr Zeit zum Innehalten. Er war überzeugt, daß Prancken Alles von ihm wußte, und wenn es zu Tage kam, vor der Welt den Getäuschten spielen wird; aber er hat gute Art genug, von Manna nicht zu lassen, die vornehme Sippschaft wird schon Alles vertuschen, und Geld wirkt überall, und Roland ist gesichert. Wenn aber doch Alles zusammenbricht, dann läßt er Frau und Kinder zurück und zieht wieder allein nach Amerika.

Sonnenkamp war in der Verfassung, in der er Alles zu beherrschen und zu klären glaubte und doch wie von einer dämonischen Gewalt fortgetrieben wurde.

Am Mittag war große Heiterkeit auf der Villa, denn der

Fähnrich mit mehreren Kameraden war gekommen; sie ritten mit Roland aus, er war als guter Kamerad aufgenommen.

Auf den Wunsch Prankens reiste man noch am Abend nach der Residenz ab.

Neuntes Capitel.

Am Gesindetisch im Erdgeschoß war eine große Lücke. Der obere Platz, den Bertram einnahm, war leer, auch Joseph und Lutz fehlten, denn sie waren mit nach der Residenz gereist. Die Männer und Frauen am Tische flüsterten leise, endlich sagte der Obergärtner, die Sache sei kein Geheimniß mehr; er behauptete, schon damals, als die Fürstlichkeiten zum Besuche gewesen, es gesehen zu haben. Mit einer Art Herablassung, die deutlich erkennen ließ, wie er bedauere, seine Bildung vor diesen Menschen bekunden zu müssen, gab er seine Worte, denn diese Leute konnten doch nicht würdigen, was er zu sagen hat; Joseph allein, wenn er da wäre, hätte ihm das entsprechende Lob dafür ertheilen können. Die übrige Dienerschaft aber hatte einen Widerwillen gegen den vornehm und gelehrt thuenden Obergärtner. Niemand antwortete ihm. Die dicke Köchin, die sich selten zu Tische setzte, denn sie behauptete, sie esse eigentlich gar nichts, wagte es nun, den Platz Bertrams so einzunehmen, daß sie jeden Augenblick aufstehen konnte. Sie sagte, sie habe ihr Lebenlang nur bei adligen Herrschaften gedient und jetzt sei es wieder so. Nun war das Wort heraus, Allen schien eine Last von der Seele genommen, da man frei davon sprechen durfte. Der zweite Kutscher stülpte die Batten an seiner langen Weste etwas auf und betrachtete sie mit forschendem Blick.

„Da kommen nun auch Wappenknöpfe hin," sagte er endlich; „und unsere Wagen werden neu lackirt, auf dem Kutschenschlag wird ein feines Wappen angebracht."

Ein Reitknecht freute sich, daß auf den Pferdedecken über dem Namen eine siebenzinkige Krone allen Menschen in die Augen stechen würde.

Die Weißzeugschließerin jammerte über die große Mühe, die man haben werde, alle Wäsche neu zu sticken; die Silbermamsell

dagegen freute sich, daß sie neue Löffel und Gabeln bekäme, denn jetzt werde Alles umgeschmolzen, um neu gravirt zu werden.

„Und die Hundehalsbänder werden auch neu gemacht," rief eine kreischende Stimme.

Alle lachten über den Hundejungen, der blöde grinsend drein schaute, weil er etwas so Lustiges gesagt hatte.

Die alte Ursel, die beharrlich auf ihrem Schemel saß und ihren Teller auf dem Schooß hielt, rief der zweiten Köchin zu:

„Nun gibt's auch bald eine Frau Lutz. Jetzt wird der Herr das Heiraten erlauben."

„Hat er es denn Dir erlaubt?"

„Gottlob, daß ich's nicht mehr nöthig habe. Aber jetzt bleibt er für ewige Zeiten da und geht nicht mehr fort. Jetzt könnt Ihr alle heiraten."

Der zweite Gärtner, das sogenannte Eichhörnchen, erklärte mit Salbung:

„Ich will nichts gesagt haben, aber wenn ich ein so reicher Mann wäre, ich hätte mich nicht adeln lassen; nein, ich wäre lieber der reichste Bürger rheinauf und rheinab, als der neueste Adlige. Ich thät's den Adligen nicht zu Gefallen. Wenn man Geld hat, ist man adlig genug."

Alle höhnten den Vorwitzigen. Nur der Obergärtner sah ihn gönnerisch nickend an; seine Mienen sagten: ich hätte dem Einfältigen solch einen Gedanken nie zugetraut.

Man sprach nun hin und her, welche Livreen der Herr anschaffen werde und ob er vor seinem alten Namen ein von bekommen oder einen ganz neuen Namen erhalten werde. Endlich ging das Gespräch auf die Verlobung Prandens über.

Die Weißzeugschließerin vertraute auch der dicken Köchin, daß der Kammerdiener Joseph — sie habe es während des ganzen Winters bemerkt — eine Liebschaft mit der Tochter des Victoriawirths habe.

Die Unterredung im Erdgeschoß wurde unterbrochen, als eine Stimme von oben kam mit der Botschaft, es solle noch einmal angespannt werden, denn die gnädige Frau wolle ausfahren. . .

„Ja — er hat's gut, er reist, er zerstreut sich und mich läßt er hier allein! Was soll ich nun anfangen?"

So klagte Frau Ceres gegen Fräulein Perini, als Sonnenkamp, Prancken und Roland abgereist waren. Mit der Hast und

Unruhe einer Fieberkranken ging sie im Zimmer auf und ab und fragte Fräulein Perini, was sie thun solle. Diese ermahnte sie, sich ruhig zu verhalten, sich zu ihr zu setzen und am andern Ende ihrer Stickerei den Grund auszufüllen.

„Ja," rief Frau Ceres plötzlich, „jetzt hab' ich's. Ich will ihm auch eine Freude machen, ich sticke ein Sophakissen mit unserm Wappen. Und noch etwas! Ich habe auch gesehen, daß man mit Wappen gestickte Betschemel in der Kirche hat; das wollen wir auch haben."

Fräulein Perini stimmte bei.

„Noch eins!" sagte sie.

„So? Sie wissen noch etwas?" rief Frau Ceres.

„Ja, es wird Ihrem frommen Sinne gut anstehen, Sie haben es gewiß schon gedacht, nur wieder vergessen."

„Was? Was habe ich vergessen?"

„Sie wollten, wenn die Ehre erreicht ist, sofort eine Altardecke sticken."

„Ja, das wollen wir. Hab' ich das einmal gesagt? Ach, ich vergesse Alles. Ach, liebe Madame, bleiben Sie nur immer bei mir, mahnen Sie mich nur immer an Alles. Haben Sie großen Stramin? Wir wollen jetzt gleich anfangen."

Fräulein Perini hatte immer Alles bereit, Seide, Wolle, Goldfäden und Silberfäden, Stramin und Muster. Frau Ceres machte in der That einige Stiche, dann aber sagte sie:

„Ich zittere heute, aber angefangen habe ich doch die Decke und nun arbeiten wir immer daran. Nicht wahr, Sie helfen mir?"

Fräulein Perini bejahte, sie wußte, daß sie die ganze Altardecke fertig machen mußte, aber Frau Ceres war nun doch etwas ruhiger geworden.

„Wollen Sie mir nicht den Pfarrer rufen lassen, oder wollen wir ihn nicht besuchen?"

„Wie Sie befehlen."

„Nein, es ist besser, wir bleiben allein. Wo nur Manna ist? Sie soll kommen, sie soll bei ihrer Mutter sein."

Sie klingelte und schickte nach Manna; sie erhielt die Antwort, daß sie sich bereits zur Ruhe begeben, sie bäte die Mutter um Entschuldigung, aber sie sei so müde.

„Wo nur die Professorin bleibt? Wäre es nicht ihre Schuldigkeit, zu mir zu kommen und mir zu gratuliren?"

„Sie scheint wieder gesund, sie war bei Fräulein Manna und ging wieder heim,“ entgegnete Fräulein Perini.

„Sie war im Hause und ist nicht zu mir gekommen?“ rief Frau Ceres. „Sie soll sogleich kommen — augenblicklich. Schicken Sie nach ihr. Ich bin die Mutter, mir gebührt zuerst die Ehre, dann erst dem Kinde. Schicken Sie nach ihr, sie soll sogleich kommen!“

Fräulein Perini mußte willfahren.

„Seien Sie recht ruhig, Frau Baronin,“ ermahnte sie.

„Frau Baronin! Die Professorin wird mich hoffentlich doch auch so nennen?“

„Gewiß, sie hat sehr viel Anstand.“

Wieder ging Frau Ceres unruhevoll im Zimmer auf und ab. Vor dem großen Spiegel stand sie manchmal still und machte eine Verbeugung; sie legte die Linke aufs Herz, die Rechte hing schlaff herab, und sie verbeugte sich tief.

An dem Spiegel waren zu beiden Seiten vierarmige Leuchter angezündet und manchmal griff sich Frau Ceres an ihren Oberkopf.

„Er hat mir ein siebenzinkiges Diadem versprochen; es wird mir gut stehen, nicht wahr?“

Sie verbeugte sich nochmals vor dem Spiegel und hatte ein überaus holdseliges Lächeln.

Fräulein Perini hörte draußen die Ankunft der Professorin, sie ging ihr entgegen und bat, Frau Ceres recht schonend und nachsichtig zu behandeln und sie ja nur immer Frau Baronin zu nennen.

„Warum haben Sie mir sagen lassen, daß sie krank ist, und mich darum noch in der Nacht rufen lassen?“

„Entschuldigen Sie, Sie wissen, es gibt Kranke, die nicht zu Bett liegen.“

Die Professorin verstand.

Als sie eintrat, rief Frau Ceres, immer noch mit dem Gesicht zum Spiegel gewendet:

„Ah, schön! Schön, daß Sie kommen, liebe Professorin — sehr freundlich — sehr dankenswerth — ich bin Ihnen auch gut.“

Jetzt erst wendete sie sich um und reichte der Angekommenen die Hand.

Die Professorin glückwünschte nicht und nannte sie nicht Frau Baronin.

Frau Ceres wollte nun wissen, was ihr Mann — sie corrigirte sich aber schnell und sagte: „Nicht wahr, man sagt immer Gemal?“ — also, was ihr Gemal in der Stadt zu thun habe, ob er Ritterprobe bestehen müsse und ob er vor dem versammelten Volke den Ritterschlag erhalte.

Die Professorin entgegnete, daß Derartiges nicht mehr geschehe; es werde ihm einfach ein pergamentenes Diplom überreicht.

„Pergament — Pergament?“ wiederholte Frau Ceres vor sich hin. „Was ist Pergament?“

„Das ist eine gegerbte Haut,“ erklärte die Professorin.

„Ah, ein Skalp — ein Skalp. Ich verstehe. Da drauf ... Wird das Diplom auch mit Dinte geschrieben, wie Anderes, was man schreibt?“

Sie starrte lange vor sich hin; dann zuerst die Augen schließend und wieder öffnend, bat sie die Professorin, sich eines ihrer schönsten Kleider auszuwählen; stolz und erschreckt erhob sich diese, aber sie setzte sich rasch wieder und sagte, sie erkenne die Freundlichkeit der Frau Sonnenkamp, sie trage aber keine so schönen Kleider mehr.

„Frau Sonnenkamp trägt auch keine mehr. Frau Sonnenkamp — Frau Sonnenkamp!“ wiederholte Frau Ceres.

Sie wollte der Professorin zu Gemüthe führen, daß sie sie nicht Frau Baronin genannt habe.

„Haben Sie schon einmal die Adelserhebung eines Amerikaners erlebt?“ fragte sie plötzlich.

Die Professorin verneinte.

Als nun erwähnt wurde, daß Herr Sonnenkamp den Namen Baron von Lichtenburg, nach der Burg, die man neu erbaue, erhalten werde, rief Frau Ceres:

„Ah, das ist's! Das ist's! Jetzt weiß ich's. Noch heut Abend, jetzt gleich will ich die Burg besuchen — unsere Burg! Dann werde ich gut schlafen. Sie Beide begleiten mich.“

Sie klingelte, daß man sofort anspanne; die beiden Frauen sahen einander erschreckt an. Was soll daraus werden? Wer weiß, ob nicht unterwegs in dieser Aufregung eine plötzliche Verwirrung, ein Wahnwitz ausbricht.

Die Professorin sagte Frau Ceres, es wäre viel schöner, morgen am Tage die Burg zu besuchen; wenn man es noch heut in der Nacht thäte, würde das in der ganzen Gegend Aufsehen erregen.

„Warum? Gibt es vielleicht eine Sage von unserer Burg?"

Es gab wohl eine solche, aber die Professorin hütete sich, sie jetzt zu erzählen; sie war indeß bereit, mit Frau Ceres eine Stunde in der milden Nacht auf der Landstraße spazieren zu fahren; sie hoffte, daß sie das beruhigen werde.

Und so fuhren die drei Frauen durch die linde Nacht mit einander dahin. Die Professorin hatte angeordnet, daß nicht nur neben dem Kutscher ein Bedienter, sondern auch ein anderer auf dem Rücksitz saß; sie wollte für alle Vorkommnisse Hülfe haben. Eine solche aber war nicht nöthig, denn als Frau Ceres im Wagen saß, war sie ruhig, ja, sie begann von ihrer Kindheit zu erzählen.

Sie war früh verwaist, die Tochter eines Capitäns auf einem der Schiffe Sonnenkamps, das weite, sehr gefährliche Fahrten gemacht habe. Nach dem Tode der Eltern habe Herr Sonnenkamp sie ganz in seine Obhut genommen und sie einsam, nur von einer alten Dienerin und einem Diener bewacht, aufwachsen lassen.

„Er hat mich nichts lernen lassen, gar nichts," klagte sie wieder; „er hat mir gesagt: so wie Du bist, ist es am besten. Ich war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als er mich heiratete."

Sie weinte; dann aber wieder in die Hände schlagend, rief sie:

„Nun ist Alles gut — nicht wahr, es ist Alles gut?" Sie reichte der Professorin und Fräulein Perini die Hände.

„Glauben Sie," wendete sie sich zur Professorin geheimnißvoll, „glauben Sie, daß unser Adelstand nun ganz sicher und gewiß ist?"

„Nachdem das Decret ausgefertigt, scheint Alles fest, aber Niemand kann sagen, daß etwas fest sei, bevor es geschehen; es können im letzten Momente noch Zufälle eintreten."

„Welche Zufälle? Was meinen Sie? Welche? Was wissen Sie? Sagen Sie mir Alles!"

Die Professorin war in tiefer Verlegenheit, aber Fräulein Perini half ihr, indem sie die „Frau Baronin" bat, sich nicht gewaltsam in Aufregung zu bringen; sie erzählte von dem Palais, das Herr Sonnenkamp in der Residenz baue, und Frau Ceres ließ sich ablenken, zumal da Fräulein Perini zwischen jeden Satz die Anrede „Frau Baronin" einschob.

Frau Ceres legte sich in die Ecke zurück; sie schlief ein wie ein Kind, das sich ausgetobt und ausgeweint. Fräulein Perini bat dringend, die Professorin möge Frau Ceres doch Baronin nennen, wenn sie wieder aufwache. Sie ließ den Wagen wenden, man fuhr zurück nach der Villa.

Frau Ceres war kaum zu erwecken; man brachte sie zu Bett. Sie dankte den Frauen innig, und glückselig lächelte sie, als die Professorin sagte:

„Nun schlafen Sie gut, Frau Baronin."

Zehntes Capitel.

Erich wanderte hinaus in die Landschaft; er glaubte, er müsse zu einem Freund, zu einem Menschen, an dessen Brust er sein schweres Haupt legen könnte.

Er wollte zu Clodwig, zum Doctor, aber sie konnten das Unabwendbare nicht ändern, und er darf seine Mutter, das Haus nicht verlassen, er darf nicht an sich selbst denken.

So wandelte er wie ein irrender Schatten durch die Nacht. Er sah den Wagen, darin die Frauen saßen, des Weges daher kommen, er verbarg sich schnell hinter einer Hecke, er begriff nicht, was das sein soll; er hatte seine Mutter, Frau Ceres und Fräulein Perini erkannt. Wohin eilen sie? Er stand lange; da kehrte der Wagen wieder um und auch er kehrte heim. Lange saß er am Wiesenweg auf einer Bank vor dem grünen Hause; er sah das Licht löschen; endlich ging er nach der Villa.

Am Fenster Manna's, wo kein Licht brannte, schien es ihm, daß Manna herausschaute und eine weiße Hand sich aus dem Fenster streckte; er ging schnell vorüber.

Mit stummer Lippe wandelte er in seinem Zimmer auf und ab; es war ihm so ungewohnt, daß er nicht noch mit Roland sprechen sollte, wie allabendlich bis jetzt.

Er wollte in einem Buche Befreiung vom eigenen Denken suchen, aber die Hand, die nach dem Buche greifen wollte, machte eine abwehrende Bewegung.

Hin und her dachte Erich, was aus ihm werden solle; er fand

es nicht und tröstete sich, daß der morgende Tag schon seine Aufgabe stellen würde.

Als er erwachte, war sein erster Gedanke: wie ist Roland erwacht. Ob er wol jetzt sich zu mir sehnt, wie ich zu ihm? Jetzt nicht, jetzt faßt ihn der Strudel des Lebens; aber es werden Zeiten kommen, wo er sich nach mir wendet, und ich will bereit sein.

Er hörte die Kirchenglocken läuten und verließ das Haus; er wollte zu seiner Mutter, aber er fühlte sich nicht gefaßt genug, sie jetzt schon zu begrüßen; die Erinnerung an das, was Weidmann ihm mitgetheilt, lebte in ihm auf, als hörte er es zum ersten Mal. Seine Wangen glühten, denn er dachte: Manna, Du sollst nie wissen, was in mir. —

Er wanderte durch die Weinberge und mitten in aller Verlassenheit, allem Schmerz war es ihm plötzlich, als stünde er auf der Schwelle des Glücks, eines unnennbaren, von dem Niemand weiß, woher es kommen soll.

Zurück in jene ersten Tage, da er von Wolfsgarten kommend hier eingetreten war, gingen seine Gedanken. Wie ist es möglich, daß man Alles wieder verläßt? Er saß am Wege auf einem Marksteine, da redete ihn eine Frauenstimme an.

Er schaute verwundert auf; Fräulein Milch stand vor ihm, sie trug ein Gebetbuch in der Hand. Er grüßte sie und sagte, er habe nicht gewußt, daß sie Katholikin sei.

„Ich bin es auch nicht, aber es gibt Zeiten, wo ich nicht allein beten kann, ich muß in ein anderes Haus, in eines, das dem Höchsten erbaut ist, ich muß mit Menschen da sein, die gleich mir Trost und Ruhe im Ewigen suchen, wenn sie den Ewigen auch anders anrufen, als ich. Ich bete nicht dasselbe wie die Anderen, aber ich bete doch mit ihnen.“

Sie fragte nach der Mutter und bat, ihr zu sagen, daß sie jetzt nicht zu Besuch käme, weil sie zu stören fürchte; sie selber aber sei immer zu Hause zu finden.

„Auch Sie, Herr Hauptmann, sollten zu uns kommen, wann es Ihnen genehm; wir haben nicht viel zu bieten, aber etwas ist bei uns immer zu haben, und das ist Ruhe.“

Sie fragte, wie es Erich zu Muthe sei, da ihn Roland verlassen, und sie war die Erste, welcher Erich die ganze Sehnsucht nach dem Jüngling aussprach.

„Roland ist mir mehr geworden, als mir mein verstorbener Bruder war,“ rief er aus.

Eben als er diese Worte mit bewegter Stimme aussprach, ging Manna mit Fräulein Perini vorüber. Sie grüßte die Beiden still und drückte ihr Gebetbuch fest gegen das Herz.

„Ich möchte es ihr gönnen, daß sie eine glückliche Nonne wird, aber sie wird es nie,“ sagte Fräulein Milch.

„Natürlich, sie wird Frau von Prancken.“

„Frau von Prancken? Das glaube ich nie.“

„Ich begreife nicht.“

„Denken Sie daran, Herr Hauptmann, daß ich Ihnen das heute gesagt. Ich verstehe mich ein wenig auf die Menschen. Ich habe von Baron Prancken kein anderes Wort gehört, als: Wo ist der Herr Major? Mich selber sprach er nie an, ich nehme es ihm auch nicht übel, aber ich kenne ihn doch.“

Erich hatte keinen Grund, an die Vermuthung, die Fräulein Milch ausgesprochen, zu glauben, und doch glaubte er ihr.

Er begleitete Fräulein Milch nach Hause. Der Major war nicht da, er war nach der Burg gegangen, denn da gab es noch viel zu thun, um in den nächsten Tagen die festliche Einweihung des Burgfrieds vornehmen zu können.

Erich kehrte um und ging zu seiner Mutter.

Elftes Capitel.

„Sind Sie auch schwermüthig und gedankenvoll?“ rief der Doctor dem Eintretenden entgegen. „Ich treffe hier eine Colonie von Bangenden. Was ist denn an dieser Geschichte so Schwermüthiges? Herr Sonnenkamp schafft sich ein neues Gewand, eine neue Equipage an. In alten Zeiten, ich erinnere mich ihrer noch, durfte ein Bürgerlicher nicht vierspännig fahren, und wenn er es wollte, mußten die Pferde hänfene Stränge haben. Herr Sonnenkamp schafft sich lederne Stränge an. Frau Ceres ist krank, Manna ist krank, die Professorin ist krank, der Herr Hauptmann sieht krank aus; nur Fräulein Perini und die Tante sind noch gesund in diesem

Lazareth. Brausepulver! Brausepulver wird heut als Haus- und Feldgeschrei ausgegeben."

Der Doctor brachte einen frischen Ton, der wie ein über den Bergwäldern gewürzter Luftstrom die Dünste wegblies. Die Professorin konnte nicht sagen, warum sie so bang sei, Erich konnte es nicht sagen.

Der Doctor nahm Erich mit nach der Villa, und eben als sie in den Hof eintraten, kam ein Telegramm an Erich. Es war von Sonnenkamp und enthielt den Auftrag, er möge Frau Ceres mittheilen, daß er in dieser Minute seine Auffahrt bei Hof halte.

Der Doctor übernahm die Verantwortung, Frau Ceres diesen Bericht vorzuenthalten; sie sei ohnedies bis zum Wahnwitz aufgeregt, er habe ihr deßhalb ein Schlafmittel verordnet.

Bei Tische erschien Fräulein Perini, Manna und Erich. Nach dem ersten Gericht wurde Fräulein Perini zu Frau Ceres gerufen; sie ging und kam nicht wieder.

Manna und Erich saßen allein.

„Sie waren heut auch in der Kirche?" fragte Manna.

„Nein. Für mich klingt kein Glockenton durch die Luft. Ich erkenne aber vollkommen die Empfindung derer, denen dieser Klang ein Besonderes in der Seele wach ruft."

Manna schwieg und legte den Bissen, den sie eben zum Munde führen wollte, wieder auf den Teller. Ahnte sie, daß Erich mit Gewaltsamkeit den Zwiespalt zwischen ihnen offen legte und dadurch jede Annäherung unmöglich machen wollte? Lange saßen die Beiden stumm einander gegenüber.

Erich glaubte, daß er zu scharf hervorgetreten sei, er hätte gern ein friedliches, beschwichtigendes Wort gegeben, er fand es nicht. Da begann Manna:

„Sie wollen sich gottloser darstellen als Sie sind. Wer so mit lauterer Hingebung wie Sie einem Menschen sich gewidmet . . ."

Sie brach plötzlich ab und fuhr hocherröthend fort:

„Ach, mir fällt ein, wie ich Sie am ersten Tage verletzte . . ."

Sie wollte hinzufügen: und jetzt versenke ich mich in Dein Denken und wollte Dir doch wehren, in das meinige einzudringen.

Erich wollte erwidern, wie er dessen kaum mehr gedenke, wie er gar kein Zeitmaß habe für die Dauer ihres Zusammenseins, aber er brachte kein Wort hervor; er fühlte, daß es ihm nicht möglich

ist, etwas zu sagen, ohne die ganze Uebermacht seiner Liebe hervorbrechen zu lassen. Und wieder begann Manna:

„Sie hatten einen jüngeren Bruder, den Sie verloren haben? Ich habe Sie heut davon sprechen hören."

„Ja, er war im Alter Rolands, und eben heute mußte ich darüber denken, warum ich meinem leiblichen Bruder nicht so viel sein konnte, wie ich es unserm Roland gewesen."

„Gewesen? Sie sind es noch und werden es ihm bleiben."

„Gewiß. Aber was hilft das beste Denken, wenn man nicht mehr das tägliche Brod des Lebens mit einander bricht? Ich habe gewußt, daß diese Trennung eintreten wird, habe sie als nothwendig erkannt, und doch fühle ich erst jetzt lebhaft, wie lange Zeit, einzelne Abirrungen ungerechnet, ich nichts dachte, nichts empfand, nichts erlebte, was ich nicht sofort zu Roland in Beziehung brachte, ja nur für ihn erlebte. Jetzt ist diese ganze Seelenrichtung zerschnitten, abgelöst, der Halt- und Zielpunkt verändert. Ich fühle mich so heimatlos, so leer."

„Ich verstehe das vollkommen," sagte Manna, da Erich eine Pause machte.

Sie nippte von dem Wein, der vor ihr stand.

Erich fuhr fort:

„Ich habe einen dichterischen Freund, der Alles überaus ernst und schwer nimmt; er lebt mit ganzer Seele, rückhaltlos und ausschließlich, seinem Berufe. Er klagte mir einst, wie ausgehöhlt, wie abgelöst und verlassen er sich erscheine, wenn er ein Werk vollendet, das nun von ihm ausgeht in alle Welt, aber nicht mehr bei ihm bleiben will. Er hat sein Denken und Empfinden Tag und Nacht den Gestalten seiner Phantasie gewidmet, und nun sind sie ausgewandert übers Meer in eine andere Welt, nicht mehr für ihn da; er kann seine Gedanken nicht von ihnen zurückziehen und doch nichts mehr für sie, für ihre Reingestaltung, ihre Vervollkommnung thun. Ja, Fräulein Manna, und das sind nur Gebilde der Phantasie, die den Mann verließen und ihn einsam stellten. Wie ganz anders, wenn ein lebendiger, uns in die Seele eingewurzelter Mensch uns verlassen."

Manna schaute ihn groß an; Thränen hingen an ihren langen Wimpern, und sie sah auch das Auge Erichs in feuchtem Glanze; sie faltete die Hände auf dem Tische und sah ruhig in sein Antlitz.

Er fühlte diesen Blick und verwirrt sagte er:

„Entschuldigen Sie den Egoismus, daß ich nur von mir spreche. Ich will die Schwester nicht noch mehr belasten, und kann Ihnen auch sofort den Trost geben, den ich für mich gefunden. Aus dem Allgemeinen heraus schließt man sich dem Einzelnen an, das eine Erscheinung des Allgemeinen ist, und nun tritt dieses Einzelne wieder zurück, verläßt uns. Wir müssen die Kraft haben, uns dem Allgemeinen, Ewigen wieder zu Gebote zu stellen, und uns nur freuen und getrösten, daß es uns erschienen ist in einem lebendigen Menschenkinde, von dessen Dasein wir keine Ahnung hatten. Ach, ich spreche verwirrt. Ich wollte nur sagen, man kann in solcher Stunde nichts thun, als still warten, sich sammeln in Gedanken an die Fülle der Weltkräfte und die Fülle der Pflichten und Freuden, die in unsern Fähigkeiten liegen. Ach," unterbrach er sich lächelnd, „meine Mutter erzählt von einem alten Pfarrer, der seiner Gemeinde zurief: Kinder, ich predige nicht nur für Euch, ich predige auch für mich, ich hab's auch nöthig."

Ein Lächeln ging über das Antlitz Manna's und sie sagte:

„Ich glaube, ich verstehe Sie. Sie meinen, der einzelne Mensch ist ein Bote des ewigen Geistes, und ist der Bote nun auch wieder zurückgekehrt, wir wissen doch, wer ihn gesendet hat, und wissen, wo er daheim ist."

„Ich würde es nicht so fassen, aber immerhin. Indem wir dem Einzelnen, Zerstreuten, Vergänglichen dienen, dienen wir dem Ewigen, dem im Gesammten ruhenden Geiste, bis er uns auf einen anderen Posten beruft."

„Glauben Sie an Bestimmung?"

„Ich glaube, es ist eine Fügung und Richtung, eine Verknüpfung in unsrem Leben, die wir erst erkennen, wenn sie geschlossen, leider meist erst, wenn sie abgeschlossen ist. Mir wird jetzt jene Stunde wieder lebendig, da ich drüben auf dem Wege nach Wolfsgarten zum ersten Mal hier herab sah. Da lebt eine Menschenseele und ahnt nicht, daß sich eine andere zu ihr drängt, und daß sie Beide einander zu einem Schicksale werden. Es gibt eine Vorbereitung, die den Einen fähig macht, einen Menschen, dessen Namen er nicht gekannt, von dessen Dasein er keine Ahnung hat, in sich aufzunehmen, als wäre man Ein Leben mit ihm gewesen. Hierin liegt die Erlösung von der Ursünde des Egoismus; wir sagen: Du bist der Hüter Deines Bruders."

„Sie sind nicht gottlos . . . nein, Sie dürfen das nicht von sich sagen. Sie sind nicht gottlos," rief Manna.

Ihre Wangen glühten, sie that die gefalteten Hände auseinander, sie streckte die eine Hand aus, als wollte sie sie Erich reichen, aber unterwegs erfaßte sie die Flasche und sagte:

„Nicht wahr, ich bin eine schlechte Wirthin?"

Sie schenkte ihm ein, er trank, und während er trank, ruhte sein Blick auf Manna. Sie wußte, daß er sie anschaute, sie schlug die Augen nieder.

„Ich muß Ihnen noch ein Bekenntniß machen," sagte sie. Sie hielt an, Athem schöpfend, dann fuhr sie fort:

„Wie Sie davon sprachen, daß Sie nun so traurig sind, weil Sie nichts mehr für Roland thun können, wurde mir aufs Neue klar, welch ein Glück, welch einen Glauben auch ich verloren habe."

Sie schloß die Augen, sie athmete tief, dann öffnete sie die Augen wieder und sagte:

„Ich hatte einst geglaubt, man könnte für einen Andern beten, für einen Abwesenden, Fernen, wo und was er auch sei; ich hatte geglaubt, man könne sich für einen Andern opfern und Alles wäre gesühnt, und nun . . . ach, nun glaube ich das nicht mehr."

Erich erwiderte nichts, er wußte, wie schwer dies Bekenntniß sich von den Lippen Manna's losrang; ihn überschauerte es. Jetzt wußte er, Manna liebte ihn, denn nur dem Manne, den sie liebt, konnte sie das anvertrauen.

Ein Diener trat ein und sagte Erich, seine Mutter erwarte ihn, er solle zu ihr kommen.

„Ich begleite Sie," sagte Manna aufstehend. Sie ging, um ihren Hut zu holen.

Zwölftes Capitel.

Erich stand im Speisesaal, die Teller und Gläser und Schüsseln tanzten vor seinen Augen. Manna kam rasch zurück, ihr Antlitz war heiter wie noch nie, sie war wieder das junge Mädchen, sie hatte den hellen Ton und die frische Bewegung der Jugend,

indem sie eine leichte Verbeugung machte und Erich zum Mitgehen einlud. Auf dem Flur wurden sie aufgehalten, es war eben ein Paket angekommen.

„Ah, das Seidenkleid von dem Herrnhuter?“ sagte Manna. „Sehen Sie, Herr Hauptmann, diese Leute sind nicht von unserer Kirche, aber die Zuverlässigkeit haben sie nur von der Kirche. Oder sind Sie auch ein Verächter der Herrnhuter?“

„Verächter ist das Wort nicht, das Sie mir geben wollten. Aber ich finde das Thun dieser Sekte widersprechend. Beständig verkünden sie Einfachheit, Entsagung, Verachtung des Prunks und der Weltgenüsse und treiben Handel mit Seidenwaaren, mit Havanna-Cigarren; sie verlassen sich auf die Sündhaftigkeit der anderen Menschen gerade wie der Bettelmönch, der sagt: Ich will nicht arbeiten und Brod verdienen, aber natürlich sollen Andere arbeiten, damit ich betteln kann.“

„Bringen Sie das Paket nur fort,“ sagte Manna zu dem Diener.

Still ging sie mit Erich davon.

Unterwegs sagte sie:

„Wissen Sie, daß ich ... einen Widerwillen ... einen Abscheu vor Ihnen hatte, als ich hieher kam?“

„Ja wohl, das wußte ich.“

„Und warum thaten Sie nach jener ersten häßlichen Erwiderung von mir nichts mehr, um mich zu bekehren?“

Erich schwieg und Manna fragte nochmals:

„Ist es Ihnen denn so gleichgültig, wie man von Ihnen denkt?“

„Nein, aber ich war ein Diener Ihres Hauses und war stolz genug ...“

„Aber Stolz ist doch eine Untugend?“

„Gewiß; wenn man Ansprüche macht, die die Geltung Anderer herabsetzen wollen.“

„Sie sind mir zu gescheidt,“ neckte Manna.

„Das höre ich nicht gern von Ihnen, denn das ist eine Redensart. Kein Mensch ist dem andern zu gescheidt, wenn jeder sich sagt: ich habe nach meiner Weise auch etwas. Eine solche Redensart sollten Sie nicht gebrauchen. Ich habe nie eine hohle Phrase von Ihnen gehört. Was Sie sagten, war nicht immer logische Wahrheit, aber Wahrheit für Sie.“

„Ich danke Ihnen," sagte Manna rasch und berührte mit der Fingerspitze seine Hand; wie sich besinnend, setzte sie schnell hinzu:

„Ich weiß nicht, ich ... ich bin von meiner Schwermuth befreit, und mir ist, als wäre es schon ein Jahr, seitdem ich so schwermüthig gewesen."

„Wir haben das Glück," erwiderte Erich, „uns im besten Denken zu verstehen, und da gibt es kein Zeitmaß."

„Ach ja," nahm Manna wieder auf, „mitten durch alle Schwermuth ging mir heute immer der Gedanke: es kommt etwas, was Dir Freude macht... Jetzt ist es gekommen. Sie waren der Freund und Lehrer Rolands, nehmen Sie mich dafür, seien Sie mein Freund und Lehrer."

Sie streckte ihm die Hand entgegen und die Beiden sahen einander glückselig an.

„Ach, da sitzt Ihre Mutter," rief Manna plötzlich. Mit eiligen Schritten ging sie zur Professorin und küßte sie heftig.

Die Professorin sah sie erstaunt an. Ist dies dasselbe Mädchen, dem sie gestern die fieberisch kalten Hände erwärmt und Lebensmuth zugesprochen? Die Jugend ist doch ein ewiges Räthsel.

Und so war's. Es war etwas von Kindschaft in Manna unterbrochen, das lebte nun auf und blühte mitten unter Jammer und Elend, unter Gefahr und Kampf.

Manna hielt sich geraume Zeit mit der Hand die Augen zu, und als sie sie wieder aufschlug, sagte sie:

„Mir ist, als sehe ich das Alles heut zum ersten Male; der Rhein, die Berge, die Häuser, die Menschen."

Eine Schaar junger Schwalben flog durch die Luft, wie jauchzend im freien Aether, und Manna rief:

„Die Schwalben schwirren! Ach! Wer auch fliegen könnte! Ich bin eigentlich so traurig, so schwer, und daneben singt etwas in mir, ist lustig und singt immer fort: Du bist lustig, wehre Dich nicht dagegen. Ach, es ist entsetzlich sündhaft, wie ich bin."

„Nein, Kind, Sie sind nur noch ein Kind, und das hat, wie man sagt, Lachen und Weinen in Einem Sack. Mir ist viel leichter zu Muthe, seitdem der Doctor da war. Man kann sich daran gewöhnen, Alles schwarz zu sehen, da ist es gut, wenn Einer kommt und sagt: Die Welt ist nicht so schlecht und nicht so gut, wie wir uns einreden, und die Dinge gehen im Guten und im Bösen nicht ihren logischen Gang."

Die Professorin sprach Manna noch Beruhigung zu, aber diese schien nicht gehört zu haben, was die Professorin sagte; mit neckischem Ton rief sie:

„In dieser Stunde sind wir also geadelt? Ich spüre gar nichts davon an mir, so etwas sollte man doch auch spüren."

Es war ein ungewöhnlich heller Ton in Allem, was sie sagte, und sie fuhr fort:

„Sagen Sie mir, wie war es Ihnen an dem Tage, als Sie den Adel ablegten?"

„Von Leid keine Spur, es schmerzte mich nur, daß meine Freundinnen mir immer betheuerten, sie verblieben mir dieselben, denn in dieser Betheuerung lag ja das Bekenntniß, daß es anders geworden; und da wiederholten sie mir immer, wie lieb sie mich gehabt, als ob ich gar nicht mehr lebte. In der That war ich für Manche gestorben, denn für sie ist ein Menschenkind, das den Adel verliert, wie ins Schattenreich versunken."

„O wie beglückt und gesegnet waren Sie," rief Manna, „all den Tand von sich zu werfen und frei und stark Alles zu finden in dem Manne Ihrer Liebe allein."

Die Professorin erzitterte. Ist das dieselbe Manna, die Nonne werden wollte?

Sie sprach von der Seelenkraft, die es erheische, im Ringen mit den Bedürfnissen des Lebens sich die Gedankenwelt zu erhalten. Manna schaute sie aber bei allem dem mit strahlenden Augen an.

Erich hatte die Mutter und Manna allein gelassen; er stand an einem Rosenstrauch und sah, wie die Blätter der Rose abfielen, so leise, so still wie von Geisterhand gepflückt. Er starrte auf die Blätter am Boden: Roland, Manna, die Mutter, die entsetzliche Vergangenheit Sonnenkamps — Alles wirrte sich ihm durcheinander, er glaubte, er sehe die Welt nicht mehr, wie sie ist. Wenn er nur Jemand hätte, der ihn anruft! Er fühlte, wie seine Wangen glühten, wie es ihn durchschauerte.

Du liebst und wirst geliebt von diesem Mädchen, von der Tochter ... Was ist Tochter? Jedes ist für sich allein da.

Im Erdgeschoß war die Bibliothek seines Vaters, die Fenster standen offen, er ging hinein.

Es lag ihm im Sinn, als müsse unter den hinterlassenen Handschriften des Vaters etwas sein, das ihm heute Trost und

Manna neuen Halt gebe; vielleicht kann der Geist des Vaters in diese jubelvolle und trauervolle Wirrniß hineinsprechen. Er suchte unter den Papieren, allerlei kam ihm in die Hand, doch war es nicht, was er wollte. Er löste ein Convolut von Heften, das die Ueberschrift trug: „Sibyllinische Bücher," und faßte ein Blatt.

„Das ist's!" rief er.

Er stand mit dem Rücken gegen das offene Fenster gelehnt; er hörte, wie die Mutter Manna ermahnte, ja recht fest und treu an ihrer religiösen Ueberzeugung zu halten; seien da auch Formen und Fassungen, die sie selbst nicht als die ihrigen erkenne, so sei doch auch hierin die Wahrung des heiligen Geistes, die uns allein die Kraft gibt, Leid zu tragen und Freude zu empfangen.

„Mutter!" rief Erich, sich plötzlich umwendend. „Mutter, ich bringe etwas, was Deine Gedanken fortsetzt."

Er ging hinaus, er zeigte die Handschrift seines Vaters und sagte, daß er sie vorlesen wolle.

„Ach ja," rief Manna, „das ist recht, das ist gut von Ihnen, daß Sie uns Ihren Vater hierher bringen."

„Das Blatt hat einen seltsamen Titel," sagte Erich; „es lautet: Von drei Dingen, die ich nicht ganz sagen kann und vielleicht Niemand ganz sagen kann."

„Bitte, lesen Sie," ermahnte Manna.

Erich las:

„Zwei Dinge beharren, derweil des Menschen Herz trotzig und verzagt, übermüthig und feige hin und her schwankt; sie sind: die Natur und die in uns lebenden Ideale. Die Kirche war auch eine Burg des Ideals, eine sichere und feste; sie ist es für mich und viele meines Gleichen nicht mehr.

Du sagst, die Natur hilft uns ja nichts. Was hilft sie mir, wenn der Gedanke der Halbheit, des Verderbens, der Schuld über mich kommt, mich gefangen nimmt? Die Natur spricht nicht, sie läßt sich nur verstehen, deuten; sie tönt das Echo zurück, das wir in sie hineinrufen. Die Kirche dagegen spricht zu uns in persönlichem Leid, sie nimmt uns auf ins Allgemeine.

Ich sage: Ein Drittes ist, das Natur und Ideal vereint darstellt und uns aufnimmt.

Wir nennen es die Kunst, die bildende, die Lebenskunst, die sittliche, die schöne That. In meinen Betracht gehört alle Wissen-

schaft zur Kunst. Was ein Menschengeist rein aus sich gebildet und dargestellt, als Zeugniß seines Seins, Schauens und Wollens, das erscheint in der Kunst als sichtbares Gebilde, schaut uns an, in Marmor und Farben, tönt uns zu in Wort und Klang, läßt uns ahnen und erkennen, daß unser gebrochenes, halb zum Ausdruck kommendes Dasein Fülle und Vollendung hat.

Die Kunst hilft dem Leide nicht, sie heilt nicht geradezu, aber sie bringt vor Augen, sie tönt ins Ohr: Merk auf! Es gibt ein Leben, rein und vollendet, das wir in uns tragen.

Die Kunst ist ein Gebilde der Kraft, der Freude, des Wohlgefühls, des Lebensmuthes; sie reicht nicht die Hand, sie macht nur, daß wir uns sammeln in der Erkenntniß, in der Anschauung, in der Durchdringung eines in sich beruhenden Daseins außer uns, das wir begreifen."

Erich unterbrach sich und sagte:

„Hier steht als Anmerkung: Ich kannte eine Frau, die während der Trauerzeit keine Musik machte und keine hören wollte; da zeigte sich, was ihr die Kunst ist."

Es trat eine Pause ein.

Erich fuhr fort zu lesen:

„Im schwersten Schmerz meines Lebens habe ich Trost, Ruhe, freies Aufathmen gefunden, als ich unter den antiken Gebilden umher wandelte; Andere mögen Aehnliches in der Musik finden, mir gab es sich im Anschauen der antiken Gestalten. Nicht der Gedanke an die große Welt, die hier zu Erz und Stein geworden, nicht die Erinnerung an den Geist, der daraus spricht, faßte mich an; ein Anderes war es. Sieh her, da ist eine zur Ruhe gekommene Seligkeit, die nichts mit Dir gemein hat und doch bei Dir ist. Ein Hauch der Unendlichkeit hauchte mich an, goß sanfte Ruhe in mein aufgewühltes Herz, sättigte meinen Blick, beschwichtigte mein Empfinden. Im Anhören der Musik konnte ich noch immer mein eigen Leben und Denken fortträumen, hier nicht mehr.

Wenn ich es nur zu sagen vermöchte, wohin mich das Alles führte, wie ich wandelte in der Unendlichkeit und, hinausgetreten in das Lebensgewühl, immer von festen, ruhigen Göttergestalten begleitet war; mir war —"

Erich brach plötzlich ab. Manna bat, daß er weiter lese; Erich erwiderte, es sei nur ein Bruchstück.

„Es ist kein Bruchstück, es ist ganz und voll. Da könnte kein

Mensch weiter sprechen, weiter schreiben," rief Manna, „da ist nur noch ein in sich selbst Versinken. Ich habe eine Bitte ... schenken Sie mir das Blatt."

Erich sah auf die Mutter und diese erklärte, daß sie noch nie einen Federstrich ihres Mannes in fremde Hand gegeben.

„Aber Sie, mein Kind," sagte sie, „Sie sollen es haben. Erich wird für uns es abschreiben, damit nichts fehlt."

Sie gab Manna die Handschrift und diese drückte sie an ihre auf und nieder wallende Brust.

Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesichte verschwunden; sie bat die Professorin, daß sie in das Haus gehen dürfte, sie möchte gern allein sein, sie sei so müde.

Die Mutter geleitete sie. Manna legte sich auf das Sopha; die Vorhänge wurden herabgelassen, sie hielt die Schrift in der Hand und las wiederholt; bald aber schloß sie die Augen und dachte in sich hinein, halb wachend, halb träumend, und schlief endlich ein.

Die Mutter und Erich saßen beisammen und Erich gelobte sich, daß es sein Erstes sein solle, jetzt, da keine nächste Pflicht ihn bindet, das Unfertige und Halbe, das der Vater hinterlassen, in die Oeffentlichkeit zu geben; es würde doch viele Seelen finden, die das Mangelhafte aus sich ergänzen.

Nun fühlte er sich frisch und frei; jetzt war etwas da, was er zu thun hatte, eine fromme Kindesthat und eine Mannesthat zugleich; denn er konnte aus eigenem Wissen und aus mündlichen Mittheilungen des Vaters Vieles hinzufügen.

Er kehrte nach der Bibliothek zurück; er saß in Schriften vertieft, da trat Manna ein.

„Sie hier?" sagte sie. „Ich wollte mir nur all die Bücher von Außen ansehen, auf denen der Blick Ihres Vaters geruht. Ich muß nun heimkehren, aber heute habe ich viel, unendlich viel bekommen."

„Darf ich Sie begleiten?"

Manna nickte.

Dreizehntes Capitel.

Zögernden Schrittes gingen die Beiden neben einander durch die Wiese nach der Villa.

„Sie sind ein glücklicher Mann, so die Gedanken Ihres Vaters zu haben," sagte Manna ernst.

Erich konnte nicht antworten, ihm preßte das Gefühl die Brust: wie wird das arme reiche Kind zusammenbrechen, wenn sie erfährt von ihrem Vater. Er ahnte nicht, daß die Worte Manna's eben aus diesem Schmerz hervorgingen.

„Ich kann die Gedanken meines Vaters nicht erben," sagte er endlich. „Jedes Kind muß Alles wieder aus sich selbst erleben."

Weiter gingen sie, und es war ihnen doch, als müßten sie bei jedem Schritt inne halten und einander erfassen.

„Nun ist Roland und der Vater bereits auf dem Rückwege," sagte Manna.

„Und Herr von Prancken," wollte Erich hinzusetzen, aber er hielt sich zurück.

Manna mochte fühlen, daß er ihr Verschweigen von Winckens Namen merkte, und sie fragte:

„Waren Sie ehedem nicht ein naher Freund des Baron von Prancken?"

„Wir waren Kameraden, Freunde nie."

Wieder waren die Beiden still; es lag so viel Unausgesprochenes in ihnen, was sich jetzt herzudrängte, daß sie nicht zu wissen schienen, von was sie zuerst reden sollten.

Die Abendglocke läutete. Manna schaute auf Erich, er zog den Hut nicht ab. Sie zitterte; Alles stand zwischen ihnen, auch die Kirche trennte sie.

Manna trug verborgen unter ihrem Gewande eine dünne hänfene Schnur um die Hüfte gebunden; eine Nonne hatte ihr diesen verborgenen Bußgürtel gegeben, damit sie immer eingedenk bleibe, daß sie gelobt habe, offen den hänfenen Strick zu tragen. Jetzt war es ihr, als ob die dünne Schnur fester angezogen würde, und dann wieder, als ob sie sich löse. Mit der linken Hand hielt sie sich an einen Baum am Wege und athmete schwer.

„Was ist Ihnen?" fragte Erich.

„Ach . . . Ich danke Ihnen, daß Sie bei uns bleiben. Sehen

Sie, dort oben ... über dem Thurm der Burg fliegt ein Falkenpaar ... Ach, wer auch so schweben könnte hoch oben, und Alles, was drunten, ist vergessen und versunken. Ach, was war mir das Leben? Nichts als ein Arbeiten an unserem Sterbekleide. Ich wollte über der Welt leben, wollte büßen, vom Himmel herab beten ... für einen Andern! Ich kann es nicht mehr ... ich kann es nicht."

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn; sie sprach, sie wußte nicht was. Sie ging weiter und wollte doch immer stehen bleiben.

Eine Mähderin, die auf der Wiese das dritte Gras abmähte, rief Manna an und sagte, ihre Schwester sei wieder gesund und werde schon morgen helfen, das Heu einbringen.

„Ich wünschte, ich wäre die Mähderin," sagte Manna.

„Entschuldigen Sie," entgegnete Erich, „wenn ich mein Staunen nicht zurückhalten kann, daß auch Sie einen solchen Wunsch ausdrücken."

„Auch ich? Warum denn ich nicht?"

„Sie sind so klar denkend, daß ich eine solche Redensart, die man tausendfältig hört, von Ihnen nicht begreife. Was heißt denn das: ich wollte, ich wäre eine Andere? Behielten Sie das Bewußtsein, was Sie gewesen, so wären Sie nicht eine Andere. Solch eine Redeweise ist nicht nur widervernünftig, sondern von meinem Standpunkte aus auch unreligiös."

Manna blieb stehen und Erich fuhr fort:

„Wir sind, was wir sind, nicht durch uns, sondern durch eine ewige Ordnung, die wir Gott nennen dürfen; wir müssen in dem, was wir sind, uns zu finden und glücklich zu machen suchen, ob arm, ob reich, ob schön, ob häßlich."

„Ich werde nie mehr solch einen unklaren Gedanken hegen und aussprechen," entgegnete Manna und reichte Erich die Hand. Sie zitterte.

Leise, kaum hinhauchend, sprach sie davon, welch ein Glück es sein müsse, nicht nur den Reichthum, sondern auch allen Tand des Lebens von sich zu werfen, in Arbeit, in Friede mit sich und den Seinigen und der Welt die Lebenstage zu erfüllen.

Erich durchschauerte es; durfte auch er ihr sagen, daß er in sich entschieden war, nie einen Reichthum sein zu nennen und nun gar einen solchen?

Er fand kein Wort.

Eine Weile gingen sie stumm weiter; dunkel war es in den schattigen Gängen, nur da und dort fielen gelbe Lichter durch das Gezweige und lagen wie Flämmchen auf den schwarzen Haaren Manna's; Beide sprachen kein Wort.

Tief aufathmend blieb Manna stehen. Wollte sie nicht gemeinschaftlich mit Erich bei der Villa ankommen? Sie war doch so oft mit ihm gegangen; es war kein Arg dabei, mit ihm allein zu sein.

„Ich sage Ihnen hier Lebewohl," begann sie leise. „Das war heut ein Tag. War's nur Ein Tag?"

„Und wie die Sonne hier untergeht," fiel Erich ein, „und immer wiederkehrt und treu bleibt in guten und in bösen Tagen, so haben Sie in mir einen treuen Freund, dessen Auge über Ihnen wacht, so lange dies Auge offen steht."

„Ich weiß!" rief Manna. „O Gott, ich weiß!"

Sie zitterte am ganzen Leibe.

„Ich bitte, verlassen Sie mich jetzt," setzte sie hinzu.

Erich kehrte um, aber als er zurückschaute, sah er, wie Manna unter einer großen Tanne auf den Knieen lag; ihr Antlitz war von der untergehenden Sonne überstrahlt, sie streckte die gefalteten Hände zum Himmel empor; dann richtete sie sich auf.

Er eilte zu ihr, sie zu ihm; es war eins.

„Manna! Manna!" rief er.

„Erich! Erich!" antwortete sie.

Sie lagen einander in den Armen.

„Ich liebe Dich," flüsterte er.

„Du! Du!" rief sie. „Himmel und Erde, Alles!"

Sie hielten sich fest umschlungen und hielten die Lippen in einem Kusse gefesselt, als sollte ewig nur noch ein einziger Athem in ihnen sein.

„Du bist mein! mein! meine Hoffnung, meine Welt! Ach, Erich, verlaß mich nie mehr — nie mehr!"

„Ich Dich verlassen? Dich, meine Manna?"

„Nein, Du kannst es nicht. Der Himmel wird's verzeihen, nein, segnen. Ich konnte nicht anders, Du nicht, ich nicht. Erich, sieh, Alles brennt, die Bäume brennen, das Gras brennt, der Rhein brennt, die Berge, der Himmel — Alles in Flammen! Ach, Erich, und wenn die ganze Erde in Flammen aufgeht, ich

halte Dich in meinen Armen und sterbe gern in Deinen Armen. Nimm mich, ich kann nicht mehr anders."

„Laß Dich anschauen. So bist Du?" erwiderte Erich. „Du weißt nicht, wie ich gerungen habe um Dich. Nun hab' ich Dich, nun bist Du mein! O, sag es noch einmal."

Stammelnd, sich unterbrechend und wieder fortsetzend, erzählte Eines dem Andern, wie Jedes mit sich gerungen, mit Allem, was die Welt hat; aufs Neue erkannte ein Jedes die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit in der Seele des Andern, und wie Manna sich ehedem herb vor Erich verschlossen, so quoll und überströmte nun die ganze Fülle ihres Herzens.

Sie standen und hielten einander an den Händen und schauten sich an und Erich sagte:

„O Manna, mein einziger Wunsch ist jetzt, Du möchtest das Glück haben, Deinen Blick zu sehen."

„Und Du den Deinen. Ach, Jeder, der Dich sieht, Dich erkennt, muß Dich lieben. Was bleibt denn mir, die ich Dich sehe und erkenne, wie Dich doch Niemand sieht und erkennt, außer mir?"

Sie küßten einander und hielten die Augen geschlossen, und über ihnen rauschten die Bäume im leisen Abendhauch.

Auf der Bank, auf der Erich damals neben Bella gesessen, saß er jetzt mit Manna und ein Zittern durchfuhr ihn im Gedanken an damals; er verscheuchte die Erinnerung. Mit dem Scharfblick der Liebe hatte Manna die vorüberhuschende Gemüthsbewegung in Erich entdeckt und sie fragte ihn:

„Hast Du auch so schwer ringen müssen und kämpfen, bis Du Dir es eingestanden und bekannt hast und endlich gesagt: es muß sein?"

„Ach, laß uns schweigen! Sorgen und Mühen und Kämpfen und Ringen wird schon kommen. Jetzt ist Hochzeit, Hochzeit unserer Seelen; nichts Anderes soll drein tönen, nichts Anderes drein denken. Selig, glückselig sind wir. Ich weiß, Du bist mein, wie ich Dein. Es kann nicht anders sein."

Und sie umarmten sich.

Und wie sie nun rief: „O! könnte ich Dich auf den Arm nehmen wie auf Flügel, und Dich hinaustragen über alle Berge. O, Erich!" da merkte er, daß in ihr eine Naturmacht war, wie sie die Tochter Sonnenkamps haben mußte, wild, unbändig, mächtig.

Wer das bescheidene, stille, sanfte, demüthige Kind noch heute am Morgen gesehen, hätte nicht ahnen können, daß es am Abend so leidenschaftlich werden könnte. Erich selbst fühlte sich wie von stärkerer Kraft gefaßt.

„Ach ja,“ rief sie, als lese sie in seiner Seele, „nicht wahr, ich bin ein schrecklich wildes Kind? Du glaubst gar nicht, wie wild ich bin. Aber das kommt nie mehr, gewiß nicht, verlaß Dich darauf.“

Sie saß neben ihm, sie streichelte ihm die Hand, und es war ein tief demuthvoller Blick, mit dem sie ihn nun ansah und sagte:

„Du weißt so viel, bist des Wissens so voll, und ich . . .“

Lächelnd erwiderte Erich:

„Mein ganzes Wissen, mein bestes Wissen ist, daß ich weiß, ich liebe Dich; was ich sonst noch weiß, das kann ein Anderer auch wissen, dies Eine aber nur ich allein.“

„Und ich will recht viel bei Dir lernen,“ sagte Manna und streichelte und küßte ihm die Hände. „Ach, sprich nur immerfort, sprich was Du willst; mir ist es Musik, wenn ich Dich höre. Und weißt Du, daß ich Dich auch schon habe singen hören? Zweimal. Einmal in großer Versammlung und ein andermal hier auf dem Rhein.“

„Und weißt Du,“ entgegnete er, „wie ich Dich in der Abenddämmerung im Kloster sah?“

„Ja. So hast Du mich angesehen.“ Sie versuchte seinen Blick nachzuahmen. „Und damals, als wir von dem Gesangfeste kamen, waren ein Dutzend Pensionärinnen in Dich verliebt; aber ich habe mich vor Dir gefürchtet und noch jetzt kann ich es nicht begreifen. Ach, was werden sie im Kloster sagen? Sie werden mich für eine Heuchlerin halten wegen Deiner und — Ach, Erich . . . Und wie wird sich Roland freuen!“

„Aber Deine Eltern?“

„Ja, meine Eltern!“ sagte sie. „Meine Eltern!“

Ihre Stimme versank; ihr Antlitz wurde plötzlich blaß und wie frierend schmiegte sie sich an Erich. Er hielt seine Hand auf ihrem Haupte, er spielte mit ihren Locken und sie hielt seine andere Hand an ihre Lippen gedrückt. Es war nicht nöthig, daß sie Worte sprachen, sie konnten es auch nicht, denn Eines wollte dem Andern sagen: Weißt Du auch schon?

„Warum bist Du plötzlich erzittert?“ fragte Manna.

„Ach, ich wünsche, Du wärest nicht reich."

„Das wünschte ich auch," sagte sie, die Augen schließend, wie einschlafend. „Laß uns aber still sein ... Nur eine halbe Minute lang laß mich da schlafen. Ach, Dein Herz pocht so schön."

Sie hielt den Kopf an sein Herz gedrückt; nach einigen Secunden richtete sie sich auf und sagte:

„Jetzt ist ein Jahrhundert vorüber, ein glückseliges Jahrhundert. Jetzt bin ich wieder stark und frisch und wach und jetzt vergiß Alles, was ich gethan und gesagt, nur das Eine nicht, daß ich Dein bin und Dich liebe, so lange ich athme, und Du mein."

„Du wolltest Nonne werden und ich ... ich wollte auch der Welt entsagen."

„Bist Du denn nicht Protestant?"

„So meinte ich es nicht, meine Manna. Ich wollte dem, was man die Welt nennt, entsagen und ganz dem reinen Gedanken leben."

„Und kannst Du das nicht, wenn ich Dein?"

„Nein. Doch was soll das jetzt? Ich bin nicht mehr allein, ich bin ich und Du."

„Und ich bin Du und ich," wiederholte Manna ... „Jetzt muß ich zu meiner Mutter," sagte sie, sich erhebend; „noch soll Niemand von uns wissen, nicht Deine Mutter, nicht meine Mutter, Niemand."

„Sehe ich Dich noch heut Abend im Garten?"

„Nein, es ist besser morgen; ich kann nicht, ich muß mich erst fassen. Ach, ich versage es ja mir selbst. Morgen in der Frühe."

Sie knüpfte ein blauseidenes Tuch, das sie um den Hals trug, los und legte es ihm um den Hals. Sie küßte ihn und ging davon. Sie schaute nicht mehr um.

Vierzehntes Capitel.

Noch lange saß Erich auf der Bank; die Nacht brach herein, er sah Licht im Hause seiner Mutter, er wußte, wie sie jetzt da sitzt und die Tante bei ihr, ja er glaubte sogar Harfentöne in der Luft zu hören, und doch, so weit drangen die Töne nicht.

Aber in ihm klang und sang es und dazwischen schwirrte die Frage: Wie wird es Manna tragen, wenn sie das Entsetzliche erfährt? und darfst Du Theil haben an so erworbenem Gut? Wie wird Sonnenkamp rasen? Was wird Prancken beginnen? Die Welt wird sagen, es war fein angelegt; derweil Vater und Bräutigam abwesend, hat er mit Hülfe seiner Mutter die Tochter des Hauses geraubt. Laß die Welt herankommen! Die Liebe besiegt Alles!

Er sah Licht im Zimmer Manna's, er hörte das Fenster schließen, er sah lange hinauf; dann ging er nach dem Hof und befahl dem Reitknecht, ihm ein Pferd zu satteln.

Das Pferd wurde vorgeführt, es sah Erich mit großen Augen an, blies die Nüstern auf, wieherte und warf die Mähne zurück.

Er stieg auf und ritt in wildem Trabe davon, die Straße dahin. Er fühlte sich so sicher auf dem Pferde, das sich seines frohen Reiters zu freuen schien. Er fühlte sich so frei, als wäre alle Körperlast von ihm genommen und er könnte in die weite Welt hineinfliegen.

Er ritt den Berg hinan zum Dorf, wo der Krischer wohnte. Alles, was er auf diesem Wege erlebt und gedacht, drängte sich in einen Augenblick zusammen.

Er ritt ins Dorf.

Hier war Alles still; am Hause des Krischers hielt er an, er wußte nicht warum. In die stille Nacht hinein sang die Schwarzamsel: Freut Euch des Lebens. Weiter kam sie nie in der Melodie, und diese Melodie, so altväterisch und so gut, begleitete nun Erich und tönte mitten aus dem Hufschlag seines raschen Pferdes.

Still ritt er bergab, er sah bereits die Villa und das Glasdach der Treibhäuser, aber nochmals wendete er das Pferd. Er muß es einem Menschen sagen, einem Einzigen. Er ritt nach dem Hause des Majors. Wie ein Verirrter, der ein Licht in der Ferne sieht, freute er sich im Herzen, da er in dem kleinen Hause Licht blinken sah. Der Major, der den Hufschlag des Pferdes gehört hatte, rief zum Fenster hinaus:

„Herr Baron von Lichtenburg, sind Sie schon da?"

„Bis jetzt heiße ich noch Erich Dournay," erwiderte Erich.

Er stieg ab, band das Pferd an den Gartenzaun und ging zu den Beiden hinauf, die ihn herzlich willkommen hießen.

„Was ist? Es ist doch Alles wohl?" fragte der Major.

Erich beruhigte ihn und der Major sagte:

„Sehen Sie doch, Fräulein Milch... setzen Sie nur ohne Scheu Ihre Brille auf ... sehen Sie doch, unser Herr Erich sieht ganz anders aus. Sie haben ein Fieber, Sie haben so rothe Lippen."

Erich konnte nicht sagen, daß seine Lippen noch von den Küssen brannten.

Der Major ging nach einem Schrank, mischte ein Pulver in ein halbes Glas Wasser, kehrte zu Erich zurück, befühlte ihm die Stirn und sagte:

„Sie dürfen jetzt schon trinken."

Dann schüttete er ein zweites Pulver hinein, daß es aufbrauste, und Erich mußte, bevor er ein Wort weiter sprach, das zischende Getränk zu sich nehmen. Der Major lehrte sehr bedächtig, daß es nichts auf der Welt gebe, was gegen alle Aufregung besser wirke, als ein Brausepulver.

Fräulein Milch, die wohl merkte, daß Erich etwas mitzutheilen hatte, wollte sich entfernen, aber dieser rief:

„Sie sollen es auch hören, Sie und mein Freund hier. In Ihre treuen Herzen gebe ich es. Ich bin verlobt."

„Mit Manna," sagte Fräulein Milch.

Erich sah starr drein und der Major rief:

„Gottlob, daß sie in unseren Zeiten lebt! In vergangenen, finstern Zeiten hätte man sie als Hexe verbrannt; sie weiß Alles und sieht in die Ferne, es glaubt's kein Mensch. Wie wir da beisammen sitzen, hat sie gesagt: Heut Abend haben sich Erich und Manna ihre Liebe bekannt. Und wie ich lache, sagt sie: Lachen Sie nicht, ich hole eine Flasche Wein. Sehen Sie, Kamerad, da steht sie, und dann sagte sie: Heut Abend kommen sie mit einander. Nun, ganz prophezeien kann sie doch nicht; denn Sie sind allein gekommen, Kamerad. Komm her, laß Dich küssen, Bruderherz!"

Er küßte ihn und fuhr fort:

„Du hast keinen Vater mehr, ich ... ich führe Dich zum Traualtar. Gib mir die Hand. Und da sagen sie, es geschähen keine Wunder! Jeden Tag geschehen Wunder, gerade so gut wie in uralten Zeiten, wir verstehen sie nur heutigen Tages zu erklären; in alten Zeiten hat man das nicht verstanden."

Fräulein Milch hatte die Flasche entkorkt und die Gläser eingeschenkt.

„Stoß an, mein Sohn!" rief der Major. „Stoß an! den Johannistrunk!"

Sie stießen an, der Major trank aus und küßte Erich nochmals, dann rief er:

„Gib auch Fräulein Milch einen Kuß, ich erlaub's. Fräulein Milch, wehren Sie sich nicht. Komm her ... da ... gib ihr einen Kuß; sie ist eine Freundin, Du hast keine bessere auf der Welt außer Deiner Mutter, und sie ist mehr als die Welt weiß; Du sollst es erfahren, Du verdienst es."

„Herr Major," unterbrach Fräulein Milch zitternd.

„Gut," beruhigte der Major. „Ich sage ja nichts. Aber jetzt gebt Euch einen Kuß."

Erich und Fräulein Milch küßten einander und Fräulein Milch wurde flammroth im Gesicht.

Nun saß man traulich beisammen und der Major hatte seine Freude, daß Prancken das prächtige Mädchen und die vielen Millionen nicht bekomme; daß das Kloster angeführt war, war ihm noch eine besondere Lust.

Erst spät in der Nacht kehrte Erich heim und er hörte noch immer die Schwarzamsel singen: Freut Euch des Lebens!

Im Zimmer Manna's war kein Licht mehr, aber Manna stand am Fenster.

Fünfzehntes Capitel.

Manna stand am Fenster und schaute hinaus in die Nacht, sie legte die heiße Stirne an die kalte steinerne Fenstersäule und sprach laut vor sich hin kurze Ausrufe, Hoffen, Bangen, Jauchzen, Klagen, Alles durcheinander. Nur die Sterne sahen das Antlitz, das so schmerzlich und so wonnig bewegt war, und in die leere Luft hinaus gingen die Küsse von Manna's Lippen. Sie schaute hinauf zu den Sternen, sie kannte sie, und doch dünkte ihr aller Sternenstrahl nur der Blick von Erichs leuchtendem Auge, das auf ihr ruhte.

Warum nun wieder allein? Warum noch eine Lebenssecunde allein? fragte sie in die Nacht hinein.

Eine tiefe Verlassenheit kam über sie, als wäre sie einsam in der Welt.

Und wieder war es ihr, als stünde sie schwindelnd an einem Abgrund und würde bald hinweggerissen, bald zurückgetragen; sie schaute um, als fühlte sie leibhaftig den Arm Erichs, der sie vom Boden hob. Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und es kam ihr vor, als wäre es nicht ihre eigene Hand; sie wendete sich zurück ins Zimmer und warf sich auf die Kniee.

„Weh! ich liebe!“ rief sie. „Nein, ich danke Dir, o Gott, daß Du mir diese Probe auferlegt. Diese Probe? Nein, ich kann nicht mehr anders! Du, der Du die Liebe bist, den tausend Zungen nennen und doch nicht ganz zu nennen vermögen, vergib und hilf mir, hilf ihm und uns Allen. Laß mich leben in ihm und in Allem, was heilig und groß, schön und rein. Heimchen, Du meine Schwester, ein Stück von meiner Seele, Du bist dahin geschwebt über die Welt wie eine Blüthe, die vom Baum gefallen ... ich, ich muß unter Sturm und Wetter am Baum des Lebens haften. Du, den ich anbete, Du, den er verehrt, wenn er auch nicht betet; sein Denken ist Gebet, sein Thun ist Gebet, sein Leben ist Gebet..“

Sie stand auf, sie ging wieder ans Fenster und starrte lange ohne festen Gedanken in den sternglänzenden Himmel. In die Mitternacht hinein schwebte etwas vom Fenster Manna's hinab in den Garten und blieb auf einem Baum hängen; es war der Bußgürtel, den sie gelöst hatte ...

Am Morgen, als Manna erwachte, rief sie:

„Ich bin sein, sein! Ob er wol auch schon wacht?“

Sie öffnete das Fenster. Ein junger Staar, der jetzt noch im Herbst ein Nest baute, fand auf dem Baume vor dem Fenster Manna's die dünne hänfene Schnur, er faßte sie in seinen Schnabel, flog auf und baute sein Nest damit.

Drunten im Garten stand Erich; sich verhüllend rief Manna hinab:

„Ich komme gleich.“

Und in der ersten Morgenfrühe standen sie beisammen und umhalsten und küßten sich. Dann sprachen sie einander Muth zu, denn heute war Schweres zu ertragen, heute kam der Vater und Prancken.

„Ach Erich! ich bin so glückselig und so entsetzlich gepeinigt. Mein Vater —“

„Ich weiß Alles."

„Du weißt und liebst mich?"

Sie fiel auf die Kniee und umfaßte seine Füße. Er erhob sie, setzte sich zu ihr und nun sprachen sie von dem Entsetzlichen.

„Erzähle mir," sagte sie, „wie hast Du es ertragen?"

„Frage lieber, wie wird es Roland ertragen?"

„Glaubst Du, daß er es erfahren wird?"

„Gewiß. Wer weiß, wie bald die Welt . . ."

„Die Welt! Die Welt!" rief Manna. „Nein, nein! Die Welt ist gut, die Welt ist schön. O Dank, Dank dem Unerforschlichen, daß er mir meinen Erich gegeben, meine Welt, meine ganze Welt!"

Ruhig und klar, wunderbar durchsichtig erkannte Manna Alles; aber mitten in der Darlegung warf sie sich an die Brust Erichs, schluchzte und rief:

„Ach, warum muß ich in meinen jungen Jahren Alles das wissen, Alles das erleben, besiegen?"

Hand in Hand gingen sie nach dem grünen Hause und setzten sich nieder, wo sie am Tage vorher mit der Mutter gesessen. Sie warteten, bis sie erwachte. In aller Lust und allem Leid einer heimlichen, von Gefahren umringten Liebe wollten sie ausdenken, wie es in der Hauptstadt ergangen war. Sie konnten es nicht ahnen.

Erich ließ Manna allein zurück. Er hatte ihr erzählt, daß er gestern in der Nacht beim Major gewesen, er wollte nochmals zu ihm, um ihn und Fräulein Milch zu bitten, das Geheimniß der Liebe ja recht streng zu bewahren.

Erich ging die Straße dahin, ein Wagen kam des Weges; sein Name wurde gerufen. Bella stieg aus.

„Es freut mich, daß ich Sie noch treffe. Doch ich komme heute nicht zu Ihnen und den Ihrigen. Clodwig läßt Sie grüßen und bitten, zu ihm nach Wolfsgarten zu kommen; er ist einsam und Sie sind einsam und es wird Ihnen wol angenehm sein, die ersten Tage des Durcheinander hier im Hause und bis Sie sich in die Entfernung Ihres Zöglings gefunden, bei uns zu verleben. Sie können mit unserm Wagen nach Wolfsgarten fahren, ich will hier bei meiner Schwägerin sein, bis Alles geordnet ist. Wo ist denn das liebe Kind?"

Erich geleitete Bella nach der Villa, er konnte kein Wort

reden. Glücklicherweise kam Fräulein Perini und er konnte Bella ihr überlassen; er eilte zu Manna. Hastig athmend berichtete er, daß Bella angekommen sei; halb schelmisch, halb mitleidig sah ihn Manna an.

„Ist es denn wahr, daß Du sie einmal geliebt hast?"

„Ja und nein. Bist Du eifersüchtig?"

„Nein, denn ich weiß, Du hast nie geliebt, nie! Du kannst Niemand geliebt haben, Niemand als mich. Erich, komm! Hand in Hand laß uns vor sie hintreten und bekennen, was wir uns sind, und so vor aller Welt. Laß uns nur keine Minute heucheln, nichts verbergen. Ich habe den Muth, Alles zu bekennen und bin glücklich, Alles bekennen zu dürfen. Die Weltrücksicht soll uns keine Minute rauben, keine Minute, in der wir uns nicht ins Auge sehen, uns frei die Hand reichen und uns als Eins der Welt darstellen, wie wir es sind."

Erich hatte Mühe, Manna zur Klugheit und Vorsicht zu bestimmen; er verlangte es als erstes Zeichen seines Rechts an sie, daß sie sich seinem Willen füge.

„Gut, ich gehorche Dir, aber ich lasse mich vor Niemand sehen."

Er versuchte Manna zu bestimmen, daß sie Bella begrüße; doch sie widerstand und sagte:

„Kannst Du, der Reine, Gute, mich nur auf eine Stunde so verderben lassen? Wie soll ich dastehen, wie soll ich mich benehmen, wenn sie mich als Schwägerin begrüßt?"

Erich erzählte, daß Bella ihn veranlassen wollte, sofort nach Wolfsgarten zu fahren, um über die nächsten unruhigen Tage dort bei Clodwig zu sein. Und als er darauf hinwies, in welch seltsamer Lage ein Dienender sei, fuhr ihm Manna mit ihrer zarten Hand über das Gesicht.

„Du guter Mensch, Du hast dienen müssen; ich weiß jetzt, was das ist für Dich, die große, reine Seele, der Alles unterthan sein sollte. Ach, Du Guter, das hast Du Alles auf Dich nehmen müssen. Aber es ist gut, denn sonst wären wir nicht einander zu eigen geworden. Nun denn, ich werde es können, ich muß es können."

Sie ging, Bella zu begrüßen, und hatte Haltung genug, dies in bester Form zu thun.

Erich entfernte sich bald und Bella sah mit Staunen den Blick,

den Manna ihm nachsandte. Manna sprach sehr viel und ungewöhnlich lebhaft, so daß Bella aufs Neue stutzig wurde.

Jetzt kam auch der Major, um Manna zu gratuliren; als er Bella sah, schwieg er erschreckt.

Manna wendete sich ab.

Bella hatte genug gesehen. Plötzlich stand es vor ihr: Manna liebt Erich. Aber nein, das kann nicht sein! Sie wollte Manna umarmen und küssen, aber diese bat, ihr heute recht viel Ruhe zu gönnen.

Bella richtete sich hoch auf, sie warf einen Blick auf Manna, es war der Medusenblick, aber Manna hielt ihn ruhig aus. Ohne ein Wort weiter zu sagen, schritt Bella aus dem Hause und verließ die Villa.

Als Bella fort war, stand Manna starr; der Major trat auf sie zu und sagte:

„Kind, hast Dich tapfer gehalten, brav ... hast ruhig gestanden im Feuer ... Recht so! Sollst an mir eine Hülfe haben und an Fräulein Milch auch, und wenn sie Dich hier im Haus plagen, kommst Du zu uns ... Sei ruhig, Du bist nie verlassen auf der Welt. Wirst schon noch erfahren ... Red' nur nicht ... an mir hast Du eine Hülfe ... und sie hat mir gesagt, ich soll hierher gehen, sie wolle zur Professorin gehen, sie weiß immer das Rechte. Ich wünschte nur, wenn Ihr so lange bei einander seid, daß Ihr auch noch so zu einander seid wie wir ... Wirst schon noch erfahren, wirst die Augen aufreißen. Man kann auch im Gegentheil stark sein, sie ist's im Gegentheil. Schon gut ... Ich habe nichts ausgeplaudert? ..."

Manna lächelte unter Thränen über die seltsame, unverständliche und doch so innige Zusprache des guten Majors.

Während Manna und der Major beisammen standen, ging Bella durch den Park.

Haß, tiefer Haß bewegte sich in ihr, ihr Auge schien etwas zu suchen, woran sie ihre Wuth auslassen konnte. Was kann man hier zerstören? Was thun, womit man die Menschen ärgert?

Sie dachte an Erich, an die Professorin, an Claudine, sie suchte einen Angriffspunkt, wo man sie fassen und zerschmettern könnte. Sie haßte vor Allem diese Dournay's, denn durch sie war eine Tonart in die Umgebung gekommen, die nicht sie bestimmte; diese Menschen hatten sie gegeben. Wer sind sie?

Predigerhafte Schulmeister, die Trödel treiben mit sublimen Gedanken! Und sie, Bella, die glänzende, die bewunderte, die ehedem mit einem Blick, einem Wort beglücken konnte, stand daneben! Aber sie müssen fort, diese Schmarotzer, sie sollen fühlen, wer sie sind, und sollen wissen, wer sie kennt und zerbricht!

Sie ging unruhig hin und her zwischen der Villa und dem grünen Hause, endlich trat sie bei der Professorin ein. Hier traf sie Fräulein Milch.

Die ist's! Die packt man als Hammer, um die Anderen zu treffen.

Als Bella eintrat, erhob sich Fräulein Milch, verbeugte sich und wollte gehen.

„Bleiben Sie nur," bat die Professorin. „Sie kennen doch die Frau Gräfin Wolfsgarten?"

„Ich habe die Ehre."

Bella sah die Bescheidene an, die sie zerschmettern wollte, dann sagte sie:

„Ach ja, ich erinnere mich; sie ist die Haushälterin des Majors, wenn ich nicht irre?"

„Fräulein Milch ist meine Freundin," fiel die Professorin ein.

„Ihre Freundin? Das wußte ich nicht. Sie sind sehr gütig."

„Fräulein Milch ist meine Freundin und Helferin im Werke der Wohlthätigkeit."

„Ach ja, Sie colportiren das Geld des Herrn Sonnenkamp."

Es war unentschieden, ob dieses Sie auf beide anwesende Frauen sich beziehen ließ, oder ob es nur eine Anrede gegen Fräulein Milch war.

Bella sah, wie das Antlitz der Professorin zitterte. Jetzt ist's gefunden. Diese Professorin hat ihr durch ihren Sohn eine Kränkung angethan — nein, das nicht, aber sie hat sie persönlich gekränkt, sie hat sich in eine erste Rolle hineingesetzt, die ihr nicht zusteht.

Und Bella fuhr fort:

„Diese Gabenspendung an Verwahrloste, an notorische Trunkenbolde wird nun wol aufhören . . ."

Die Professorin bat Fräulein Milch, sie zu verlassen; sie hatte sie noch nie geküßt, heut umarmte sie sie innig und gab ihr einen Kuß. Sie wollte der Gekränkten eine Beruhigung, eine Entschädigung geben und der Gräfin zeigen, wie sie die so hart

Angegriffene, die wehrlos schien oder sich doch nicht wehren wollte, hoch ehrte. Als Fräulein Milch weggegangen war, sagte Bella:

„Ich begreife nicht, wie Sie mit dieser Person so vertraulich sein können; Sie entwerthen dadurch die freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen."

„Ich glaube, wen ich ehre und freundschaftlich an mich schließe, der ist dadurch in einer Ehrenstellung, und ich dürfte erwarten, daß das von Jedem gewürdigt würde."

„Gewiß, gewiß, so lange Sie hier sind. Wenn Sie nun aber die Gegend bald verlassen?"

„Die Gegend verlassen?"

„Die Aufgaben sind ja hier erfüllt und ..."

Die Professorin mußte sich setzen; die Augen Bella's glühten, sie hatte erreicht, was sie wollte. Sie hatte diesen immerdar mit Hoheit aufgeputzten Menschen allen Flitter abgerissen.

In sehr höflichem Tone sagte sie:

„Ach, ich bitte, es sollte mir in der That leid thun, wenn ich voreilig die von Herrn Sonnenkamp beabsichtigte Entlassung ..."

Die Widerstandskraft, welche die Professorin sonst in allen Schrecknissen bewahrt hatte, wich zum ersten Mal von ihr. Sie hatte viel im Leben kennen gelernt, das noch nicht; die reine Bosheit, die nichts will, als Bosheit sein, sich zur Lust und Andern zum Leid, hatte sie nicht für möglich gehalten. Und in der Empfindung, daß sie das nun auch erleben, in ihrem Gedanken festsetzen, für wahr halten muß, verlor sie alle Kraft der unmittelbaren Gegenwehr.

Sie sah Bella an mit einem Auge, das diese zur Weichheit hätte stimmen müssen, aber Bella wollte nicht weich sein; sie mußte wieder einmal etwas zum Zerreißen haben, und da sie Erich nicht beikommen konnte, mußte es seine Mutter entgelten. Sie sprach noch sehr höflich und sehr viel; die Professorin hörte sie kaum und wußte kaum, daß sie endlich fortgegangen war.

Triumphirend rauschte Bella den Wiesengang dahin nach der Villa, sie bestieg den Wagen, der noch bespannt auf dem Hofe stand, und fuhr nach Wolfsgarten zurück. Ihre Zerstörungslust war gesättigt, sie war frei und froh.

Zwölftes Buch.

Erstes Capitel.

Auf der Fahrt nach der Residenz staunten Sonnenkamp und Prancken über die Redseligkeit und geistige Gewecktheit Rolands; er allein war frei im Worte, denn Sonnenkamp und Prancken konnten eine gewisse Bangigkeit nicht überwinden. Sie thaten zutraulich und offen gegen einander und doch fragte Sonnenkamp sich immer: Weißt Du? Und Prancken dagegen: Weißt Du, daß ich weiß? Aber sie sprachen es nicht aus. Wie sollten sie auch? Prancken wollte, wenn es zu Tage kommt, als der Unschuldige, Getäuschte erscheinen; er war der Betrogene, er und die ganze Welt, der Fürst vor Allem; der Fürst hatte ihn ja geadelt — wie sollte da Prancken dem Manne nicht vertrauen?

Sonnenkamp dagegen war unschlüssig und deshalb erleichtert, daß Prancken Alles bestimmte; er handelte nicht mehr mit Willen; was geschieht, soll und muß nun sein.

Er schaute oft zum Wagenschlag hinaus und seine Hand zuckte, als müßte er plötzlich den Griff erfassen, hinausspringen und entfliehen. Welch ein kühnes Spiel versucht er! Er zürnte auf sich, daß er auf der Schwelle der letzten Entscheidung ein Bangen über sich kommen ließ. Er konnte nicht umhin, Prancken zu erklären, er fühle sich sehr bewegt; Prancken fand dies ganz in der Ordnung, denn die Adelserhebung ist keine geringe Sache. Und jetzt im Besprechen fand Sonnenkamp den Grund seiner Zaghaftigkeit. Diese immerwährend Geist destillirende Familie, Mutter, Tante und Sohn, hatte ein weichliches Element in seine

Umgebung gebracht; es ist gut, daß man sie los wird, natürlich in höflicher Weise, aber fort müssen sie, abgethane Werkzeuge, abgelohnte Arbeiter.

In der Empfindung, etwas wegzustoßen, fand er sich selbst wieder. Er hat nicht blos etwas mit sich geschehen zu lassen, er ist selbst wirkend; er läßt die Puppen tanzen, denn Puppen sind alle Menschen für den, der sie zu regieren weiß. Lächelnd sah er auf Prancken, auch dieser war jetzt seine Puppe. Unhörbar pfiff er vor sich hin.

Es war spät am Abend, als man in der Residenz ankam. Roland ging bald zur Ruhe, auch Prancken verabschiedete sich, da er noch einen nöthigen Besuch machen müsse.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie Bräutigam sind," rief ihm Sonnenkamp lachend nach.

Zum ersten Mal in seinem Leben that Prancken ein solcher Scherz weh, er that ihm weh, weil er vom Vater Manna's kam und weil Prancken in der That einen sehr ernsten, sittlich ergreifenden Gang zu machen hatte, denn er ging nach dem Hause des Domdechanten.

Das Haus lag im Garten hinter dem Dom, verborgen vor aller Welt, in einer Stille, die nichts ahnen ließ vom lärmenden Getriebe der Residenz.

Prancken klingelte, ein Diener öffnete und Prancken war erstaunt, sofort bei seinem Namen genannt zu werden. Der Diener war ein Soldat, den er kurze Zeit als Bursche gehabt. Er erhielt den Auftrag, am nächsten Morgen im Hotel Victoria Prancken persönlich die Meldung zu bringen, ob der Domdechant ihn um elf Uhr ganz allein empfangen könne.

Prancken kehrte um und lächelte, da er, der Mahnung seines Schwiegervaters gedenkend, vor einem Hause still stand. Er kannte es wohl, das zierliche, verschwiegene Haus, das er einst selbst möblirt hatte; die Treppe teppichbelegt, das Geländer mit Sammet gepolstert und Alles so warm und droben die Klingel nur ein einziger Ton, das kühle Vorzimmer voll grüner Pflanzen, der Salon so wohlig, die Tapeten und die Möbel von gleichem Seidenstoff, grüner Grund, gelbe Guirlande — Prancken liebte die Landesfarben auch hier. In der Ecke steht ein alabasterner Engel, der hält täglich einen frischen Blumenstrauß in der Hand, manchmal muß der Engel aber auch einen zierlichen Frauenhut

tragen, manchmal auch einen Männerhut. Und dann die Portièren ... was lacht dahinter? Nein, er geht vorüber.

An einem Laden mit großen Scheiben stand er ... er hatte immer, wenn er nach jenem behaglichen Häuschen ging, einen Scherz, eine überraschende Nippfigur mitgebracht ... es sind viel neue Dinge da, er tritt ein, er kauft das Neueste.

Der junge Verkäufer sieht ihn scharf an, Prancken nickt und sagt:

„Sie können mir Alles zeigen."

Nun werden ihm Geheimnisse gezeigt, er nimmt nichts mit, er sagt, das wolle er ein andermal kaufen, er geht mit der Nippfigur davon.

Es ist nur zum Scherz, nur ein Abschiednehmen! Er will nur Erkundigungen bei der kleinen Nelly einziehen, was man von ihm spricht; es ärgert ihn, daß er sich noch darum kümmert, aber es reizt ihn doch, es zu erfahren.

Er weiß nicht, daß er geklingelt hat, er geht die Treppe hinan, er sucht nach dem Schlüssel in seiner Tasche und hat ganz vergessen, daß er ihn nicht mehr hat.

Es wird geöffnet, das Kammermädchen sieht ihn verwundert an. Man ist nicht zu Hause. Eine Ampel von blaßrothem Krystallglas brennt im Erkerzimmer, die kleine Alabasterfigur lächelt; Prancken läßt eine Lampe bringen, er will warten. Er sieht sich in den Gemächern um, er kennt die Stühle, die Causeusen, Alles ist noch wie er es hergestellt.

In den Zimmern herrscht ein ihm fremder Parfüm, er muß jetzt Mode sein ... man verbauert doch ganz auf dem Lande!

Es schlägt vom Dom, das Theater muß bald zu Ende sein. Auf dem Tisch liegen Photographie-Albums; Prancken mustert sie, er sucht nach seinem Bilde, es ist nicht mehr da, aber Andere, die er nicht kennt.

Auch ein Buch liegt auf dem Tisch, eine Blumenlese aus deutschen Dichtern „von Frauenhand für Frauen" ausgewählt. Prancken liest darin. Sind doch seltsame Menschen, die Poeten! Er stand am Kamin, darin glühende Kohlen schimmerten, aber es war kein Kamin und es waren keine Kohlen, denn sie verbrannten nicht und lagen immer so geschichtet; Kamin und Kohlen waren nur zierlicher Zimmerschmuck.

Es schlägt wieder auf dem Domthurm; man kommt noch

immer nicht. Prancken nimmt endlich seine Karte und legt sie auf den Blumenstrauß, den die Alabasterfigur hält; er geht davon. Es ist besser so, Du bist brav, Du wolltest es sein ... gewiß.

Er lachte über seine Tugend.

Pah! Man sollte auch einmal wieder übermüthig scherzen und lachen, dieses ewig Moralische fängt an langweilig zu werden. Aber Manna ...

Prancken fühlte einen Stich durchs Herz, als hätte er jetzt eben Manna verwundet.

Er schüttelte den Kopf über die Zimperlichkeit, in die er verfallen war. Und doch wurde er die Empfindung nicht los, daß in dieser Stunde etwas mit Manna vorgeht; er weiß nicht was, aber er meint es zu spüren.

Er ging rasch weiter.

Im Militär-Casino war Alles noch hell erleuchtet; Prancken ging vorüber. Er kehrte in den Gasthof zurück. Mit Selbstzufriedenheit begab er sich zur Ruhe, ohne bei Sonnenkamp vorgesprochen zu haben. Er wollte noch eine Weile in dem kleinen Büchlein lesen, das durch den darin liegenden Zweig ganz von Tannenduft erfüllt war; der Zweig war kahl, aber die abgefallenen Nadeln waren wie ein Heiligthum aufbewahrt worden. Er vermochte nicht, die Zeilen dieses Buches zu ertragen; er hatte heute eine Scheu davor...

Während Prancken in der Stadt umher gegangen war, wurde es Sonnenkamp zuwider, allein zu sein. Er wollte fremde Menschen sehen, belebte, die ihm etwas Neues brächten. Er schickte nach dem Cabinetsrath. Glücklicherweise begegnete ihm der Bote bereits auf der Treppe.

Sonnenkamp saß wohlgemuth bei dem Manne, den er fragte, was es zu bedeuten habe, daß der Fürst ihm nicht sein Diplom schicke, sondern persönlich übergeben wolle.

Mit einer Doppelzüngigkeit, in der er seinen gnädigen Herrn lobte, ja bewunderte und dabei ironisch charakterisirte, erklärte der Cabinetsrath, daß Niemand die Maßnahmen eines Regenten vollständig beurtheilen könne, der schließlich allein regieren wolle, vor Allem in dem, was ihm noch ohne Dreinreden der Landstände verblieben war: in Ordens- und Adelsertheilungen. Mit Verwunderung hörte Sonnenkamp, wie der Fürst Alles mit „Mein“ bezeichne:

meine Fabrikanten, meine Universität, meine Freimaurerloge, meine Landwirthe, meine Landstände. — Der Cabinetsrath erklärte weiter: Der Fürst wolle das Gute, lebe aber in beständiger Angst vor den Demokraten, Communisten und Liberalen — alle diese Begriffe zerfließen ihm in Eins — er halte Jeden, der nicht mit der Regierung stimmt, für eine wandelnde Barricade, auf der es in der nächsten Stunde losgehen kann. Er möchte gern, daß es allen Menschen gut gehe, und habe sich dafür einen schönen Satz angewöhnt, den ihm einmal ein Kammerherr zugeritten hat. Zwei Liebhabereien habe er, das Theater und den Wohlstand der Residenz. Er will, daß viel reiche Leute nach der Residenz ziehen, damit recht viel Verdienst sei. Er hat dafür ein Großes gethan, die strengen Gesetze des Ceremoniells modificirt; Fremde, die ihrem Stande nach nicht hoffähig sind, haben, wenn sie großen Aufwand in der Stadt machen und durch ihren Gesandten vorgestellt sind, Zutritt bei Hofe. Der Fürst thue das aus reiner Gutmüthigkeit für den Wohlstand seiner Leute, denn „meine Leute" nenne er alle Residenzbewohner, die unbeugsamen Demokraten mit einbegriffen, sie haben zwar Unarten, aber es sind doch „meine Leute."

Der Fürst hatte ein gesteigertes Interesse für Sonnenkamp, da man ihm sagte, daß dieser einen großen Palast für seinen Winteraufenthalt in der Residenz bauen wolle, den er so lege, daß er eine Zierde des Schloßparks sein wird, da die Fronte nach einer bis jetzt ins Oede führenden Allee sich stellen soll. Der Fürst freute sich, daß dadurch wieder viel Verdienst unter seine Leute kommen sollte.

Eine entschiedene Wendung, erzählte der Cabinetsrath, habe die Sache Sonnenkamps dadurch genommen, daß Graf Wolfsgarten in seinem Gutachten ausgesprochen: abgesehen von der Zweckmäßigkeit, neuen Adel zu schaffen, erscheine es ihm zweifelhaft, ob die einzelnen deutschen Souveräne noch in so ausgedehnter Weise das Recht dazu hätten. Der Fürst sei außer sich gewesen über diese Bemerkung des alten Diplomaten, den er immer für einen heimlichen Demokraten gehalten, und theilweise Clodwig zum Trotz sei die Sache Sonnenkamps rasch entschieden worden; denn der Fürst sei sonst sehr sparsam und zögernd in der Adelsertheilung.

Das Alles vernahm Sonnenkamp mit Behagen und der Cabinetsrath schärfte ihm ausdrücklich ein, daß der Fürst sehr bescheiden sei und nicht blos bescheiden spreche; er sage gern, er

sei kein bevorzugter Geist, und da sei es schwer, das Rechte zu finden. Der Fürst fühle sich beleidigt, wenn man ihm widerspreche und ihn erhebe, und doch dürfe man ihm wieder in dieser Bescheidenheit nicht beistimmen. Er empfahl Sonnenkamp, möglichst wenig zu sprechen; er könne die Ergriffenheit, die er in der That habe, noch ein wenig übertreiben; Zaghaftigkeit werde von dem gnädigen Herrn sehr wohl bemerkt und er freue sich im Stillen, daß er imponire.

Sonnenkamp war wieder ganz ruhig. Als der Cabinetsrath wegging, klingelte er und ließ sich die Zeitung bringen. Er las sie ganz durch, selbst die Anzeigen; das sollte ihn auf andere Gedanken lenken. Wiederholt las er die am Kopfe der Zeitung stehenden amtlichen Nachrichten, Amtsernennungen, Militärbeförderungen, Gnadenertheilungen; das tröpfelte so das ganze Jahr fort, wenn die große Ordensvertheilung vorüber war. Er dachte sich schon, wie morgen an dieser Stelle steht: Se. Hoheit haben in Gnaden geruht, den Herrn James Heinrich Sonnenkamp und seine Familie unter dem Namen Freiherr von Lichtenburg in den erblichen Freiherrnstand zu erheben.

Stolz und aufrecht ging er lange in seinem Zimmer auf und ab. Unversehens aber wurde er wieder zaghaft, er wußte, er begab sich auf ein Gebiet, wo er sich nicht sicher fühlte. Hier hilft weder Geldmacht noch Gewalt.

Es fiel ihm ein, daß der Cabinetsrath erzählt, der Fürst liebe gewisse Ceremonien und er werde mit entblößter Hand schwören müssen. Er betrachtete seine Hand. Wie, wenn der Fürst nach dem Ring am Daumen fragt?

„Hoheit, da ist der Biß eines Affen ... nein, besser ... das ist ein Rheumatismusring, den trage ich seit meinem dreißigsten Jahre,“ sagte Sonnenkamp laut, als ob er vor dem Fürsten stehe.

Aber wieder fragte er sich, warum er sich denn der Frage aussetzen solle. Es muß doch möglich sein, den Ring abzulösen, die Wunde kann nicht mehr sichtbar sein. Während ihm die Wangen glühten, hielt er die Hand im Wasser, aber der Ring ging nicht ab. Er klingelte und befahl Lutz, daß man ihm Eis hole. Er hielt die Hand auf das Eis, der Ring löste sich endlich vom Daumen; er ging schwer über den Knöchel, aber es gelang. Sonnenkamp betrachtete die bisher unter dem Ring verborgene Narbe. Sieht man noch, daß es eine Bißwunde war?

Er war grimmig auf sich selbst, daß er sich heute diese Erinnerung erweckte. Wozu soll das?

Er klingelte abermals, er wollte Lutz fragen, für was er die Stelle an seinem Daumen ansehe. Als aber Lutz da war, unterließ er es, denn das konnte Aufmerksamkeit erregen; er gab ihm einen Auftrag für den andern Morgen und begab sich endlich zur Ruhe. Er fand sie lange nicht, denn immer war es ihm, als ob rings um den entblößten Finger sich ein kalter Luftstrom bewegte. Wenn er die Faust ballte, war es vorüber, und so schlief er endlich mit geballter Faust ein.

Zweites Capitel.

Die Sperlinge auf dem Dach zwitscherten durch einander, die Droschkenkutscher vor dem Hotel Victoria plauderten, als am Morgen das schöne Gespann Sonnenkamps mit dem zweisitzigen Glaswagen vor der Säulenhalle des Gasthofes hielt.

Der kleine verwachsene Kutscher, der das große Wort führte, hatte eben die vorderste Stelle, ihm gebührte natürlich das Wort. Er berichtete, daß heute Sonnenkamp zum Grafen ernannt werde, er könnte Prinz sein, denn er habe mehr Geld als ein Prinz. Unglücklicherweise wurde die vorderste Droschke von einem Fremden genommen und der kleine verwachsene Kutscher bedauerte sehr, nicht dabei sein zu können, wenn Herr Sonnenkamp heraus kommt. Er empfahl den Anderen, dem Grafen ein Hoch auszubringen, wenn er in den Wagen steige.

Es dauerte aber lange, bis Herr Sonnenkamp vom Gasthofe herunterkam, denn droben ging er im großen Saale auf und ab, schwarz gekleidet, mit weißer Halsbinde, den Orden auf der Brust. Neben ihm ging der Cabinetsrath und sagte, er verstehe wohl, daß Herr Sonnenkamp sehr aufgeregt sei, um so ruhiger werde er am Mittag sein. Sonnenkamp biß auf die Lippen und wechselte die Farbe.

„Sie sind doch wohl?“ fragte der Cabinetsrath.

Sonnenkamp bejahte; er konnte nicht sagen, daß ihn der entblößte Daumen schmerze. Wenn er die Hand nicht sah, hatte er

immer das Gefühl, als ob der Daumen zu einem Ungeheuer aufschwelle und Pulsschläge waren darin, wie glühende Hämmer.

Er betrachtete seine Hand und erkannte zu seiner Beruhigung, daß er sich täusche.

Lutz kam. Sonnenkamp nahm ihn bei Seite und Lutz berichtete, Herr Professor Crutius bedaure sehr, Herrn Sonnenkamp nicht besuchen zu können, er müsse das Abendblatt redigiren.

„Hast Du das Morgenblatt gebracht?"

„Nein, es wird erst um elf Uhr ausgegeben."

„Warum hast Du nicht gewartet, es ist ja gleich Elf?"

„Ich dachte, der Herr könnten noch etwas wünschen vor der Auffahrt ins Schloß."

„Gut, gib mir meinen Ueberzieher."

Joseph stand mit demselben schon bereit; Sonnenkamp verabschiedete sich bei Roland und Prancken, sie erinnernd, genau um zwölf Uhr wieder im Gasthof zu sein.

Zum letzten Mal stieg der Bürger Sonnenkamp die Treppe hinab, um sie als Baron wieder hinaufzusteigen. Der Cabinetsrath ging neben ihm.

Als er am Wagen anlangte, wollten die Droschkenkutscher, wie ihnen eingeschärft war, ein Hoch ausbringen, aber sie konnten es nicht ausführen, es fehlte der Knirps, der den Ton angab; sie starrten nur in einer Gruppe nach Sonnenkamp und zogen den Hut ab.

Sonnenkamp dankte höflich.

Der Cabinetsrath bedauerte, nicht mitfahren zu können; er befahl nur dem Kutscher, vor dem großen Schloßportal zu halten.

Prancken ließ Roland allein, da diesen der Fähnrich, wenn er vom Exercierplatz zurückgekehrt sei, abzuholen versprochen hatte. Mit ungewöhnlich stillem Ton und bescheidener Miene sagte Prancken Lebewohl, auf gutes Wiedersehen zu Tische, denn Sonnenkamp hatte ein kleines gewähltes Mittagsmahl zu vier Gedecken, für sich, seinen Sohn und Schwiegersohn und für den Cabinetsrath bestellt.

Fort fuhr Sonnenkamp durch die Straßen der Stadt; die Fußgänger standen still; manche, die ihn kannten, grüßten, aber auch manche, die ihn nicht kannten, denn in einem solchen Wagen konnte ein fremder Fürst sitzen, dem man sich ehrerbietig zu erweisen hatte.

Die Pferde trabten so lustig, als wüßten sie, zu welcher Ehre sie ihren Herrn führen; Sonnenkamp legte sich im Wagen zurück und spielte mit dem Ordenskreuz auf seiner Brust. Dies Zeichen gab ihm Ruhe. Warum fürchtete er sich denn bei der zweiten Stufe, da er bei der ersten sich nicht gefürchtet hatte und sich keinerlei Gefahr zeigte?

Der Wagen fuhr an einem großen vielfenstrigen Hause vorüber; Sonnenkamp kannte es. Es war die Redaction und Druckerei des Professor Crutius. Vor dem Hause standen Gruppen, Einzelne lasen ein Blatt; sie schauten auf, da der schöne Wagen vorüberfuhr. Sonnenkamp hätte gern angehalten, um sich ein Blatt mitzunehmen, er hatte schon die Schnur in der Hand, womit er das Zeichen zum Anhalten geben wollte, aber er ließ sie wieder los.

Warum das? Warum will er denn gerade heute diese Zeitung? Ach, am besten ist es doch in der einsamen Wildniß, wo man keine Menschen sieht und wo es keine Zeitung gibt. Das dachte Sonnenkamp vor sich hin, während er durch die belebte Residenz nach dem Schlosse des Fürsten fuhr.

Ein Ruck erschütterte plötzlich Sonnenkamp; der Wagen hielt an. Um die Ecke kam ein Bataillon Soldaten mit klingendem Spiel. Der Wagen mußte warten, bis die Soldaten vorübergezogen, und es kostete Mühe, die Pferde bei dem Geräusch im Zügel zu halten.

Jetzt war es vorüber; Sonnenkamp sah nach seiner Uhr, es wäre peinlich, wenn er gleich bei der ersten Auffahrt die gemessene Minute versäumt und sich bei dem Fürsten zu entschuldigen hätte. Bist Du denn so gefangen? Bist Du ein von der Minute bedrängter Diener?

Er hatte Lust, dem Kutscher zuzurufen, er solle umkehren.

Er schalt sich, daß er sich ohne Noth so gewaltsam aufrege. Er ließ die Wagenfenster herab, that den Hut vom Kopf und freute sich, daß die frische Luft ihn kühlend beruhigte.

Mit Stolz parirte Bertram das Gefährt vor dem großen Portal. Die beiden Wachen standen still und warteten, ob sie Gewehr in Arm oder präsentiren sollten. Der Wagenschlag wurde aufgerissen, die Wachen blieben ruhig, da nur ein Mann in schwarzem Kleide mit einem einzigen Orden ausstieg.

Joseph geleitete Sonnenkamp in die große, reich mit Stuccatur versehene Vorhalle. Am Aufgang der Treppe standen zwei schön

gemeißelte marmorne Wölfe; sie schauten Sonnenkamp fast freundlich an. Er winkte Joseph, er möge den hier wartenden Hoflakaien Angemessenes geben; er hatte ihn zu diesem Zweck mit einer ungezählten Hand voll Gold versehen; er konnte Joseph vertrauen.

Der Portier in der großen Uniform mit dem breiten Hut und dem goldknaufigen Stock fragte, wen er melden solle.

Sonnenkamp und Joseph sahen einander verlegen an. Joseph war zurückhaltend genug, dem Herrn das Wort zu überlassen, und Sonnenkamp wußte nicht, sollte er sagen Baron von Lichtenburg oder Herr Sonnenkamp.

Pah! Warum diesem Lakaien den alten Namen nennen? Dieser Name däuchte ihm so widerwärtig, so abgetragen wie ein ausgetretener Schuh; man begreift nicht, daß man ihn so lange getragen und sich nicht vor aller Welt geschämt hat. Endlich erwiderte Sonnenkamp mit sichtbarer Herablassung:

„Ich bin zu Seiner Hoheit befohlen.“

Es that ihm leid, daß er vor Joseph das Wort „befohlen“ sagen mußte — er, Sonnenkamp, ist befohlen! — aber er wollte dem Lakaien zeigen, daß er die höfische Redensart kenne.

Der Lakai drückte auf eine telegraphische Klingel; auf der Freitreppe erschien ein schwarzgekleideter Kammerdiener und sagte, der Herr Baron werde schon zwei Minuten erwartet, es sei größte Eile nöthig. Es klang fast, wie wenn ein strafender Bote vom Himmel herunter ein Versäumniß und Vergehen verkündete.

Mit zitternden Knieen stolperte Sonnenkamp die teppichbelegte Treppe hinauf; er mußte noch unterwegs die Handschuhe anziehen, dabei aber sagte er sich immer im Stillen:

„Halte Dich doch ruhig!“

Oben auf der Treppe erschien ein zweiter weißhaariger Kammerdiener in kurzen schwarzen Beinkleidern und schwarzen hohen Gamaschen und sagte:

„Gehen Sie nur ganz ruhig, Herr Sonnenkamp. Se. Hoheit sind noch nicht zurück vom Exercierplatz.“

Sonnenkamp hätte den ersten Kammerdiener gern zu Boden geschlagen, weil er ihn so in Angst versetzt hatte.

Der weißhaarige Kammerdiener unterhielt sich zutraulich mit Sonnenkamp und erzählte, er sei mit Prinz Leonhard in Amerika gewesen; es sei ein häßliches Land, ohne Orden und Anstand; er habe Gott gedankt, wie er wieder daheim gewesen.

Sonnenkamp wußte nicht, wie er sich gegen diese Zutraulichkeit verhalten sollte; das Beste war, er ließ sich dieselbe stillschweigend gefallen. Mit beistimmender Herablassung hörte er zu und dachte bei sich: welch ein seltsames Gethue das hier im Schlosse ist. Da ist's ja, als ob die Menschen gar nicht mehr auf den Füßen gehen; Alles so geheimnißvoll, als käme jeden Augenblick etwas, was mit dem Leben der andern Menschen nichts gemein hat.

Der weißhaarige Kammerdiener sagte Sonnenkamp, er möge sich einstweilen setzen.

Sonnenkamp that es, zog den Handschuh an der rechten Hand aus; er wollte es ohne Hinderniß thun können, wenn er die Hand zum Schwure entblößen muß, und nun schenkte er dem weißhaarigen Kammerdiener auch einige Goldstücke.

Der erfahrene Kammerdiener zog sich verbeugend zurück; er kannte das Kanonenfieber derer, die nicht an den Hof gewöhnt sind; er wollte dem Manne Ruhe geben.

Sonnenkamp saß still, wieder klopften wilde Pulse in seinem Daumen; er bat um ein Glas Wasser.

Der Weißhaarige rief einen Andern an, dieser einen Dritten, und der Ruf um ein Glas Wasser ging weit hin.

Auf einer altväterischen Uhr, die auf dem Kaminsims stand, schlug es ein Viertel.

Sonnenkamp verglich seine Uhr mit der hier, die seinige ging beispiellos nach; er nahm sich vor, künftig seine Uhr nach der im Schlosse zu richten.

Er war allein und ahnte nicht, daß hinter einer Glasthür durch die glatten Einfassungen des mattgeschliffenen Glases zwei Augen auf ihn gerichtet waren, und diese Augen rollten wild hin und her.

Eben als das Glas Wasser kam, wurde gemeldet, daß Herr Sonnenkamp eintreten solle; er konnte seine Lippen kaum noch benetzen. Er trat in den großen Saal. Er hatte nicht Zeit, sich zu besinnen, denn rasch, unhörbar auf den dicken Teppichen, trat durch den Thürvorhang der Fürst ein. Er war in großer Uniform, mit einem breiten Bande über der rechten Schulter und der Brust. Er hielt sich stramm aufrecht, nickte nur leicht mit dem Kopfe und hieß Sonnenkamp willkommen, sich entschuldigend, daß er ihn habe warten lassen.

Sonnenkamp verbeugte sich tief, ohne ein Wort hervorzubringen.

Drittes Capitel.

„Haben Sie Ihren Sohn bei sich?"

„Ja, Hoheit."

„Ist er noch entschlossen, ins Militär einzutreten?"

„Mit Begierde."

„Ich freue mich des schönen Jünglings und werde dafür sorgen, daß die Damen ihn nicht verderben; sie wollen Cherubim mit ihm spielen. Hat er sich bereits gemeldet?"

„Noch nicht, Hoheit. Ich wollte ihn erst mit dem Namen melden, den Ew. Hoheit mir gnädig verleiht."

„Ganz recht," erwiderte der Fürst. Auf seinem Schreibtische waren zwei telegraphische Knöpfe angebracht, ein weißer und ein schwarzer; er drückte auf den weißen; der alte Kammerdiener trat ein. Der Fürst sagte:

„Ich wünsche, daß Niemand im Vorzimmer sei."

Der Diener entfernte sich. Sonnenkamp sah fragend drein und der Fürst sagte:

„Ihre Standeserhöhung wurde mir schwer gemacht. Sie haben viele Feinde."

Die Augen Sonnenkamps zuckten, als ob man ihm mit einem Dolche vor den Augen spiele.

„Sie sind ein Mann von Edelsinn," begann der Fürst aufs Neue; „Sie haben sich selbst Ihr Leben geschaffen. Ich würdige das. Solche Männer verdienen die höchsten Ehren. Ich freue mich, daß ich sie Ihnen verleihen kann."

Der Fürst wiederholte noch einmal all das Schöne und Gute, das Sonnenkamp gethan. Bescheiden niederblickend hörte dieser zu; er fand es nur peinlich, das gerade in der jetzigen Lage zu hören; der Fürst konnte es ihm ja später bei einer schicklichen Gelegenheit sagen. Sonnenkamp war der Ansicht, daß auch der Hof diese Adelsgeschichten nur für einen nothwendigen Humbug hielte; er war erstaunt, den Fürsten unter vier Augen so feierlich und ernst zu finden. Oder gehört das mit zum Humbug?

Der Fürst aber ordnete Alles gern gehörig als Mann der Pflicht; er hielt es offenbar für angemessen, die Beweggründe darzulegen, um den Mann zu immer Schönerem zu ermahnen. Er erschien sich in diesem Momente als ein Priester, der im

abgeschiedenen Heiligthume des Tempels einem Novizen die Weihe ertheilt; er war selber sehr bewegt. Der erste Kammerdiener hatte nicht Unrecht gehabt, der Fürst war schon vor der angesetzten Zeit ins Schloß zurückgekehrt, aber er hatte sich still auf diese Weihehandlung vorbereitet.

Von der Adelserhebung des Herrn von Endlich her hatte der Fürst eine ständige Redeweise, er sagte oftmals wie ein auswendig Gelerntes: „Ja, ja, es ist ein schönes Gesetz, das Monumentale verträgt den Scherz nicht. Man soll einen Witz, eine Laune nicht in Stein und Erz meißeln, das wird mit der Zeit steif und unpassend; es soll ja nur momentan und decorativ wirken. Das Momentane soll nicht das Monumentale werden.“ Er bezeichnete das nicht bestimmter, aber Jeder sollte merken, was er damit meinte. Er hatte nicht wohlgethan, mit der Namengebung des Herrn von Endlich einen Scherz zu machen, denn was gibt es Monumentaleres als Adelserhebung? Darum wollte er jetzt recht feierlich sein.

Geduldig sich neigend, beugte Sonnenkamp das Haupt. Der Fürst streckte manchmal die eine, manchmal die andere, ja manchmal sogar beide Hände aus, während er von dem Segen sprach, den mächtig ausgerüstete, die höhere Pflicht erkennende Menschen verbreiten. Sonnenkamp erwartete, daß der Fürst ihm beide Hände auf das Haupt lege und ihn segne, und obgleich der Fürst jünger war als er, wollte er das doch bescheiden und demüthig aufnehmen, denn dieser Mann war ja von Urzeit her dazu geweiht, Ehre auszutheilen.

Mitten in seiner Rede nahm der Fürst eine mit blauem Sammt überzogene Rolle auf, die auf seinem Tische lag, er hob den Deckel und zog eine pergamentne Rolle heraus, die knitterte und rauschte und ein großes Siegel blinkte darauf.

Sonnenkamp machte sich bereit, den rechten Handschuh auszuziehen; jetzt kommt der Moment, wo er schwören muß und das Pergament empfängt, das ihn zu einem neuen Menschen macht. Er zwang sich, recht innig ergriffen zu sein, und suchte nach dem Einzigen in der Welt, das ihn erschüttern konnte. Und im Cabinet des Fürsten sah er vor sich einen verschneiten Kirchhof in einem polnischen Dorf, wo das Grab seiner Mutter war; er hörte nicht, was der Fürst gesagt, aber es waren gewiß sehr ergreifende Worte gewesen.

Nun aber — was soll das? — nun legte der Fürst das Pergament wieder auf den Tisch und sich setzend sagte er:

„Ich freue mich, aus Ihren Augen zu sehen, wie tief Sie diesen Moment empfinden. Setzen Sie sich."

Sonnenkamp setzte sich und der Fürst fuhr fort:

„Lassen Sie uns noch Einiges ruhig erörtern. Sie haben viele Sklaven gehabt. Haben Sie noch solche?"

„Nein, Hoheit."

„War es die Sehnsucht nach Deutschland allein, die Sie nach der alten Welt zurückkehren ließ, oder war es auch, weil Sie die Zustände der gepriesenen Republik unerträglich fanden?"

„Das Letzte, Hoheit, wenn auch das Erste mitwirkte. Ich sehe eine Verwirrung hereinbrechen über die Vereinigten Staaten, die — ich spreche es zu Ew. Hoheit — nur durch Errichtung der Monarchie in der neuen Welt wieder geschlichtet werden kann."

„Das müssen Sie mir ein andermal näher auseinandersetzen. Ich lerne gern, sehr gern. Es ist unsere Pflicht, uns von denen unterrichten zu lassen, die eine Sache gründlich verstehen. Wie denken Sie über Sklaverei überhaupt?"

„Hoheit, das ist ein sehr weites Thema, ich werde die Ehre haben . . ."

„Nein, sagen Sie mir nur kurz den Kernpunkt, das Princip."

„Hoheit, die Neger sind eine niedere Rasse, das steht physiologisch fest. Es ist Phantasterei — ich will annehmen von Manchen wohlgemeinte — aber es führt entschieden zum Untergange der Neger, wenn man sie als gleichberechtigte Menschen hinstellt."

„Und würden Sie . . ." fragte der Fürst. „Nein, ich wollte anders fragen. Wie betrachten Sie einen Mann, der mit diesen Wesen niederer Rasse Handel treibt?"

Sonnenkamp stand unwillkürlich von seinem Stuhle auf, aber er setzte sich schnell wieder und sagte:

„Hoheit! Geschöpfe, die sich nicht selbst helfen können, sind geschützt, wenn sie als Gegenstand des Besitzes betrachtet werden; der sogenannte Edelsinn ohne Vortheil, ohne materielle Rücksichtnahme, sei es für den Besitz, sei es für die Ehre, wäre eine Seele ohne Körper: man kann sie sich denken, aber sie ist nicht da, wenigstens nicht in der Welt, die wir vor Augen haben."

„Sehr schön . . . sehr gut. Ich glaube auch, daß es den Negern besser ergeht bei einem Herrn. Aber wie ist es denn,

wenn man vor Augen sieht, wie das Kind von der Mutter weg verkauft und so jedes Familienband gewaltsam zerrissen wird?"

„Hoheit," erwiderte Sonnenkamp mit großer Fassung, „vor Allem geschieht das nur selten, ja fast nie, denn es wäre ein materieller Nachtheil und machte die Sklaven arbeitsunfähiger; geschähe es aber, so wäre eine Sentimentalität hier nur ein Transponiren aus der gebildeten Empfindungssphäre in eine geringere. Ein Thier, der Pflege der Eltern entwachsen, kennt die Eltern nicht mehr, Männchen und Weibchen kennen einander nicht mehr, wenn die Brutzeit vorüber. Ich will nicht sagen ..."

„Was ist?" unterbrach der Fürst plötzlich.

Der weißhaarige Kammerdiener trat ein.

„Warum unterbricht man mich?"

„Der Herr Minister Excellenz bitten Ew. Hoheit, das sofort zu öffnen."

Der Fürst öffnete das Schreiben, er nahm ein gedrucktes Blatt heraus; wie eine blutige Ader lief an der Seite ein rother Strich. Der Fürst las, sah vom Blatt auf nach Sonnenkamp, er las weiter, das Papier knitterte und zitterte in seiner Hand, er legte es auf den Tisch und sagte:

„Verdammt! Diese Frechheit!"

Sonnenkamp starrte auf den Tisch und es war ihm, als würden die beiden telegraphischen Knöpfe plötzlich zu Augen, und aus dem grünen Tisch bildete sich ein Ungeheuer mit fabelhaften Formen, ein grünes Ungeheuer mit einem weißen und einem schwarzen Auge, und das tauchte auf aus der Fluth, bewegte sich träge und schwankte hin und her. Wie in Fieberphantasie saß er da, er faßte sich mit aller Macht. Der Fürst sah bald auf das Blatt, bald nach Sonnenkamp, er trat auf ihn zu, reichte ihm das Blatt und sagte:

„Da lesen Sie ... lesen Sie!"

Mit großer Schrift stand hier roth angestrichen:

„Unmaßgeblicher Vorschlag zu Wappen und Schild für den geadelten Sklavenhändler und Sklavenmörder James Heinrich Sonnenkamp, vormals Banfield, aus Louisiana ..."

„Verweilen Sie hier, ich werde sofort wiederkommen," sagte der Fürst und zog sich zurück.

Sonnenkamp war allein.

Was wird nun?

Da erschien plötzlich ihm gegenüber ein großer gewaltiger Neger, der die Augen rollte und die Zähne fletschte.

Mit einem Schrei, der mehr der Schrei eines wilden Thieres als der eines Menschen, stürzte Sonnenkamp zurück auf seinen Stuhl.

Die Gestalt ihm gegenüber schrie und hinter ihm schrie ein Anderer — es war Adams, der hereingestürzt war und Sonnenkamp umklammerte.

Der Fürst erschien wieder unter der Thüre und der Neger rief:

„Fürst! Herr! Der ist's, der mich betrogen, als Sklaven weggeführt und ins Wasser geworfen hat. Laß seinen Finger zeigen, dort ist noch der Biß von meinen Zähnen. Gib mir ihn, Fürst, gib mir ihn! Auf eine Minute ... gib mir ihn! dann tödte mich ...“

Von rückwärts hatte Adams die Hände Sonnenkamps gefaßt und hielt sie, als müßte er sie zerknicken.

Mit all seiner Macht rang Sonnenkamp gegen diese Gewalt, und hin und her riß er sich mit dem ihn haltenden Neger; er rang nicht nur, er sah auch, wie er rang, in dem Spiegel gegenüber. Da waren zwei Menschen, der eine war er — ist er es? — der andere ein Dämon ...

Der Finger des Fürsten lag fortwährend zitternd auf der telegraphischen Klingel an seinem Schreibtisch, Diener in großer Zahl kamen herbei.

Der Fürst rief:

„Bringt Adams fort! Ihr steht mir dafür, daß er ruhig bleibt, und Ihr Andern geleitet den Mann da aus dem Schloß.“

Adams wurde von Sonnenkamp losgerissen; er stöhnte wie ein getroffener Stier und Schaum stand ihm vor dem Munde.

„Laßt mich los! Ich geh' allein,“ rief er.

Die Diener ließen ab.

Der Fürst nahm das Pergament mit dem rothen Siegel vom Tisch auf und wendete sich.

Da erhob sich Sonnenkamp, er sah den Fürsten an mit Augen, die aus ihrer Höhlung zu treten schienen, und schrie:

„Was willst Du? Was bist denn Du? Deine Vorfahren oder Vettern oder wer sonst haben ihre Unterthanen nach Amerika verkauft und sich feste Preise zahlen lassen für einen weggeschossenen

Arm, für einen glücklich Getödteten. Pah! Ich habe meine Sklaven von einem Fürsten gekauft und ehrlich bezahlt, aber Ihr ... was habt Ihr? Ihr habt Eure Unterthanen verkauft und die Zurückgebliebenen mußten noch am Sonntag in der Kirche Amen sagen, wenn der Herr der Herren von der Kanzel herab für Euer Wohl angerufen wurde ..."

Er war nicht sicher, ob der Fürst das noch gehört; die Diener packten Sonnenkamp, er stürzte nieder.

Die Wuth, die er schon lange in sich zurückgehalten, raste in ihm.

Er wurde aufgerichtet und die Treppe hinabgeführt.

Eine Erinnerung, wie ein entronnener Sklave wieder eingefangen wurde, tauchte in ihm auf.

Drunten harrte der Wagen. Sonnenkamp stützte sich auf Joseph und sagte:

„Joseph, setz' Dich zu mir in den Wagen."

Unterwegs sprach er kein Wort.

Als er am Gasthof ankam und ausstieg, war das kleine Kerlchen unter den Droschkenkutschern; jetzt hatten sie Alle Muth und Alle riefen:

„Hoch lebe der Baron! Hoch! und abermals hoch!"

Sonnenkamp konnte kein Wort hervorbringen. Spottet die Welt über ihn?

Er wußte nicht, wie er die Treppe hinaufgekommen. Jetzt saß er im großen Stuhle wie gelähmt, er starrte nach dem Spiegel, als müßte auch hier das Bild des Negers ihm entgegentreten.

So saß er stumm dreinstarrend.

Viertes Capitel.

Im Lehnstuhl lag Sonnenkamp, er betrachtete den Stuhl und faßte die Armlehnen, als wollte er fragen: Hält denn der Stuhl noch, auf dem ich sitze? Als er die Hand auf die Brust legte, zuckte er zusammen, er wurde den Orden gewahr; er riß ihn mit Heftigkeit ab und rief:

„Ja! Ich bin ein Kämpfer zweier Welten. Wohlauf! die neue Jagd beginnt! Ich lasse mich nicht niederdrücken. Entweder

muß ich mich verachten oder Euch! Wir wollen sehen, wer stärker ist, wer es mehr verdient."

Es muthete ihn fast wie eine Belebung an, daß ihn die Welt so verabscheut.

„Recht so! Ich thue es ja auch; ich verabscheue Euch Alle."

Aber die Kinder! die Kinder! sprach es in ihm. Damals, als er in Amerika den Kampf wagte, wußten die Kinder noch nichts. Er klingelte und fragte:

„Wo ist Roland?"

„Der junge Herr ist noch nicht zurückgekommen; er war um zwölf Uhr da und fragte nach, ist aber dann mit Kameraden wieder weggeritten."

„Er hätte warten sollen," rief Sonnenkamp. . . . Besser so, beruhigte er sich.

Wieder saß er in sich gekehrt allein und jetzt war es ihm deutlich. Das war es, was die Menschen bei der Druckerei gelesen hatten; zum Hohne hatten ihm dann die armen Teufel vor dem Hause ein Hoch zugerufen.

Er stand auf und schaute zum Fenster hinaus. In einer Gruppe standen die Droschkenkutscher und der Knirps las ihnen eine Zeitung vor. Sie mochten spüren, daß Sonnenkamp nach ihnen schaute, denn ihre Blicke wendeten sich plötzlich hinauf, und wie von Kugeln getroffen stürzte Sonnenkamp in die Mitte des Zimmers zurück; dann setzte er sich nieder und hielt die Hände flach an einander zwischen den Knieen. Es schwindelte ihm, aber er faßte sich muthig und entschlossen. Er weiß, wie sie jetzt in der ganzen Stadt von ihm reden, in teppichbelegter Stube wie im gepflasterten Stall; da heißt es: Ich nähme nicht seine Millionen, wenn ich der Mann sein müßte — und was wird morgen in der Zeitung stehen?

Geraume Zeit saß er stumm in sich versunken, da wurde ihm ein großer beschwerter Brief gebracht. Sonnenkamp öffnete, es war ein Brief der Zeitungs-Redaction und enthielt mehrere Goldstücke. Crutius schickte mit vielem Dank das, was er bei seinem Besuche in der Villa erhalten, zurück und erklärte, daß er es schon früher gesendet hätte, wenn er es nicht mit Zinsen hätte zurückerstatten wollen.

Sonnenkamp lächelte; es schien ihn fast zu freuen, daß Crutius sich unschön benommen.

Lange wiegte er das Gold, das ihm wie verschmäht zurückgekehrt war, in der Hand hin und her. So ist's also! Jeder darf Dich höhnen und Du mußt still sein.

Er hatte einen Revolver bei sich, er sprang empor, nahm den Revolver, hob ihn in die Höhe und wendete ihn. Nach der Druckerei und diesen Professor Crutius niederschießen wie einen tollen Hund. . . Aber das geht hier zu Lande nicht ungesühnt. Und sollte er dann gleich sich selbst erschießen, oder im Kerker sitzen und endlich enthauptet werden?

„Nichts da! Wir müssen die Sache anders machen," erholte er sich. Er legte den Revolver in das Etui und klingelte. Joseph kam zitternd. Wer weiß, was der Menschenfresser jetzt mit ihm macht!

Drunten hatte der Kutscher Bertram bereits einen andern Dienst angenommen, Joseph wollte bleiben, er wollte das seinem Herrn sagen; er kam nicht dazu, denn Sonnenkamp fragte in gutmüthigem Tone:

„Joseph, wer war Dein Vater? Lebt er noch?"

„Ja wohl; mein Vater ist Anatomiediener."

„So? Und auf die Anatomie kommen die Leichen der Selbstmörder und die Studenten studiren dran? Nicht wahr?"

Joseph wußte nicht, was er sagen sollte. Sonnenkamp schien auch keine Antwort zu verlangen; abspringend sagte er, man solle Boten nach Roland ausschicken, auch Baron Prancken solle gesucht werden.

Roland war schwer zu suchen, Prancken aber gar nicht zu finden, denn er war an einem Orte, wo man den lebemännischen Baron niemals vermuthet hätte.

Der Oberkellner trat ein und sagte, daß das Mittagsmahl bereit sei, und fragte, wann aufgetragen werden solle. Sonnenkamp starrte den Fragenden an. Der Mensch weiß doch sicher, daß jetzt nicht gespeist wird, er war offenbar nur gekommen, um zu kundschaften; vielleicht warteten drunten Viele, die Bescheid haben wollten, wie Herr Sonnenkamp sich jetzt benimmt. Sonnenkamp sah den Oberkellner mit einem wegwerfenden Blicke an und erklärte, er werde Bescheid geben, wann er das Befohlene wünsche, und ferner solle Niemand unangemeldet bei ihm eintreten.

Fünftes Capitel.

Zur selben Zeit, als Sonnenkamp im Schlosse ankam, trat Prancken in die Dombechanei; er war von dem vorbeiziehenden Militär einige Minuten aufgehalten worden, er hatte manchen von Staub bedeckten Kameraden zu Fuß und zu Pferd zu begrüßen. Er ging nach dem Stadtviertel, wohin keine Militärmusik dringt, hier war's so still, als hielte Alles den Athem an; nur in der Kirche dröhnte noch die Orgel. Er trat ein und sah den Dombechanten, eine große mächtige Gestalt, eben in die Sacristei zurückkehren. Eine Weile saß Prancken in einem Kirchenstuhl, bis er wissen konnte, daß der Dombechant in seiner Behausung angekommen; dann verließ er die Kirche. Der Diener stand in der offenen Thüre und sagte, der geistliche Herr lasse ihn bitten, einstweilen hier einzutreten. Er wurde die schöne große Treppe des alten Stiftshauses hinaufgeführt, droben schloß ein junger Geistlicher, der eben aus der Thüre kam, dieselbe ganz leise, fast andächtig; der junge Geistliche stieg die linke Treppe hinab, während Prancken die rechte hinanging.

Prancken mußte im großen Zimmer wieder eine Weile warten; ein offenes Buch lag auf dem Tisch, er sah hinein, es war der Schematismus; Prancken lächelte. Die Geistlichen haben wie das Militär eine gedruckte Rangliste?

Der Dombechant trat ein, er hielt ein Buch in der Hand, zwischen dessen Blätter er den Zeigefinger gelegt hatte. Er begrüßte mit dem Buche winkend Prancken und bat ihn, sich zu setzen; er ließ ihn das Sopha einnehmen und setzte sich in einen Rollstuhl ihm gegenüber.

„Was bringen Sie, Herr Baron?"

Mit demuthsvollen Mienen erwiderte Prancken, daß er nichts bringe, vielmehr etwas holen wolle. Der geistliche Herr sah noch einmal in das Buch, legte es weg und sagte:

„Ich bin bereit."

Prancken begann zu erklären, daß er den Dombechanten vor Allem zu seiner Beichte erwählt habe in einer Sache, die nur ein Mann von adliger Geburt maßgebend beurtheilen und berathen könne. Der Dombechant hielt das Kinn in der linken Hand fest und erwiderte, daß es nach der Weihe und Wiedergeburt keinen

Adel mehr gebe; er habe keine andere Kraft als der Sohn des ärmsten Taglöhners.

Prancken glaubte einen unrichtigen Ton angeschlagen zu haben, er erklärte daher, wie er allerdings die geistliche Würde als die höchste ansehe, wie es aber doch von Bedeutung sei, daß der hochwürdige Herr die Lebensverhältnisse kenne, die er ihm vorlegen wolle. Nun berichtete er kurz von seiner Vergangenheit bis dahin, wo er in Beziehung zu Sonnenkamp getreten war. Hier wurde er etwas ausführlicher und bekannte, daß es zuerst ein Scherz, ein Zeitvertreib gewesen sei, Manna, die Tochter des Millionärs, sich als seine Frau zu denken. Er erzählte, wie Manna unversehens ins Kloster eingetreten, und mit großer Wärme bezeugte er, daß sie es war, die ihn zum höheren Leben erweckt habe. Ausführlich verweilte er bei einem momentanen Vorsatze, Geistlicher zu werden; er fügte hinzu, daß er davon abgekommen, denn er halte sich nicht für würdig, er hoffe jedoch, im Verein mit Manna ein den höchsten Interessen gewidmetes Leben zu führen.

Mit ruhiger Aufmerksamkeit hörte der Domdechant die Erzählung.

Jetzt machte Prancken eine Pause und der geistliche Herr sagte:

„Das war wol die Einleitung. Ich muß Ihnen nun sagen, daß ich Herrn Sonnenkamp und seine Tochter kenne. Ich war vor Kurzem bei einem Amtsbruder im Dorf, zu welchem Villa Eden — nicht wahr, so heißt es doch? — eingepfarrt ist; ich habe das Mädchen gesehen, es hieß damals, sie wollte Nonne werden. Ich habe auch den Park gesehen und das Haus, Alles sehr stattlich, sehr verlockend. Und nun, bitte, fahren Sie fort, sagen Sie ohne weitere Umschweife, was Sie von mir wünschen."

Prancken erzählte, daß er in Gemeinschaft mit dem Cabinetsrath es dahin gebracht habe, daß Sonnenkamp das Adelsdiplom erhalte.

Wieder machte er eine Pause, aber der geistliche Herr fragte nicht mehr, sondern sah ihn nur fragend an.

Den Blick auf die Tischdecke geheftet, sagte nun Prancken, was er von der Vergangenheit Sonnenkamps wisse, er habe bisher immer geglaubt, daß er es gleichgültig betrachten dürfe, aber eben jetzt — seit gestern, da Sonnenkamp ihm und seiner Familie ebenbürtig würde, lasse es ihm keine Ruhe mehr.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte der Domdechant. „Finden Sie sich in Ihrem Gewissen belastet, weil Sie, obgleich Sie wußten, wer der Mann ist, doch dahin wirkten, daß er in den Adelstand erhoben wird?“

„Ja und nein,“ erwiderte Prancken, „ich bin mir darüber nicht klar. Ich könnte sagen, ich bin unschuldig, denn ich bin zu keinem Gutachten aufgefordert, und doch —“

„Sprechen Sie nur weiter, ich glaube, Sie sind auf dem richtigen Wege. Also, und doch —?“

Prancken erklärte, daß es ihm schwer werde, aber sich zusammennehmend sagte er:

„Dank dem Himmel, daß er uns lebendige Wesen in die Welt gesetzt, denen wir sagen können und müssen, was wir uns selbst nicht bekennen. Ich gestehe, daß mein offen dargelegtes Verhältniß zu Herrn Sonnenkamp vielleicht mehr als ein Gutachten in Worten war.“

„Ganz richtig. Sie sind nun zu mir gekommen, um in der letzten Stunde zu hören, was Sie thun sollen?“

„Ehrlich gestanden, nein. Ich möchte nur, daß Sie mir etwas auferlegten, wodurch ich diese Pein und Furcht vor Entdeckung los werden könnte.“

„Wunderliche Welt!“ entgegnete der Geistliche. „Die Weltkinder möchten gern genießen und sündigen und dabei einen sühnenden Segensspruch empfangen.“

Die Gedanken Pranckens wanderten unwillkürlich nach dem nahen Hause Nelly's.

Er zwang seine Gedanken gewaltsam zurück.

Eine Weile waren beide Männer still, dann fragte der Domdechant:

„Weiß Herr Sonnenkamp, daß Sie seine Vergangenheit kennen?“

„O nein, und er darf es nie wissen.“

Wieder trat eine längere Pause ein.

Vom nahen Dome schlug es Mittag, die Glocken läuteten, der Geistliche erhob sich und sprach ein leises Gebet; auch Prancken erhob sich und faltete die Hände.

Dann setzten sich Beide wieder. Noch immer sprach Keines ein Wort.

Ein Unwille erhob sich in Prancken, er bereute fast, daß er

hieher gegangen; es kann ihm doch nicht geholfen werden. Mit unterdrücktem Unmuthe sagte er endlich:

„Hochwürdiger Herr, ich habe Ihnen Alles gebeichtet, nun, bitte, rathen Sie mir.“

„Soll ich Ihnen rathen, daß Sie Herrn Sonnenkamp und Ihre Braut verlassen?“

Prancken schaute vor sich hin.

„So sind sie!“ fuhr der geistliche Herr fort; „sie wollen einen Rath haben, die Kinder des Weltgenusses, aber nur einen solchen, der ihnen keine Entziehung auferlegt; sie wollen einen Rath haben, wie sie das, was sie ausführen wollen, auch noch mit einer Beschwichtigung des Gewissens thun dürfen. Sie wollen Senf zur Verdauung schwerer Speisen . . .“

„Ehrwürdiger Herr,“ sagte Prancken zitternd, „befehlen Sie, daß ich Herrn Sonnenkamp und Manna verlasse, und ich gelobe Ihnen, daß ich es sofort thue. Nur bedenken Sie, was soll aus dem Mädchen werden und soll das so Erworbene nicht zu Höherem —“

„Halten Sie ein!“ unterbrach der Domdechant; seine Brauen zogen sich zusammen, seine Lippen preßten sich auf einander. „Sie glauben uns wol mit diesen Millionen zu kirren? Sie sind auch ein solcher, der bei aller scheinbaren Verehrung für uns doch denkt: die geistlichen Herren wollen nichts als Geld, nichts als Macht. Nein, wir wollen nichts von Eurem Gelde, von so erworbenem, von so erheiratetem und so ererbtem.“

Der geistliche Herr stand am Fenster und schaute in den Himmel, wo dunkle Wolken dahin zogen; er schien ganz vergessen zu haben, daß Prancken da sei, bis dieser endlich sagte:

„Wünschen Sie, hochwürdiger Herr, daß ich mich entferne?“

Rasch wendete sich der Geistliche und sagte, mit der linken Hand befehlend:

„Setzen Sie sich — setzen Sie sich.“

Prancken gehorchte.

„Ich will Ihnen etwas sagen. Was Sie dem Adel angethan . . . denn Sie haben nicht blos geschehen lassen . . . das ist Ihre und des Adels Sache; für uns sind Ihre Ehrengrade gleichgültig. Aber das sage ich Ihnen“ — der Geistliche hielt inne, stützte den Ellenbogen in die Fläche der rechten Hand und hielt sich mit der Linken das Kinn — „nun müssen Sie treu sein, Sie dürfen

diesen Mann und seine Tochter nicht verlassen. Sie müssen Alles mit ihnen theilen, Sie müssen sich als angeschmiedet betrachten und in Demuth danken, daß Sie sich und Ihre neue Familie noch zu reinen Opfern lenken können."

Prancken stand auf, küßte dem Domdechanten die Hand und rief: „Das will ich, das gelobe ich. Halten Sie Ihr Auge auf mich, Sie sollen sehen, daß ich vollführe, was Sie mir auferlegt."

„So gehen Sie mit Gott, Sie haben Schwereres zu tragen, als Sie jetzt vermeinen. Gehen Sie mit Gott."

Prancken ging. Er ging voll Demuth die Treppe hinab und drückte drunten dem Soldaten brüderlich die Hand.

Als Prancken weggegangen war, betrachtete der Soldat noch seine Hand und suchte dann auf dem Boden herum; er konnte immer nicht begreifen, daß der flotte Herr von Prancken ihm nicht ein Goldstück gegeben. Nein, das hätte geklirrt — er hat ihm gewiß Papiergeld gegeben, aber es war nichts zu finden auf dem saubern Estrich.

Als hätte Prancken die Gedanken des Soldaten geahnt, kam er wieder und händigte ihm in der That ein Goldstück ein, dann ging er weiter.

Er kam an dem Hause Nelly's vorüber, wo er gestern — war es denn in der That? — eine Stunde gewartet. Er blinzelte hinauf, er glaubte, daß im offenen Fenster Jemand liege, dessen Auge nach ihm schaute; er hielt den Blick zur Erde geheftet und ging weiter.

Er kam auf den Paradeplatz, hörte die Parademusik, sah die Officiere im Kreis stehen; er ging vorüber und ein Lächeln zog über seine Mienen.

„Du hast gut gespielt, aber Du hast auch nur gespielt," sagte er, indem er an den Domdechanten zurückdachte. „Du sollst sehen, ich werde gut spielen, ich kenne meine Rolle und werde Euch schon etwas vorgaukeln."

Der Stolz that sich wieder in ihm auf, er konnte es nicht fassen, daß er, Otto von Prancken, die verschämte Demuth gewesen.

Halb demüthig, halb selbstbewußt kam er vor dem Hotel Victoria an und jetzt spürte er einen wahren Manöverhunger. Das Gute haben solche Gemüthsbewegungen, sie machen Hunger.

Prancken freute sich auf das feine Mittagsmahl mit dem Schwiegervater Baron.

Als er vor der Thür Sonnenkamps stand, faßte er sich aufs Neue. Er trat ein.

Das Ordenszeichen Sonnenkamps lag vor den Füßen des eintretenden Prancken; das Erste war, daß er sich nach demselben bückte und es aufhob. Joseph verließ das Zimmer. Sonnenkamp schien zu warten, daß Prancken zu sprechen beginne, und als dieser sagte: „Ich gratulire," fiel er ein:

„Nein, nein — nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie noch einmal zu mir gekommen sind. Ich danke Ihnen sehr. Sie haben es gut mit mir gemeint."

„Noch einmal? Gut gemeint? Ich begreife nicht."

Sonnenkamp sah ihn starr an; die ganze Stadt, die Kutscher auf den Straßen wissen es, und dieser Mann nicht? Will er ihn täuschen?

„Haben Sie die Zeitung gelesen?" fragte Sonnenkamp.

„Die Zeitung? Nein. Was soll's denn?"

Sonnenkamp reichte ihm das Blatt.

„Hier — mein Adelsdiplom," sagte er und wendete sich ab, während Prancken las. Er wollte nicht umschauen, die Mienen dieses Mannes nicht sehen.

Lange war lautlose Stille in der Stube, da fühlte Sonnenkamp eine Hand auf seiner Schulter.

„Herr Sonnenkamp," sagte Prancken, „ich bin ein Edelmann..."

„Ich weiß — ich weiß."

„Und ich bin Ihr Freund," fuhr Prancken ruhig fort. „Ich kann nicht billigen, was Sie gethan, um eine solche Kundgebung herauszufordern."

„Machen Sie es kurz, ich habe heut schon genug predigen gehört."

„Ich trete der ganzen öffentlichen Meinung entgegen, ich bin Ihr Freund und liebe Ihre Tochter. Es freut mich fast, daß ich Ihnen durch ein Opfer beweisen kann, wie meine Gesinnung —"

„Herr von Prancken, Sie wissen nicht, was Sie thun. Ihre Freunde, Ihre Familie —"

„Ich weiß Alles. Pah! Die Tugendmenschen sollen die Steine liegen lassen, die sie gegen uns aufheben wollen. Wer mit den Augen zuckt, den fordere ich vor meine Klinge."

„Sie haben Muth ... Opfermuth ... Aber ich kann das nicht annehmen."

„Nicht annehmen? Sie haben kein Recht, mich abzulehnen. Ich bin Ihr Sohn wie Roland, ich stehe zu Ihnen ... Ist Roland noch nicht zurück?“

„Nein.“

„So ist er mit dem Fähnrich zu dem Schmause. Ich hole ihn.“

Sonnenkamp sah staunend dem Davonfahrenden nach.

Sechstes Capitel.

Roland war, wie Prancken mit Recht vermuthet hatte, mit dem Sohn des Cabinetsraths nach dem Militär-Casino gegangen, wo ein Theil der Garnisons-Officiere nach dem anstrengenden Manöver des heutigen Morgens einen Schmaus bestellt hatten. Es wurde viel gescherzt und getrunken, man stieß an auf das Wohl des jungen Amerikaners und Roland war einer der muntersten von Allen. Da kam ein Nachzügler und rief in den Lärm hinein:

„Wißt Ihr schon? Der Sklavenhändler ist in einem papiernen Lasso gefangen worden.“

„Was ist?“ hieß es.

Der Neuangekommene las aus der Zeitung vor:

„Unmaßgeblicher Vorschlag zu Wappen und Schild für einen Neugeadelten.

Es könnte uns eine Genugthuung sein, die Einheit des Junkerthums in beiden Welten zu constatiren; leben von der Arbeit Anderer, ist ihr Wappenspruch; Du bist zum Nichtsthun geboren, sagen die Junker in der alten, wie in der neuen Welt. Es kann nur Junker geben, wo es Sklaven gibt, wenn sie auch nicht immer Sklaven heißen. Wir haben nach Amerika geschrieben, um Erkundigungen über einen sichern Herrn Banfield einzuziehen. Wir haben bisher geschwiegen, wir hätten länger und immer geschwiegen aus Rücksicht und Schonung für die Kinder dieses Auswürflings, die es nicht verdienen, diese schwere Schuld zu tragen. Wir sind keine Freunde des Adels, wir halten diese Institution für eine absterbende; aber auch die Adligen sind unsere Mitbürger, sind ein Theil unseres Volkes; wir Bürgerlichen haben nichts, um einen Mann aus unserer Mitte auszustoßen, wir hätten ihn ruhig

gewähren lassen müssen, diesen Mann, diesen unbarmherzigen Sklavenhändler. So gehe denn hin, deutsche vornehme Welt, und adle ihn, gib ihm deine Ebenbürtigkeit. Die Heraldiker unserer Redaction schlagen als Wappen vor für diesen Herrn Sonnenkamp auf Villa Eden . . ."

„Halt ein!" schrie der Fähnrich, denn Roland fiel leblos vom Stuhl zu Boden.

Er wurde aus dem Zimmer getragen, er wurde zum Leben erweckt. Glücklicherweise kam jetzt ein Wagen, Prancken stieg aus. Roland wurde in den Wagen gehoben.

Vom Fieber geschüttelt, in einen Soldatenmantel gehüllt, saß Roland in der Ecke, manchmal öffnete er die Augen, schloß sie aber bald wieder.

Prancken redete ihm zu, er solle die ganze Welt verachten; Roland schwieg.

Man kam im Gasthof an. Vor der Thür wartete Joseph. Das erste Wort, das Roland sprach, war, daß er bat, ihn allein zu lassen. Er ging mit Joseph die Treppe hinan.

„Sie sollen zu Ihrem Vater kommen," sagte Joseph.

Roland nickte, aber als er oben war, eilte er in sein Zimmer und verschloß die Thür.

Joseph ging zu Sonnenkamp und sagte, daß Roland zurückgekehrt sei.

„Er soll zu mir kommen," rief dieser.

„Er hat sich eingeschlossen."

„Hat er seine Pistolen bei sich?"

„Nein, ich habe sie noch."

Sonnenkamp ging nach dem Zimmer Rolands. Er klopfte. Keine Antwort. Er bat und beschwor Roland, ihm zu antworten; Roland gab keinen Laut von sich.

Sonnenkamp stand zitternd vor der Thür.

„Roland," rief Prancken, „wollen Sie Ihren Vater noch aufs Aeußerste kränken? Wollen Sie ihn auch verlassen?"

Es kam keine Antwort.

„Mein Sohn!" stöhnte Sonnenkamp. „Mein Sohn! Dein Vater ruft! Gib Antwort! Soll ich mit einem Schlag die Thüre einbrechen? Gib Antwort . . . Ist das die Lehre, die Dir Herr Dournay eingepflanzt?"

Der Riegel ging zurück, Roland stand unbewegt, die Lippen

zusammengepreßt, und schaute auf seinen Vater, der ihm die Arme entgegenstreckte.

„Mein Sohn!“ rief Sonnenkamp. „Mein einziger Sohn! Mein geliebter Sohn! Mein Kind!“

Roland stürzte auf seinen Vater los, faßte seine Hand und weinte darauf.

„O, mein Kind, Deine Thränen auf meiner Hand! Hier, diese Wunde, diese Narbe, die Thränen meines Kindes heilen sie, die Thränen meines Kindes allein!“

Er warf sich an die Brust Rolands und rief:

„Du, mein Sohn, Du wirst Deinen Vater nicht verachten. Ich werde Dir Alles erklären ... Wenn Unrecht an meinem Gute haftet ... Es ist nicht, ist keines ... Diese Ehre wollte ich um Deinetwillen ... Du solltest es besser haben, als ich ... Ich habe gefehlt, daß ich es wollte ... Um Deinetwillen und Deiner Schwester willen ...“

Es gab ihm Herzstöße, während er sprach, und zum ersten Mal im Leben sah Roland seinen Vater weinen. Er umschlang ihn und weinte mit ihm.

Stumm und starr saßen Vater und Sohn dann einander gegenüber, endlich sagte Roland:

„Es gibt eine Rettung ... eine einzige Rettung!“

„Ich bin bereit, sprich, mein Sohn.“

„Ich weiß es — ich weiß es! Wirf Alles von Dir, laß uns arm sein — arm! Willst Du?“

Sonnenkamp war erleichtert, da er sah, wie Roland sein Gemüth erleichterte.

„Du bist starken Herzens, muthigen Geistes; Herr Erich hat Dich gut gelehrt ... groß ... tapfer ... Das ist schön ... das ist das Rechte ... das Beste!“

„Also Du stimmst bei?“

„Mein Sohn! Ich verspreche Dir, Du sollst einig sein mit dem, was ich thue. Nur in diesem Augenblick darf man nichts bestimmen.“

„Nein, jetzt ... in diesem Augenblick ... es ist der höchste, Es ist der einzige Moment! Jetzt muß es geschehen! Nach ihm ist Tod, Nacht ... Zerfall ... Elend! Ich will für Dich arbeiten, für Dich, für die Mutter, für Manna. Und Erich wird bei uns sein! Ich weiß nicht, was werden soll, aber es wird ... Nur wirf Alles von Dir!“

„Mein Sohn — Alles, Alles mit Dir, durch Dich, aus Deinem reinen Herzen, aus Deinem ungebrochenen ... Ja, Dein Freund Erich — unser Freund Erich soll auch bestimmen, nur in diesem Augenblicke laß uns nichts entscheiden."

„Laß uns heute noch heimkehren," bat Roland.

Sonnenkamp schien nicht zu hören, was Roland sagte; er saß da, hatte die Augen geschlossen und die Fäuste geballt.

„Hörst Du mich, Vater?" rief Roland.

Bei dem Worte Vater durchschauerte es ihn, er empfand jetzt, was es heißt, hier Vater sagen zu müssen.

„Was willst Du?" fragte Sonnenkamp wie erwachend.

„Laß uns heut noch heimkehren," wiederholte Roland.

„Nein, heute nicht. Wir müssen Beide zuerst Kraft haben."

Prancken hatte sich ins Nebenzimmer zurückgezogen; er schickte nun Joseph und ließ sagen, daß es Zeit zum Speisen sei. Roland war entsetzt, daß er essen solle; er willfahrte um des Vaters willen. Der Platz des Cabinetsraths war leer; es zeigte, was künftig allen Tafelfreuden fehlen würde. Prancken winkte Joseph, dieser verstand und nahm das Gedeck schnell weg.

Jetzt erfuhr auch Roland, wie die Bestechung eingeleitet und wie verderbt und eigensüchtig die Menschen waren.

Sonnenkamp bemerkte, welch einen Eindruck das auf Roland machte, ein Triumphiren ging über seine Mienen. So ist's gut! Roland soll die ganze Verruchtheit der Menschen kennen, soll einsehen lernen, daß alle Menschen mehr oder minder niederträchtig sind, dann wird auch, was sein Vater gethan, ihm allmälig milder und in matteren Farben erscheinen.

Ein ausgesuchtes Mahl wurde aufgetischt, die Drei aber aßen, als ob sie bei einem Todtenmahle säßen; die Ehre vor der Welt war zur Leiche geworden. Jeder von den Dreien fühlte das, keiner sprach es aus; sie aßen und tranken, denn der Leib bedarf der Nahrung, um Herzeleid zu tragen.

Vater und Sohn schliefen in Einem Zimmer, sie sprachen kein Wort, Keines wollte den erlösenden Schlaf des Andern verscheuchen.

Nach einer Stunde erwachte Roland, er warf sich ruhelos umher. Wie eine schwarze Wand stand die Nacht vor ihm; er richtete sich auf wie irr.

Den Verstand, die Besinnung verlieren ... ja verlieren! Es

ist Dir plötzlich abhanden gekommen, Du weißt nicht wo, Du weißt nicht wann, Du weißt nur, es ist nicht da, nicht in Deiner Gewalt. Aber wenn man es nur finden könnte! Du hast keine Gewalt mehr über Deine Vorstellungen, sie kommen und gehen, sie verbinden und trennen sich nach Willkür, und innen fühlst Du, das wird nicht so bleiben, das kann nicht so bleiben; es muß eine Zeit kommen, wo Du wieder Alles bewältigst.

Wenn nur nicht Nacht wäre! Wenn nur nicht Nacht wäre! stöhnte Roland vor sich hin.

Zum ersten Mal im Leben erwachte er in seelischem Schmerz und traurig, dunkel, undurchdringlich stand die Welt vor ihm.

Er dachte an die Mutter, an Manna, an Erich.

Wie werden sie Alle das tragen?

Er weinte. Und jetzt in der einsamen Nacht war's ihm, als käme Benjamin Franklin zu ihm und sagte: Sei frei, sei nicht Sklave Deiner selbst; sei Herr über Schmerz und Elend. — Er ward ruhiger.

„Wenn nur nicht Nacht wäre!“ sagte er wieder, und es fiel ihm ein, wie einst die Professorin gesagt: In der Nacht ist Alles viel entsetzlicher, am Tage sind alle Schmerzen, körperliche und seelische, nicht mehr so grausam; das Auge sieht doch die Dinge der Welt, das Sonnenlicht gibt Leben und beleuchtet die Dinge.

Aus dumpfem Brüten versank er endlich wieder in den Schlaf.

Früh am Morgen fuhr man nach der Villa.

Siebentes Capitel.

Der Morgen war frisch und fröstelnd. Auf dem Bock des Wagens saß nicht mehr Bertram; ein Lohnkutscher, den man schnell angenommen, setzte sich neben Lutz; Roland, der die Pferde kannte, wollte die Stelle des Fremden einnehmen, aber Sonnenkamp sagte mit heiserer Stimme:

„Nein, mein Kind! Setze Dich zu mir. Bleib bei mir.“

Roland gehorchte, er setzte sich zum Vater und zu Prancken in den geschlossenen Wagen. Man fuhr schweigend durch die Stadt; ein Jedes dachte: Wirst Du je wieder hierher zurückkehren

und wie? Man kam an dem Lustorte vorüber, wo man im vorigen Sommer so viel Auszeichnung empfangen. Roland schaute hinaus; auf den Tischen des Wirthsgartens lagen vergilbte Blätter, Alles war leer und öde. Seufzend, mit geschlossenen Augen, legte sich Roland in die Ecke des Wagens zurück, die Jugendfrische war über Nacht aus dem Gesichte verschwunden, da war Alles welk wie eine Blume, die erfroren.

Geraume Zeit fuhr man stumm dahin. Bald aber hörte Roland, wie sein Vater sich erlustigte, darzulegen, daß alle Menschen eitel Gauner seien; der und jener, von dem man mit Verehrung gesprochen, vor dem man sich tief gebeugt, wäre werth, auf die Galeere zu kommen. Bei dem Cabinetsrath fing es an, wie der so geschickt sich bestechen läßt und doch thun kann, als ob nichts geschehen wäre, und so ging's weiter. In Fetzen zerrissen wurde der gute Name aller Menschen.

Prancken ließ Sonnenkamp wüthen und rasen, er ließ ihn sogar an Clodwig streifen. Was thut's? Es ist die Lust eines Gekränkten, vor Allem aber eines von wirklicher Schuld Belasteten, alle Anderen mit sich herabzuzerren. Eine Ahnung ging in Roland auf und es fröstelte ihn tief ins Herz hinein, daß er nun darauf denken, suchen und forschen müsse, die Schattenseiten aller Menschen zu erkennen und sich vor Augen zu halten. Muß man das, um noch in sich bestehen zu können? Wie verändert war heute die Welt! Eines vor Allem wälzte sich ruhelos in ihm: Gestern war Ehre Alles, heute ist sie nichts mehr. Was ist denn Ehre? Sie ist das Salz in der Speise des Lebens, ohne sie ist das Dasein schal.

Leise und behutsam begann Prancken hervorzuheben, wie nur ein fester religiöser Glaube aufrecht erhalte, und offen zog er gegen diejenigen los, die dem Nebenmenschen den höchsten und einzigen Halt entziehen. Roland wußte, daß Erich damit gemeint war, aber er hielt an sich. Prancken ging weiter. Er erzählte, daß der Vater Erichs, den Mutter und Sohn zu einem Halbgott aufputzen, ein Mann war, der an der Universität keine Zuhörer bekommen konnte und über den alle Gelehrten die Achsel gezuckt hätten.

Sonnenkamp rauchte unaufhörlich und schnell, und aus den Wolken heraus rief er in lustigem Ton: die Menschen in der ganzen Gegend sollten ihm eigentlich danken, sie seien ja jetzt

lauter schneeweiße Engel, es fehle ihnen weiter nichts als ein Flügelpaar; Männlein und Weiblein könnten sagen: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser Sonnenkamp.

Prancken schien dieser Humor zu gefallen und er sagte: übers Jahr, wenn man sich daran gewöhnt habe, denke kein Mensch mehr an das Aufsehen von heute.

Roland empfand aufs Neue das Gefühl der Heimatlosigkeit, denn der spöttische Ausruf des Vaters, daß die ganze Welt ihm danken müsse, wirkte tief auf seine Seele. In seinem Gemüthe waren Elemente des Denkens und Empfindens gelöst und Niemand konnte ahnen, welche Wandlung in diesen gelösten Elementen durch neu hinzutretende Stoffe bewirkt wurde. Das Bewußtsein erwachte in ihm, daß er eine Schmach trägt, die nie mehr getilgt werden kann.

Die Nebel verzogen, der Tag ward hell, die Sonne schien warm, Sonnenkamp hüllte sich in seinen Mantel, ihn fror. Roland saß im Wagen und starrte auf die Straße, er sah nichts als den Schatten des Pferdes von der einen Seite, und dieser Schatten bewegte sich, setzte die Beine vor- und rückwärts. Ist Alles nur ein Schatten? . . .

Er sah die Hirten die Schafe weiden auf den Stoppelfeldern und fragte sich: Ist das ein besseres Leben? Er schloß die Augen. Da war es ihm, als ob der Wagen bergab rollte. Er öffnete die Augen, der Wagen war auf gerader Straße.

Stumm blickte er hinaus in den hell schimmernden Tag. Ach, der Ausblick in die Natur hilft nur dem Freudigen oder dem, der vom Schmerz zu genesen beginnt; dem schwer Betroffenen, Schmerzvollen ist sie nichts, sie beleidigt ihn fast in ihrer Stetigkeit, in ihrem theilnahmlosen Fortleben.

Roland hatte bis jetzt im Dämmerreich zweier Lebensalter gestanden, er war auf einmal von der Jugend geschieden; sein Stolz war in Schande verwandelt, aber er war gereift genug, bald sein Selbst zu vergessen und auf den Vater zu schauen, der ist doppelt unglücklich, für sich selbst und daß er das Unheil über Andere, über seine Nächsten gebracht . . .

Sonnenkamp schlummerte, aber in seinen halbwachen Traum hinein hörte er im Rollen des Wagens die klirrenden Ketten gebundener Sklaven.

Er erwachte plötzlich und sah wie irrsinnig drein. Wo war

er? Was war geschehen? Er hüllte sich fester in den Mantel und verbarg sein Antlitz.

Prancken bog sich zu Roland vor und sagte leise:

„Ich weiß, wie Sie in sich zerrissen sind, aber es gibt für Sie eine Heilung, eine große That.“

„Welche ist das?“

„Sprechen Sie nicht so laut, wecken Sie den Vater nicht. Das einzige Mittel für Sie ... die große erhabene That ist, Sie treten ein in das päpstliche Heer. Dort ist die letzte, die höchste Burg, die es noch zu vertheidigen gilt; sinkt sie, so haben die Atheisten und Communisten gewonnen. Ich selber wäre bereit, wenn ...“

„Ja,“ unterbrach Roland, „das wär's! Wir geben all unser Besitzthum in die Hand des Heiligen Vaters und er verkündet mit einer Bannbulle die Aufhebung der Sklaverei.“

Sonnenkamp konnte sich nicht mehr schlafend halten.

„Recht so, mein Junge!“ rief er. „Recht so! Der Papst soll das thun. Aber glaubst Du, daß er jetzt für Geld thun wird — und wäre es zehnmal so viel — was er nicht von selbst gethan hat? Der Gedanke ist groß, Herr von Prancken, sehr groß und sehr — sehr klug.“

Es lag eine bittere Schelmerei in diesem Lobe, denn er dachte: Du willst das ganze Erbe haben und meinen Sohn ans Messer liefern.

„Aber lieber, edler, junger Freund,“ sagte er laut, „sagen Sie ehrlich, glauben Sie, daß der Papst thut, was unser Roland erwartet?“

„Nein.“

Man fuhr wieder still dahin. In der Ferne sah man die Villa, auf dem Thurme prangte die Unionsflagge neben der grüngelben Landesfahne.

Man kam bei dem grünen Hause an, Roland bat, daß er aussteigen dürfe; es wurde ihm willfahrt.

Er ging in den Garten, da rief ihm eine helle Stimme zu:

„Glückwunsch hin, Glückwunsch her! Wir wünschen Ihnen Glück, wünschen Sie auch uns Glück, wir sind verlobt.“

Lina und der Architekt kamen Hand in Hand durch die Wiese daher. Lina ließ ihren Bräutigam los, ging auf Roland zu und sagte:

„Wir haben nicht warten wollen bis zur Einweihung der Burg, wir haben unser Fest für uns. O Roland, wie schön und wie glücklich ist doch Alles auf der Welt! Aber warum reden Sie nicht? Warum machen Sie ein so traurig Gesicht?"

Roland konnte nur mit der Hand abwehren und ging rasch in das grüne Haus. Verblüfft standen die Brautleute im Garten und Lina sagte:

„Ach, Albert, hier ist nicht gut sein. Auf der Villa hat uns Niemand begrüßt, Manna läßt sich nicht sehen, Herr Dournay ist nicht da und Roland läuft davon. Komm, lassen wir das ganze Haus. Verzeihe mir, daß ich Dich hierher gebracht; ich habe gemeint, das sind die Menschen, denen ich zuerst mein Glück bringen muß. Komm, wir gehen auf Deine Burg und da sind wir einmal einen ganzen Tag, Du ein einsamer Ritter und ich ein Burgfräulein. Ich habe geglaubt, daß heute hier auch Verlobung sein wird; das sieht nicht danach aus."

Lina und ihr Bräutigam gingen die Weinberge hinan, aber am Hause des Majors wurden sie festgehalten, denn am Gartenzaun stand der Major rathlos.

Was heut geschehen, war noch nie vorgekommen.

Fräulein Milch hatte sich eingeschlossen, sie mußte etwas ganz Besonderes vorhaben.

Der Major war glückselig, die Verlobung zu vernehmen; er ließ nicht ab, die Brautleute mußten sich in seine Laube setzen; er sagte, Fräulein Milch werde bald kommen.

Fräulein Milch aber saß zum ersten Mal in schwerem Kampfe einsam in ihrer Stube. Die ganze Welt war ihr gleichgültig gewesen und nur insofern von Bedeutung, als man darin etwas holen konnte, was dem Major angenehm war. Sie fand die Gegend sehr freundlich, sie war dankbar gegen den Boden, der so gute Speise wachsen ließ; auch dem Rhein war sie dankbar, er brachte bisweilen einen guten Fisch, und den Bergen nickte sie zu, als wollte sie sagen: Laßt nur guten Wein wachsen; der Major trinkt gern neuen, nur darf er nicht zu viel davon trinken. So war Fräulein Milch wohlgesinnt gegen Mensch und Thier, gegen Wasser und Pflanze; es war ihr gleichgültig, daß sich Niemand um sie kümmerte; sie hatte jede nähere Beziehung streng abgelehnt. Nun war sie durch die Professorin in die Gemeinschaft eingetreten und war heute so tief gekränkt worden. Sie kannte

Bella schon lange, wenn auch nur aus der Ferne, sie haßte Bella schon lange, wenn auch nur aus der Ferne; aber was sie heute erfahren, das war ihr neu und schmerzte sie tief.

O, sagte sie vor sich hin, o, Frau Gräfin, Sie sind sehr tugendhaft ... höchst tugendhaft ... und schön sind Sie auch, ich bin aber auch einmal schön und jung gewesen, und Niemand hat es gewagt, mir mit einem unguten Wort zu nahen; ich bin über die Straße gegangen ohne Bedienten hinter mir, war mein eigener Bedienter. O, Frau Gräfin, Sie stehen in der Rangliste sehr hoch, Sie werden gar Excellenz genannt! Aber geben Sie Acht, es gibt noch eine andere Rangliste, der Major soll es Ihnen zeigen. Nein, er nicht, es würde ihn zu Tode kränken, aber Herr Dournay, der muß es. Nein ... Niemand ... ich allein...

Eben als sie sich wieder in sich aufgerichtet hatte, klopfte der Major wieder und rief:

„Fräulein Milch! Liebe gute Rosa,“ setzte er leise hinzu, „Röschen ... Rosalie!“

„Was soll's?“ hörte der Major.

„Es sind zwei gute Menschen da, der Architekt und Lina, sie sind verlobt und sind zu uns gekommen, daß wir uns mit ihnen freuen. Kommen Sie doch ... kommen Sie in den Garten und bringen Sie gleich eine Flasche mit und vier Gläser.“

Fräulein Milch öffnete.

Der Major fragte:

„Darf ich nicht wissen, was mit Ihnen vorgegangen ist?“

„Sie werden es erfahren, ganz sicher. Nun aber fragen Sie mich nicht mehr. Also die jungen Leute sind verlobt und sind bei uns? Ich muß mich nur ein wenig umkleiden, ich komme gleich.“

Fräulein Milch wurde ihren Kummer los, indem sich ihr die Pflicht darbot, Glückliche zu erfreuen, und das Brautpaar vergaß die Burg und blieb stundenlang bei Fräulein Milch und dem Major in der Laube sitzen.“

Da kam die Zeitung. Der Major bat um Entschuldigung, daß er vor seinen Gästen lese; es müsse was Besonderes darin sein, denn sonst bekäme er die Zeitung immer erst, wenn der Bürgermeister, der Schulmeister und der Barbier sie gelesen; dafür dürfe er sie aber auch behalten, und da er nichts mehr in der Welt dazu thun könnte, sei es gleich, ob er ein paar Stunden früher oder später erfahre, was vorgehe.

„Ach, da ist ja ein großer schwarzer Strich,“ rief Lina.

„Das ist der Strich des Bürgermeisters,“ sagte der Major. „Fräulein Milch, wollen Sie mir vorlesen? Es muß etwas Besonderes sein.“

Fräulein Milch nahm das Blatt, aber sie fuhr erschreckt zurück, da sie hineingesehen.

„Was ist denn? Lesen Sie, liebe Lina.“

Lina las den bitteren Vorschlag des Professor Crutius; sie wollte nach den ersten Zeilen abbrechen, aber der Major bat:

„Lesen Sie weiter! Nur weiter!“

Und sie las bis zu Ende.

Nach langem schwerem Kopfschütteln sagte der Major:

„O Du grundgütiger Weltenmeister! Was hast Du für Sachen im Weltenbau! Ach, lieber Himmel, es ist doch etwas Schreckliches um solch eine Zeitung; jetzt wissen das alle Menschen.“

Fräulein Milch wollte sagen, daß das, was hier steht, ihr keine Neuigkeit mehr sei; aber sie hatte die Selbstbeherrschung, dies zu unterdrücken. Sie that es, um nicht eine lange Erörterung mit dem Major zu führen, warum sie ihm das nicht längst gesagt. Erst als er sie bat, zur Professorin zu gehen, die tief erschüttert sein werde von dieser Nachricht, sagte sie:

„Die Professorin weiß Alles schon lange und ich auch.“

In seiner Verwirrung fragte der Major gar nicht, wie das geschehen; er sah sie nur groß an und sagte dann zu Lina und dem Architekten:

„Seht, Kinder, da drunten ist die wunderbar schöne Villa mit dem Park, den Gärten, und im Haus die Millionen ... Ach! und Roland und Manna! Fräulein Milch, ich bitte, halten Sie mich nicht zurück, ich muß hinunter; kein Mensch kann wissen, was vorgeht, ich muß da helfen. Bitte, Fräulein Milch, thun Sie keine Einsprache.“

„Ich habe ja keine gethan, im Gegentheil, auch ich meine, Sie müssen gehen.“

Noch bevor sie ausgesprochen, kam ein Bote von der Villa, der Major solle hinabkommen.

Lina wollte sich ihm anschließen, aber der Major sagte, daß die Professorin und Tante Claudine Beistand genug seien.

Als der Major fortgehen wollte, rief eine Stimme:

„Herr Major, bleiben Sie noch.“

Mit geröthetem Gesicht, schwer athmend kam Knopf.

„Wissen Sie auch schon?" fragte der Major.

„Ja freilich, deßwegen komme ich. Vielleicht kann ich etwas helfen."

„Gut, ich gehe, kommen Sie mit. Nein, bleiben Sie hier, bleiben Sie bei ihr. Ich lasse Sie rufen, sobald Sie nöthig sind."

Und so wanderte der Major den Berg hinab, und die Vier sahen ihm mit schwerem und innigem Blicke nach.

Achtes Capitel.

Manna, Erich und die Mutter saßen ernst beisammen; sie hatten das schwere Geheimniß einander mitgetheilt, auch vor ihnen lag die Zeitung auf dem Tische. Jetzt trat Roland ein und rief:

„Manna, wir sind Kinder der Schande!"

Drei Menschen liefen auf ihn zu, umhalsten und küßten ihn und hielten ihn fest und warm.

„Sei stark, Bruder!" sagte Erich, ihn umfassend.

„Stark kann ich Dich hauchen, Bruder!" Das Wort des Hiawatha umtönte Roland, und irren Blickes schaute er hin und her. Stumm saß er auf einem Stuhl und um ihn her saßen die Menschen, alle ihm so innig nah, Niemand sprach ein Wort...

Sonnenkamp war unterdeß am Eingang in den Park abgestiegen. Ein Telegramm wurde ihm übergeben. Der Cabinetsrath zeigte an, daß der Fürst geneigt sein werde, das strafwürdige Benehmen im Schlosse nicht weiter zu verfolgen. Sonnenkamp lachte. Also begnadigt? Und ich soll vielleicht noch danken?

Ein Kampfesmuth war in ihm, als wäre er von einer feindlichen Welt belagert und wehrte mit Heldenkraft die andringenden Feinde zurück; sie sollten ihn nicht aushungern können, nicht die Quelle von Selbstvertrauen und Macht abgraben; er fühlte sich ausgerüstet genug. Prancken hat Recht, man läßt sich nicht fortdrängen, man muß der Welt Trotz bieten, dann beugt sie sich in Demuth, und übers Jahr — nein, viel früher, werden sie Alle kommen und ihm schmeicheln.

Hoch aufgerichtet stieg er die Treppe hinan. Er legte den Arm

in den Prancken's und bat den Sohn — so nannte er jetzt Prancken — den Sohn, auf den er stolz sei, mit seiner ruhigen Sicherheit vor Allem Frau Ceres das Vorgefallene mitzutheilen, und zwar in der ihm eigenen leichten, Alles besiegenden Weise.

„Entgegnen Sie ihr nichts, wenn sie rast. Das Rasen ist nicht mehr zu fürchten."

In dieser Aeußerung lag eine Beruhigung, die Sonnenkamp fühlte. Es ist doch besser, daß die ganze Welt ihm entgegensteht, als daß er immer und immer in der Gewalt dieser tückischen, ihn bedrohenden und niederdrückenden Frau ist. Nun hat sie keine Waffe mehr; der Dolch, den sie verborgen gehalten, ist vor aller Welt abgestumpft.

Prancken ging zu Frau Ceres; er mußte lange im Vorzimmer warten, endlich kam Fräulein Perini heraus.

Mit kurzen Worten sagte ihr Prancken, daß das Geheimniß, das sie ihm anvertraut und das er bisher so treu bewahrt, offenbar geworden.

„So bald?" sagte Fräulein Perini und ging mit Prancken nach dem innern Zimmer.

Frau Ceres reichte die linke Hand zum Kusse dar und fragte, ob Prancken die Zeichnung des Wappens mitgebracht habe; sie wies auf einen Stickrahmen, auf welchem sie sofort das Wappen sticken wolle; auch auf die Altardecke wies sie, deren Einfassung bereits vollendet war.

Mit großer Behutsamkeit brachte Prancken die Darstellung der Ereignisse vor.

„Und er sagte immer, ich sei dumm! Ich bin gescheidter als er," stieß Frau Ceres heraus; „habe ihm immer gesagt, in Europa ist nichts für uns. Dort hätten wir bleiben sollen. Nicht wahr, jetzt hat er es? Er schämt sich und hat deßhalb Sie geschickt. Er schämt sich, weil ich, die Alberne, die nichts gelernt hat, die Sache besser wußte als er."

In diesem ersten Augenblicke schien die Schadenfreude alle anderen Empfindungen in Frau Ceres zu beherrschen; der Mann, der sie beständig wie ein gebrechliches Spielzeug behandelte, mußte jetzt sehen, daß sie weiter zu denken vermochte als er.

Lange saß sie schweigend da. Sie hatte dabei einen höhnisch triumphirenden Ausdruck, als ob sie alle Gedanken, die sie hegte, ihrem Manne zurief. Prancken glaubte hinzufügen zu müssen,

daß binnen Kurzem das Haus wieder in altem Ansehen stehen würde.

„Glauben Sie, daß wir dann geadelt werden?“

Prancken war in Verlegenheit, was er erwidern solle; es schien, als ob die Frau doch nicht begreife, was vorgegangen. Er wich einer geraden Antwort aus und sagte nur, daß er dem Hause Treue halte und sich als Sohn des Hauses betrachte.

„Ja, morgen soll die Hochzeit sein. Sie machen in Europa so lange Umstände. Ich fahre mit Euch zur Kirche. Wo ist denn Manna? Sie hat mich entsetzlich vernachlässigt. Dies Zusammenstecken mit den Dournay's wird nun auch aufhören. Dulden Sie es nicht, lieber Baron.“

Sie bat Fräulein Perini, Manna herbeizurufen.

Prancken ersuchte die Mutter — so nannte er jetzt Frau Ceres — Fräulein Manna noch einige Tage gewähren zu lassen; er werde allein mit ihr sprechen und dann würden sie gemeinsam zur Mutter kommen, um ihren Segen zu erbitten.

„Ich segne Sie schon jetzt,“ sagte Frau Ceres.

Sie erzählte, daß Bella da gewesen, sich aber kaum bei ihr gezeigt habe und in ganz unbegreiflicher Weise wieder davon gefahren sei.

Da tönte ein Schuß ...

„Er hat sich erschossen! Er hat es gethan ... jetzt!“ rief Frau Ceres und stieß einen eigenthümlichen Ton aus; es war nicht Jammer, nicht Lachen, es war ein seltsamer, unfaßlicher Laut.

Prancken eilte davon.

Neuntes Capitel.

In seinem Zimmer hatte Sonnenkamp gesessen; vor ihm lag der Briefbeutel, er öffnete ihn nicht. Was liegt daran, was die Welt draußen will? In ihm raste der Gedanke, daß er etwas thun müsse, etwas Empörendes, alle Welt Niederschmetterndes. Was? Er weiß es noch nicht. Stumm saß er mitten in der schönsten Landschaft bei verhängtem Fenster, wie in einem Keller.

Nur nicht weich werden! rief er sich zu. Was hast Du gethan?

Ernst hast Du gemacht und Du bleibst dabei. Es ist gut, daß nichts mehr zu verbergen, daß Alles bekannt ist . . .

Er ging in den Park nach dem Treibhause. Er stand bei seiner unvergleichlichen Sammlung von Eriken aller Art, und wie im Fluge wandelten seine Gedanken nach all den Orten, wo diese Eriken heimisch, denn es war nicht Täuschung gewesen, als er Erich bei dessen Eintritt gesagt hatte: ich bin an den meisten Orten gewesen, wo diese Pflanzen wild wachsen. Muß man denn hier an diesem Orte haften?

Er ging nach dem Obstgarten und sah, wie hier die großen Früchte prangten; bei einzelnen Früchten waren an Drähten mit Wasser gefüllte Glasglocken untergesetzt, damit immer Wasser verdampfe und die Frucht nähre. Das Alles kann man machen. Man kann der Natur den Weg weisen. Warum den Menschen nicht? Warum dem Schicksal nicht? Er sah die großen Früchte an, als könnten sie ihm Antwort geben. Lange stand er vor einem Baume, den er in Form einer Grafenkrone gezogen, und starrte auf die Zweige.

Er kehrte in sein Zimmer zurück und verschloß es. Er nahm einen Revolver von der Wand . . . da klopfte es.

„Was gibt's? Was ist?"

Ein Reitknecht nannte seinen Namen; Sonnenkamp öffnete. Der Reitknecht berichtete, daß der Rappe des Herrn röchele und Schaum vor dem Maul habe, er sei krank und man wisse nicht woher.

„So?" rief Sonnenkamp. „Habt Ihr den Rappen nicht, wie befohlen, als Handpferd spazieren geführt?"

„Ja. Soll ich den Thierarzt holen?"

„Nein! Komm, ich will ihn schnell curiren."

Er ging hinab in den Stall, er schaute den Rappen grimmig an, dann stellte er sich an dessen Kopf und schoß ihn ins Hirn; das Pferd röchelte tief auf und stürzte nieder.

Als er eben den Stall verließ, kam ihm Prancken entgegen.

„Was haben Sie gethan?"

„Pah! Ich habe ein Pferd erschossen, und Jeder, der nicht unterduckt," rief er laut, so daß alle Diener es hörten, „soll wissen, was ihm bevorsteht!"

Er befahl dem Reitknecht, ihm ein anderes Pferd zu satteln.

Joseph kam mit der Anfrage von Frau Ceres, was geschehen sei.

Sonnenkamp ließ ihr melden, daß er den Rappen erschossen.

Er lächelte, als er den Bericht Pranckens von der Stimmung seiner Frau hörte, vermied indeß, zu ihr zu gehen.

Das große Haus bot die Möglichkeit, daß Jedes für sich lebte.

Er ging zur Professorin, es war ihm schwer, vor sie und Erich zu treten, aber es mußte sein; er mußte sich waffnen, allen Menschen keck ins Antlitz zu schauen. War er denn ein Feigling? Hatte er nicht der Welt Trotz geboten, und sollte er nun diese Lehrersfamilie fürchten?

Er trat in das grüne Haus. Er reichte weder der Professorin, noch Erich die Hand, er fragte nur, wo die Kinder seien. Er erhielt die Antwort, sie hätten sich in die Bibliothek eingeschlossen.

Mit leichtem Tone sagte Sonnenkamp, es sei ihm erwünscht, daß er nun offen über seine Verhältnisse mit ihnen sprechen könne; er werde zur Zeit schon Alles erklären.

Er ging ruhig wieder davon; er stand eine Weile am Bibliothekzimmer und hörte drinnen Roland und Manna sprechen, aber er verstand nichts.

Er klopfte zweimal an, kein Laut wurde vernehmbar. Er ging davon.

Er kehrte nach der Villa zurück und stieg zu Pferde; er ritt nach der Villa des Cabinetsraths, und wollte der Frau seine Meinung sagen. Wie er so dahin ritt, war es ihm, als ob der Reitknecht hinter ihm plötzlich anhielte, und dann wieder, als ob zwei hinter ihm drein ritten. Wer ist das fremde Geleite? Er zwang sich, nicht umzuschauen. Das Pferd zitterte unter dem Druck seiner Schenkel. Er kam beim Landhause des Cabinetsraths an, er hielt am Thor und fragte nach der Frau.

Der Gärtner sagte, daß sie nicht da sei und daß sie überhaupt nie mehr käme.

Hell auflachend hörte Sonnenkamp die Nachricht, daß seit gestern die Villa an den amerikanischen Consul in der Residenz verkauft sei mit Allem, was darin. Er ist überlistet, die Leute sind nicht mehr seine Nachbarn, und vom Zurückfordern des eigentlich nur mit einer Scheinsumme Bezahlten kann nicht mehr die Rede sein. Aber fürchtet denn der Cabinetsrath nicht, daß seine Bestechlichkeit offenbar gemacht werde?

Der Schlaukopf weiß dadurch Schweigsamkeit zu erkaufen, daß er die gerichtliche Untersuchung wegen Beleidigung des Fürsten niederschlägt.

Nach dem ersten Aerger hatte Sonnenkamp wieder seine gewohnte besondere Freude daran, daß so viel kluge Menschen auf der Welt sind; es ist doch eine Lust, was für Füchse und Luchse überall stecken und ihre besonderen Masken haben.

Ein Hoflakai kam des Weges daher geritten.

Sonnenkamp hielt ihn an.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er den Hoflakai im Anhalten.

„Nach Villa Eden.“

„Zu wem?“

„Zur Professorin Dournay.“

„Darf man wissen, wer Sie schickt und was Sie wollen?“

„Warum nicht?“

„Nun, was gibt's?“

„Die Professorin ist ehemals Hofdame bei der gnädigen Fürstin Mutter gewesen und die gnädige Fürstin hat sie sehr gern gehabt.“

„Gut, gut. Und nun?“

„Ja, nun soll die Professorin bei einem entsetzlichen Mann wohnen, der die ganze Welt betrogen hat und Sklavenhändler ist; da ist man ja keine Minute seines Lebens sicher, und da schickt mich nun die gnädige Fürstin, ich soll die Professorin, wenn sie will, gleich mitnehmen, damit sie von diesem Ungeheuer fortkommen kann.“

Der Lakai sah staunend auf, wie der Mann, der ihn ausgefragt hatte, ohne ein Wort zu erwidern, davon ritt.

In Sonnenkamp kochte die Wuth; aber bald lachte er hell auf. So ist's recht! Furcht ... Furcht hat die ganze Welt vor ihm! Das gibt Kraft, das ist noch besser als die einfältige Ehre, wobei man noch schön thun muß.

Er ritt nach der Burg. Hier waren die Arbeiter, die an einem Seitengebäude bauten; sie grüßten offenbar widerwillig. Sonnenkamp lächelte; sie müssen ihn doch grüßen. Er hätte gern die ganze Welt versammelt, um ihr auf Einmal trotzig ins Antlitz zu schauen.

Er ritt nach dem Hause des Majors.

Fräulein Milch stand am Fenster und bevor er fragte, rief sie hinab:

„Der Herr Major ist nicht zu Hause.“

So ritt er heimwärts.

Als er an die Gartenmauer kam, bemerkte er, daß hier etwas

mit großen Buchstaben angeschrieben war; er ritt näher und sah, daß durch einander vielfach angeschrieben war: Sklavenhändler! Sklavenmörder! Ein Künstler von etwas ungeübtem Talent hatte sogar einen Galgen abgebildet, daran hing eine Figur, die die Zunge herausstreckte, und auf der Zunge stand: Sklavenhändler! Er befahl dem Castellan, besser Acht zu geben und die frechen Menschen, die solches thun, niederzuschießen.

Der Castellan erklärte:

„Ich schieße nicht, zu Martini verlasse ich ja ohnedies den Dienst."

Sonnenkamp ritt nach dem grünen Hause zurück, er wollte seine Kinder herausholen und der Professorin sagen, daß sie keine Gaben mehr dem Gesindel geben dürfe, das es gewagt, solche Worte an die Wand seines Gartens zu schreiben. Aber er kehrte wieder um. Das Beste ist, man läßt nichts merken.

Schnaubend vor Wuth kam er in seinem Zimmer an, und es däuchte ihm, daß dies Haus nicht mehr sein eigen sei; alle Menschen der Umgegend dringen ein, verhöhnend, bemitleidend; er lebt wie auf der Straße, Jeder spricht über ihn und er kann ihm nicht wehren.

Er stampfte mit dem Fuße auf.

Du hast gewollt, daß Jeder von Dir spreche, nun thun sie es — aber wie!

„Ich verachte Euch Alle!" rief er.

Zehntes Capitel.

Roland und Manna saßen in der Bibliothek neben einander und hielten sich an der Hand, sie waren wie Kinder, die, vom Sturm verschlagen, sich in fremder Hütte geborgen finden. Lange konnten sie kein Wort sprechen. Manna faßte sich, und mit der Hand das Antlitz ihres Bruders streichelnd, suchte sie ihn in gewaltsam aufgewecktem Tone zu beruhigen.

„Ach, sprich nicht," erwiderte Roland, „mir sticht jedes Wort ins Hirn, auch die Worte von Deiner Stimme. O Schwester! Da stehen die Bücher, hunderte und hunderte, glaubst Du, daß

in all den Büchern ein Schicksal verzeichnet ist, das dem unsern gleich? Nein, gewiß nicht."

Nach einer längeren Pause begann Manna:

„Nun kann ich Dir auch sagen, was ich damals meinte, daß ich die Iphigenie sein wollte; ich wollte mich opfern für Euch Alle, um die Sühne von Euch zu nehmen."

„Ach, Orest ... Iphigenia. Orest war glücklich, er konnte die Götter zu Delphi befragen, damals konnte man Götter versöhnen; sie mußten Antwort geben. Und jetzt? Wir? Wo ist noch ein Mund, der Antwort gibt im Namen der Götter? Die Griechen hatten auch Sklaven, und wir? Sie sagen, die Liebe sei in die Welt gekommen, alle Menschen seien Gottes Kinder! ... Kinder Gottes als Sklaven! Die Priester tauften diese Kinder und ließen sie Sklaven bleiben! Weh, ich werde wahnsinnig! ... Ach, ich muß noch ein langes Leben tragen ... muß das tragen, Alles! Ich habe einen schwarzen Fleck vor dem Auge, er liegt auf Allem, was ich sehe ... Alles ist schwarz ... schwarz! Als der Krischer verhaftet wurde ... Kinder theilen nicht das Vergehen des Vaters. Wo ist die Gerechtigkeit? ... Hilf mir, Schwester! ... hilf mir doch!"

„Ich kann nicht, ich fasse es nicht!"

Wieder saßen die Geschwister still, da plötzlich warf sich Roland an Manna's Brust und sprach, sein Gesicht verbergend:

„Manna, ich habe mich tödten wollen, ich konnte es nicht ertragen. Gestern noch Alles so schön ... Aber hier in Dein Herz hinein rufe ich es: ich will leben; ich weiß nicht, was ich noch thun soll und muß, aber ich muß leben! Ich will den Jammer der Eltern nicht noch vermehren. Helfen, helfen ... aber wie? wo?"

Wieder legte Roland sein Haupt auf die Lehne des Sopha's zurück und dumpf vor sich hin murmelte er:

„Er hat es nicht sofort ausgeführt und nun geschieht es nie."

„Was denn?" fragte Manna.

Roland sah sie starren Blickes an, aber er drückte es in sich zurück, daß er den Vater ermahnt hatte, all das Besitzthum von sich zu werfen, und daß der Vater ihn vertröstet. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder, stumpf wie in grausenhafte Leere hineinschauend; zertrümmert, zermalmt war Alles in ihm.

Manna erkannte das, sie kniete an dem Sopha nieder und rief:

„Roland, ich habe Dir etwas zu sagen, Erich und ich . . .“

„Was?“ rief Roland, sich aufrichtend.

„Erich und ich, wir sind verlobt.“

„Du? Ihr?“

Er sprang auf, preßte sie in seine Arme und nochmals rief er:

„Du? Ihr?“

„Ja, Roland. Und er wußte Alles.“

„Er wußte Alles? Und er hat Dich nicht verschmäht . . . und mich . . . so treu! . . .“

Lange hielten sich Roland und Manna fest umschlungen. Es klopfte an die Thür, die Geschwister ließen einander los und schauten sich zitternd an. Ein Jedes wußte, daß es der Vater ist, der klopft, und Keines sagte es dem Andern. Es klopfte nochmals, noch immer schwiegen die Beiden. Schritte entfernten sich von der Thür, sie kannten den Schritt des Vaters; sie wußten, was es ist, daß der Vater klopft, und die Kinder öffneten ihm nicht, und Beide hielten sich zurück, das einander kund zu geben.

Die Gedanken Rolands mußten von Haus zu Haus gegangen sein, denn er sagte jetzt:

„Herr von Prancken hat mir gerathen, ins päpstliche Heer einzutreten. O, wüßte ich ein Kampfesfeld für das, was alle Menschen zu Brüdern macht . . . o, wüßte ich es, wie gern wollte ich sterben. Aber das wird nicht auf dem Schlachtfeld gewonnen. Ach, Schwester! Ich weiß nicht mehr, was ich denke, was ich rede . . .“

„Laß uns heimkehren!“ sagte Manna endlich.

„Heim! Heim! Was ist denn noch unser? Was darf denn noch unser sein?“

Dennoch richtete sich Roland auf und Hand in Hand ging er mit Manna durch die Wiese nach der Villa.

Die Sonne schien so hell, das Heu duftete so würzig, auf dem Strome rauschten die Schiffe auf und ab, und eben bewegte sich ein lustiger Zug die Straße dahin; es war ein sogenannter Herbstmuck. Auf einem Fasse saß der zweite Sohn des Krischers als Bacchus mit Weinlaub bekränzt; um ihn auf dem Wagen standen Mädchen, weiß gekleidet, mit aufgelösten Haaren; sie schwangen Krüge, jauchzten und jubelten. Auf den Pferden saßen mit Moos vermummte Gestalten. Alles jauchzte und schrie und Pistolenschüsse knallten.

Die Geschwister standen und sahen dem fröhlichen Zuge nach, der hinter den Bäumen verschwand.

Einsam ist der Trauernde, wie in einen Kerker eingeschlossen der von einer Seelenpein Belastete ... da draußen leben die Freudigen und Freien.

Still gingen die Geschwister weiter und Roland sagte endlich:

„Ich weiß nicht, wie mir ist, ich meine, ich träume nur und sähe Alles wie ein abgeschiedener Geist. Es ist Alles so fern, so unerreichbar, so trüb, so schattenhaft. Wenn ich Dich sehe, so meine ich immer, es läge eine entsetzliche Weite zwischen uns. Und der Vater! ... die Mutter!“

Wirr sah er um sich her, als sähe er überall Gespenster.

Manna faßte seine Hand fester, er ward ruhiger, ja er lächelte sogar.

Greif kam jetzt herangesprungen, er zeigte die Freude, seinen jungen Herrn wiederzusehen, und sprang immer an ihm empor. Roland streichelte ihn und sagte:

„Ja, lieber Greif, damals, als ich dich verlor und vergessen hatte, da fandest du den Heimweg. Ach, lieber Greif, könnte ich jetzt nur auch einen Heimweg finden! ... Ich bin nicht dein Herr, ich bin gar nichts.“

Der Hund schien die traurigen Mienen und Worte Rolands zu verstehen, er sah ihn so treuherzig an, senkte den Kopf, dann bellte er. Wer weiß, was er sagen wollte?

Die beiden Geschwister standen am Ufer des Rheines. Roland rief:

„Ich sehe mein Bild im Wasser, o Schwester, es ist kein Brandmal auf meiner Stirn ... kein Brandmal ... und doch ...“

Er weinte bitterlich.

„Komm, laß uns weiter gehen,“ beruhigte Manna.

„Weiter ... weiter! Ja, unser Weg ist weit, unendlich weit,“ wiederholte Roland und ließ sich von der Schwester geleiten.

Sie kamen in den Hof der Villa. Da wurden die Pferde mit den Decken langsam vorübergeführt.

Roland sagte dumpf vor sich hin: Nehmt die Decken ab und deckt die Schande damit zu! Laßt die Pferde alle ins Freie springen, wir haben keine Macht mehr über sie, sie sind nicht unser! ...

Er bat Manna, mit in den Stall zu gehen.

Wie um Ehre bettelnd schaute er den Dienern ins Antlitz, und war dankbar, daß sie ihn grüßten, ihn fragten, was er befehle. Die Menschen begrüßten ihn noch, gehorchten ihm noch!

Er streichelte sein Pony und weinte an seinem Halse.

„O Puck! Wann wirst du mich je wieder in Luft tragen?"

Die Hunde sprangen um ihn her, er nickte ihnen zu und schmerzlich sagte er zu Manna:

„Die Thiere sind doch die glücklichsten Geschöpfe auf der Welt. Ach, mein guter Puck, was hast du eine schöne lange Mähne!"

Es lag etwas wie zum Wahnwitz Verschärftes im Denken Rolands, und die lange Mähne des Thieres zerrend, rief er:

„Wenn die Sklaven nicht reden könnten, nicht beten, wären sie auch glücklich wie du und wie ihr da, getreuen Hunde!"

Manna ängstigte sich vor diesem Alles verkehrenden Denken Rolands. Sie sagte:

„Du solltest Dich jetzt immer an Erich halten, ihn keine Minute verlassen."

„Nein, bin kein Knabe mehr, die Pfeile Apollo's lassen sich nicht abhalten."

Manna begriff nicht, was Roland sagte, sein Geist schien ihr verwirrt und er erklärte nicht, wie ihm plötzlich die Niobiden-Gruppe vor Augen stand.

Erst nach einer Weile sagte er:

„Das Mädchen verbirgt sich im Schooß der Mutter, der Knabe aber hält die Hand empor, schützt sich selbst vor dem tödtlichen Pfeil. In der Nacht, als ich zu Erich wanderte, habe ich die Geschichte vom Lachgeist gehört. Es dauert lang, bis aus der Eichel ein Baum erwächst und aus dem Baum eine Wiege gezimmert wird, und das Kind, das in der Wiege liegt, macht die Thür auf. Hörst Du nicht auch? Er lacht, er muß umwandeln."

Manna bat ihn, ruhig zu sein, und sagte:

„Ich muß zum Vater."

„Und ich zur Mutter."

Auf der Treppe begegnete ihnen Prancken, er streckte Manna die Hand entgegen und sie sagte:

„Ich bin Ihnen unsäglich dankbar für die große Treue, die Sie meinem Vater beweisen."

„Bitte, verweilen Sie noch."

„Nein, ich kann jetzt nicht ... mehr nicht."

Die Geschwister ließen von einander los und als Roland bei der Mutter eintrat, sagte diese:

„Kümmere Dich nicht um diese ganze alte Welt, wir ziehen wieder in die neue, nach Deiner wirklichen Heimat."

Roland hörte diese Worte, als kämen sie aus der Ferne. Aus dem Chaos tauchte etwas auf, aber es versank schnell wieder.

„Warte einen Augenblick, es ist Zeit, zur Tafel zu gehen," sagte die Mutter.

Sie nahm einen Shawl über und ging mit Roland nach dem Speisesaal.

Hier war auch Prancken und Fräulein Perini; Beide standen in leisem Gespräch.

Erich kam, Roland stellte sich zu ihm.

Man mußte lange warten, bis Sonnenkamp kam, und erst geraume Zeit nach ihm kam auch Manna.

Ihre Wangen glühten.

Man saß bei Tische hier so nahe beisammen und weit — weit entfernt waren Viele von einander. Nur einmal sahen Erich und Manna einander an; es lag ein verständnißvoller Ausdruck in ihrem Blicke. Leise sagte Roland zu Erich:

„Als der Krischer vom Gericht heimkam, standen Kartoffeln auf seinem Tisch."

Erich legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, er wußte, was Alles bei dieser Erinnerung in der Seele des Jünglings vorging. Der Krischer war unschuldig gewesen, und hier? ...

Roland versuchte keinen Bissen.

Prancken zeigte seine ganze Gewandtheit, indem er allerlei Unverfängliches vorzubringen wußte; der Bau der Burg bot ihm reichlichen Stoff.

Man stand vom Tische auf und wieder zerstreute sich Alles. Roland bat Erich, ihn heute allein zu lassen.

Elftes Capitel.

Es war Abend. Roland ging durch das Dorf. In den Gassen schwebte ein Duft des jungen Weines, alle Menschen waren fröhlich und geschäftig; die Weinkeltern knarrten und troffen, auf den Straßen gingen Männer langsam, sie trugen schwere volle Bütten auf dem Rücken. Er sah Väter und Söhne mit einander arbeiten. Wer nur auch so leben könnte . . .

Roland sah die Menschen alle fragend an; er stand ihnen gegenüber wie ein Bettler, der um ein Almosen Liebe, Güte, Mitleid für sich und seinen Vater bittet.

Er sah die Häuser, wohin er an seinem Geburtstag beglückende Geschenke gebracht; die Menschen dankten seinem zuvorkommenden Gruße, aber sie waren nicht erfreut und geehrt wie sonst. Er verließ das Dorf.

Draußen am Ufer hinter einer Hecke saß er wie damals, bevor er zu Erich gewandert.

Das war eine andere Trauer wie damals, und damals gab's ein Ziel zur Befreiung.

Eine Wasseramsel flog neben ihm auf. In kindischem Selbstvergessen bog er die Zweige auseinander und sah ein Nest mit fünf Jungen, die die Schnäbel aufsperrten. Wie glücklich wäre er vor Zeiten mit solch einem Fund gewesen! Jetzt stand er da und in ihm klagte es:

Ach, ihr seid daheim!

Er hörte einen Wagen die Straße daher knarren und es fiel ihm jener arme Knecht ein in der Nacht, der lieber hungern und betteln als unrecht Gut besitzen wollte.

Nicht weit von ihm am Ufer wurde ein Kahn von der Kette gelöst, er hörte die Kette rasseln und es ging ihm durch das Herz: er hörte die Sklaven, wie sie in eine lange Kette eingereiht dahin wandelten. . . Dazwischen tauchte in seiner Vorstellung auf, wie das Erdmännchen und der Reitknecht gefesselt die Straße dahin gingen, und hinter ihnen der Landjäger mit geladenem Gewehr, das blinkte in der Sonne.

Er schaute auf.

Dort ging in der That ein Landjäger. Wenn er kam, um seinen Vater zu verhaften?

O nein, dafür gibt es kein Gericht.

Sein Blick war auf den Busch geheftet, hinter dem der Landjäger verschwand. Er dachte sich hin zu Clodwig, zum Doctor, zum Major, zum Krischer. Was sagen sie alle?

Hier unter den Weiden am Ufer ging es in dem belasteten zerrissenen jungen Herzen auf: der Mensch lebt nicht für sich allein. Es gibt eine unsichtbare und unzerreißbare Gemeinsamkeit: das Band der Achtung, der Ehre, ein treues Gedenken, eine thätige Liebe.

Roland erhob sich, er ging zum Krischer.

Behenden Schrittes, mit Herzklopfen, als erwarte er dort etwas, was er nicht ahnen könne, wanderte er den Berg hinauf. Vor dem Dorfe begegnete ihm der zweite Sohn des Krischers, auch er ging langsam, er trug eine schwere Bütte mit jungem Wein. Der Bursche war von gleichem Alter mit Roland und schon von ferne rief er Roland zu:

„Der Vater hat's gesagt, daß Sie kommen. Gehen Sie nur hinein, er wartet auf Sie."

Als Roland in das Haus des Krischers eintrat, rief ihm dieser entgegen:

„Hab's gewußt, daß Sie kommen! Brauchen nichts erzählen, weiß Alles, schon lang. Kann Ihnen etwas geben."

„Was denn?"

„Es gibt zwei Dinge auf der Welt, die helfen: Beten und Trinken. Kannst Du nicht beten, so kaufe Dir einen Rausch, trinke, trinke bis genug, das ist das Beste, was man kaufen kann."

„Schäme Dich," entgegnete Roland, „schäme Dich! Es muß etwas Besseres geben."

„Was denn? Was?"

„Man muß einander helfen auf der Welt, da ist Keiner zu gering, und Keiner zu hoch."

„Juchhe!" rief der Krischer. „Ein Prachtbursch! Mögen Recht haben. Sie haben's gewonnen. Jetzt aber, hellauf! Grämen Sie sich Ihr junges Leben nicht ab. Ihr Vater ist zu bemitleiden, ist ein armer Mann mit seinen Millionen. Jetzt zeigen Sie, daß Sie ein Bursch sind, der es werth ist, daß ihn die Sonne bescheint. Horch! gib Acht!" unterbrach er sich plötzlich.

Die Schwarzamsel sang die Melodie: Freut Euch des Lebens. Roland und der Krischer sahen einander an und Roland lächelte.

„So recht!“ rief der Krischer. „Lernen Sie das auch ein! Freut Euch des Lebens — alles Andere ist dummes Zeug. Das Thier ist gescheidt. Hast Deine Sache gut gemacht,“ nickte er der Schwarzamsel zu, die den Mann und den Jüngling mit klugen Augen ansah, als wüßte sie, was sie gethan, und sei des Beifalls sicher. Und zu Roland gewendet, fuhr der Krischer fröhlich fort:

„So ... so ist's recht! ... Kopf in die Höh'! Und wenn Sie einen Menschen brauchen, rufen Sie mich. Sie haben mich aus dem Gefängniß heimgeführt, das vergesse ich nicht. Jetzt seien Sie lustig, Ihre Hunde sind es auch.“

Er nahm einen Laib Brod, den Roland den Hunden zum Verspeisen geben sollte, aber kaum hatte Roland den Hunden einige Stücke gegeben, als er selbst aß und mit wahrem Heißhunger.

„Gewonnen! gewonnen!“ schrie der Krischer. „Du hast Hunger. Jetzt laß nur ruhig das Wasser den Rhein hinunter laufen, morgen ist auch ein Tag, und mit dem Sterben wollen wir warten bis zuletzt.“

Erich hatte geahnt, daß Roland beim Krischer sein werde, und war ihm nachgegangen und auf den ersten Blick sah er, daß ein Umschlag in der Stimmung Rolands eingetreten war. Sie gingen mit einander heim und Roland sagte:

„Beim Krischer ist es über mich gekommen: was würde jetzt Benjamin Franklin zu mir sagen? Weißt Du es?“

„Nicht ganz, aber ich glaube, er würde sagen: ein Mensch, der nur leidet, steht auf der Stufe des Thieres, das aus einem Unfall nichts schaffen kann. Die Menschenkraft beginnt da, wo Du erfassest, begreifst und beherrschest, was Du leidest, und aus Dir selbst etwas machst. Wenn Du schlaff Dich im Leide versinken lässest, so bist Du selbst an Deinem Unheil schuld. Raffe Dich auf. Hast Du etwas und bist Du etwas, um dessentwillen Du Dich selbst lieben darfst, so kannst Du auch Liebe von Deinen Nächsten erwarten.“

Roland erwiderte: „Auch ich habe mir gedacht, was Benjamin Franklin sagen würde. Ich sah ihn vor mir mit seinem milden Gesicht, seinen langen, schneeweißen Haaren, und er sagte: Merke Dir, das Aergste ist nicht das, was Schande vor der Welt bringt, sondern, daß Schande Dich zwingen will, verkehrt zu denken und alle Menschen schlecht anzusehen.“

Sonnenkamp und Prancken hatten ihn zur Menschenverachtung anleiten wollen, aber gerade dadurch hatte sich ihm eine Gedankenbildung erweckt, die sicheren Halt gab. Der Jüngling war zu einem männlichen Entschlusse gekommen.

Erich sprach kein Wort; er hütete sich, das anzurufen, was sich in der Seele des Jünglings so sicher und fest gestaltete.

Mit einer aus tiefstem Schmerz gewonnenen Beruhigung kehrten Beide in die Villa zurück.

Sie kamen an die Gartenmauer, wo der Castellan etwas von den Wänden kratzte.

„Dort steht's! dort steht's!" rief Roland. „Ich habe es gelesen!"

Der Castellan kratzte mit einem scharfen Eisen den Mörtel ab und dieses Kratzen ging Roland an das Herz, als ob etwas unmittelbar daran nage. Alle Besinnung und Fassung, die er gewonnen hatte, schien verschwunden.

„Da steht's!" rief er. „Morgen wird man es wieder abkratzen müssen, und übermorgen wieder und alle Zeit. Ach, Erich, warum sind die Menschen so böse? Was hilft es ihnen, daß sie uns beschimpfen?"

Erich tröstete, daß die Menschen nicht eigentlich böse seien, sie neckten und spotteten nur gern.

Er geleitete Roland auf sein Zimmer und hier saß der Jüngling still, die Faust an die Lippe gepreßt.

Er trat ans Fenster und schaute hinab in den Park, hinauf zum Himmel, wo sich die Schwalben in großen Rotten versammelten, um übers Meer nach warmen Ländern zu ziehen... Alles hat seine Heimat; die Pflanze, die sich nicht bewegen kann, wird in sichere Obhut gebracht, und die Schwalbe zieht dahin, wo es ihr wohlig ist. Wer uns nur sagen könnte, wo es uns wohlig ist! ...

Er zuckte plötzlich vom Fenster zurück, denn er sah den Fürsten Valerian in den Hof einreiten; hinter dem Fürsten drein kam der Doctor in seinem Wagen. Roland bat Erich, ihn allein zu lassen und Niemand zu ihm zu bringen.

Erich ging und Roland verschloß seine Stube.

Zwölftes Capitel.

In seinem großen Zimmer saß Sonnenkamp allein; er schaute hinauf nach der Burg, die fast fertig ausgebaut war. Wer wird darin wohnen? Er wendete den Blick ab. Lange stand er vor dem Bilde Rolands.

„Man sollte kein Kind haben, nichts von ihnen wissen," rief er. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme.

Er öffnete den Geldschrank, er suchte etwas; er starrte auf die wohlgeordneten Papiere, auf die Schiebladen, die das gemünzte und ungemünzte Gold enthielten.

„Was könnt ihr mir helfen? Und doch ..."

Es klopfte an die Thür. Joseph meldete den Fürsten Valerian.

Sonnenkamp öffnete. Fürst Valerian sagte mit freundlichen Worten, daß er gekommen sei, da er vielleicht in irgend etwas Beistand leisten könne, auch Herr Weidmann ...

„Brauche keinen Beistand! Brauche Niemand!" unterbrach Sonnenkamp, schlug die Thür zu und verriegelte sie wieder.

„Ich habe kein Mitleid und will kein Mitleid," sagte er vor sich hin. Da klopfte es wieder.

„Was ist? Warum läßt man mich nicht in Ruh?"

Durch das Schlüsselloch rief eine Frauenstimme:

„Ich, Gräfin Bella, bin's."

Sonnenkamp zitterte.

Ist das eine Intrigue? Will ihn Jemand sprechen, der diesen Namen annimmt und diese Stimme?

Gut. Wenigstens ist die Person sehr klug, die diese Maske vornimmt. Wollen doch sehen.

Er öffnete. Bella stand vor ihm.

„Geben Sie mir Ihre Hand!" rief sie. Sie überreichte ihm ein Papier. „Hier, lesen Sie. Das ist sein Gutachten, da steht's; er ist voll Geringschätzung des Adels und doch —"

Sonnenkamp überflog die Schrift, die Clodwig als Gutachten an den Fürsten abgegeben hatte. Er wollte Bella sagen, daß ihm das jetzt gleichgültig sei, denn die Vereitelung seines Planes war nicht durch Clodwig, sondern durch Crutius herbeigeführt; aber er erkannte, was Bella damit gethan, daß sie ihm die Schrift überbrachte, und er sprach seine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit aus.

Die Schrift in seiner Hand, von ihr übergeben, bildete eine Grundlage . . . wozu? Es wird sich finden. Er kannte Bella genug, um zu wissen, daß sie dies nur that, um in ein großes Abenteuer einzugreifen. Er sah ihre Aufregung; sie will bewegen, herrschen, bestimmen . . . wozu? Vielleicht weiß sie es selbst nicht.

Mit großer Ruhe sagte er, er erkenne es als einen falschen Versuch, ja fast als eine Abtrünnigkeit, daß er um seiner Kinder willen sich hier habe fest ansiedeln und den Adel erlangen wollen. Das sei nun vorbei; er stehe wieder ganz und allein auf seinem Posten.

Nun legte er Bella dar, welch ein großer Kampf sich in der neuen Welt vorbereite und wie er in der alten mitwirke zur Erforschung der europäischen Höfe, zur Erwerbung von Hülfsmitteln zu jenem großen Kampfe, der entscheiden solle, ob es noch freie, herrschende Menschen geben solle.

„Es ist besser so,“ sagte er; „mein Schicksal ist verbunden mit dem großen, mein Sieg ist eingeschlossen in den großen Sieg, wie mein Untergang.“

Bella hörte ihn mit gespannten Mienen an, dann sagte sie: „Puppen sind die Menschen um Sie herum! Füllsel für Uniformen! Feige Professoren- und Journalistenknechte! Sie haben den Popanz Humanität, vor dem fürchten sie sich, verkriechen sich wie die Kinder vor dem Wolf. Sie allein sind ein Mann, Sie haben gethan, was die andern Alle möchten — nein, nicht Alle, aber doch die Einzigen, die Mark in sich haben. Aber sie bekennen sich nicht offen zu dem, der ausführte, wozu sie die Kraft nicht haben und den Muth nicht. Diese Herrchen haben Schwerter, tragen Galanteriedegen und fürchten sich vor dem spanischen Röhrchen des Schulmeisters, der ihnen auf die Finger klopft und sagt: Wißt ihr denn nicht, daß wir in der Epoche — oder nennt man es Zeitalter oder Säculum — der heiligen Humanität leben? Wie viele von diesen Puppen besäßen denn den Adel, wenn sie ihn selbst erwerben müßten wie Sie? Die Excellenzen graben nach Resten aus der Römerwelt; die Römer waren stark und verhöhnten den, der von einem Recht der Sklaven gesprochen hätte. Wären Sie in meiner Jugend gekommen, ich wäre mit Ihnen in die weite Welt gezogen; Sie haben eine napoleonische Ader in sich. Geben Sie mir Ihre Hand!“

Sie reichte ihm beide Hände und drückte die seinen warm.

„Damals," fuhr sie fort, „als Sie mit dem Fürsten Valerian bei uns speisten, sagten Sie: es gibt ein Pfaffenthum der Humanität. So ist's. Vor der Humanitätsfaselei des Jean Jacques Rousseau fürchten sie sich, die sogenannten starken Geister, sie träumen von einem Paradies der Gleichheit, wo schwarz und weiß, vornehm und gering, Genie und Tölpel ein einziger Gleichheitsbrei sein soll; der contrat social ist ihre Bibel."

Mit glücklicher Miene fiel Sonnenkamp ein:

„Eine Sache ist siegreich, wenn großgesinnte Frauen für sie begeistert sind."

Bella erwiderte:

„Seien Sie stolz. Nur jetzt nicht nachgiebig; freuen Sie sich, Sie haben nichts mehr zu verleugnen, nun behaupten Sie sich und zeigen, daß Sie der Einzige sind, der sich vor der Schulmeisterei nicht fürchtet. Der Kühne bekennt und bethätigt, was in der Welt sein muß."

Bella war aufgestanden; ihr Auge funkelte, ihre Wangen glühten, ein unheimlich fesselnder und bestrickender Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

So muß Medusa dreingeschaut, so muß sie geathmet, so muß sie gezittert haben.

Und mitten in dieser hohen Erregtheit empfand Bella, daß das eine schöne Scene sei; das sind die großen Töne, die ihr zu Gebote stehen, das ist die Majestät, die Leidenschaft. Sie stand plötzlich still, wie in einem lebenden Bilde, da sie dessen inne wurde, und ihr Auge suchte nach einem Spiegel, in dem sie sich selbst sehen konnte.

Sie schüttelte das Haupt und kehrte in die Scene zurück, als träte sie aus einer Coulisse.

„Sie müssen mir erzählen, wie Sie so kühn geworden ... so frei ..."

Sonnenkamp, der so starke, erbebte im Innern. Er hatte ein Bekenntniß auf den Lippen, aber er wagte es nicht; er hatte ein dämonisches Lachen, als Bella ihm sagte:

„Nur das Eine thun Sie nicht, sprechen Sie mir nicht von Liebe; nur nicht die fable convenue, das ist nichts für Sie, nichts für mich. Und noch Eins. Sie werden es jetzt auch erfahren, wenn Sie es nicht schon kennen: die größte Tyrannei der Welt ist die Familie. Kümmern Sie sich nicht um die Familie. Ein

Held hat keine Familie, und es ist nur eine sentimentale Tradition, daß die Helden mit ihren Kindern spielen. Sie müssen allein an sich denken, dann sind Sie stark. Sie haben nur einen Fehler begangen."

„Nur einen?"

„Ja, Sie durften keine Familie haben, keine haben wollen. Halten Sie fest, lassen Sie sich nicht zwiespältig machen und zerbröckeln."

Sonnenkamp sagte, er sei entschlossen, den Kampf fortzuführen; er wolle den tugendhaften Menschen hier zu Lande eine andere Anschauung beibringen; das sei zunächst seine Aufgabe. Er habe einen Plan, der nur noch nicht ganz klar sei, aber er werde klar werden.

Bella sagte, daß sie Niemand im Hause außer ihm sprechen wolle; sie kehre sofort wieder zurück, aber sie verlasse sich darauf, daß er stark bleibe und sich behaupte.

Sonnenkamp öffnete das Sämereienzimmer, geleitete Bella hindurch und öffnete dann die Thür, die zu der besonderen, von Glycinen überrankten Treppe führte. Hier küßte er ihr die Hand zum Abschied. Aber noch auf der Treppe rief Bella ihm nach:

„Und noch Eins! Ihr Erstes muß sein, daß Sie sich selbst von der Sklaverei befreien; Sie müssen diese Lehrersfamilie fortschicken."

Sie machte eine wegwerfende Bewegung und setzte hinzu:

„Diese Lehrersfamilie soll ihre Spritbrennerei wieder in der kleinen Universitätsstadt etabliren."

Bella ging davon.

Als Sonnenkamp in das Zimmer zurückkehrte, war es ihm, wie wenn Alles nur ein Traum gewesen, aber noch fühlte er den Duft der feinen Essenzen, den Bella in seinem Zimmer zurückgelassen; noch stand hier der Stuhl, auf dem sie gesessen, und hier auf dem Tische lag das Gutachten Clodwigs.

Er öffnete den eisernen Schrank und legte das Schriftstück in das oberste Fach.

Bella kam indeß nicht ungesehen aus der Villa heim. Im Park traf sie ihren Bruder. Sie bekannte ihm offen, daß sie bei Sonnenkamp gewesen, um ihm Muth zuzusprechen; sie lobte Otto, daß er ausharre und die ganze schwächliche Welt verachte.

Sie ermahnte ihn nun, die Lehrersfamilie bald abzulohnen,

zumal da Herr Dournay, „diese Weltseele,“ nicht ohne Absicht auf Manna zu sein scheine.

Prancken bestritt das entschieden. Er sah seiner Schwester staunend nach.

Dreizehntes Capitel.

Fürst Valerian, der von Sonnenkamp so schroff abgewiesen war, ließ sich bei Erich anmelden. Roland hörte im Nebengemach, wie er eintrat und fragte:

„Wo ist Roland?“

„Er will allein sein,“ entgegnete Erich, und der Fürst erklärte, daß Erich am besten zu ermessen verstehe, was jetzt für Roland zuträglich sei; er seinerseits möchte glauben, daß eine Gemeinschaft mit Menschen, von deren Augen er die Liebe zu ihm absehe, ihm in diesem namenlosen Jammer helfen müsse.

Roland richtete sich im Nebenzimmer auf. Wäre das wirklich besser, als allein in sich denken? Durch seine Seele zog der Gedanke: O, die Welt ist nicht so schlecht, wie Ihr auf der Fahrt mir einflößen wolltet. Da ist ein Mann, der trägt mein Schicksal in der Seele . . .

Der Fürst berichtete, Herr Weidmann sei empört von der Art, wie Professor Crutius diese Sache in die Oeffentlichkeit gebracht; die Andeutung, daß Doctor Fritz an dieser boshaften Publication einen Antheil habe, sei ohne Zweifel eine Täuschung. Doctor Fritz habe, als er sein Kind abgeholt, immer gesagt, er wünsche, daß die Sache verborgen bleibe um der Kinder Sonnenkamps willen.

Und weiter sprach der Fürst im Nebengemach, Herr Weidmann habe überlegt, ob er nicht selbst nach Villa Eden reisen und dort seinen Beistand bringen sollte, aber er habe eingesehen, daß dies unthunlich sei, und daher ihm zugerathen, seinen Vorsatz auszuführen.

„Ach,“ rief er, „seit lange zum ersten Mal hat mir die bevorzugte gesellschaftliche Stellung, die ich einnehme, Freude gemacht, aber Freude ist nicht das rechte Wort. Ich habe mir gedacht, daß ich dadurch hier im Hause etwas mehr als ein

Anderer sein kann, und vor Allem Ihrem Zögling Roland, den ich so sehr liebe und dessen Qualen mich keine Minute ruhen lassen. Ach, Herr Hauptmann, auf dem Wege hierher wurde ich ein Ketzer. Ich fragte mich, was haben denn die gethan, die in die Welt gesetzt sind, um Liebe und Brüderlichkeit zu predigen und nicht abzulassen? Sie haben es ruhig mit angesehen, wie Tausende und Tausende Sklaven, Tausende und Tausende Leibeigene sind. Und da ging es mir auf: wer befreit die Leibeigenen und die Sklaven? Die reine Humanität erlöst sie."

Der Doctor trat ein.

„Wo ist Roland?" fragte er nach der ersten Begrüßung.

Auch er erhielt die Antwort, daß Roland allein bleiben wolle, und der Doctor sagte:

„Ich billige das. Er ist wol jetzt sehr aufgeregt? Geben Sie Acht, es werden Tage kommen, wo er in Apathie versinkt; lassen Sie das gewähren. Die edelste Gabe der Natur ist Stumpfsinn, das ist ein Theil Schlafes der Seele; der einfältige Mensch und das Thier haben das beständig, und kommen dadurch nicht zur gesteigerten, alles Dasein in Frage stellenden Aufregung, und auch über den belebten Menschen erbarmt sich die Natur und gibt ihm den Stumpfsinn. Erst wenn dieser zu weichen beginnt, dann machen Sie Roland klar. Wissen Sie, was mich an der Offenbarwerdung dieser Geschichte am meisten ärgert?"

„Wie kann ich das?"

„Es empört mich, daß die satte, selbstgefällige, mit Anstand geschminkte Gesellschaft sich ein Bene anthut. Jedes beschaut sich streichelnd: Ach, ich bin ein prächtiges Wesen im Vergleich mit diesem Ungeheuer. Und doch ist die Gemeinheit des Sklavenhandels nur offenkundiger als die von Tausenden da draußen. Im Jockeyclub randalirt die Jeunesse dorée über das Ungeheuer Sonnenkamp, und was sind sie selbst? Hunderte von Geschäften wandeln am Rande des Verbrechens."

Roland trat ein, der Fürst und der Doctor umarmten ihn und sprachen kein Wort.

Erich und Roland ließen die Pferde satteln und begleiteten den Fürsten ein Stück Weges.

Als sie dahin ritten, rief plötzlich Roland:

„Dort wandelt — ich irre mich nicht — das ist ja unser Freund Knopf!"

Und dieser war es in der That. Er ging in der Nacht dahin und räthselte schwer darüber, warum er die Welt nicht verstehe; eigentlich wäre sie ihm doch schuldig, sich zu erklären, er hat sie ja so lieb. Warum ist sie so spröde und geheimnißvoll? Was soll aus Roland werden? Und zwischen hinein kam ein leiser, aber ganz kleiner Aerger: daß der Major ihn vollkommen vergessen. Knopf nimmt es ihm gar nicht übel, nicht im geringsten, denn, in solchem Wirrwarr hat man den Kopf voll genug, wer kann da an Alles denken? Bescheiden sagte er vor sich hin, daß er ja auch nichts hätte helfen können; er ist ja so ungeschickt, da ist der Herr Dournay und Prancken ... vom Fürsten Valerian wußte er noch nichts. So ging er nun durch die Nacht dahin und fragte sich allerlei und sah dann wieder zu den Sternen auf.

„Herr Knopf! Herr Knopf!“ wurde gerufen von verschiedenen Stimmen. Knopf hielt still. Roland sprang rasch vom Pferde und umarmte ihn.

Knopf hielt die Hand auf die Schulter Rolands gelegt, als könnte er ihm von seiner Kraft verleihen, und preßte die Brille sehr nah an die Augen, da er hörte und sah, wie der Jüngling das schwere Ereigniß mannhaft zu tragen begann. Er drückte Erich still die Hand.

Als man endlich Abschied nahm, bat Roland, daß Knopf auf dem Pony heimreite. Knopf konnte wiederholt versichern, es sei ihm ein wahres Vergnügen, zu Fuß durch die Nacht zu wandern; Roland betheuerte, daß Puck ein frommes Thier sei, folgsam, sanft und verständig.

Knopf widerstrebte noch immer und zuletzt brachte er in weinerlichem Tone hervor, daß er keine Stege an den Beinkleidern habe. Alles lachte und mitten in seinem Jammer lachte auch Roland. Knopf war überaus glücklich, daß Roland lachen konnte, und jetzt willfahrte er. Roland half ihm aufs Pferd, er streichelte noch den Arm des vormaligen Lehrers und streichelte das Pferdchen; Knopf ritt mit dem Fürsten Valerian davon.

Auch Erich stieg nicht mehr auf, er führte das Pferd am Zügel und ging mit Roland Hand in Hand nach der Villa.

Als die Beiden an der Villa ankamen, sagte Roland tief aufseufzend:

„Ach, Erich, jetzt ist das Haus noch ganz anders ausgeraubt wie damals, als wir von Wolfsgarten zurückkehrten.“

Vierzehntes Capitel.

Am großen Tische der Dienstboten Sonnenkamps war der Stuhl Bertrams unbesetzt. Man erzählte, daß der Castellan die Schrift an der Mauer abkratzen müsse, er habe aber dem Herrn bereits gekündigt. Der Küchen-Chef, der, wenn er zornig wurde, ziemlich geläufig deutsch sprach, wetterte gegen die Frechheit, daß Dienstboten, die sich doch um nichts weiter zu bekümmern hätten, als daß sie ihren ordentlichen Lohn bekommen, ihren Herrn verlassen. Der zweite Kutscher, der nun Hoffnung hatte, in die Stelle Bertrams aufzurücken, stimmte dem bei.

Das Eichhörnchen sprach die Besorgniß aus, daß Feuer angelegt würde, denn die ganze Gegend sei in Aufruhr und dazu sei jetzt die wilde Zeit, in der die Leute sich am neuen Wein gütlich thun. Lutz war nicht da, Niemand wußte, wohin ihn der Herr geschickt. Die alte Ursel bejammerte die unschuldigen Kinder, dabei aß sie aber mit großem Appetit und mit vollem Munde brachte sie immer das Kläglichste hervor.

Der stotternde Gärtner machte den Vorschlag, man solle bleiben, aber gemeinsam größeren Lohn verlangen. Mit Ausnahme Josephs wurde das beschlossen; man wußte nur noch nicht, wie man es vorbringen wollte.

Alles Lobes voll waren indeß die Unterirdischen über Prancken. Das ist ein Edelmann, wie es keinen zweiten gibt.

Hier unter der Erde war auch bekannt, daß Sonnenkamp dem Cabinetsrath die Villa geschenkt. Nun hatte der Gärtner des Cabinetsraths erzählt, daß das Landhaus just Sonnenkamp zum Possen an den amerikanischen Consul verkauft worden sei und die Familie des Cabinetsraths keine Gemeinschaft mehr mit Villa Eden haben wolle.

Ganz ähnlich wurde die Lage Sonnenkamps im Militär-Casino wie in den Bierhäusern der Residenz verhandelt. Hier war vorerst Adams, der Mohr des Fürsten, Mittelpunkt des Gesprächs. Es wurde erzählt, wie fünf Mann kaum vermocht hätten, den Rasenden zu bändigen; er habe Sonnenkamp erdrosseln wollen, und man habe ihn nur mit Mühe aus der Residenz entfernt und nach einem Jagdschloß gebracht. Man fragte, was Sonnenkamp nun thun werde; man begriff nicht, daß Prancken noch bei ihm

blieb und die Familie desselben das zugab. Im Militär-Casino fehlte auch die Küchen-Ursel nicht, sie erschien hier nur als ein hoher pensionirter Beamter, der ebenfalls stark aß und während des Essens mit größtem Mitleid über die armen Kinder des Millionärs sprach.

Eine seltsame Wendung aber nahm die Unterhaltung im Hause des Doctor Richard, wo man heute zu Ehren der Frau Weidmann, die zu Besuch gekommen war, einen großen Kaffee gab; er war schon seit mehreren Tagen angeordnet, auch die Professorin, Claudine, Frau Ceres und Manna waren eingeladen, sie kamen nun natürlich nicht. Es wurde viel hin und her erörtert, wie man sich gegen das Haus Sonnenkamp zu benehmen habe, wenn Sonnenkamp so trotzig sein sollte, im Lande zu bleiben.

Lina, die vom Ausfluge mit ihrem Bräutigam zurückgekehrt war, sagte, sie werde wie früher im Hause Sonnenkamps sein und die Freundin Manna's bleiben.

Die ganze Stimmung schlug in Wohlwollen um, als Frau Weidmann Lina vollkommen Recht gab; sie erzählte von dem prächtigen Wesen Rolands, der bei ihnen zum Besuch gewesen, und von der gediegenen Kraft Erichs, den ihr Mann sehr hoch halte.

So schien Alles im Hause sowohl, wie in der Umgegend, in eine mäßige, milde Stimmung überzugehen.

Nur im grünen Hause zeigten sich am Sonntag Morgen die bitteren gehässigen Folgen des Ereignisses.

In der Stunde vor der Messe kamen die bedürftigen Umwohnenden, um ihre regelmäßige Wochengabe zu empfangen, heute kam nur eine einzige Frau in verwahrlostem Aufzuge; es war die Frau eines Trunkenbolds, sie trug ein Kind auf dem Arme und eines hielt sich an der Schürze.

Die Professorin hatte sich nur schwer dazu verstanden, dieser Frau Hülfe zu leisten, aber sie wollte die Verlassene und ihre Kinder nicht darben lassen.

Die Beschenkte betheuerte heute, daß sie nichts vom Gelde des Menschenhändlers nehmen würde, wenn sie es anders zu machen wüßte.

Und von diesem Gelde soll mein Sohn reich werden? sprach die Professorin klagend in sich hinein. Sie saß lange still, da kam Erich und berichtete:

„Ach, Mutter, er war in der Kirche mit Pranken!"

„Und nun?"

„Als er aus der Kirche kam, stand alles Volk in langen Reihen und schaute ihn an. Er ging auf einen armen Mann zu und reichte ihm ein Geldstück; der Arme streckte die Hand aus, schlug das Geld weg und rief: Ich will nichts von Dir! Und Alle schrien: Wir wollen nichts mehr von Dir! Mach' Dich hinaus aus dem Land! Sonnenkamp war davon gegangen, das Geldstück liegt noch vor der Kirche und Niemand will es aufheben."

„Warst Du denn auch in der Kirche?"

„Nein, Manna und Roland haben es mir erzählt; drunten im Garten sitzen sie und weinen. Ich bin zu Dir geeilt, Du allein kannst uns helfen. Tröste sie, richte sie auf."

„Ich kann nicht mehr," sagte die Mutter, „ich bin zu schwach und fürchte, ich werde krank."

Erich rief die Tante, daß sie bei der Mutter bleibe, und kehrte zu Roland und Manna zurück.

Schon am Nachmittag mußte der Doctor gerufen werden. Die Professorin war krank.

Die Verwirrung und Erschütterung hatten die Einen in Jugendkraft, die Anderen in Trotz oder in Gleichgültigkeit zu überwinden begonnen; die Professorin allein fühlte ständig einen Seelenschmerz, Tag und Nacht.

Erich war es schon vor Tagen aufgefallen, aber er erklärte es durch die Erschütterung, daß seine Mutter, als er Hand in Hand mit Manna vor sie trat, das wol innig und gut, aber so stumpf und gedrückt aufgenommen.

Die Mutter war gewohnt, keines Andern Hülfe zu beanspruchen, sie hatte immer die Kraft, Anderen zu leisten, und in diesem Leisten für Andere fand sie selbst sich immer wieder gestärkt. Seit dem Tage, als Fräulein Milch ihr die Eröffnung gemacht, war das anders; nur wie mechanisch vollführte sie ihre ehedem so frei belebte Thätigkeit.

Von jenem Tage an hatte sie sich vorgesetzt, jeden Luxus, den der prunksüchtige Mann auch gern auf sie ausdehnte, abzulehnen; von jenem Tage an war ihr die Wohnlichkeit genommen, sie sah sich in der Fremde. Stündlich war sie gerüstet, und Alles, was sie besaß und so ruhig um sich her aufgestellt, erschien ihr

bereit, eingepackt zu werden und sich mit ihr an einen anderen Ort versetzen zu lassen.

Nie in ihrem Leben hatte sie sich mit Reue gequält, sie hatte nichts gethan, das sie wie einen Vorwurf, wie ein zu Tilgendes abwenden und auslöschen mußte; jetzt konnte sie eine beständige Reue nicht los werden.

Warum hat sie sich so unüberlegt an eine räthselhafte, in sich zerfallene Familie angeschlossen?

Freude und Schmerz trafen sie wie ein in Fieberphantasien Versunkenes.

Mitten in dieser Wirrniß, wo ihr alles vergangene Leben wie ein Traum erschienen, war plötzlich die Nachricht der verwittweten Fürstin gekommen, die ihr ein Asyl anbot und jetzt in ihrer Verlassenheit sich ihrer erinnerte. Sie empfand die Güte, die darin lag, und doch schmerzte sie es fast; sie hatte sich in das abhängige Leben hier gefunden, sie hatte den Widerspruch beschwichtigt, daß sie Gutes thun sollte von dem, was aus dem Bösen stammte; nun kam auf einmal das vergangene Leben wieder herauf, und statt der Empfindung, daß sie sich freuen sollte, wie dort am Hofe die Menschen besser waren, als sie sich vordem gezeigt hatten, und wie doch noch so viel Reinheit sich finde, verwandelte sich Alles in ihr zu Schmerz und Bitterkeit. Sie hatte das Anerbieten der verwittweten Fürstin abgelehnt und doch kam es ihr jetzt oft vor, als ob das Rettung gewesen wäre. Am meisten quälte sie, daß sie deutlich sah, wie sich Alles in ihr verkehrte und sie das doch nicht ändern konnte.

Daß Erich und Manna einander so innig liebten, hörte und sah sie mit einer fast erzwungenen Theilnahme.

So lebte sie wie sich selbst entfremdet; sie hoffte, Alles in sich selbst überwinden zu können. Jetzt, da die Hülfsbedürftigen die Gaben aus ihrer Hand ablehnten, jetzt brach hervor, was sie so lange in sich verschlossen hatte: eine namenlose Trauer. Es erschien ihr unfaßlich, daß ihr Kind in diese Familie eingewachsen sein sollte.

Der Doctor hatte die Mutter fieberisch aufgeregt gefunden; er gab ihr beruhigende Mittel. Die Mutter klagte, daß sie nie gewußt, wie zerfallen die Menschen in sich selbst und mit Anderen sein könnten; lächelnd erwiderte ihr der Doctor, daß nicht alle Menschen einen so feinen inneren Haushalt besitzen wie sie, und auf

Sonnenkamp hinweisend, sagte er, daß es ein Klima des Geistes gebe, das uns ganz fremde Organisationen erzeuge, die aber nicht minder ihre Naturbedingung hätten, wie unsere alltäglich gewohnten.

Erich, Manna und Roland umgaben die Professorin mit beständiger Sorgfalt, und in diesem Sorgen für ein Anderes lag eine große Befreiung.

Fräulein Milch duldete es nicht, daß Manna sich ganz der Professorin widmete, sie war die beste Pflegerin.

Der Major ging wie verwaist umher. Von allen Menschen vielleicht, die Kinder nicht ausgenommen, war er am schwersten betroffen von der Kunde über das vergangene Leben Sonnenkamps.

„Die Welt hat Recht, heißt das, Fräulein Milch hat Recht," sagte er immer, „sie hat mir beständig gesagt, ich sei kein Menschenkenner."

Er fand indeß eine gute Zuflucht, er ging auf einige Tage zu Weidmann nach Mattenheim.

Fünfzehntes Capitel.

Eine Woche war vorüber; die Professorin hatte sich wieder erholt, sie war nur noch matt und ruhebedürftig.

Es war am Sonntag Abend, da strömte ein Menschengewühl auf der weißen Straße, stromab, stromauf und zwischen den Weinbergen hin und her; Alles schien nur Ein Ziel zu haben.

In seinen Mantel gehüllt saß Sonnenkamp auf dem flachen Dache seines Hauses und schaute ringsum in die Landschaft. Soll er sich von hier vertreiben lassen?

Nein, Trotz bieten der Welt; vor dem Muthe beugt sie sich ...

Es wurde Nacht; da tönte ein Geheul, ein Gejohle, ein Pfeifen, Rasseln und Klirren, wie wenn die Hölle losgelassen wäre. Sonnenkamp richtete sich auf. Bei Fackelschein sah er wunderliche Gestalten mit schwarzen Gesichtern. Was ist das? Ist das Einbildung? Kamen sie heran, die Geschöpfe mit Menschengestalt, aus der fernen Welt?

„Hinaus aus dem Land muß er!" rief es von unten.

„Zu seinen Schwarzen soll er!"

„Wir wollen ihn holen und schwarz anstreichen!"

„Und auf seinen Gaul binden, durchs Land führen und rufen: Das ist er!"

Wieder Pfeifen, Johlen, Schmettern, Rasseln und schrilles mißtönendes Aneinanderschlagen von Töpfen und Kesseln ... es war ein Höllenlärm.

Vor der Erinnerung Sonnenkamps stieg das Bild auf, wie ein Mann, angeschuldigt, die Sklaven lesen gelehrt zu haben, nackt, getheert, mit Federn beklebt, durch die Straßen getragen und mit faulen Aepfeln und Kohlstrunken beworfen wurde.

Jetzt knallte ein Schuß; die Stimme Prancken's tönte: „Auf meine Verantwortung, schießt die Hunde nieder!"

Es knallte noch ein Schuß, dann rollte und raste es, das Thor krachte und herein drang eine wilde Rotte, Alle mit schwarzen Gesichtern, und Geschrei wurde laut:

„Wo ist er?"

„Gebt ihn heraus, oder wir zerschlagen Alles!"

Sonnenkamp eilte vom Dache herab durch das Haus; er stand auf dem offenen Balcon; da hörte er die Stimme Erichs, der mit gewaltigem Ruf die Menge ermahnte.

„Seid Ihr Menschen? Seid Ihr Deutsche? Wer hat Euch zu Richtern gemacht? Sprecht! Ich will Euch antworten. Ihr bringt Euch selbst ins Elend. Ihr habt Eure Gesichter geschwärzt, aber Ihr werdet doch erkannt. Morgen kommt der eingesetzte Richter, wir sind in geordnetem Staate und Ihr verfallt Alle der Strafe."

„Dem Hauptmann geschieht nichts!" rief eine Stimme aus der Menge.

Erich fuhr fort:

„Ist Einer unter Euch, der sagen kann, was Ihr wollt, der trete vor."

Ein Mann mit geschwärztem Antlitz, den Erich nicht sofort erkannte, trat vor und sagte:

„Herr Hauptmann, ich bin's, der Krischer; lassen Sie mich reden. Der junge Wein ist mit unter den Leuten da drunten. Ich bin katzennüchtern," setzte er mit lallender Zunge hinzu.

„Was wollen denn die Menschen?"

„Sie wollen, daß Herr Sonnenkamp, oder wie er heißt, unsere Gegend verlasse und wieder dahin gehe, von wo er gekommen ist."

„Hinaus soll er!"

„Und meine Wiese soll er mir wiedergeben!"

„Und mir meinen Weinberg!"

„Und mir mein Haus!"

So rief es da und dort aus dem Haufen.

Der Krischer stellte sich schnell zu Erich auf die Freitreppe und rief den Versammelten zu:

„Wenn Ihr so wahnsinnige Sachen ruft und so dumm durch einander, so bin ich der Erste, der einen Eindringenden erwürgt."

„Fort soll er!"

„Hinaus! Hinaus!" riefen Alle.

Eben als dies gerufen wurde, trat Sonnenkamp auf die Freitreppe. Geheul, Geschrei, Beckenschlagen ging von Neuem los; Steine flogen durch die großen Scheiben, daß sie klirrten.

Der Krischer eilte die Treppe hinan, stellte sich vor Sonnenkamp und sagte:

„Seien Sie ruhig, ich decke Sie."

Dann schrie er mit heiserer Stimme:

„Wenn noch ein Wort gerufen wird, wenn nicht ein Jeder seinen Nachbar hält, daß er keinen Arm rühren kann, dann bin ich der Erste, der unter Euch schießt, treffe es dann Schuldige oder Unschuldige."

„Ihr Männer, was habe ich Euch denn gethan?" rief Sonnenkamp.

„Menschenfresser!"

„Menschenverkäufer!"

„Menschenhändler!" schrie es aus der Versammlung. „Hinaus sollst Du!"

„Hinaus! Hinaus!"

„Herr Sonnenkamp und Herr Hauptmann," sagte der Krischer hastig zu den Beiden, „ich habe mich der wilden Rotte nur angeschlossen, weil sie nicht mehr zurückzuhalten war; aber ich krieg' sie am Halfter, überlassen Sie nur Alles mir und wir machen eine Fastnachtsposse aus der ganzen Geschichte. Reden Sie zuerst, Herr Hauptmann, ich bitte, Herr Sonnenkamp, reden Sie nicht."

„Ihr Männer," begann Erich, „hat nicht Jedes von Euch etwas gethan, das ..."

„Wir haben keinen Menschen verkauft! ... Menschenfresser!" rief es von unten.

Erich kam nicht weiter zu Wort. In diesem Augenblick erschien Manna; sie hielt einen Armleuchter mit zwei brennenden Lichtern in der Hand. Ein Ausruf des Erstaunens ging durch die Rotte, Alles war eine Secunde still, denn Aller Blicke waren auf das Mädchen gerichtet, das dastand, blassen Antlitzes, funkelnden Auges.

Roland stellte sich neben Erich und mit einer Stimme, die weithin tönte, rief er:

„Kommt her, wir sind wehrlos!"

„Den Kindern soll nichts geschehen!"

„Aber der Menschenverkäufer muß fort!"

„Ja, fort muß er!"

„Hinaus!"

Und wieder schien der Tumult zu wachsen; die Gruppe drunten wogte hin und her und Einer schien den Andern anzustoßen, vorwärts zu gehen; selbst die auf der Freitreppe standen, wichen zurück.

Die Professorin erschien unter der Thüre über der Freitreppe. Die Lärmenden im Hof verstummten und schauten staunend auf, die auf der Freitreppe Versammelten wendeten sich um und sahen die Professorin. Sie schritt ruhig vor bis an das Geländer. Kein Laut wurde vernehmbar. Und sie sprach; ihre Stimme wurde weithin gehört:

„Verderbt Euch nicht selbst; haltet ein, damit Ihr nicht morgen weinet über heute."

Ihre Stimme wurde mächtiger, und sie rief:

„Besiegt Euch selbst!"

Sie legte die Hand auf die Schulter Sonnenkamps und mit gewaltiger Stimme rief sie:

„Dieser Mann hier, der Euch Gutes gethan, wird ein so Großes thun, daß Ihr Alle versöhnt seid; ich verspreche es Euch. Glaubt Ihr mir?"

„Ja, der Professorin glauben wir!"

„Die Professorin soll leben ... hoch! hoch!"

„Kommt fort, heim ... es ist genug!"

Ein Mann, der eine Trommel bei sich hatte, fing an, einen Marsch zu trommeln, und eben als die wilde Rotte zum Fortgehen sich anschickte, kam etwas daher gerasselt; Helme blinkten, es war die Feuerwehr, und plötzlich zischte ein Wasserstrahl über Alle herab. Auch von der andern Seite kam ein Regen, denn

Joseph war zum Obergärtner geeilt und die Berieselung des Gartens wurde nun auch benutzt. Hoch spritzten von beiden Seiten die Ströme, und grölend, lachend und fluchend zogen Alle davon.

„Mutter, Du da? Du von Deinem Krankenlager?" sagte Erich.

„Ich bin nicht mehr krank."

„Sie federn ihn! Sie federn ihn!" rief Frau Ceres plötzlich aus dem Fenster.

Manna eilte zu ihr und beruhigte sie.

Auf der Freitreppe that Sonnenkamp seinen Mantel ab und legte ihn über die Professorin; man führte die alte Frau nach dem großen Saal; dort setzte sie sich nieder, ihre Augen glänzten wundersam und Alle bemühten sich in Sorgfalt um sie.

Roland kniete vor ihr nieder, faßte ihre Hände und weinte schwere Thränen darauf.

„Jetzt nur Ruhe," sagte die Professorin, „ich bitte Euch. Ich bin ruhig, regt mich nicht weiter auf ... Herr Sonnenkamp, geben Sie mir Ihre Hand. Sie müssen etwas thun, um die empörten Gemüther zu beschwichtigen. Ich weiß noch nicht, was."

„Ich werde etwas thun. Ich werde ein Gericht aufrichten, wie hier zu Lande noch keines war. Sie selber, verehrte Frau, sollen mitwirken."

Erst spät gingen die in der Villa Versammelten auseinander. Sonnenkamp that es nicht anders, die Professorin mußte auf der Villa sich zur Ruhe begeben, und Erich saß am Bett seiner Mutter, bis sie einschlief.

Draußen aber am Rhein standen viele Menschen und wuschen sich die schwarzen Gesichter wieder ab, und der Rausch vom jungen Wein verflog. Eine schwarze Welle zog in der Nacht an der Villa vorüber, den Strom hinab ins Meer ...

Wenn nur auch die schwarze That so abzuwischen wäre!

Dreizehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Gärtner harkten den Boden der Fußwege auf, banden niedergetretene Sträucher in die Höhe, entfernten die geknickten ganz; selbst die Stallknechte halfen heute im Garten arbeiten, und im Hause waren die Glaser beschäftigt, neue Spiegelscheiben einzuziehen. Wenn die Herrschaft erwacht, soll möglichst wenig von dem nächtlichen Tumult bemerkt werden.

Seit der Rückkehr aus der Residenz empfand Prancken eine Aufreizung, die sich immer mehr gegen Erich kehrte. Schon bei der Ankunft des Fürsten Valerian war er tief empört, daß sich Alles sofort nach dem Zimmer Erichs zog, wie wenn Erich der Mittelpunkt des Hauses wäre. Das darf nicht so bleiben, sagte er sich; der Lehrer muß wissen, wer er ist. Nun hatte sich aber durch den Tumult diese Lehrersfamilie wieder neu in Ansehen gesetzt; die erbärmliche Canaille hatte sich ja von einem alten Weibe beschwichtigen lassen.

Prancken war ingrimmig durch den Park gegangen; er hoffte Manna zu begegnen; er wollte Entscheidung. Manna kam nicht. Er sah Fräulein Perini, sie war allein, er begrüßte sie; sie sprachen von dem Tumult. Fräulein Perini sagte nun, sie sei zum ersten Mal irre an der Art, wie sich Baron Prancken verhalte, sie begriffe nicht, warum er noch zögere und sich hinhalten lasse; Manna werde von diesen Dournay's umgarnt und er müsse sie befreien. Sie lobte ihn indeß, daß er unerschütterlich zu

Sonnenkamp halte, er solle seine Macht benützen, um diesen jetzt dazu zu bringen, daß er all das Besitzthum aus der Hand gebe.

Es war ein schelmischer Blick, wie sie Prancken betrachtete, und sie fragte ihn nun geradezu, ob er sich verbindlich mache, wenn er in den Besitz Manna's und all ihres Gutes käme, die Villa zum Kloster zu weihen. Prancken zuckte die Achseln. Sie stachelte und reizte Prancken, denn sie sah, daß er sie nur noch gering achtete, und sie wollte auch ihn verderben. Er sollte ihr das Versprechen geben, daß, wenn die Sache unwiderleglich sei, er diesen Herrn Dournay fordere und niederschieße.

Fräulein Perini hatte einen sichern und festern Plan, den sie nach den veränderten Umständen in aller Stille ausgearbeitet.

Herr von Prancken war doch der Mann nicht, den sie und ihre Genossenschaft sich wünschen mußte, und dabei erschien es unzweifelhaft, daß Manna sich Erich zuneigte. Fräulein Perini war nicht so täppisch, das durch Einreden verhindern zu wollen, sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß sie dadurch vielleicht eher die Neigung förderte. Manna sollte nur in Sünde verfallen, sollte abtrünnig werden, dann kommt es viel besser. Prancken schießt diesen Dournay nieder oder dieser Dournay erschießt Prancken; Beides gleich gut, denn in jedem Falle ist Manna dann verlassen, ihre einzige Zufluchtsstätte das Kloster und zuletzt ist Alles gewonnen.

Fräulein Perini heuchelte große Freundlichkeit gegen Prancken, während sie ihn innerlich verhöhnte. Dieser sah betroffen drein. Und wieder tauchte eine alte Erinnerung auf; damals, als er mit Erich nach Wolfsgarten gefahren, damals hatte er das voraus gesehen. Sollte es wirklich eintreffen müssen? Er wich aus, er lehnte ab, ja er sagte, daß er dann ja gewiß Manna verloren habe. Fiele er selbst, so wäre es natürlich vorbei, tödtete er Erich, so würde Manna nie die Frau des Mannes werden, der einen andern um ihretwillen getödtet.

Fräulein Perini sah zur Erde, sie mußte ihr schelmisches Lächeln verbergen. Das war es ja, was sie wollte.

Die Beiden hatten so lange gesprochen, daß die Kirche zu Ende war und der Pfarrer aus der Kirche kam. Fräulein Perini ging mit ihm, Prancken kehrte nach der Villa zurück. Er begegnete dem Doctor und Erich, die in eifrigem Gespräche mit einander wanderten.

Der Doctor war nach seiner alten Weise wohlgemuth, er setzte Erich auseinander, daß der frische Most, der so fröhlich eingeht und so vortrefflich mundet, nach der Behauptung der alten Leute eine wahre Cur sei, die den ganzen Körper neu aufbaue, und so trinken denn die Leute in Lust und Bedacht auf Gesundheit zugleich, und die Krisis, die der Rausch des jungen Weines verursacht, sei in der That gut. So sei es jetzt auch mit diesem Tumulte; er habe gut gethan nach vielen Seiten hin. Der Zorn der Menschen in der Umgegend sei über die Linie hinaus gegangen und habe nun allen Rechtsboden verloren. Von dieser Seite sei nichts mehr zu fürchten.

Bald begegneten sie auch einer Gruppe von Männern; es waren Abgesandte aus verschiedenen Gemeinden, die Herrn Sonnenkamp versichern wollten, daß sie zu jedem Schutze für ihn bereit seien, er möge nur keine Klage über das Vorgefallene bei Gericht anhängig machen.

Der Doctor bat die Männer, wieder umzukehren, er werde vorläufig heute Herrn Sonnenkamp berichten.

Er ging mit Erich nach der Villa und sie waren nicht wenig erstaunt, die Professorin mit Manna bereits auf der Terrasse zu finden. Sehr heiter scherzte der Doctor über das Genie des Zufalls, das mehr vermöge als alle Wissenschaft; er erklärte die Professorin für vollkommen geheilt.

Er fragte, ob Gräfin Bella noch nicht da gewesen; er hörte, daß sie nur Herrn Sonnenkamp gesprochen und Niemand anders auf der Villa.

„Ich müßte mich sehr irren," erklärte der Doctor, „wenn nicht Gräfin Bella von nun an eine besondere Sympathie für den kühnen Herrn Sonnenkamp hätte; das entspricht ganz ihrem der Welt trotzenden und dem Bizarren sich zudrängenden Wesen."

Die Professorin, die doch von Bella tief gekränkt war, suchte die Meinung des Arztes über Bella zu berichtigen.

Erich schwieg, er staunte nur über die Beharrlichkeit, mit welcher der Arzt das eigenthümliche Naturell der Gräfin verfolgte und ausdeutete.

Der Doctor ließ Sonnenkamp fragen, ob er ihn sprechen wolle. Sonnenkamp ließ erwidern, er möge zuerst Frau Ceres besuchen.

„Wie sehe ich aus?" hatte Sonnenkamp am Morgen sofort

beim Erwachen, noch ehe er sich erhob, den Kammerdiener Joseph gefragt. „Wie sehe ich aus?“ hatte er wiederholt.

„Wie immer, Herr.“

Sonnenkamp ließ sich einen Handspiegel reichen, gab ihn zurück, legte sich wieder in die Kissen und schloß die Augen. Er verließ lange sein Zimmer nicht. Er hatte Joseph gesagt, daß er allein bleiben wolle. Draußen hörte er, wie die Wege geharkt wurden, wie Männer hin und her gingen; er wollte warten, bis die Spuren der Verwüstung draußen möglichst beseitigt waren.

Und die Hand auf den Kopf seines Jagdhundes legend, dachte er: zwei Popanze sind unsere ärgsten Feinde auf der Welt: die Furcht vor der That und die Reue nach der That. Mit diesen Quacksalbereien vergeudet man sein Dasein. Wer keine Zukunft fürchtet und keine Vergangenheit bereut, der allein ist frei.

Ich will frei sein! rief er sich zu. In mir bin ich es, aber wo läßt man mich frei sein? Ich muß wieder nach Amerika zurück. Nein, nach Italien, nach Paris, in neue Umgebungen. Aber die Kinder, die Kinder! Die sind mit Gedanken erfüllt, die sie heimatlos und elternlos machen. Das Beste ist doch, Du bleibst, verachtest die Menschen, deren Haß sich allmälig abstumpfen wird, und vielleicht gibt es auch etwas, um die Gemüther zu beschwichtigen, das wie Reue aussehen wird. Hat die Professorin gestern oder hast Du selbst von einem Ehrengericht gesprochen? Ja, das ist's! Wohlan, Welt, ich bin wieder ich selbst und weiter nichts...

Ueber Alles hinüber, was nun geschehen, erhob sich wieder in ihm die Erbitterung gegen Crutius.

Wie reibt der sich dort im Redactionszimmer, wo das kleine Gasflämmchen brennt, nun die Hände! Wie wird er sich freuen, daß die Signalrakete so alles Volk aufrief, wie wird der Tumult in den Zeitungen stehen ...

Er klingelte und ließ Erich kommen; er erinnerte ihn, wie er damals die Dankbarkeit des Volkes und seine edle Art öffentlich verkündet, jetzt — er lachte über das Wort — solle er auch die Unart gehörig darstellen und jedem andern Bericht zuvorkommen und natürlich die ganze Sache als einen Uebermuth des brausenden neuen Weines bezeichnen; am Schlusse aber solle er hinzufügen, daß Herr Sonnenkamp — denn das war sein rechtmäßiger Name von Mutterseite her — etwas thun werde, was die öffentliche Meinung berichtigen und zufrieden stellen werde.

Erich wünschte zu wissen, was denn geschehen werde.

Sonnenkamp ersuchte ihn, nun die Sache ruhen zu lassen.

Wozu das?

Man stellt der öffentlichen Meinung etwas in Aussicht; es ist aber nicht nöthig, daß es in der That geschehe; die Menschen vergessen ja, was ihnen versprochen wird.

Als Erich eben davon gegangen war, kam der Hundewärter und rief:

„O Herr, sie ist vergiftet!“

„Wer ist vergiftet?“

„Das gute Thier, die Mara; in der Nacht, wie der Lärm da gewesen, haben ihr die schändlichen Menschen etwas gegeben, wahrscheinlich einen in Schmalz gebratenen Schwamm; sie wird jetzt sterben.“

„Wo liegt sie?“

„Vor der Hundehütte.“

Sonnenkamp ging mit dem Wärter nach der Umzäunung, wo die Hunde waren; dort lag Mara, neben ihr die gelöste Kette.

„Mara!“ rief Sonnenkamp.

Der Hund wedelte noch einmal, versuchte den Kopf zu heben, dann ließ er den Kopf sinken und verendete.

Es war ein kläglicher Blick aus dem Auge des Thieres.

„Begrabe den Hund, ehe Roland etwas davon merkt,“ sagte Sonnenkamp.

„Wo sollen wir ihn begraben?“

„Dort bei der Esche. Zieh dem Hund aber die Haut ab, die Haut ist Geld werth.“

„Nein, Herr, das kann ich nicht. Ich hab' das Thier zu lieb gehabt, ich kann ihm die Haut nicht abziehen.“

„Gut, so grabe es mit der Haut ein.“

Er ging davon. Er wandelte lange im Garten umher und konnte sich doch nicht enthalten, endlich zu der Stelle zu gehen, wo der Hund eingescharrt wurde.

Er kehrte ins Haus zurück.

Die andern Hunde heulten, als wüßten sie, daß einer ihrer Kameraden verschieden sei.

Zweites Capitel.

Prancken, der sich treu zu Sonnenkamp hielt, war oft voll Unruhe; aber er sprach nicht aus, was mit ihm vorging.

Sonnenkamp wußte durch Lutz, daß Prancken mehrmals Briefe mit großen Siegeln bekommen hatte, einen mit dem Siegel des Hofmarschallamts, einen andern mit dem Siegel des Kriegsministeriums. Er sah Prancken fragend an, aber dieser blieb zurückhaltend, ja Sonnenkamp drängte ihn einmal geradezu, seinen Beistand nicht zu verschmähen, er sei doch in manchen Dingen klug, wenn er auch jetzt unklug gehandelt habe.

Prancken erwiderte, das seien Dinge, die er mit sich allein ausmachen müsse; er hoffe, sie zu gutem Ziele durchzuführen. Er deutete an, daß auch die Welt der kleinen Residenz aus verschiedenen Parteien bestehe; er bat aber dringend, ihm jede nähere Angabe zu erlassen.

Sonnenkamp nahm ihm das Versprechen ab, daß er sich in kein Duell einlasse, ohne ihm vorher davon Mittheilung gemacht zu haben.

Mit Widerstreben gab Prancken das Versprechen und reiste ab ....

Während Erich noch bei seiner Mutter war, kam Sonnenkamp und sagte, er habe sehr Gewichtiges mit ihnen zu besprechen.

Erich und die Mutter erbebten. Weiß Sonnenkamp bereits? Er setzte sich indeß ruhig und begann:

„Edle Frau, Sie haben mir Großes geleistet, und nun lege ich in Ihre Hand, in Ihren Geist mein Schicksal und das der Meinen."

Er machte eine Pause und fuhr dann fort:

„Schon am Sonntag, als ich nach der Kirche ging, wo der Bettler mir die Schmach anthat, hatte ich trotz meines Unglaubens den Vorsatz, einem Geistlichen zu beichten. Ich gestehe, Herr von Prancken war nicht ohne Einfluß bei diesem Vorsatze, aber er stammte doch auch aus mir. Groß ist die Einrichtung der Beichte: Vergehen, die kein weltlicher Richter sühnen kann, löst und tilgt ein mit der Weihe begnadeter, empfindender, erwägender Mann, der den Beichtenden nicht kennt, nicht sieht und doch den zitternden Hauch seines Bekenntnisses vernimmt, ihm fern ist und doch so nahe."

Die Mutter sah zu Boden.

Der Mann solcher Thaten vermag so zu sprechen!

Sonnenkamp empfand, was die Frau von ihm dachte, und er rief:

„Sie, edle Frau, Sie hinderten meinen Vorsatz.“

„Ich?“

„Ja, Sie, denn ich dachte mir es besser: In Ihr offnes Antlitz wollte ich Alles sprechen und Sie hatten die Macht zu lösen und zu tilgen . . . aber, Sie haben sie auch nicht.“

Die Professorin athmete freier auf.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Da haben Sie das Wort hingeworfen . . . da fand ich, was zu thun ist. In der neuen Welt, draußen in den Ansiedlungen, beruft man ein Schwurgericht von Nachbarn. Ich will nun ein Ehrengericht von freien Männern berufen, ihnen offen gegenüber stehen, sie sollen mich frei richten, ich will Schwurgericht und Beichte verbinden. Ich bin der europäischen Welt eine Sühne schuldig. Verstehen Sie, was ich meine?“

„Sie wollen einer Versammlung von freien Männern den Wahrspruch anheim geben?“

„Das ist's. Ich sehe, Sie begreifen mich vollkommen,“ sagte Sonnenkamp mit Ruhe, „und nun rathen Sie. Wen schlagen Sie vor zu diesem, wenn Sie es so nennen wollen, sittlichen Sühnegericht? Im Voraus muß ich Herrn von Prancken ablehnen, er ist mein Sohn und kann nicht mein Richter sein.“

„Ich wüßte Niemand sofort und — ich bin noch zu schwach, dieses Besinnen, dieses Suchen und im Gedanken in der Welt Umhergehen thut mir körperlich weh.“

„So beruhigen Sie sich. Herr Dournay, Sie haben Alles gehört, Sie haben doch?“ wiederholte er, da er den zerstreuten Blick Erichs sah.

„Wohl, wohl . . . Alles.“

„Und nun, wen würden Sie vorschlagen?“

„Zunächst Herrn Weidmann.“

„Weidmann? Er ist der Oheim meines ärgsten Feindes.“

„Aber er wird deshalb doch gerecht sein.“

„Er ist nicht ohne Urheberschaft an dem Zeitungsartikel des Herrn Crutius.“

„Davon ist er vollkommen frei, er hat den Fürsten Valerian

ausdrücklich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er das Verfahren des Herrn Crutius mißbillige."

„Und wäre Herr Weidmann auch Ihr Feind," fügte die Professorin ein, „so müssen Sie gerade auch suchen, Ihre Feinde zu ..."

Die Professorin suchte nach einem Worte, aber Sonnenkamp fiel ein:

„Sie sollen Recht haben, Sie sollen sehen, wie ernst es mir ist. Also Herr Weidmann. Und nun, wen weiter?"

„Den Grafen Wolfsgarten."

„Ohne Widerrede, angenommen. Weiter!"

„Den Landrichter."

„Auch angenommen, und den Doctor gebe ich Ihnen gleich drein; diese Herren sollen die weiteren Männer selbst wählen. Das ist wol das Beste. Jetzt aber, Herr Dournay, machen Sie sich bald auf den Weg, die Sache muß rasch bekannt ... ich meine, ins Werk gesetzt werden."

Als Sonnenkamp wegging, sahen Erich und die Mutter einander fragend an. Was will der Mann mit diesem Gericht? Sie konnten es nicht finden.

Hätte man Sonnenkamp selbst gefragt, er hätte es nicht genau sagen können. Zunächst wollte er die Menschen durch etwas Neues in Athem halten, Zeit gewinnen, die öffentliche Meinung beschäftigen, vielleicht beruhigen. Er war selbst begierig, was sie für ein Urtheil fällen. Ob er sich ihm unterwirft, das wird sich finden. Er will nur etwas thun wegen seiner Kinder, zunächst wegen Rolands; er hat ihm versprochen, daß er etwas unternehme, damals, als der schwärmerische Jüngling von ihm verlangt hatte, daß er all sein Besitzthum weggebe. Und wer weiß, ob bis zur Zeit, wenn das Ehrengericht zusammenkommt, nicht große geschichtliche Ereignisse eintreten... Er will die öffentliche Meinung gewinnen, sie muß sich beruhigen und betrügen lassen. Er war nach Europa gekommen, um sich, seiner Frau und seinen Kindern eine Ehrenstellung zu verschaffen; vielleicht ist das doch noch möglich. Er will eine Zeit lang den Reuigen spielen, warum nicht? Ist eine neue Art, während man bis jetzt Alles verhehlt hatte. Und dann sollten diese ehrbaren verhockten Menschen sehen, daß sie nicht besser sind als er; sie haben nur nicht den Muth wie er. Jetzt ist offener Krieg zwischen ihm und der Gesellschaft, er

will Rache nehmen an diesen Tugendstolzen, deren Tugend doch nur in der Schwäche besteht.

Vielfältiges bewegte sich in seiner Seele, noch ließ sich nicht ein Einzelnes festsetzen, aber der Kampf lockte ihn. Er will wieder selbst inne werden, wer er ist.

Sonnenkamp nahm wiederholt das Gutachten zur Hand, das Bella ihm übergeben hatte. War diese Aushändigung nur ein Zeichen des Zerfalles mit ihrem Manne, oder ist es noch ein Weiteres für ihn selbst? Er las in der zierlichen Schrift; manche darin enthaltene Schärfen erlustigten ihn. Also auch dieser so feine Mann kann solche Keulenschläge führen! Ohne gerade auf Sonnenkamp unmittelbar angewendet zu sein, kam das Wort „Brutalität" mehrfach in dem Gutachten vor. Der Herr Graf, dachte er vor sich hin, soll auch ein Gutachten erhalten, mit Keulenschlägen ganz anderer Art. Auch dazu sollte das sogenannte Ehrengericht dienen.

Die Frage, ob er bis zu dem Ehrengerichte sich vor der Welt verbergen oder gerade kühn herausfordernd sich zeigen solle, quälte ihn und dazwischen verdroß ihn diese weichliche Rücksichtsnahme, die man in Europa nehmen muß, sobald man einmal in die Ehrenstraße eingelenkt hat.

Er wollte Lutz nach Wolfsgarten schicken und überlegte lange, welchen Auftrag dieser zum Vorwand nehmen solle. Am besten ist es zuletzt, Lutz macht sich eine beliebige Ausrede, nur muß er sich der Gräfin zeigen, sie wird ihm dann schon einen schriftlichen oder mündlichen Auftrag geben. Er gab ihm Geld für die Kammerfrau der Gräfin, wenn dies nöthig sei.

Zuletzt aber entschloß er sich, selbst nach Wolfsgarten zu reiten. Soll er sich dem aussetzen, daß Graf Clodwig ihn nicht empfängt? Gut, um so besser, er wird dann Bella allein sprechen.

Er ritt nach Wolfsgarten, und wie er erwartet, geschah. Clodwig ließ sich entschuldigen, daß er ihn jetzt nicht sprechen könne. Er ging zu Bella, sie schien erstaunt, daß er kam; er gab ihr zunächst das Gutachten wieder zurück, sie dankte für seine Vorsorge, aber sie war seltsam befangen; sie wurde aufgeregt, da Sonnenkamp ihr den Plan mit dem Ehrengerichte darlegte.

Wohlgemuth ritt Sonnenkamp wieder nach Villa Eden zurück.

Drittes Capitel.

Manna übergab Erich einen Brief des Professor Einsiedel. Der gute Mann hatte ihr in Karlsbad gesagt, daß er im nächsten Winter nicht lese; nun hatte sie ihn gebeten, da Erich so vielfach in Anspruch genommen sei, zu Roland nach Villa Eden zu kommen; es werde Allen dort ein willkommener Halt sein. Der Professor hatte geantwortet, daß er komme.

Manna erklärte, daß sie zunächst wieder ins Kloster müsse; sie halte es für ihre Pflicht, dort vor Allem ihre Umwandlung zu bekennen, sie wollte ein so Schweres nicht verschieben, sondern sofort auf sich nehmen.

„Bedenke nur," sagte Erich, „daß Du nicht mehr berechtigt bist, Dir Kasteiungen und Martern aufzuerlegen oder auferlegen zu lassen; Du darfst meine Manna nicht quälen oder quälen lassen."

Manna sah ihn strahlenden Auges an, indem sie sagte:

„Ich will nur, daß die Seelen derer dort im Kloster durch meinen Austritt, den sie einen Abfall nennen müssen, nicht belastet sein sollen."

Sie wünschte, daß Tante Claudine sie begleite, Erich aber fand es angemessener, daß sie mit Roland reise.

Manna ging zu ihrem Vater und sagte, daß sie nach dem Kloster wolle.

Sonnenkamp erschrak, er ward aber schnell beruhigt, da Manna hinzufügte, daß sie nur dorthin reise, um auf ewig Abschied zu nehmen, denn sie sei entschlossen, nie ins Kloster zu gehen. Aus all seiner Verzerrung leuchtete eine triumphirende Heiterkeit in den Mienen Sonnenkamps.

Manna hätte gern dem Vater sofort Alles bekannt, aber sie wagte es noch nicht. . .

Der Tag war nebelig und kalt, an dem die Geschwister und Fräulein Perini stromab fuhren.

Gegen Mittag drang die Sonne durch, die Nebel zerflossen und es hellte sich auf. Das Schiff schwamm zu Thal und schoß schnell dahin auf der hellen Fluth zwischen den sonnenbeschienenen Bergen, auf denen hier und dort noch geherbstet wurde. Die Reisenden standen und wandelten auf dem Verdeck und schauten wohlgemuth ins Weite, drunten aber in der Kajüte lag Manna

mit geschlossenen Augen. Vergeblich mahnte Fräulein Perini, oben am Ausblicke und der freien Luft sich zu erfrischen; Manna bat, man möge sie allein lassen. Und so lag sie und dachte halb träumend, was Alles geschehen war mit den Ihrigen und mit ihr selbst.

Der Confessionsunterschied zwischen ihr und Erich ging ihr wieder auf. Aber was blieb ihr? Untreu zu werden den frommen Schwestern oder hier gegen Erich . . . nein, das ist nicht mehr möglich. Sie hoffte, die große Seele der Oberin solle ihr Beruhigung geben. Und so lag sie während der ganzen Reise im Halbschlaf versunken.

Roland stand beim Steuermann und ließ sich von ihm in der Lenkung des Schiffes unterrichten.

Fräulein Perini war nun doch froh, daß Manna verborgen geblieben, denn unter den Reisenden wurde hin und her gesprochen über Sonnenkamp. Die Sage ging, der Mohr des Fürsten habe Sonnenkamp mit beiden Händen in die Luft gehoben und die Treppe hinabgetragen, bis die Diener ihn befreiten und in den Wagen brachten.

Ein Agent, den Fräulein Perini kannte, sprach davon, wer wol das Landhaus kaufen werde; denn daß der Mann nicht bleibe, war entschieden.

Lutz, der sich auf der Vorkajüte niedergelassen, mußte dort hören, wie die Händler, die das Obst von dem Obergärtner Sonnenkamps gekauft und nach dem Niederrhein brachten, einander erzählten, sie möchten keinen Mund voll von dem Obst haben, das dieser Mann gezogen.

An der letzten Station vor dem Inselkloster stiegen zwei Nonnen ein. Fräulein Perini kannte die Eine derselben, es war die Französin, die immer so scheu war. Sie ging mit den Nonnen in die Kajüte, wo Manna schlief. Sie setzten sich ihr gegenüber, nahmen ihre Gebetbücher heraus und beteten für die arme Seele, die hier im Schmerzensschlummer lag.

Manna schlug die Augen auf, sie sah verwundert drein, sie wußte nicht, wo sie war. Schwester Seraphine hieß sie in französischer Sprache willkommen und sagte ihr tröstend, sie solle, was sie erleiden müsse, geduldig über sich nehmen.

Manna richtete sich auf. So war die Kunde auch schon ins Kloster gedrungen! Sie ging mit Roland und den drei Frauen nach dem Verdeck; das Inselkloster wurde sichtbar. Alles war

hell und glänzend. Manna hatte die Empfindung, als käme sie plötzlich wieder auf die Erde, und Alles sähe sie fragend an: Wo warst Du denn so lange?

Man stieg in den Kahn und fuhr nach der Insel. Wehmüthig sah Manna auf den schönen runden Sitz am Landungsplatz, das sogenannte Vogelnest, da hatte sie so oft mit Heimchen gesessen; jetzt lagen nasse welke Blätter auf der Bank.

Sie ließ sich sofort bei der Oberin melden; sie erhielt die Antwort, sie möge vorher eine Stunde in der Kirche bleiben, und dann zu ihr kommen.

Manna verstand, was das sein sollte. Wußte denn die Oberin bereits ihre Abtrünnigkeit? Sie ging nach der Kirche, an der Thüre blieb sie stehen, sie ging nicht hinein, sie scheute sich wegen des Bildes darin; sie wußte, daß sie nicht anders kann, als zu demselben aufschauen, und doch darf das nicht sein. Sie kehrte um und ging hinaus nach dem Park. Sie hörte droben die Kinder scherzen, sie hörte singen, sie wußte, wie sie alle sitzen, sie kannte jeden Raum, jede Bank. Sie kam nach der Tanne, wo sie so oft gesessen, die Bank unter der Tanne war nicht mehr da, auf dem Kniebänkchen, wo Heimchen gesessen, lagen welke Blätter. Zum Grabe Heimchens! sprach es in ihr. Sie kehrte um und ging am Kloster vorüber, es erschien ihr wie Empörung und Frevelthat, daß sie dem Befehle der Oberin nicht gehorcht. Sie kam in den Kirchhof. Auf dem Grabe Heimchens stand ein Kreuz mit der Inschrift in goldenen Buchstaben: Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Marcus 5, 39.

Wie? dachte Manna. Warum diese Worte hier? Sie sind ja in der Schrift von jenem Kinde gesagt, das auf dem Todtenbette wieder zum Leben erweckt wurde, nicht aber von einem Begrabenen.

Sie sank auf das Grab nieder und wirr gingen ihre Gedanken durcheinander; sie wußte nicht, wie lange sie hier gelegen, endlich faßte sie sich und kehrte nach dem Kloster zurück.

Sie wurde in das Ansprachzimmer eingelassen; noch mußte sie hier allein warten, die Bilder an der Wand schienen sich in die Ferne zurückzudrängen, wenn sie die Augen auf sie richtete.

Endlich kam die Oberin.

Manna eilte ihr entgegen und wollte sich ihr an den Hals werfen, aber die Oberin stand starr und wickelte die beiden Enden

des hänfenen Gürtels um den Zeigefinger der rechten und linken Hand, so daß der Strick einschnitt.

Manna sank zu ihren Füßen nieder.

„Steh auf,“ sagte die Oberin streng. „Wir dulden hier keine Leidenschaftlichkeit. Das hast Du hoffentlich noch behalten... Warst Du in der Kirche?“

„Nein,“ sagte Manna sich aufrichtend.

Lange sprach die Oberin kein Wort, sie erwartete, daß Manna den Frevel erkläre; diese aber konnte nur schwer einen Ton hervorbringen.

„Ich bin hierhergekommen,“ begann sie endlich, „damit Sie, ehrwürdige Mutter, keinen Gram über meine Undankbarkeit in der Seele hegen. Sie haben groß an mir gehandelt, Sie haben ...“

„Nichts von mir. Sprich von Dir.“

„Mein Andenken soll Ihnen keine Kränkung sein. Ich bin gekommen, um Sie zu bitten ...“

„Was zögerst Du so lange? Sprich aus, was willst Du?“

„Sie bitten, daß Sie an mein ehrliches Ringen glauben. Ich konnte nicht anders. Ich bin in die Welt zurückgekehrt, um mich zu prüfen ... ich habe die Prüfung nicht bestanden ... Ich kann nicht dem Leben entsagen ... mein Leben ist nicht mehr mein eigen ...“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf. Es ist besser, Du bist die Gattin des Herrn von Prancken.“

Manna bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Was thust Du? Was ist das?“ fragte die Oberin. „Du bist doch nicht doppelt abtrünnig? Sprich! Habe ich noch ein Recht, Dich zu fragen? Hast Du noch eine Pflicht, mir zu antworten? Was soll das?“

In Manna kämpfte es. Darf sie Erich verleugnen? Nein. Und wenn alle Qualen über sie herabgerufen werden, sie bekannte sich zu ihm.

„Erich Dournay,“ sagte sie leise.

„Wie? Habe ich recht verstanden? Ist Herr von Prancken todt?“

Treu und offen berichtete Manna Alles, was geschehen; sie stand aufrecht und ihre Stimme war fest. Als sie geendet, fragte die Oberin:

„Du bist also nicht gekommen, um Buße zu thun?“

„Nein.“

„Wozu denn?“

Manna griff sich an die Stirn und sagte:

„Habe ich denn nicht deutlich bekannt, daß ich mich nicht sündhaft fühle? Ich bin gekommen, um Ihnen Dank, innigen Dank zu sagen für das Gute, das Sie mir gethan, und damit mein Andenken Ihnen nicht ein Kummer sei. Sie selbst haben mir einst gesagt, es komme ein schwerer Kampf, den ich mit dem Leben kämpfen muß; ich habe ihn nicht bestanden, oder doch ... Ich bitte nur, bewahren Sie mir eine friedliche Heimstätte in ihrem Denken.“

„Das willst Du und jetzt noch? Ja, so sind sie, die Weltkinder! Die Selbstmörder verlangen noch ein geweihtes Grab. Du hast Dich selbst ermordet und erhältst bei uns kein Grab in heiligem Boden. Du streckst Deine Hand aus zur Versöhnung ... Deine Hand wird nicht gefaßt.“

Eine dienende Schwester trat ein und brachte die Bitte von Fräulein Perini, daß sie zur Oberin und Manna eintreten dürfe.

„Haben Sie noch etwas?“ wendete die Oberin sich an Fräulein Perini.

„Ja. Hier steht Fräulein Manna, ich erinnere sie vor Ihnen, würdige Mutter, an ein heiliges Versprechen, das mir Fräulein Manna abgenommen.“

„Ein Versprechen? ... Ihnen?“

„Ja. Sie, Fräulein Manna, haben mir das Versprechen abgenommen, daß ich Sie mit allen Strafen und Banden festhalten solle, wenn je eine Abtrünnigkeit in Ihrer Seele Platz greife. Manna! ich habe es vermieden, Sie anzurufen dort im Hause der Wirrniß. Hier muß ich es. Ich kenne Ihre Seele, die, ohne Falsch, nicht an die Fallstricke glaubt, die man ihr gestellt. Der Augenblick ist entscheidend, rufen Sie Ihre reine Seele in sich zurück. Sie sollen nicht Nonne werden, aber Sie werden es nie ertragen, daß Sie der Kirche abtrünnig werden, und das jetzt, wo Alles Sie zurückführen müßte in das Eine, das ewig feststeht. Manna, hier liege ich auf den Knieen vor Ihnen. Ich habe Sie geleitet, gelehrt, ich habe Sie im Herzen getragen — Manna! Sie tödten mich, Sie tödten sich, Sie tödten das Heiligste!“

„Ich bitte,“ sagte Manna, „bestürmen Sie mich nicht. Sie können kaum ermessen, wie weh es mir thut, auch Sie zu kränken.

Ich wollte mich der Kirche widmen, ich glaubte, dort Trost zu finden, ich kann nicht mehr. Ich sehe ein — ich spreche es nicht gern aus — das Opfer ist nicht möglich... Ich will nicht durch Heuchelei entweihen, was Ihnen heilig ist, mir heilig war. Nicht Leidenschaft, nicht Leichtfertigkeit..."

„Genug, genug!" unterbrach die Oberin. „Hast Du dem Pfarrer gebeichtet?"

„Nein."

Die Oberin hatte sich abgewendet und sprach gegen die Wand gekehrt:

„Wir zwingen, wir binden Dich nicht; wir könnten es, aber wir wollen nicht. Geh!... Geh! Ich will Dein Antlitz nicht mehr sehen. Geh! Wehe, welch eine Hölle trägst Du in Dir! Die Spur Deiner Schritte hier soll verwehen... Nein, ich will nichts weiter sagen. Geh!... Ist sie fort? Du sollst mir nicht antworten. Liebe Perini, antworten Sie mir. Ist sie fort?"

„Sie geht," antwortete Fräulein Perini.

„Wo ist meine Schwester?" hörte man plötzlich die laute Stimme Rolands.

Die Thür wurde gewaltsam aufgerissen; Roland übersah schnell, was geschehen, und rief:

„Du hast Dich genug gedemüthigt, komm mit mir!"

Er faßte Manna an der Hand und verließ mit ihr das Kloster.

Draußen sagte Roland, daß er es vor Angst nicht mehr ausgehalten; er habe gefürchtet, Manna wolle sich mißhandeln lassen und dies als Buße tragen.

„Und das darfst Du nicht, auch wenn Du es könntest, um Erichs willen nicht."

Wie leuchtete das Auge Manna's, als sie in das glühende Angesicht Rolands sah!

„Es ist vorbei," sagte sie. „Eine Welt versinkt hinter mir. Es ist vorbei."

Fräulein Perini blieb noch eine Weile bei der Oberin, dann folgte sie Manna nach. Sie saß mit ihr im Kahn; mit einem eigenthümlichen, heimlich flüsternden Ton sagte sie:

„Ich mußte das noch sagen, ich konnte nicht anders."

Manna streckte ihr die Hand entgegen und sagte:

„Sie thaten nach Ihrer Pflicht, ich zürne Ihnen nicht. Verzeihen Sie mir."

Manna wußte nicht, wie sie aus dem Kloster gekommen, erst als Roland sie umarmte, konnte sie weinen. Bei der Rückfahrt auf dem Schiff ging sie nicht mehr in die Kajüte, sie saß neben Roland und ihr großes dunkles Auge schaute weit offen in die Landschaft hinein.

Viertes Capitel.

Auf dem Wege nach Wolfsgarten begegnete Erich dem Major. Erich erklärte ihm, daß auch er zum Ehrengerichte gehören müsse. Der Major war ohne Zureden sofort bereit.

„Der arme Mann! der arme Mann!“ sagte er immer; „er war nicht offen gegen mich . . . sie war es aber auch nicht. Ich nehme es ihm nicht übel, sie war es ja auch nicht; es war das erste Mal in ihrem Leben. Sie“ — das war natürlich Fräulein Milch — „hat gewußt, daß ich es nicht ertragen könnte. Ich kann Vieles, ja, Kamerad, Sie glauben gar nicht, was ich Alles kann; aber Eines kann ich nicht; heucheln, mit einem Menschen verkehren, den ich nicht achte und liebe, das kann ich nicht. Daß der Mann Sklaven gehalten, habe ich ja gewußt und habe immer gesagt, wer mit Pudeln umgeht, kann sich der Flöhe nicht erwehren. Sollte man es wol glauben, daß der Mann so viel gutherzige Worte haben kann? Mit Ihnen, Kamerad, hat er ja gesprochen wie ein Weiser, wie ein Heiliger. Ich mit meinem dummen Verstand bringe es nicht heraus, und der Herr Weidmann hat mir auch nicht helfen können, warum die guten Kinder das Alles leiden müssen. Jetzt aber, nehmen Sie es mir ab, jetzt verstehe ich es; auf dem Wege ist mir's gekommen. Ich habe nicht viel gelernt, ich bin Tambour gewesen — ich erzähle die Geschichte schon noch einmal. . .“

„Ja, was haben Sie denn gefunden?“

„Recht so, sie erinnert mich auch immer, wenn ich durcheinander rede. Also sehen Sie, das Menschenkind wird, wie es in der Schrift heißt, in Schmerzen geboren, und der Menschengeist wird auch in Schmerzen geboren, in Noth und Elend. Das wissen wir Armen, und darum sind die Reichen und Vor=

nehmen nicht recht auf der Welt. Ich meine ... Sie wissen ja ... Nun ist unser Roland auch neu geboren, wird erst recht ein Adliger. Der Fürst kann den Namen adeln, aber nicht die Seele. Verstehen Sie? So ist's. Unser Roland ist jetzt der wahre Adlige. Böses erdulden und Gutes thun, das ist der Wappenspruch, den er jetzt bekommen hat; der Wappenspruch steht auf keinem Ritterschild, aber sehen Sie, da drin im Herzen steht er, da wird er stehen. Er soll brav sein und er wird es, und jetzt erst recht, aller Welt und dem Adel besonders zum Trotz. Jetzt wird der Wirbel geschlagen. Jetzt drauf und dran! Er ist exercirt, jetzt muß er aus sich selbst etwas machen und er wird's."

Der Major deutete auf sein Herz, und seine Hand zitterte. Der zaghafte, im Worte so ungelenke Mann brachte zwar das Alles mit großen Unterbrechungen, aber mit Kraft vor.

Als Erich sich endlich vom Major trennen wollte, hielt ihn dieser noch fest und sagte:

„Nur das Eine nehmen Sie mir noch ab. Ich bin Tambour gewesen — ich erzähle Ihnen die Geschichte schon noch einmal — ich bin Officier geworden, und die Kameraden haben nicht geahnt, wie sie mich ehren, wenn sie heimlich — sie haben geglaubt, ich höre es nicht — mich den Hauptmann Trommelschlegel, oder auch kurzweg Schlegel nannten; ja, sie haben mich mit dem Hauptmann Schlegel geehrt, denn von damals an ist es mir klar geworden, ich selber habe mir es nicht so sagen können, aber sie hat mir es deutlich gemacht, sie kann Alles. Ja, so ist's. Wen das Glück zu etwas gemacht, der ist nur halb lebend; das Ungemach, das ist der heilige Geist, der spricht zu dem Menschen: stehe auf und wandle. Verstehen Sie mich?"

„Ja," betheuerte Erich, drückte dem Alten die tapfere Hand und ritt davon gen Wolfsgarten.

Aus dem offenen Fenster schrie der Papagei, als wollte er dem ganzen Herrenhaus verkünden, welch ein seltener Gast jetzt wieder einreite, denn Erich war lange nicht hier gewesen. Er glaubte, in dem Zimmer neben dem, wo der Papagei im offenen Fenster hing, die Gestalt Bella's gesehen zu haben, aber sie zeigte sich nicht mehr.

Er trat bei Clodwig ein. Er fand ihn zum ersten Mal niedergeschlagen; er mußte auch körperlich angegriffen sein, da er nicht, wie sonst immer, aufstand und den jungen Freund in seiner so formvollen als herzlichen Weise begrüßte.

„Ich wußte, daß Sie zu mir kommen," sagte Clodwig, schwer athmend, mit milder Stimme. „Wenn es eine geistige Wirkung in die Ferne gäbe, hätten Sie und Ihre Mutter vor Allem, in diesen Tagen fühlen müssen, daß ich bei Ihnen war. Herr Sonnenkamp war hier. Ich konnte ihn nicht annehmen. Hat er Ihnen davon gesagt?"

Erich verneinte und es war ihm auffällig, daß Sonnenkamp ihn zu den Nachbarn sendete, während er selbst eine Besprechung suchte.

„Und nun bitte," fuhr Clodwig fort, „ich bin etwas angegriffen, lassen Sie uns recht ruhig sprechen. Wir sind befleckt durch den Umgang mit diesem Mann; aber wir dürfen nicht an uns, wir müssen an ihn denken. Sehen Sie" — er nahm ein Fläschchen auf — „sehen Sie, ich habe eine kindische Freude an diesem neuen chemischen Stoff; er sieht aus wie helles Wasser, und dient doch dazu, ein geschriebenes Wort ohne Radirung von einem Papier auszulöschen. Nun denke ich: sollten wir nicht auch sittlich so etwas finden können? Der Scheidepunkt der antiken und modernen Welt liegt doch darin, daß es in unserer Anschauung eine Vergebung der Sünden, oder nennen wir es eine Ausgleichung, geben muß."

Das war der Punkt, auf welchen sich Erich sofort hingewiesen sah; er legte den Plan des Sühnegerichts dar und forderte Clodwig zur Theilnahme auf.

Clodwig lehnte ab, da Herr Sonnenkamp, oder wie er heiße, ein Gericht von Pairs, Männer von gleichem Stande, oder vielmehr von gleichem Beruf haben müsse; er selber sei kein Pair des Herrn Sonnenkamp.

Er erzählte, wie er in diesen Tagen sich sehr für den Amerikaner bemüht habe, denn einige Hitzköpfe bei Hofe hätten ihn wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht stellen wollen. Dem Fürsten sei das zuwider; er habe einen eigenhändigen Brief an Clodwig geschrieben, worin er ihm dankte, daß er von der Adelserhebung abgerathen. Clodwig hatte darauf dem Fürsten erwidert, er möge jede weitere Verfolgung gegen den Mann unterlassen, den man gereizt und zu Dingen verführt hatte, die ihm nicht zustehen.

Nochmals brachte Erich seinen Wunsch vor, daß Clodwig sich bei dem Gerichte betheiligen möge.

Clodwig erwiderte:

„Ich werde nach Hof berichten, daß der Mann freiwillig ein Gericht herausfordert; es wird dort gut wirken, und Ihnen zu lieb" — seine schlaffen Mienen spannten sich, er fuhr mit der Hand über das ganze Gesicht, als müßte er den kummervollen Ausdruck daraus wegwischen — „ja, Ihnen zu lieb, weil vielleicht dadurch eine Lösung oder Klärung in Ihr Verhältniß zu diesem Hause kommen kann, möchte ich mich dem Anruf nicht entziehen."

Man hörte Schritte sich dem Zimmer nahen. Clodwig richtete sich rasch auf, und eilig die Hand Erichs fassend, sagte er leise und bestimmt:

„Gut, ich willfahre. Der Mann will ein Ehrengericht — es soll ihm werden."

Clodwig hatte das eilig, wie auf der Flucht, hervorgestoßen, denn jetzt trat Bella ein.

In ihrem Gesicht war etwas Ueberwachtes und dabei gewaltsam Aufgereiztes.

Sie begrüßte Erich mit lateinischen Worten, und es war eine seltsame Empfindung, jetzt einen Uebermuth zu vernehmen, der gar nicht mit der gegebenen Lage und vor Allem nicht mit der offenbar bedrückten Stimmung Clodwigs zu vereinbaren war.

„Sagen Sie einmal," fragte Bella, „hatten Sie eine Zeit, wo Sie einen Gewaltmenschen wie Ezzelin von Romano bewunderten? Es liegt etwas Großes in solchen Gewaltnaturen, zumal gegenüber der Topfguckerei und kleinlichen Schönthuerei . . ."

Erich verstand nicht, was das sein sollte; er konnte nicht ahnen, daß Bella, gedeckt durch die Anwesenheit eines Fremden, Pfeile schoß, die ihr Ziel nicht verfehlten.

Clodwig schloß die Augen und nickte mit dem Kopf, dann öffnete er die Augen wieder.

„Ach ja," fuhr Bella in heiterem Ton fort, „gut, daß ich daran denke; ich wollte Ihnen eine Frage vorlegen. Sagen Sie mir: was würde Cicero, was würde Sokrates sagen, wenn er den Kain von Lord Byron läse?"

Erich sah verwirrt drein. Diese Frage war so über alle Maßen bizarr, daß er nicht wußte, war das Hohn oder Wahnwitz; aber Bella fuhr fort;

„Hat Roland schon Byrons Kain gelesen?"

„Ich glaube nicht."

„Geben Sie ihm jetzt das Buch. Das müßte wirken. Er ist

auch ein Sohn, der das Recht hat, sich dagegen zu empören, daß sein Vater sich aus Eden vertreiben ließ. Wie das stimmt! Sind wir nicht eigentlich Alle Kinder Kains? Abel war ja kinderlos, folglich stammen wir Alle von Kain. Ein großartiger Stammbaum!... Und noch Eins, Herr Doctor. Haben die Gelehrten nie herausgebracht, welche Form und Farbe das Zeichen hatte, das Gott der Vater dem Majoratsherrn Kain auf die Stirne schrieb?"

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Erich.

„Ich verstehe mich auch nicht," lachte Bella.

Es war ein unheimliches Lachen.

Dann fuhr sie fort:

„Ich habe, allerdings mit Hülfe einer Uebersetzung, Cicero über Freundschaft zu lesen begonnen; ich kam nicht weit, ich habe Byrons Kain vorgenommen; das ist doch das Schönste, was die moderne Welt hat."

Noch immer fand Erich kein Wort der Erwiderung; er sah in das Antlitz Bella's, in das Clodwigs. Was geht hier vor? Und wieder begann Bella:

„Nicht wahr, die Sklavinnen, die die Römerinnen bedienten, mußten Pausbacken machen, wenn eine edle Matrone ihnen einen Schlag ins Gesicht geben wollte? Die Römerinnen waren keine sentimentalen Pensionspflänzchen, wie heute unsere Männer und Frauen. Wie geht es Fräulein Sonnenkamp?"

„Sie ist nach dem Kloster gereist," antwortete Erich mit gesenktem Blick.

Es ward ihm schwül, da er Bella auf die Frage nach Manna antworten mußte.

„Ich finde das sehr praktisch," setzte Bella wieder fort, „ich hatte eine andere Vermuthung, habe mich also geirrt. Ja, solch ein Kloster ist ein Schirmdach; das empfindsame Kind wird dort am besten ruhen, bis der Sturm vorüber. Was wird nun Roland anfangen? Was werden Sie beginnen und Ihre Frau Mutter?" fragte Bella so äußerlich, so fremd, so gesprächsam, daß Erich mit einer gewissen Art von Munterkeit erwidern konnte:

„Einstweilen behelfen wir uns mit der großen That, die so allgemein ist."

„Mit einer großen That?"

„Ja; wir thun einstweilen nichts."

Während des Sprechens mit Bella waren die Gedanken Erichs bei Manna im Kloster. Manna stand in dieser Stunde auch Menschen gegenüber, die ihr ehedem nahe befreundet gewesen; wie stellten sie sich nun als Feinde und Widersacher? Gewiß nehmen sie nicht den kalten, gleichgültigen Ton an wie Bella. Es war ihm, als müsse er schützend seine Hand ausbreiten über Manna, die jetzt niederschmetternde Worte hören, vielleicht gar eine Buße sich auferlegen mußte.

So nahm er in Verwirrung Abschied, indem er sagte, daß er zu Weidmann reiten wolle.

Wieder ritt er durch den Wald, durch den er damals zuerst auf dem Pferde Clodwigs nach Villa Eden geritten war. Wie ganz anders war das heute! Und auf Wolfsgarten — fühlte er — ging etwas vor, das er sich nicht enträthseln konnte. Wie waren ihm damals Bella und Clodwig glückselig erschienen, und was waren sie nun? Dieses bizarre Hin- und Herwenden Bella's, dieses Durcheinanderschütteln des Verschiedensten — sie muß Stunden verbringen, in denen sie ruhelos in Allem herumzerrt, und Clodwig ist dabei von einer Schwermuth und Bedrücktheit, die ihm seine freie Seelenkraft zu entziehen scheint.

Fünftes Capitel.

Es war bereits Nacht, als Erich auf Mattenheim anlangte. Die Familie Weidmann hatte, wie sie es nannte, ihre Winterresidenz bezogen, schöne helle Räume im obern Stock des Hauses, mit gewählten Bildern an den Wänden und mit geschmackvollen Kaminen, in denen offene Feuer brannten.

Frau Weidmann saß mit ihrer Schwiegertochter hinter dem Tisch bei der Lampe, während ihr Sohn vorlas; Herr Weidmann war in seiner Arbeitsstube.

Erich ging zu ihm; er fand ihn unter Kolben und Retorten in seinem chemischen Laboratorium.

„Ich kann Ihnen keine Hand geben,“ rief ihm Weidmann mit heiterem Ton zu. „Wir suchen eine neue Entdeckung auszubeuten. Man hat gefunden, daß sich aus den ausgepreßten

Trauben, aus den Trestern, eine Buchdruckerschwärze bereiten läßt. Die Sache scheint gut, und unser Freund Knopf macht wahrscheinlich bereits ein Gedicht auf diesen Artikel; er will, daß künftig alle lyrischen Gedichte, vornehmlich aber die Trinklieder, nur mit der so bereiteten Schwärze gedruckt werden dürfen. Sehen Sie, hier kocht der neue Stoff. Aber es ist besser, Sie warten im Nebenzimmer; Sie finden dort Zeitungen, die Sie sehr interessiren werden. Ich komme bald."

Erich ging nach dem Zimmer. Auf dem Tische lagen amerikanische Zeitungen.

Auf jedem Blatte zeigten sich die gewaltigen, hocherregten Werbungen und Kämpfe zwischen den Republikanern und Demokraten; den letzten Namen hatten diejenigen angenommen, die das Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten in die äußersten Folgerungen treiben wollten, vor denen die Staatseinheit nicht mehr bestehen konnte; das eigentliche Ziel war zunächst die Erhaltung der Sklaverei. Auf Seite der Republikaner dagegen vereinigte sich Alles auf den Geist und den Namen Abraham Lincolns. Während der Tage, die man jetzt lebte, entschied sich die große Sache in der neuen Welt.

Wie wartet nun Sonnenkamp auf die Entscheidung dieses Kampfes, dachte Erich vor sich hin.

Weidmann trat ein. Als Erich den Plan des Ehrengerichts darlegte, erklärte sich Weidmann sofort bereit; er sehe zwar kein eigentlich festes Ergebniß voraus, aber es könnte sich doch finden, jedenfalls würde man nähere Einsicht gewinnen und vielleicht die Stellung der Kinder bestimmen.

Kaum hatten Erich und Weidmann in Ruhe zu überlegen begonnen, als auch der Doctor erschien. Er war bei einem Kranken in der Nähe gewesen.

Als er von dem Ehrengerichte hörte und daß man seine Theilnahme voraussetze, rief er:

„Glaubt Ihr in der That, daß er sich unserm Urtheilsspruch fügen wird? Er will nur andere Menschen compromittiren. Er spielt mit Euch Allen und Sie, lieber Dournay, haben sich genug für diesen Mann eingesetzt; ich rathe Ihnen, lassen Sie es dabei bewenden. Sie wollen einen Mohren — nein, Sie wollen einen Mohrenhändler sich weiß waschen lassen."

Der Doctor hatte sein weinfröhliches Lachen, als er dies

ausrief, und wenn man ihn lachen hörte, konnte man sich nicht erwehren, auch mit zu lachen.

„Der Bursche gefiele mir ganz gut,“ fuhr er fort, „er wäre ein gesunder Bösewicht wie in der alten Zeit. Die heutigen Bösewichter genügen sich aber nicht, wie eine elementare Naturmacht zu handeln, sie wollen auch ein Attentat auf die Logik vollziehen. Wenn dieser Herr Sonnenkamp sich wirklich bekehren wollte, so wäre das die verächtlichste Feigheit.“

„Feigheit?“ entgegnete Weidmann. „Wer kein gutes Gewissen hat, läßt sich leicht werfen und hat keinen ausdauernden Muth; er kann tollkühn sein, aber das ist nicht Muth.“

„Hoho!“ warf der Doctor ein. „Habe ich Ihnen denn nicht schon gesagt, daß mir die ganze Aufgeregtheit zum Besten der Neger zuwider ist? Ich habe eine natürliche Abneigung gegen die Neger. Ich sehe nicht ein, warum meine Vernunft eine solche physiologische Aversion als Vorurtheil brandmarken soll. Ich wünschte, wir hätten mehr natürliche Aversionen, die wir uns von der sogenannten Bildung nicht rauben ließen. Wenn ich Fürst wäre, ich hätte den Mann geadelt. Ich würde ihm sagen: Guter Freund, nimm ein Bad, dann aber sei lustig! Am meisten ärgert mich, daß Professor Crutius dem Adel den Gefallen that, vorher seinen Artikel loszulassen. Konnte er nicht noch einen Tag warten? Sie mußten ihn bei sich haben, die Adeligen, und dann dran würgen. Wäre das nicht lustig?“

Der Doctor schien es darauf angelegt zu haben, der ganzen Sache ihre Schwerfälligkeit zu nehmen. Als er indeß abreiste und Erich sich zu ihm in den Wagen setzte und sein Pferd hinten anbinden ließ, sagte er:

„Uebrigens bin ich bereit, und zwar um Ihres Glaubens willen. Sie glauben, daß durch eine einzige Willensanstrengung eine Vergangenheit gesühnt werden kann; und Sie glauben ernstlich, daß der Mann sich bekehren will? Gut, Ihr Glaube soll mich, den Berg des Unglaubens, versetzen. Wir wollen sehen.“

Erich erzählte, daß er auf Wolfsgarten gewesen. Er sah nur sein eigenes Gefühl bestätigt, wie der Doctor ihm sagte, daß der Widerspruch und das Unharmonische im Wesen Clodwigs und Bella's an einer Krisis angekommen sei.

„Bella,“ sagte er, „sucht Betäubung, und während niedere Naturen sich in Branntwein berauschen, sucht sie sich in Byron'scher

Poesie zu betäuben. Ich darf über Byron nicht sprechen, ich war einmal zu sehr begeistert von ihm, finde nun, daß diese Poesie nicht Wein ist, sondern ... Doch, wie gesagt, ich bin ein Ketzer, und zwar ein abtrünniger."

Der Doctor wollte in alter Weise gegen Bella losziehen. Unwillkürlich sagte Erich, wie es ihm auffällig sei, daß der Doctor so gehässig gegen Bella sei, der er doch einmal eine Neigung zugewendet habe.

„Bravo!" rief der Doctor laut. „Allen Respect! Ich bewundere diese Frau. Also sie hat Ihnen gesagt, daß ich ihr einmal den Hof gemacht? Vortrefflich! Genial! Das sollte bei Ihnen jede Bedeutung meines Urtheils vernichten. Wir Männer sind doch Stümper! Soll ich Ihnen etwas betheuern? Nein. Glauben Sie, daß ich von einer Frau, die ich auch nur eine Minute geliebt, oder an der ich auch nur eine Secunde Gefallen gefunden, je so sprechen würde? Ich sage Ihnen, diese Frau wird noch in der Welt von sich reden machen. Wie — was? kann ich nicht sagen, aber solch ein Erfindungsreichthum bringt es zu etwas."

Erich war sehr mißgestimmt. Er hörte kaum, wie der Doctor erzählte, daß Prancken mit seiner Hofstellung, mit der Adelssippe viel zu kämpfen habe, weil er sich nicht von Sonnenkamp lossage.

Als man im Thal angekommen war, nahm er von dem Doctor Abschied, band sein Pferd los und ritt nach der Villa zurück.

Im Zimmer Sonnenkamps war noch Licht. Erich wurde heraufgerufen und berichtete, daß Alles bereitet werde.

Sonnenkamp fragte angelegentlich nach dem Befinden Clodwigs, Bella erwähnte er gar nicht.

Erich ging nach seinem Zimmer. Er stand lange am Fenster und schaute hinaus in die Landschaft.

Das Naturwalten dauert fort in aller Menschenwirrniß, und wohl dem Auge, das im Anschauen desselben sein Selbst vergessen kann.

Es war eine düstere Nacht, über den Bergen stand eine schwarze Wolke weithin gebreitet, da zog ein heller Lichtstreif am Bergessaum herauf und stand zwischen den Bergen und der dunklen Wolke. Die Wolke wurde heller, der Mond kam herauf, die schwarze Wolke verschlang ihn und nun glänzte das Licht zu beiden Seiten der Wolke, oben und unten, aber die Wolke

war noch dunkler als früher, rechts und links flatterten zerrissene Wolken, bleigrau.

Erich drückte die Augen zu und dachte in sich hinein.

In welche Wirrnisse ist er gerathen! Wie wird er Manna und sich herausretten? Treibt Sonnenkamp nur ein neues Spiel?

Als er wieder hinaussah, stand der Mond über der dunklen Wolke, die Landschaft glänzte im Mondenlicht, das auf dem Strome zitterte. Und wieder nach einer Weile war der Mond von einer schwarzen Wolke ganz bedeckt. Erich starrte lange vor sich hin, und als er aufschaute, war die Wolke verschwunden; glatt wie kaum angehauchter Stahl war der Himmel und ruhig glänzte hoch oben die mildweiße Kugel.

In sich gefestigt wirkt die Natur fort nach ewigen Gesetzen. Muß sich das nicht auch im Menschenleben so gestalten?

Erich dachte zu Manna, und das Gedenken an sie breitete sanftes Licht über Alles, wie jetzt der Mond hoch oben am Himmel die Erde mit Glanz füllte.

Sechstes Capitel.

Prancken kam zurück, er sah angegriffen aus; Sonnenkamp drängte, er möge ihm sagen, was vorgehe. Prancken legte zuerst einen Brief vor, worin ihn das Hofmarschallamt in vertraulicher Weise aufmerksam machte, wie es unthunlich sei, daß er als Kammerherr des Fürsten einem Mann angeschlossen bleibe, der nicht nur der Ehre verlustig sei, sondern sich auch gegen den Fürsten vergangen habe, so daß noch Verhandlungen darüber stattfänden, ob man ihn nicht der Majestätsbeleidigung anklage.

Sonnenkamp stieß ein eigenthümliches Lachen aus.

„Der Herr Cabinetsrath wird das wol nicht zugeben,“ murmelte er.

Er gab den Brief zurück und fragte, was denn der andere Brief enthalte.

Der sei noch entschiedener, sagte Prancken und überreichte ein Schreiben des militärischen Ehrengerichts, in welchem er unter Androhung des Ausschlusses aufgefordert wurde, jede Gemeinschaft mit Sonnenkamp aufzugeben.

„Was wollen Sie thun?“ fragte Sonnenkamp. „Ich erkläre Sie frei.“

„Ich halte zu Ihnen,“ entgegnete Prancken.

Sonnenkamp umarmte ihn.

„Ich trotze Allen,“ rief Prancken. „Hier aber ist noch ein Brief an Sie. Entschuldigen Sie, daß ich ihn nicht zuerst übergeben.“

Es war ein Brief des Cabinetsraths.

Das Schreiben, in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßt, enthielt den Rath, daß Herr Sonnenkamp auf einige Zeit verreisen möge, bis man Gelegenheit gefunden habe, die Partei zu besiegen, die darauf dringe, ihn als Majestätsbeleidiger vor Gericht zu stellen.

„Wissen Sie, was der Brief enthält?“ fragte Sonnenkamp.

„Allerdings. Der Herr Cabinetsrath wollte ihn mir offen geben.“

„Was rathen Sie mir?“

„Ich stimme seinem Wunsche bei.“

Ueber die Mienen Sonnenkamps zuckte ein Schreck, aber er wehrte ihn ab.

„Also Sie sind auch der Meinung?“

„Ja. Aber bevor Sie auf einige Zeit verreisen, erlauben Sie mir, Ihnen ein Mittel anzugeben, wodurch Sie sich selbst und mir neue Ehre gewinnen.“

„Gibt es solch ein Mittel?“

„Ja. Ich habe Ihnen schon gesagt, es gibt noch eine mächtige Partei, die wird unser, und wir, oder vielmehr Sie, haben die Mittel, sie zu gewinnen.“

Nun erklärte Prancken, daß er versprochen, in den nächsten Tagen zu einer Versammlung zu kommen, die der Adel der Kirchenprovinz — die sich ja weiter als die Grenzen des Landes erstreckt — im Palais des Kirchenfürsten abhalte. Die Versammlung sei eine vertrauliche, man wolle Mittel und Wege berathen, durch Militärmacht dem Papste zu Hülfe zu kommen.

„Sie wollen doch nicht in das päpstliche Heer eintreten?“ fragte Sonnenkamp.

„Ich würde es,“ entgegnete Prancken, „wenn ich nicht hier auf dem Posten stehen müßte, wo mich die Pflicht der Ehre und die Pflicht der Liebe festhält.“

„Schön ... schön. Warum aber theilen Sie mir das mit?

Ich bin ja nicht von Adel, ich gehöre nicht zu dieser Versammlung."

„Sie gehören dazu und werden eine bevorzugte Stellung einnehmen."

„Ich gehöre dazu? Ich werde eine bevorzugte Stellung einnehmen?"

„Ja. Ohne weitere Einleitung. Sie geben das Geld, um ein Regiment zu bilden; ich habe Bürgschaft dafür, daß Sie nicht nur unangegriffen, sondern mit Ehren dastehen sollen."

Sonnenkamp rauchte langsam und blies Nullen in die Luft, die leicht zerflossen, dann sagte er:

„Also wenn ich das Geld gebe, kann ich hier in allen Ehren bleiben?"

„Es wäre besser, wenn Sie auf einige Zeit verreisten."

Durch die Mienen Sonnenkamps ging ein Frohlocken. Jetzt ist's noch besser. Man will ihm einen Theil seines Besitzthums nehmen und ihn noch dazu fortschicken. Er sah sehr freundlich auf Prancken und rief:

„Vortrefflich!"

„Also Sie stimmen bei?" fragte Prancken.

„Ganz vortrefflich!" entgegnete Sonnenkamp. „Meisterlich! Man verkauft Schwarze, kauft Weiße dafür, die Weißen werden Schneeweiße, werden sogar Heilige!"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Kann wohl sein. Ich freue mich nur, daß die Welt so vortrefflich eingerichtet ist. Junger Freund! sehen Sie denn nicht, daß Alles nur auf Schein und Trug hinausgeht? Sie glauben, Sie seien dort ins Intimste eingeweiht, nicht wahr? Und man spielt auch mit Ihnen."

„Vielleicht wo ich es am wenigsten erwarten dürfte," schaltete Prancken ein.

Sonnenkamp legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Das hat nicht mein Freund Prancken gesprochen. Aber ich verzeihe ihm. Man ist empfindlich, wenn man sich täuschen ließ. O, diese Gesellschaft hat die Meister! Mein junger Freund! Ich glaube, man lehrt auf Universitäten das, was man Tugend nennt, in einem System, man hat ein Moralsystem; man sollte doch auch einmal zeigen, wie Alles im Grunde gestellt ist. Wir wollen ein Lastersystem ausarbeiten und dafür einen Lehrstuhl an der Universität

errichten. Tausende von Zuhörern werden uns zuströmen, und wir allein können ihnen die Wahrheit sagen, was wirklich Wahrheit ist. Die Welt ist prächtig! Man muß mich zum Professor der Weltweisheit ernennen. Es wäre Zeit, daß die Moralschminke einmal herunter gerissen würde. Aber was hätten Ihre Freunde noch, lieber Herr von Prancken, wenn wir das Geheimniß öffentlich machten? Ich kenne bis jetzt nur noch Einen Menschen, den ich mit in die Facultät aufnehme, leider ist es eine Frau, aber wir müssen auch über dieses Vorurtheil hinaus."

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, ob Sie auf den Plan eingehen . . ."

„Habe ich das noch nicht? Junger Vertrauensmann! Sie können noch nicht Professor werden. Ich möchte ein neues Rom gründen, wie einst das alte gegründet wurde, aus lauter Vagabunden, aus einem Volk von Zuchthäuslern; das ist das beste Volk, sind die eigentlich tüchtigen Menschen."

„Ich begreife nicht."

„Sie haben Recht. Wir wollen recht brav, recht bescheiden sein, recht sittlich und recht zärtlich. Junger Freund, ich werde mir auf andere Weise zu helfen suchen; die Mausefalle da von Ihrem Domdechanten ist in unserm Zeitalter der complicirten Maschinen viel zu primitiv. So wissen Sie denn ein für alle Mal, auf den in kirchlicher Salbe gebackenen Köder beiße ich nicht an. Ist meine Eigenheit. Ich habe auch meine Eigenheit. Nicht wahr, Sie erlauben mir auch einige Eigenheit?"

Prancken wußte nicht, was das sein sollte; nur das fühlte er, daß dieser Mann sich hochmüthig gegen ihn benahm.

Er richtete sich stolz auf und sagte:

„Verehrter Herr Vater, ich bitte, jetzt nicht zu scherzen."

„Scherzen?"

„Ja. Ich habe mich Ihnen angeschlossen in einer Treue . . . Doch, das wollte ich jetzt nicht sagen. Ich muß nur bitten, daß Sie sich dem Plane nicht entziehen. Wir haben Verpflichtungen, große Verpflichtungen . . ."

„Schön . . . sehr schön," erwiderte Sonnenkamp. „Haben Sie schon überlegt, welche Uniform wir wählen? Werden wir ein Cavallerie-Regiment errichten oder Infanterie? Natürlich, Roland machen wir sofort zum Officier . . . Besser Cavallerie, er sitzt gut zu Pferde. Sehen Sie . . . verehrter Schwärmer, ich habe auch

Phantasie. Wir reiten durch die Campagne, hei! das ist lustig! Und wir haben die besten neuen Waffen . . . ich verstehe etwas davon, habe viel nach Amerika geliefert, mehr als Ihr Alle wißt. Wie meinen Sie, wenn ich das ganze Regiment in Amerika anwerben würde?"

„Das wäre um so schöner."

„Hahaha!" lachte Sonnenkamp. „Morgentraum! Junger Freund! Man sagt, Morgenträume seien die süßesten . . . Vorbei! verflogen!"

Prancken begriff nicht, warum Sonnenkamp den Vorschlag mit solchem Hohn zurückwies.

Sonnenkamp mochte ahnen, was in Prancken vorging; er ging auf ihn zu und sagte:

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie fromm sind, oder auch fromm thun, das ist mir gleich; aber, junger Freund, von meinem Gelde wird den Kutten nichts nachgeworfen. Manna möchte ein Kloster errichten, Sie wollen ein Regiment werben, und dafür soll ich . . . Lassen Sie uns nicht mehr davon reden. Seien Sie gescheidt, betrügen Sie die ganze vornehme fromme Sippschaft, die da glaubt, sie sei die gescheidteste. Junger Freund, Sie werden noch andrer Meinung werden."

Sonnenkamp und Prancken saßen noch lange beisammen; sie waren so zutraulich und hatten doch Beide das Gefühl, daß sie einander fremd waren. Denn das ist und bleibt: es gibt nur eine Einheit im reinen Streben; das ist die Liebe, die Alles bindet, die den geheimnißvollen Zusammenhang der Kräfte herstellt. Wo das nicht ist, ist jeden Augenblick Zerfall und Auflösung da; und die Auflösung aller Verhältnisse sollte bald in dies Haus einbrechen. Noch stand Alles fest, wie die Bäume in ihrem Grund, wie das Haus in seiner Fügung; aber Auflösung, Zerfall und Zerbröckelung nahte still.

Siebentes Capitel.

Dem Gebote der Wahrhaftigkeit folgend, hatte Manna ihre Liebe zu Erich im Kloster bekannt, sie war heimgekehrt ins elterliche Haus mit dem Entschlusse, nun auch dem Vater Alles offen

zu sagen. Sie fragte nach Erich, er war nicht da. Rasch entschlossen ließ sie sich beim Vater melden.

Bei ihrem Eintritt kam ihr Prancken freundlich entgegen; ihr Herz pochte, sie war nicht darauf gefaßt, vor ihm und dem Vater zugleich ihre Liebe zu bekennen.

„Die Reise hat Dir gut gethan, mein Kind, Du siehst belebt aus," redete Sonnenkamp sie an.

Manna athmete freier, aber sie konnte noch kein Wort hervorbringen.

„Wie war es im Kloster?" fragte Sonnenkamp weiter.

„Ich habe dort auf ewig Lebewohl gesagt."

„Dank Dir, mein Kind, Dank! Du thust mir Gutes; das thut mir jetzt doppelt gut."

„Herr von Prancken," begann Manna, „ich wollte meinem Vater eine Mittheilung machen ..."

„Und da wünschen Sie allein zu sein?"

„Nein, nein ... nun ist es besser, daß Sie da sind."

„Gewiß," bestätigte Sonnenkamp. „Du kannst mir nichts zu sagen haben, was nicht unser Freund mit anhören darf. Setze Dich."

Manna setzte sich nicht, sie hielt die Stuhllehne krampfhaft in der Hand und sagte:

„Herr von Prancken, ich wünschte Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, daß Sie so treu ..."

„Das wirst Du, das kannst Du," unterbrach Sonnenkamp. „Gut, wir brauchen Freude, Heiterkeit; jetzt ist Labung doppelt gut. Du bist mein starkes Mädchen ... Reiche nun unserem Freunde die Hand."

„Ich reiche sie ihm zum Abschied."

„Zum Abschied?" rief Sonnenkamp.

„Ich bitte," fiel Manna ein. „Herr von Prancken, Sie sind ein Mann, den ich ehre und hoch halte; Sie haben sich meinem Vater treu erwiesen. So lange ich lebe, werde ich Sie schätzen und Ihnen Dankbarkeit weihen, aber ..."

„Nun, aber?" fragte Sonnenkamp.

Manna antwortete nicht ihm, sondern fuhr zu Prancken gewendet fort:

„Ich bin Ihnen Wahrheit schuldig. Ihre Gattin kann ich nicht werden. Ich liebe Erich Dournay und er liebt mich. Wir sind

vereint und keine Macht der Erde und des Himmels kann uns trennen."

„Du, mit dem Lehrer, mit dem Protestanten, dem Sentenzenkrämer, dem Betrüger?"

„Vater," erwiderte Manna, sich hoch aufrichtend, ein Heldenmuth leuchtete aus ihren Augen, der sie größer und mächtiger erscheinen ließ, „Vater, ein Lehrer und ein Protestant ist Erich, das Andere spricht nur Dein Zorn."

„Mein Zorn wird nicht mehr sprechen, Du kennst mich noch nicht. Ich setze mein Leben an diesen ..."

„Das wirst Du nicht, Vater."

Sonnenkamp wendete sich zu Prancken und sagte:

„Verlassen Sie uns, Herr von Prancken; lassen Sie mich mit meiner Tochter allein!"

„Nein," erwiderte Prancken, „ich lasse Sie nicht allein; ich habe sie geliebt ... ich habe ein Recht ..."

„Hörst Du, Manna, hörst Du?" unterbrach Sonnenkamp. „Und solch einen Edelmann willst Du verstoßen? Sieh, wie verkehrt Dein Sinn ist. Sieh diesen Mann ... diesen Mann verstoßen! Manna, Du bist ein kluges, ein gutes Kind, Du hast eine große Seele, ich weiß ... Reich' ihm die Hand, ich will gerne sterben, will Alles thun, was die Welt will, nur erfülle diesen meinen einzigen Wunsch."

„Ich kann nicht, Vater."

„Du kannst und wirst."

„Glaube mir, Vater ..."

„Dir glauben? Wer noch vor Kurzem so fest sagte: ich will Nonne werden, dem kann man nicht glauben, wenn er einen Vorsatz ändert. Du darfst Dir nicht mehr vertrauen, Du mußt Dich lenken lassen zu Deinem Besten, zu dem Besten hier, zu diesem unserm Freunde."

„Vater, es schmerzt mich unsagbar, daß ich Dich und Herrn von Prancken so kränken muß."

„Und dafür soll ich all diese Mühe und Noth, soll die alte Welt und die neue Welt durchkämpft haben ... und aus beiden Welten ausgestoßen ... Ich dulde es nicht!"

Prancken legte ihm die Hand auf die Schulter; die Drei standen einander gegenüber, Keines redete ein Wort.

Manna hielt ruhig den Blick ihres Vaters aus, und doch ahnte sie nicht, was wieder in diesem Blicke lag.

Mit großer Selbstbeherrschung sagte Sonnenkamp:

„Manna, ich zwinge Dich nicht; das aber verlange ich, daß Du diesem Lehrer entsagst.“

Manna horchte auf; es nahten sich Schritte, es klopfte an; ohne eine Antwort abzuwarten, trat Erich ein.

„Gut, daß Sie kommen,“ rief ihm Sonnenkamp entgegen. „Sie wissen, was Sie gethan an diesem Kinde, an mir, an diesem Manne ... Nein, ich will ruhig sein ... Sie sind in mein Haus eingetreten ... Sie werden das Haus verlassen.“

„Ich werde das Haus verlassen.“

„Ich gehe mit!“ rief Manna.

„Nein, Manna, bleibe Du bei Deinem Vater.“

„Du ...! Manna ...!“ schrie Sonnenkamp und wollte auf Erich los, aber Prancken fiel ihm in den Arm und sagte:

„Herr Sonnenkamp, wenn Jemand mit Herrn Dournay hier einen Ausgleich zu verlangen hat, so bin ich es zuerst. Herr Dournay,“ fuhr er fort, gegen Erich gewendet, „ich habe Sie in dieses Haus gebracht, Ihnen ausdrücklich gesagt, in welchem Verhältnisse ich zur Tochter dieses Hauses stehe. Bisher hatte ich noch einen Grad von Achtung für Sie ...“

Erich fuhr in die Höhe.

„Sie beleidigen mich unter einem Schutze, den ich, wie Sie wissen, nicht verletze.“

„Nicht so,“ entgegnete Prancken; „Sie wollen mir die Waffen entwinden. Ein Götterschild deckt Sie, Ihr Leben ruht im Schutze von Fräulein Manna und macht Sie unverletzlich. Dies mein letztes Wort an Sie, so lange diese Lippen sich noch bewegen.“

Mit zitternden Händen tastete Prancken an sich umher, dann zog er ein kleines Buch aus der Tasche und reichte es Manna; seine Stimme war bewegt, als er sagte:

„Fräulein Manna, das gaben Sie mir einst, nehmen Sie es wieder; der Zweig liegt noch darin, er ist kahl. Wie dieser Zweig, vom Baume abgerissen, nie mehr ihm anwächst, so bin ich abgerissen von Allem hier.“

Er übergab das Buch und schloß:

„So, nun sind wir auf ewig geschieden.“

Er zog ruhig seine Handschuhe an und knöpfte sie zu, dann nahm er seinen Hut, machte eine Verbeugung und ging davon.

Manna faßte die Hand Erichs; die Beiden standen vor Sonnenkamp, der sie gläsernen Blickes anschaute, dann rief er:

„Wartet Ihr noch auf meinen Segen? Segen von mir? Geht — geht! Oder gelte ich nichts mehr, daß Ihr so starr bleibt?“

„Herr Sonnenkamp,“ begann Erich, „ich habe lang und schwer gerungen, bevor ich dieser Liebe mich hingab. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nie etwas von Ihrem Besitzthum mein Eigen nennen werde; ich habe Kraft für mich und Manna.“

„Gut, gut; ich kenne die Predigten . . . Genug. An Sie hatte ich geglaubt, Sie hielt ich keines Vertrauensbruches fähig. Es ist gut, es war meine letzte Täuschung.“

„Ich bitte den Vater Rolands und den Vater Manna's . . .“

„Sie haben nichts zu bitten, ich nichts zu gewähren. Sie verlassen das Haus. Noch ist dies mein Haus!“

„Vater!“ rief Manna.

„Nenne mich nicht so!“ rief Sonnenkamp. „Geh! geh! Ich will von Dir das Wort nicht mehr hören . . . Geh!“

„Vater! Vater!“

„Geh! . . . geh!“ herrschte Sonnenkamp.

Hand in Hand verließen Erich und Manna das Zimmer.

Sonnenkamp saß allein, er freute sich fast, daß er etwas Neues hatte, was ihn quälte, und mitten aus seiner Qual erhob sich ein gewisser Stolz, wie da das Kind vor ihm stand so muthig; das war seine Tochter, sein kühnes, unbeugsames Kind. Und weiter gingen seine Gedanken. Das Kind verläßt Dich, geht seinem eigenen Willen nach. Gut, mag sein . . . Wenn das zu Tage kommt, was er im Sinne hegt . . . Mag sein. Da Prancken nicht sein Sohn werden konnte, ist sie im Schutze eines Mannes wie Erich doch geborgen. Vorbei! Aber Roland? Auch er mag zurückbleiben. Aber Frau Ceres? . . . Pah! die speist man mit Kleidern ab, mit Schmuck und schenkt ihr ein Märchen, mit dem man sie einlullt.

Er ging in den Garten, in das Treibhaus, wo die schwarze Erde aufgehäuft war. Er zog wieder das sackartige graue Gewand an, er wühlte in der Erde und roch an ihrem Duft, heute schien er ihn nicht zu empfinden. Er riß das Gewand vom Leibe.

„Nie mehr!“ rief er. „Kinderei! vorbei!“

Er ging nach dem Obstgarten und half mit großer Sorgfalt die Früchte abnehmen. Er gedachte der Tage, die diese Früchte

zeitigten; vom Frühling an, da Roland genesen, der Fürst gekommen, die Badereise, die sonnigen Tage bis jetzt, die thauigen Nächte ... Still fragte er: Wenn wieder neue Früchte kommen, wo wirst Du zu jener Zeit sein? Wo? Vielleicht unter der Erde. Dann wühlst Du nicht mehr in der schwarzen Gartenerde ... dann —

Es ist ein Hohn, daß wir sterben müssen, und ein doppelter, daß wir vom Sterben wissen.

Wie verloren starrte er drein; auf dieser Stelle, wo ihm das jetzt durch den Sinn fuhr, hatte er ein Gleiches damals beim ersten Eintritte Erichs ausgesprochen. Was soll das jetzt?

Während er so dreinstarrte, kam Roland daher.

„Vater!“ rief er. „Wenn Erich das Haus verläßt, so gehe auch ich.“

„Gut, so gehe auch Du,“ sagte Sonnenkamp, ohne aufzuschauen. „Warum bleibst Du noch stehen? Geh! Ich halte Dich nicht.“

„Vater,“ sagte Roland mit zitternder Stimme, „Du bist jetzt ...“

„Was bin ich? Willst auch Du mich beschützen, mich lenken? Ach, ich habe gute Kinder ... prächtige Kinder! Sie sorgen für mich, sie stützen mich, helfen mir ... Sieh her, Roland, ich kann noch allein gehen, ohne Stütze ... Geh! geh mit Erich! geh mit Manna! Verlaßt mich Alle!“

„Vater! das willst Du nicht, das wollen wir nicht! Ich habe nur eine einzige Bitte.“

„So ... Du hast noch eine Bitte?“

„Ich bitte, Vater, Du hast mir versprochen, ein Großes zu thun. Ich höre, daß Du ein Gericht zusammenrufst, ich danke Dir. Aber Vater, verstoße Erich nicht ... Komm mit ... geh mit zu ihm ... Sage ihm, daß er bleibe, daß Du ihn gerne Sohn nennst!“

Sonnenkamp lächelte.

„Siehst Du, Vater, ich weiß, Du nennst ihn gerne Sohn, er muß Dir ja viel lieber sein als Prancken. Wer kann sich denn mit Erich vergleichen? Komm Vater! Er kann Dich ja nicht bitten, daß er bleiben darf ... Komm Du zu ihm. Sei groß, Du kannst groß sein!“

Durch die Mienen Sonnenkamps gingen Strömungen verschiedenster Art. Mitten in dieser Verwirrung hat sich ihm das

Herz seines Sohnes aufgethan, der Sohn wird diesen Augenblick nie vergessen und das gewaltsame Spiel, das er noch zu spielen hat, erscheint als Nachgiebigkeit, als Güte.

Ringt dieser Idealist mit ihm um den Besitz des Hauses und der Kinder und wird zum Sieger? Ist die Macht des Geistes, der Sittlichkeit doch noch größer als die des Goldes und der Gewalt, ja der natürlichen Bande?

Er triumphirte über sein Schicksal, das ihm mitten in aller Verzweiflung und Verwirrung die Heuchelei zur Pflicht macht. Er gewährt seinem Sohne als Bitte, was eigentlich still sein eigener Wunsch ist. Er kann und will jetzt Erich nicht fortschicken, um seines Hauses und der ganzen Umgebung willen nicht. Und wenn etwas in ihm reift, was er sich noch nicht voll eingesteht, würde ja sein Haus ganz stützenlos. Er faßte die Hand Rolands und ging mit ihm nach dem Hause. Erich begegnete ihnen; Sonnenkamp sagte kurz, daß Alles vergessen und ausgelöscht sein solle.

Als er noch bei Erich stand, meldete Joseph den Notar; Sonnenkamp zog sich mit demselben zurück. Roland eilte zu Manna und zur Professorin ins grüne Haus und war voll Glückseligkeit, daß Alles wieder geschlichtet und geebnet war.

Achtes Capitel.

Die Tage auf Villa Eden waren dumpf und schwül, man lebte noch mit einander, aber aller Zusammenhang schien bereits gelöst.

Frau Ceres klagte, daß Prancken sich nicht mehr sehen lasse. Als man ihr mittheilte, daß Manna die Braut Erichs sei, sagte sie nur: „Er ist schöner als Herr von Prancken."

Sie ließ große Kisten packen, aber im Geheimen, denn Sonnenkamp hatte ihr gesagt, daß sie bald abreisen, zunächst nach Italien, dann vielleicht wieder nach Amerika.

Zwischen Sonnenkamp und Erich fand ein gemessenes Verhalten statt; sie sprachen fast nur von der Einrichtung des Ehrengerichts, zu dem zwölf angesehene Männer — darunter auch Fürst Valerian, der Schwiegersohn Weidmanns und der amerikanische Consul — sich bereit erklärt hatten.

Eine neue Erquickung wurde Manna und Roland, da Professor Einsiedel ankam und im grünen Hause wohnte. Einsiedel und die Mutter Erichs waren nun diejenigen, an denen sich Alle erholten.

Sonnenkamp hatte mit dem Notar sein Testament aufgesetzt und dasselbe von den beiden Gehülfen des Notars als Zeugen unterzeichnen lassen. Er schickte viele Briefe ab und las Tage lang in den Zeitungen.

Der Tag des Ehrengerichts kam. Einer Einladung Weidmanns zufolge fuhr die Professorin nach Mattenheim, Roland und Manna begleiteten sie.

Die zwölf Männer trafen ein.

Zuerst kam Weidmann mit dem Fürsten Valerian und Knopf, dann Clodwig mit dem Banquier, der Doctor mit dem Landrichter. Professor Einsiedel stand beim Hundestall und unterhielt sich angelegentlich mit dem Krischer; er freute sich sehr an den guten Beobachtungen, die der Mann in der Hundezucht gemacht.

Der Major kam in voller Uniform mit allen seinen Orden geschmückt, und als er sah, daß Clodwig im schlichten Bürgergewande ohne irgend eine Auszeichnung gekommen war, dachte er ärgerlich vor sich hin:

Sie hat doch wieder Recht gehabt, ich habe aber gemeint, zum Ehrengericht — nun, es schadet in keinem Fall.

Sonnenkamp ließ sagen, daß er Niemand vorher begrüßen wolle, er werde sie erst sehen, wenn er zu Gericht vor ihnen erscheine. Er sah aber doch einen der Ankömmlinge; Lutz war der Vertraute, er führte Bella über die Glycinen bewachsene Treppe durch das Sämereienzimmer bei Sonnenkamp ein.

„Nur wenige Worte," rief Sonnenkamp ihr entgegen. „Weil ein Wesen wie Sie mit mir auf Erden lebt, darum will ich noch leben, darum will ich zeigen, was ein Mann ist. Hier in diesem Zimmer werde ich sprechen."

Er geleitete sie durch das Sämereienzimmer wieder zurück; sie wußte, daß die Thüre offen blieb.

Bella ging voll Unruhe in der Villa umher, sie sah Lina, die mit ihrem Vater gekommen war, um Manna in diesen schrecklichen Tagen Gesellschaft zu leisten, aber sich nun gar nicht zu helfen wußte, da sie hörte, wie Alles in diesem Hause auseinander gefahren sei. Sie bat Bella, daß sie mit ihr nach dem grünen

Hause gehe, wo Claudine allein zurückgeblieben war. Bella aber lehnte ab.

Lina ging zu Claudine und ward dieser zum wirklichen Trost, ja sogar zur Freude.

„Ach, sagen Sie,“ fragte Lina, „sind Neger und Mohren dasselbe?“

„Allerdings.“

„Ach, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie böse ich auf die Mohren und Neger bin. Ich habe ja nichts dagegen, daß sie frei werden, warum nicht? Aber sie hätten das früher oder später werden können; warum denn jetzt? Warum müssen sie mir meine schöne Brautzeit wegnehmen? Niemand ist zur Lustbarkeit aufgelegt, Niemand spricht von etwas Anderem wegen der Neger. Man trägt jetzt auch Ketten und nennt sie Chaînes d'esclaves ... Ach, ich habe Sie doch etwas fragen wollen — was war es doch nur — ja, jetzt weiß ich's. Sagen Sie mir, was macht man denn nun mit dem Teufel?“

„Warum denn mit dem Teufel?“

„Ja, wie soll man denn den Teufel abmalen, wenn er nicht mehr schwarz sein soll?“

Claudine mußte von Herzen lachen; in diesem eintönig düsteren Leben wurde man wieder daran erinnert, daß es noch Harmlosigkeit auf der Welt gibt. Sie willfahrte der Bitte Lina's, mit ihr nach der Burg zu gehen, auf der sie bis zum Nachmittage verweilten und oft hinunterschauten nach der Villa, wo „die Männer gar Absonderliches vorhatten,“ wie Lina sagte.

Sonnenkamp ging zu seiner Frau; er glaubte, ihr sagen zu müssen, was vorgehe. Sie erinnerte ihn höhnend an sein Versprechen, wieder nach Amerika zurückzukehren; sie wollte die Entscheidung nicht von Fremden abhängig sein lassen.

Er ließ Frau Ceres reden, denn Alles, was sie sprach, war ihm vollkommen gleichgültig.

Er begab sich in sein Zimmer zurück, wo bereits die Stühle gestellt waren, er stellte sich seinen Stuhl mit einem Tische davor an die Thür, die nach dem Sämereienzimmer führte, dann zog er sich zurück.

Neuntes Capitel.

Die Männer waren versammelt; Erich klopfte nach Verabredung an die Thür, sie schob sich zurück und wieder vor, Sonnenkamp trat ein, eine bläuliche Blässe lag auf seinem Antlitz. Er trat an den kleinen Tisch, wo zwei Hölzer zum Schnitzeln und das Schnitzelmesser lagen; er stemmte die Hand auf den Tisch und begann:

„Geehrte Nachbarn!"

Er machte eine Pause, dann fuhr er fort:

„Sie sind auf meinen Anruf gekommen und schenken mir ein Stück aus Ihrem Leben, diese Stunden Ihr Denken und Empfinden. Ich erkenne diese Gabe. In der Prairie, im einsamen Blockhaus, rufen wir, um einen Menschen abzuurtheilen, von dem wir Unbill erfahren, die Nachbarn meilenweit von den einsamen Gehöften herbei, den Wahrspruch zu schöpfen und das Urtheil zu vollziehen ... so habe auch ich hier gethan und so thun Sie hier. Sie sollen Urtheil fällen, Sühne bestimmen für ein Thun, das nicht in die Wagschale eines Gesetzesparagraphen geworfen werden kann. Ich werde Ihnen unverhohlen meine Vergangenheit darlegen. Es ist mir eine Befreiung, da Sie das Aergste bereits von mir wissen. Sie sollen sehen, wie ich von Kindheit an geworden, und dann urtheilen und bestimmen Sie. Ich habe in meinem Leben nie Mitleid gefühlt, so bitte auch ich nicht um Mitleid, ich bitte um Gerechtigkeit."

Mit müdem Ton hatte Sonnenkamp begonnen, sein Blick war verfallen, bald aber wurde sein Ton lebendiger, seine Mienen gespannt, sein Auge glänzend.

„Ich erkläre also, daß ich mich der Sühne unterwerfe, die Sie bestimmen. Nur Eines bitte ich. Ein Jeder von Ihnen schreibt sein Gutachten, oder wie man es nennen mag, binnen sieben Tagen nieder und übergibt es zu Handen des Herrn Hauptmann Doctor Dournay, der unter Beiziehung zweier Anderen das Siegel lösen wird.

Ich trete nun einen Augenblick zurück, damit Sie unter sich erklären, ob Sie in solcher Weise das Amt vollziehen und sich einen Obmann wählen wollen."

Er machte eine Verbeugung, es war etwas Theatralisches

und doch dabei ernst Gefaßtes in der Art, wie er sprach und sich nun ins Nebengemach wieder zurück begab.

Die Versammelten sahen einander an, Niemand sprach ein Wort, Aller Augen waren auf Clodwig gerichtet, von dem man zuerst einen Ausspruch erwartete. Ruhig und leise sagte er:

„Herr Weidmann wird wol die Güte haben, das Amt des Obmanns zu übernehmen. Wir bedürfen dessen vor Allem zunächst zu unserer Vorbereitung.“

Ohne Weiteres nahm Weidmann das Amt an und erklärte, daß er mit Abfassung eines schriftlichen Urtheils einverstanden sei. Auch die Anderen waren bereit, nur sagte Professor Einsiedel, schüchtern beginnend, aber dann immer zuversichtlicher werdend, daß damit eine gemeinsame Besprechung zur Klärung und Feststellung des eigenen Urtheils nicht ausgeschlossen sein dürfte; denn wäre das, so würde die Gemeinsamkeit des Urtheils aufgelöst und es wäre überflüssig, daß man zusammen hier sitze; der Eine würde dies, der Andere jenes bestimmen und Niemand könne bezeichnen, was vollzogen werden solle.

Auch diese Bestimmung wurde angenommen.

Der Landrichter erklärte, daß er nur gekommen sei, um vielleicht eine moralische Klärung bewirken zu helfen, denn eine andere könne es nicht geben. Herr Sonnenkamp sei Ankläger, Angeklagter und Vertheidiger in einer Person, er werde Verhältnisse darstellen, die in entfernten Landen vorgegangen und die man ihm glauben müsse, denn man habe Niemand ihm entgegenzustellen. Der Neger des Fürsten sei vielleicht der Einzige, den man ihm hier gegenüberstellen könne, schließlich aber habe man doch keinerlei Macht, um einen Urtheilsspruch vollziehen zu lassen.

Man mußte die Bedenken des Landrichters anerkennen und einigte sich dahin, daß nur eine moralische Klärung stattfinden könne. Der amerikanische Consul legte dar, daß er allerdings die Verhältnisse kenne, aber ebenfalls nur zur Abgabe eines sittlichen Wahrspruchs gekommen sei.

Erich wurde beauftragt, Sonnenkamp wieder in den Saal zu rufen. Als Erich in das Sämereienzimmer eintrat, glaubte er ein Knistern wie von einem seidenen Gewande vernommen zu haben. Weidmann theilte Sonnenkamp den Beschluß mit dem Zusatze des Professor Einsiedel mit. Sonnenkamp nickte einverständlich.

„Bevor ich nun beginne," sagte Sonnenkamp und faßte lächelnd einen der Pflöcke, „muß ich bitten, mir eine Gewohnheit zu gute zu halten, die ich leider nicht lassen kann. Ich bin gewohnt, wenn ich allein in mir arbeite — und ich werde zu Ihnen sprechen, als wäre ich mit mir allein — zu rauchen oder zu schnitzeln, oftmals Beides zugleich. Ich kann mich besser in mir fassen, wenn ich das auch jetzt thue."

Er setzte sich, machte an den vier Ecken des Pflockes einen tiefen Einschnitt und begann:

„Wenn ich Ihnen meine Jugend erzähle, so will ich damit nicht, was ich gethan, auf die Verhältnisse, auf ein Verhängniß abwälzen. Ich bitte Sie, daß Jeder von Ihnen mich mit Fragen unterbreche, wo etwas unklar oder gegen meinen Willen verhüllt erscheinen sollte. Also:

Ich bin der Sohn eines der reichsten Männer in Warschau. Mein Vater hatte das größte continentale Geschäft in Holz und Getreide. Er zog, als ich sechs Jahr alt war, nach der großen deutschen Stadt, denn einstmals, als er einen Wald ausstocken ließ, wurde mein älterer Bruder von einem Baum erschlagen. Meine Mutter starb bald darauf, sie liegt neben meinem Bruder in dem Dorfe, das dem Wald am nächsten ist, begraben. Ich hörte, daß ich eine Stiefmutter bekommen werde, es geschah nicht. Mein Vater — ich spreche offen von ihm, wie von mir selbst — mein Vater war der beliebteste Mann, er aber liebte Niemand und nichts. Wer zu ihm kam, dem gab er beide Hände, war zuvorkommend, innig, schwärmerisch; kaum aber hatte der Mann den Rücken gewendet, so sprach er verächtlich von ihm und Jedermann. Er war Heuchler aus Liebhaberei; er war es sogar gegen Bettler.

An meines Vaters Tische saßen die höchsten Staatsbeamten, Künstler und Gelehrte, sie wollten gut essen und mußten dafür unsern Tisch mit ihren Orden und Titeln decoriren. Wir gaben Gesellschaften und hatten keinen Umgang. Bei großen Gastmahlen im Hause, wo die besternten Männer und die Frauen mit entblößtem Nacken saßen, wurde ich zum Dessert hereingeführt, von Schooß zu Schooß gegeben, geherzt, geschmeichelt; ich bekam Eis und Confitüren. In irgend einer Trödelbude muß ein Bild von mir sein; ich bin da lebensgroß abgebildet mit gebrannten Locken und im Sammethabit. Der Hofmaler malte das Bild, aber es ist später mit unserem gesammten Hausrath verkauft worden.

Verwandte hatte ich nicht. Ich erhielt einen Privatlehrer, mein Vater wollte mich nicht in eine öffentliche Schule schicken. Ich wuchs heran und war der Abgott meines Vaters; er küßte mich immer heftig, wenn er mich zu sich kommen ließ. Mein Erzieher gab mir die Lehre, mich als Mittelpunkt aller Dinge zu betrachten und nichts nach den lieben Mitmenschen zu fragen. Das half mir mehr als er ahnen konnte."

„Ich möchte fragen," erhob sich Fürst Valerian, „war Ihr Vater ein Pole?"

„Nein, ein Deutscher, wie meine Mutter eine Deutsche."

Sonnenkamp hielt einen Augenblick inne, betrachtete die Gesellschaft, seine Schnitzerei und fuhr in neuem Tone fort:

„Das Beste ist, das sogenannte Gewissen abstumpfen; alle Menschen thun es, nur die Einen stümperhafter als die Anderen. Die Welt ist nichts als ein Zusammenhang von Egoismen. Mit sechzehn Jahren war ich bereits in den Händen von Wucherern. Ich war Erbe einer Million, das war damals mehr als heutigen Tages sieben. Der Anwalt meines Vaters machte mit ihnen ab, und war das geschehen, so erneuerte ich ihnen ihre Wechsel; es freute mich, so viel Credit zu haben. Ich war leichtsinnig und blieb es. Ich hatte keine Liebe, ja, ich hatte keine Achtung für meinen Vater, der — es muß mit Einem Wort gesagt sein — der perfekteste Heuchler war, der je die weiße Halsbinde des Anstandes getragen hat. Mein Vater war aber ein ehrlicher Heuchler; Andere beheucheln sich selbst, schminken sich mit Idealität und reden sich ein, daß ihnen irgend etwas, was nicht Geld und Genuß ist, wirklich ernst und wahr wäre. Mein Vater war auch Philosoph, er sagte stets: Mein Sohn! Die Welt gehört dem, der sie erobert, durch Kraft, durch List; wer sentimental zuschaut, behält eben das Zusehen. Die beiden Großmächte der Welt sind Dummheit und Schlechtigkeit. Rechne stets auf diese und Du wirst nie fehl gehen. Manchmal sind Dummheit und Schlechtigkeit beisammen; dann verfallen sie den Gerichten. Willst Du gut durch die Welt kommen, so zeige bei den Dummen nie, daß Du gescheidt, bei den Schlechten nie, daß Du gut sein möchtest oder zu sein glaubst."

Sonnenkamp kratzte hastig an dem Pflocke, den er in der Hand hielt; man hörte nichts als das Schaben des Messers, das jetzt die Spitze des Pflocks rundete.

„Nun ich das gesagt,“ begann er wieder, „kann ich ruhig fortfahren. Mit siebzehn Jahren war ich ein in alle vornehme Laster eingeweihter Wüstling. Ich war ein Taugenichts, aber vornehm und reich und darum höchst beliebt; dazu hatten mich Natur und Schicksal mit grausamer Verschwendung ausgestattet. Mein Vater bezahlte meine Spielschulden und auch andere. Er ging mit mir ins Ballet und dort lieh er mir seinen schärferen Operngucker, um die sylphidenhafte Cortini zu beobachten, die, wie er wußte, mir nicht fremd war. Ja, wir waren lustige Leute! Mein Vater wiederholte mir nur immer die Lehre: halte Dich nicht an Eine. Jeden Sonntag mußte ich heucheln und sagen, daß ich in die Kirche gehe; aber mein Vater wußte und hatte seine geheime Lust daran, daß ich ganz wo anders hinging. Unsere Equipage hielt allsonntäglich vor der Kirche, wo der frommste und vornehmste Geistliche celebrirte, und je am zweiten Sonntag fuhren wir nicht, sondern gingen; dann mußte auch unser Kutscher zur Kirche gehen. Unsere Livree mußte sich fromm zeigen. Mein Vater war Protestant und ich war meiner Mutter zu liebe Katholik. Ich kenne alle Confessionen. Ich überlasse es Anderen, zu beurtheilen, in welcher Confession die Heuchelei am besten ausgebildet ist.

Nun fragte es sich, was ich werden sollte? Auf dem Comptoir zu arbeiten hatte ich keine Lust. Ich hatte das Verlangen, Soldat zu werden, aber ich war nicht von Adel und wollte im Jockeyclub nicht blos geduldet und begnadigt werden. Ich ging nach Paris.

Was die Welt an tollen Genüssen bietet, habe ich zum Uebermaß genossen. Die Menschen rühmen sich ihrer Tugend, die meist nichts ist als Schwäche ihrer Constitution; sie machen aus der Noth eine Tugend. Als ich genug gebraust, holte mich mein Vater ab. Ich lebte daheim, und was ich von sogenannter Tugend vor mir sah, war nichts als Feigheit und die Furcht, daß man gering angesehen werde. Tugendhaft sein, ist langweilig, tugendhaft scheinen, unterhaltend und nützlich zugleich. Alles, was man vollführen kann, ohne daß es gesehen und entdeckt wird, ist erlaubt; Hauptsache ist, daß man zur Gesellschaft gehört . . . Ich ging oft aus glänzenden Gesellschaften in elende Spelunken; das niedrige Laster schien mir verehrungswürdig. Wir waren stolz darauf, recht verruchte Gesellen zu sein. Das hatte einen poetischen Anstrich. Man muß nur einen Dichter wie Byron finden, der außerordentlich, glänzend schildert, und Alles, was in niederen Sphären Laster

ist, wird vornehmes Abenteuer. Ich sah es, die ganze Welt ist in Anstand maskirtes Laster, und in Wahrheit ist es gar kein Laster, man nennt es nur so, man schreibt Gift auf die Flasche, damit das gemeine Volk sie nicht austrinke.

Ich weiß nicht, war es Zufall, oder hatte man das geschickt so angeordnet, ich wurde mit einem schönen Mädchen bekannt gemacht, frisch wie eine Rose. Einundzwanzig Jahre alt sollte ich ein solider Ehemann werden. Alles glückwünschte mir, da ich, wie man es nennt, ausgerast hatte und ein respectabler Hausvater und Ehemann sein sollte. Meine Braut schien ein schwärmerisches Kind, und noch heute verstehe ich nicht, wie sie, wahrscheinlich von ihrer Mutter dazu angeleitet, über meine Vergangenheit mit mir scherzte. Warum ich das Kind heiratete, weiß ich nicht. Wie ich zur Kirche fuhr, wie ich zurückkehrte, wie ich eine Hochzeitsreise machte, Alles das war mir geschehen, als hätte es ein Anderer erlebt. Wir kehrten zurück und — die Sache ist schon so lang, ich weiß nur noch, daß ich eine frühere Liebe des holden Kindes entdeckte. Mich kränkte nur, daß ich verlacht wurde. Ich verließ sie, und noch während der anhängigen Scheidung starb sie und mit ihr ein zweites Leben.

Nun war ich wieder frei ... Frei! das heißt doch nur, in Paris sein. Ich wollte mich im Genuß zu Grunde richten. Ich wollte mein Leben verschwenden, und jeden Morgen wuchs mir ein neues. Ich verachtete das Leben und warf es doch nicht von mir. Was bietet das Leben? Ruhm oder Reichthum! Das Erste konnte ich nicht verlangen, das Zweite stand mir frei. Mein Vater wollte mich knapp halten; ich spielte an der Börse, gewann bedeutende Summen und verlor sie wieder; ich hatte aber noch genug, um mich durch Hazardspiel flott zu erhalten.

Ich war in Marseille in lustiger Gesellschaft, als ich den Tod meines Vaters erfuhr. Der größte Theil meines Erbes wurde von meinen Gläubigern an sich gerissen, und weil ich keine Heimats-Erinnerungen haben wollte, schrieb ich dem Advocaten, daß er Alles verkaufen möge. Ein böses Wort ging um nach dem Tode meines Vaters. Es hieß: Ein Gutes kann man ihm nachsagen, er war besser als sein Sohn.

Man sagt, Gott und der Teufel ringen mit einander um die Herrschaft der Welt. Ich habe von diesen beiden Großmächten immer nur gehört, sie haben sich mir nie vorstellen lassen; aber ich wußte, zwei Dinge kämpfen mit einander: Arbeit und Lange-

weile. Man betäubt sich wie im Genusse, so in der Arbeit, im Fastnachtsspuke der sogenannten Moral. Alles ist eitel, hat jener weise König gesagt; es muß heißen: Alles ist langweilig, öde, nichtig, ein endloses Gähnen, das nur im Todesröcheln aufhört. Ich habe die ganze Sandwüste der Langeweile durchlaufen; nichts hilft darüber hinaus, als Opium, Haschisch, Hazardspiel und Abenteuer."

Wieder hielt Sonnenkamp inne und, jetzt sehr fein bohrend, sagte er:

„Sie sehen mich wol staunend an, daß ich Weisheit gebe? Sie ist ebenso unschmackhaft, wie Ehre, Musik, Freundschaft, Ruhm — Alles schal. Die heutigen Götter, die kirchlichen, wie die weltlichen, sagen: wir wissen, daß ihr uns nur heuchelt; aber daß ihr uns heucheln müßt, ist doch noch ein Zeichen unserer Herrschaft. Und die sogenannte Freude an der Natur, an Berg und Thal, an Wasser und Wald, Sonnenglanz, Mondenschein und Sternenblinken — was ist's? Lauter Illusion, ein Vorhang, um den Grabesmoder zu verhüllen. Was soll denn ein Mensch auf der Welt? Wissen, daß Millionen vor ihm gelebt, und nach den Sternen schauen? Stolz darauf sein, daß das Alles sich abspielt, wie der Leiermann seine auf die Walze gesetzte Melodie, so heute, so gestern, so morgen? Sie sehen, ich hatte mich gut in meinen Byron eingelebt. Zum Unglück war ich weder ein Dichter, noch ein interessanter Seeräuber. Die Welt war mir zum Ekel. Mich tödten wollte ich nicht, ich wollte leben und Alles verachten. Mit Wahnwitz, wie um mich selbst zu verhöhnen, verspielte ich Alles, und jetzt kam das Lustigste.

Es war eine naßkalte Nacht, aber es that mir wohl, so vollständig gerupft über die Straße zu gehen. Da ging ich nun hin in dem Ameisenhaufen der großen Stadt; mein Geld hatte ich verspielt, meine Geliebte war mir untreu, und es war ein kluges, feines Männchen, das mir damals bei einer Flasche Sect bewies, daß ich ein Capital besäße, das ich nicht zu discontiren verstände; ich sei der geborne Diplomat. Ich verstand die Weise des Lockvogels beim ersten Pfiff. Sollte ich Diplomat sein, so spielte ich auch da. Neue Pferde, neue Diener, neue Geliebte, neue große Wohnung waren wieder mein; ich war attachirt, zu deutsch, ich war ein Spion. Ich hänge dem Worte kein moralisches Mäntelchen um, und lustig war das Leben. Endlich war es gefunden, jetzt hatte das Heucheln doch

einen Zweck. Das Lob, das mir der Gesandte spendete, verdiente ich mehr als er wußte. Sie kennen das Institut der Rückversicherung. Ich hinterbrachte dem Gesandten die ergiebigsten Nachrichten und hatte dabei ein Nebengeschäft mit dem Polizeiminister, dem ich hinterbrachte, was ich von den Machinationen des Gesandten erfuhr. Der Gesandte gab mir falsche Nachrichten, wir wußten das, aber aus den falschen Nachrichten konnten wir herausnehmen, was er in Wirklichkeit that. Und dieser Gesandte — er konnte sehr gut stilisirte Gutachten und Denkschriften abfassen — gab sich als Weiser, als höhere Natur, und ließ sich die Brust mit Orden schmücken aus meinen Kundschaftereien, aus meinen Bestechungen, aus meinen Depeschen-Diebstählen. Dürfte man das vielleicht nicht etwa — ich weiß nicht, ob ich mich diplomatisch ausdrücke — in annähernder Weise Brutalität nennen?"

Er hielt an, fesselte seinen Blick auf Clodwig und wartete bis dieser aufschaute, dann fuhr er fort:

„Pfui! über einen Mann, der sich einen Menschen zum Sklaven hält, der einen Menschen zum Sklaven macht! Aber Ehre, Excellenz, Ehre auf Sie, der Sie einen Menschen zum Spion, zum Dieb, zum Verräther machen! O die Welt ist gar schön!"

Sonnenkamp machte eine Pause; er sah frei über die Versammelten hin und schien einen Anruf zu erwarten. Da keiner sich kundgab, fuhr er mit ruhigem Tone fort:

„Es kam ein Tag, wo ich entfliehen mußte."

Der Landrichter erhob sich und fragte:

„Wollen Sie uns nicht sagen, warum Sie entfliehen mußten?"

„Einfach wegen eines Duells. Ich hatte die Wahl, auf fünf Pässe mit verschiedenen Namen zu reisen. Ich wollte vorerst verborgen leben, und man verbirgt sich am Besten, wenn man unter die sogenannten ehrlichen Leute geht. In Nizza wurde ich Gärtner. Alle meine Sinne waren stumpf; ich erschien mir wie todt, als wäre ich mit meinen Gedanken nur noch der Begleiter meiner Leiche; da kam ich zu dem Gärtner. Der Geruch der feuchten Erde war das seit langer Zeit Erste, was mir wohl that, mich fühlen ließ, daß ich lebe. Es kräftigte mich. Die Maskerade gefiel mir; ich hatte guten Schlaf, guten Appetit. Die Tochter des Gärtners wollte mich heiraten. Ich hatte wiederum Grund, zu entfliehen. Ich hatte mir ein gut Stück Geld bei Seite gelegt, jetzt grub ich es aus. In Neapel begann ich ein neues lustiges

Leben. Ich gestehe, ich war stolz darauf, allerlei Wandlung mit mir vorzunehmen; ich war wieder flott, bei Gesundheit und guter Laune. Ich habe leichtes Blut und geselliges Talent; die Welt war mein. Wohin ich kam, hatte ich Freunde — wie lange sie meine Freunde waren? So lange ich Geld hatte. Das war mir gleichgültig. Ich verlangte keine Treue, ich gab keine. Ich hatte einen Körper von Stahl, ein Herz von Marmor und unerschütterliche Nerven, ich kannte keine Krankheit und kein Mitleid. Ich habe manchen Reiz des Lebens empfunden ..."

Er machte eine Pause; es war das einzige Mal, daß er während seiner ganzen Rede lächelte.

Dann fuhr er fort:

„Ein seltsamer Zug von Sentimentalität verließ mich aber doch nicht. Es war in Neapel. Wir fuhren in lustiger bunter Gesellschaft ins Meer hinaus und ich war der Lustigste von Allen. Wer kann sagen, was in einem Menschen vorgeht? Dort unter dem heiteren Himmel Italiens, mit lachenden, singenden, scherzenden Männern und Frauen, zog mir wieder durch den Sinn: Was hast Du auf dem Festlande? Nichts. Doch ja ... Eines; das Grab Deiner Mutter. Und aus dem lachenden, übermüthigen Italien reiste ich ohne Aufenthalt durch die Länder, sah nichts, immer weiter und weiter ging's nach dem traurigen, schmutzigen Polen. Ich kam in dem Dorfe an, das ich seit meinem sechsten Jahre nicht gesehen. Und so ist der Mensch — nein, so bin ich. Ich wollte mir den Schmerz nicht auferlegen, das Grab meiner Mutter zu sehen; ich schaute über den Zaun des Kirchhofs, aber ich ging nicht hinein und reiste zurück, ohne das Grab gesehen zu haben. So bin ich, so gut, oder so schlecht; ich glaube, es ist Beides dasselbe. Ich reiste durch Griechenland, durch Egypten, ich war in Algier, ich that Alles, um meine Lebenskraft zu zerstören; es gelang nicht. Ich habe eine eiserne, unzerstörbare Natur. Ich war in England, im Lande der Respectabilität. Mag sein, daß ich einen besonderen Blick habe, ich sah überall nichts als Maske, Heuchelei, Convenienz. Von dort schiffte ich mich nach Amerika ein.

Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich den Mormonen anschließen wollte, und doch ist's so. Diese Leute haben den Muth und die Ehrlichkeit, die Vielweiberei zum Gesetz zu machen, während sie in der ganzen übrigen Welt unter der

Maske der Lüge besteht. Aber ich taugte nicht unter die Gesellschaft. So war ich bald wieder in Newyork, und da fand ich die Hochschule und den Olymp der Spieler; Stümper sind die Lebemänner von Paris und London gegen die Yankees.

Es war schon damals Mode, daß man über die südlichen Junker loszog, aber ich habe unter ihnen wahrhaft heroische Naturen gefunden, von dem Stoff, aus dem sich das erobernde Rom aufbaute. Nur wer in Amerika war, kennt das, was sich Mensch nennt, in Wirklichkeit; da ist Alles rücksichtslos, ungebunden — nur in der Religion heucheln sie, das gehört zur Respectabilität."

Professor Einsiedel erhob sich; Sonnenkamp wendete sich an ihn, ob er eine Frage zu stellen habe. Der Professor verneinte, und Sonnenkamp fuhr fort:

„Meine fünf Pässe waren noch immer gut; ich hieß hier Graf Gronau. Die Amerikaner lieben es, mit Adligen zu verkehren. Nach einer tollen Nacht erschoß ich einen Mann, der mich beleidigt hatte, auf offener Straße; ich entfloh und lebte eine Zeit lang mit den Pferdedieben in Arkansas. Es war ein lustiges Leben, abenteuerlich wie kein anderes. Der Mensch wird da zum Raubthier, und mein Körper hielt das Ungeheuerlichste aus. Ich verließ auch diese Genossenschaft und wurde Matrose auf einem Schiff, das auf den Wallfischfang auszog. Ich hatte in Algier Löwen und Leoparden geschossen, jetzt war ich auf der Jagd nach dem König des Meeres. Die ganze Welt ist doch nur dazu da, daß man sie einfange und niederwerfe.

Ich gewann bald Gewandtheit genug, um die Stelle als Steuermann zu erlangen, und da war es, daß ich geworben wurde. Das Letzte fehlte mir noch: Jagd auf Menschen. Es war zuerst ein Jagdabenteuer, neu aufregend, anziehend. Wir haben Menschen eingefangen und Menschen eingehandelt; Muth und List waren in Thätigkeit und das Handwerk behagte mir. Viel Gefahr, viel Geld.

Auf Cuba war der Hauptstapelplatz für unsere schwarze Waare. Wir legten dem Generalsecretair Säcke mit Dublonen vor die Thür; das war das Zeichen, daß eine Ladung Neger an der Küste beim Landen war. Wir hatten unsre Buchten, wo wir landeten, wir mußten die Neger meilenweit ins Land hineintreiben, um sie dann wieder herauszuholen. Wir führten meist Knaben ein, keine älteren Männer. Ja, ich bin Sklavenhändler gewesen; man nannte mich den Seeadler, denn der Seeadler hat die feinste Witterung. Es

war ein kühner und schöner Spaß. Ich habe auch den Häuptling geraubt, der mir seine Unterthanen verkaufte. Diese schwarzen sprechenden Thiere haben von den sogenannten Mitmenschen das, was sie vielleicht — ich sage vielleicht — gleichstellt; sie können heucheln, wie die weißhäutigen Menschen. Nach der ersten Raserei that der Häuptling sehr ergeben; aber eines Tages war ich mit meiner Ladung von einem englischen Schiff verfolgt. Ich hatte geglaubt, daß wir gefangen werden. Es geschah nicht. Aber in der Besorgniß, gefangen zu werden, hatte ich unsere ganze Ladung über Bord geworfen. Das gab Futter für die Haifische. Sie erwarten vielleicht eine Beschönigung, eine Rechtfertigung meiner Handlungsweise? Es war einfach mein Recht."

Eine Bewegung entstand unter den Zuhörern; Sonnenkamp achtete nicht darauf und fuhr mit gewaltiger Stimme fort:

„Hier ist der Finger, den der Häuptling mir abbeißen wollte; Sie wissen, wie er in diesen Tagen erschien. Von damals an ging ich nicht mehr zur See, ich ließ das Geschäft durch Andere ausführen, endlich gab ich es ganz auf. Ich hatte große Pflanzungen, und das Kind des Steuermanns, der auf dem Wallfischfang gestorben war, hatte ich mir erzogen und heiratete es. Mir behagte solch ein halbschlafendes, in allem Denken kindisch lallendes, oder eigentlich gedankenloses Wesen. Ich wußte damals noch nicht, daß es große, heroische, welterobernde Frauenseelen gibt."

Diese letzten Worte sprach Sonnenkamp sehr laut. Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort:

„Ich lebte still und ruhig, als vom Norden her die wahnwitzige Partei sich breit machte, die die Sklaverei aufheben will. Vor Allem drängten sich meine deutschen Landsleute als großmüthige Menschenfreunde vor. Da trat ich heraus in öffentlicher Schrift und bekannte mich als Deutschen, um zu sagen, daß nicht Alle den Humanitätsschreiern gleichen. Ich zeigte, daß es Wahnwitz ist, die Sklaven befreien zu wollen. Die humanen Menschen wollen mit Wohlthätigkeit helfen, aber mit Wohlthätigkeit heilt man nicht das Elend der Welt. Die Werke der Barmherzigkeit, wie sie da sind, sind eitel Quacksalbereien; die einzig dauernde, wirkliche Wohlthat für die niederen Menschen ist die Sklaverei. Nichts Anderes sein wollen, als was sie sind, vom Herrn versorgt werden, das ist das Beste ... für die Schwarzen gewiß, für die Weißen vielleicht nicht minder. Herr Weidmann

weiß, daß es vor Allem sein Neffe ist, der mein erbittertster Feind war.

In den Südstaaten war ich und die mit mir der Adel; wir sind die Privilegirten; es gibt privilegirte Stämme und in den Stämmen privilegirte Naturen. Die einzigen nach meiner Art ehrlichen Menschen, die ich kennen lernte, sind mir die Barone der Südstaaten, sonst war überall nur Heuchelei; es mißfiel mir zwar, daß auch sie ihre Sache mit Religion zudecken wollten, aber es war doch ein lustiger Spaß, daß die Geistlichen sich bereitwillig zum Zudecken hergaben. Bald lernte ich aber auch diese südlichen Junker gering achten, sie halten Sklaven und sehen doch den, der Sklaven einführt und damit handelt, geringschätzig an. Das ist noch ein Rest aus der alten Heuchelei der Tugendherrschaft. Warum die natürliche, offene, unbarmherzige Herrschaft verleugnen? Warum bekennt man sich nicht offen zu dem, was man doch im Stillen thut? Weil die englischen Lordsanbeter die Sklavenhändler unter die Kategorie der Seeräuber stellen?

Die freien Männer des Südens sind selbst Sklaven eines Herkommens.

Nun kam es auch über mich. Da ich einen Sohn hatte, erwachte in mir eine Sehnsucht, die ich nicht besiegen konnte. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir in früher Jugend oft durch den Sinn ging: wäre ich ein Adliger, wäre ich mit meinem Muth und meiner Kraft ins Militär eingetreten, ich wäre vielleicht ein sogenannter ehrbarer Mensch geworden, eine Zeit lang leichtsinnig, dann aber mein Gut bewirthschaftend, den Ehrenstamm meiner Familie fortpflanzend. Es ist ein Widerspruch, ich weiß es, daß ich die Welt verachte und doch nach Ehre strebte. Das stammte aus einem Jugendeindruck. Die einzige Sicherheit, daß Einem die Welt zulächelt, gibt Adel und Genie, sonst kommt man nicht über Mittelmäßigkeit und Duldung hinaus.

Ich sehe in der neuen Welt den Kampf kommen; Muth und Kraft ist auf unserer Seite; ein Gemetzel ohne Gleichen wird kommen, aber wir werden siegen. Die Südstaaten wollen Unabhängigkeit, und ich habe in Europa für unsere Sache gewirkt. Wir lebten in England, in Italien, in der Schweiz. Eine Weile dachte ich daran, ein sogenannter freier Bürger der Schweiz zu werden. Aber ich haßte die Schweiz; sie duldet, daß der Fremde frei sei; will er aber ein Bürger des Staates werden, darf er

kein freier Mann mehr sein, er muß sich betheiligen an all dem kleinen Getriebe. Wer nicht Geld verdienen und nicht fromm sein will — Beides läßt sich aber sehr gut vereinen — der taugt nicht in die Schweiz; da ist kein Hof, kein Adel, keine freie Gesellschaft, sie haben nur drei Dinge: Kirche, Schule und Hospital — alle drei sind mir gleichgültig. Ich wollte auch nicht stündlich unerreichbare Höhen vor Augen haben, das drückt nieder; darum ist es hier am Rhein so traulich und heimisch.

Für den freien Menschen ist und bleibt Deutschland das einzige Land. Da zahlt man seine Steuer und ist fertig. Ich kehrte nach Deutschland zurück, weil ich ein Leben gesellschaftlichen Glanzes für mich und meinen Sohn erobern wollte. Die Achtung der Umgebung, der Mitmenschen, ist ein schöner Luxus, vielleicht der schönste; ich wollte ihn haben. Dazu klang es in mir beständig wie eine Melodie: ein Landhaus am Rhein... Das zog durch meine Kindheit, durch mein Mannesleben, das ist der sentimentale Zug meines Lebens, und der richtet mich zu Grunde.

Wenn ich mir die ganze Welt beschaut und mich fragte, wo lebt es sich am glücklichsten, dann mußte ich mir gestehen: das größte Vergnügen ist ein reicher Baron eines kleinen deutschen Landes zu sein, da hat man ein Leben voll Genuß ohne Pflicht, alle Ehren im kleinsten Kreise und alle Freude dazu. Ich habe mit Rothhäuten gezecht und gerauft und meine Kopfhaut war mehr als Einmal in Gefahr, zum Schmuck eines Indianers zu werden; ich wollte es nun auch mit den Rothkragen und ihrem Häuptling versuchen. Ich wollte nicht von der Welt gehen, bis auch das Hofleben mein geworden. Ich hatte mir eine Idylle geträumt, und nicht umsonst nannte ich mein Haus Villa Eden. Hier wollte ich still, mir selbst genügend leben, mit meinen Pflanzen, wie meine Pflanzen selbst; aber es riß mich doch wieder hinaus in die Welt durch den Gedanken an meine Kinder. Sie wissen ja, daß ich mich adeln lassen wollte. So. Nun bin ich eigentlich zu Ende. Aber —"

Er machte eine Pause, und betrachtete das, was er geschnitzt hatte, es war ein Negerkopf, der die Zunge aus dem Munde streckte. Mit einem scharfen Schnitt löste Sonnenkamp plötzlich Zunge und Mund ab, daß sie ihm auf den Schooß fielen, dann fuhr er, die verstümmelte Figur in der Hand haltend, fort:

„Ich habe mich und die Meinigen in die Obhut der Civilisation

gestellt, habe mich nicht in die Wildniß, ich habe mich in die sogenannte Bildung geflüchtet. Ehrlich gestanden, ich bereue nicht. Ich bin kein Schwächling. Meine Seele ist im Feuer gestählt. Ich verbarg meine Vergangenheit nicht, weil ich sie für schlecht hielt. Was ist denn schlecht in dieser Welt? Ich verbarg mich vor dem Unverstand und der Weichlichkeit. Tausende bereuen, ohne sich zu bessern; ich bereute nicht und wollte mich auch nicht bessern. Wäre ich Soldat in einem glücklichen Kriege gewesen, vielleicht wäre ich ein Held. Ich bin ein Mann ohne Aberglaube, ich habe auch nicht den Aberglauben der sogenannten Humanität. Ich lebe und sterbe der Ueberzeugung, daß die sogenannte Rechtsgleichheit ein Märchen ist; die Neger befreien, das thut nimmer und nimmer gut, sie werden ausgerottet, wenn es je dahin käme, daß ein Neger im Weißen Hause zu Washington säße. Die Welt ist voll Heuchelei, mein einziger Stolz ist jetzt, kein Heuchler mehr zu sein.

Nun aber, hat Einer von Ihnen mich noch etwas zu fragen, was ihm unklar? Ich bin bereit, zu antworten."

Er machte eine Pause.

Niemand antwortete.

„Nun denn," so schloß er, „ich bin zu Ende, ich habe meine Lebensansichten nicht geändert, ich ändere sie nicht; ich habe offen erklärt, wie ich denke. Ich bin nicht anders als Viele, ich bekenne nur offen, was ich bin. Um meiner Kinder willen bin ich bereit, das, was man öffentliche Meinung, was man Humanität nennt, zu beruhigen. Ich will ein ehrbares Leben führen, an Ihnen ist es, zu finden, wie es sein soll. Man hat mir den Adel verweigert, ich hätte bewiesen, wie ich mich füge — ich sage, füge, denn ändern will ich mich nicht.

Nur noch Eins. Ich kann beweisen, daß nicht die Hälfte meines Gutes vom sogenannten Mitmenschen, vom Neger, stammt. Und nun, meine Nachbarn, befinden Sie, entscheiden Sie. Sie erfreuen sich eines makellosen, geordneten Lebenswandels, erfüllen Sie Ihre Pflicht, Ihre Liebe an einem ungeordneten, mit einem Makel behafteten Manne. Ich warte die bestimmten Tage auf Ihren Wahrspruch."

Er zog sich zurück und ließ die Männer allein.

Zehntes Capitel.

Wer die Mienen der Richter und den Wechsel des Ausdrucks hätte fassen können, während Sonnenkamp erzählte!

Jetzt, als er sich zurückgezogen, saßen Alle stumm beisammen.

Was wollte der Mann? Ist das Alles Spott und Hohn, oder erwartet er in der That ein Mittel der Sühne?

Klar und fest schaute Weidmann drein, sein helles blaues Auge war ruhig, er schien von nichts überrascht.

Der Major kämpfte mit sich, er gedachte seiner verlassenen Jugend und schlug sich oft mit der geballten Faust ans Herz, indem er in sich hineindachte:

Ja, wer weiß, ob Du nicht auch so hättest werden können.

Und in der Rührung über sich und dem Schmerz über den Mann der so keck sprach, überwältigte es ihn. Er wollte die Thränen zurückhalten, aber es gelang ihm nicht. Er wischte sich mit einem Tuche den Schweiß vom Gesicht und ward dabei auch der Thränen habhaft. Hätte er seinem Verlangen folgen dürfen, er wäre dem Manne nachgeeilt, hätte ihn umarmt und ihm zugerufen: Bruder, Bruder, Du warst ein sehr schlechter Bruder. Nein, nein, Du bist ein Prahler, ein Großthuer mit Schlechtigkeit; Du bist aber nicht schlecht, und warst Du es auch, Du hast doch ein gutes Herz und wirst brav, ich ... ich bürge für Dich.

Er wagte es nicht, seinem Herzensdrange nachzugeben. Er schaute um, ob Niemand zu sprechen beginne; Professor Einsiedel sah ihn treuherzig an und der Major nickte, wie wenn er sagen wollte: Ja, in all Deinen Büchern hast Du doch nichts so gefunden. Es ist ein Grausen, was der Mensch Alles denken und thun kann; aber glaub' mir, er ist gar nicht so schlecht, wie er sich machen will...

Der Doctor wagte zuerst laut zu Clodwig zu sagen:

„Wir haben uns zu einer Komödie mißbrauchen lassen. Einen leidenschaftlichen Verbrecher kann man vielleicht bekehren, einen schlauen und abgehärteten nie."

„Und bei allem Verabscheuungswürdigen," erwiderte Clodwig, „diese Kraft, die Heuchelei der Welt so bloßzulegen."

Der Gaumen schien ihm vertrocknet.

„Wir Deutsche," rief der Doctor lustig, „bleiben doch immer

und ewig Schulmeister. Will dieser hart gesottene Bösewicht noch lehren, daß seine Bosheit eitel Weisheit und Logik sei, und putzt seinen Cynismus höhnisch mit Ideen auf!"

„Das Exil," begann Professor Einsiedel, „wäre das Einzige, das wir, wie die Alten, über den aussprechen könnten, der alle Güter der Bildungswelt entweihte und beleidigte; aber es gibt kein Land mehr, wohin wir den Verbannten schicken, damit er, aller Culturroberung entkleidet, sein Dasein verbüße."

„Jede Strafe, die wir über ihn verhängen," sagte Fürst Valerian, „ist eine Bestrafung seiner Kinder."

„Dieser Herr Sonnenkamp," sagte Clodwig mit bebender Lippe, „ist in all seiner Verruchtheit doch leider eine Ausgeburt unserer Zeit. Die ganze heutige Menschheit hat ein böses Gewissen, sie ist uneinig mit sich, bekennt sich nicht in Wahrheit zu ihren Ueberzeugungen."

Wieder trat eine längere Pause ein.

„Ich bitte," rief Weidmann, „daß wir von heut in sieben Tagen uns zur Eröffnung der abgegebenen Urtheile hier wieder versammeln, dann werden wir offen beschließen."

Mit stockender Stimme bat der Major die Freunde, noch nicht auseinander zu gehen, man habe ja noch nichts Rechtes ausgemacht und er wisse sich nicht zu helfen. Er hätte eigentlich gern gefragt, ob er Fräulein Milch zu Rathe ziehen dürfe, denn das wußte er, sie würde ihm helfen; aber bei einem Ehrengerichte darf man ja nur für sich allein urtheilen.

Der schwere Kopf des Majors wankte hin und her.

Die Versammelten schienen der Pein entfliehen zu wollen, und Weidmann rief:

„Ich erkläre die Versammlung für geschlossen."

Alle erhoben sich, wie wenn sie aus einer Gefangenschaft, aus einer verpesteten Luft befreit werden müßten; sie wären gern ins Freie gegangen, aber es regnete beständig und in den Gartenwegen bildeten sich kleine Bäche und Pfützen. Man ging nach einem großen Saal.

Clodwig bat den Doctor, daß er mit ihm nach Wolfsgarten reise, er fühle sich unwohl; aber eben als der Doctor mit ihm in den Wagen steigen wollte, wurde er zu Frau Ceres gerufen.

Joseph kam bald wieder und brachte die Nachricht, daß der Doctor die Kranke nicht verlassen könne; er müsse bei Frau Ceres

bleiben, die in einem Anfall von Raserei den Papagei erwürgt und Alles, was im Zimmer war, zerschmettert hatte. Es wurde ihr zur Ader gelassen, das Blut floß dunkel, aber sie ward ruhiger.

Obgleich man Sonnenkamp von dem Unwohlsein seiner Frau benachrichtigte, verließ er dennoch das Zimmer nicht.

Der Doctor ließ Clodwig nochmals sagen, er möge hier bleiben, da es fort und fort in schweren Güssen regnete; aber Clodwig bestand darauf, heim zu kehren. Er bat den Banquier mit nach Wolfsgarten zu reisen, dieser war sofort bereit, er wollte nur voraus nach dem Städtchen fahren, um dort ein Telegramm an sein Haus aufzugeben, daß man ihn bis auf weitere Nachricht nicht erwarten solle.

Bella hatte sich inzwischen nach dem grünen Hause begeben und war dort sehr liebreich gegen Claudine und Lina, ließ es aber nicht an scharfen Worten fehlen, daß die Professorin und Manna sich egoistisch zurückgezogen hätten, während im Hause der schwere Austrag stattfinden sollte.

Als ein Diener kam und meldete, Clodwig wolle sofort zurückreisen, rief sie, heftig mit dem Fuße aufstampfend:

„Ich will nicht!"

Dann aber setzte sie hinzu:

„Er soll mit dem Wagen hieher kommen."

Der Wagen fuhr vor, Clodwig stieg nicht aus und Bella setzte sich zu ihm; er saß fröstelnd in einer Ecke.

„Warum fragst Du nicht, wie es mir geht?" sagte er mit leiser, bebender Stimme.

Bella antwortete nicht; es kämpfte etwas in ihr, plötzlich aber rief sie:

„Schmach über Euch Alle! Was seid Ihr diesem Manne gegenüber? Da ist einmal etwas Gewaltiges in dieser Charpie zupfenden humanitären Genossenschaft. Ihr seid alle Schwachköpfe, Feiglinge!"

„Frau, Du treibst ein schlimmes Spiel mit dem Bösen. Verdirb Dich nicht noch mehr."

„Mich verderben? Ich fahre ja mit Dir heim ... heim ... Du hast ja zu befehlen ... Was willst Du denn noch mehr? Sprich kein Wort ... kein Wort, oder ich kümmere mich nichts um den strömenden Regen. Ich springe aus dem Wagen, ich laufe in die Welt, ich weiß nicht wohin; nur nicht mehr gefangen

will ich sein, nicht mehr gebannt in Eure erbärmliche, topfausgrabende, schönrednerische, humanitätsgeschminkte Welt!"

„Frau, was sprichst Du? Ist denn gut und schlecht . . ."

„Pah! schlecht und gut, das sind die Krücken, auf die Ihr Euch stützt, weil Ihr keinen Halt in Euch selbst habt. Stark und fest muß ein Mann sein! Nur nicht weich, nur nicht sentimental, nur nicht hinter Eure thränenselige Humanität versteckt. Und ein Jude und ein Atheist wie dieser Herr Dournay sitzt über einen solchen Mann zu Gericht."

„Ich begreife Dich nicht," schaltete Clodwig ein, aber ohne darauf zu antworten, fuhr Bella fort: „Er hat Euch zu viel Ehre angethan, als er zu Euch gehören wollte. Ihr fürchtet Euch Alle vor Jean Jacques Rousseau, vor dem Gleichheitsnarren. Euer ganzes Dasein ist eine Trivialität! Noch einmal wird sich zeigen, ob die Welt im Gleichheitsbrei ersaufen, oder ob es noch Höhen geben soll. Ueber's Meer müßtet Ihr ziehen, jetzt kommt die letzte Entscheidungsschlacht; aber Ihr seid nichts als aufgeputzter Parade-Adel. Die Südstaaten stehen auf und wenn sie fallen, dann gibt es keine Aristokratie mehr, dann laßt Euch Alle nur unter der Gleichheitsscheere scheeren. Warum zieht ihr Humanitätsheilige nicht übers Meer und befreit Euren schwarzen Bruder? Ruf' doch den Kutscher herein, Deinen Menschenbruder! Laß ihn nicht im Regen draußen, er soll sich zu uns in den Wagen setzen. Oder soll ich ihn für Dich rufen?"

Sie faßte die Schnur; der Kutscher hielt an; sie ließ Clodwig peinvoll harren, dann rief sie:

„Fahr nur zu, es ist nichts."

Sie wendete den Kopf unruhevoll hin und her, ihr Auge rollte wild, und knirschend rief sie laut:

„Ich weiß nicht mehr, was ich thue . . . Verflucht sei . . ."

Sie hielt plötzlich inne. In diesem Augenblicke klirrte etwas in ihrem Munde, sie legte die Hand an den Mund. Was ist das? Sie nimmt es heraus. In ihrer knirschenden Wuth hatte sie sich einen Vorderzahn ausgebissen, der schon lange sehr dünn und behutsam zu behandeln war. Sie krampfte die Hand, in der sie den Zahn hielt und preßte den Mund zusammen. Daß ihr das geschehen mußte! Schnell schoß es ihr durch den Sinn: sie kann nun nicht mehr auf die Leute losziehen, die falsche Zähne haben . . . Indessen . . . Niemand wird glauben, daß sie, Bella, einen falschen Zahn hat.

Im Städtchen traf man den Banquier wartend.

Bella stieg aus, sie hielt ein Tuch vor den Mund und dumpf tönte durch dasselbe, wie sie den Banquier bat, ihren Mann zu begleiten, und wie sie einem Diener sagte, daß er bei ihr bleibe. Sie eilte nach der Eisenbahn. Auf dem Bahnhof war sie verlegen und that das Tuch nicht vom Munde ab, sie sagte dem Diener, daß er Billets nach der Festungsstadt nehme. Dann saß sie still in einer Ecke des Wartesaals und hatte den Schleier doppelt über das Gesicht gebreitet. Sie fuhr nach der Festungsstadt. Niemand soll wissen, daß sie sich einen falschen Zahn einsetzen läßt, Niemand soll sie je mit einer Zahnlücke gesehen haben. —

Clodwig fuhr heimwärts, er wischte sich oft die Augen ab, als müßte er einen sich immer wieder ausbreitenden Schleier wegwischen. Er war vor Allem in seinem Stolz beleidigt; er, Clodwig, wurde verhöhnt, und von wem? Von seiner Frau. — Sie hat mich nicht eine Minute geliebt, das empfand er als einen Stich in seinem Herzen, und dieser Stich wich nie mehr, denn was er in der Seele empfand, äußerte sich zugleich körperlich. Wer mißt hier die Wechselwirkung aus?

Der Regen hatte aufgehört, aber Clodwig erschien Alles im Nebel, trüb. Er kam auf Wolfsgarten an, alle Zimmer erschienen ihm voll Rauch, voll Nebel. Er setzte sich in seinen Stuhl.

„Ich bin einsam ... einsam,“ sagte er vor sich hin.

Der Banquier redete ihm mit milden Worten zu, aber Clodwig schüttelte den Kopf. Die Worte Bella's hatten ihn ins Herz getroffen, tödtlich verwundet.

Man zog Clodwig den Rock aus, er sah lange auf den Rock und nickte wehmüthig lächelnd.

Ahnte er, daß er ihn nie mehr anziehen wird? ...

Als Bella am frühen Morgen heimkehrte und an das Bett Clodwigs trat, sah er sie mit geisterhaften Mienen an.

„Medusa! Medusa!“ schrie er.

Er wußte nicht, daß er es gerufen, er fiel zurück in die Kissen.

Man brachte ihn wieder zum Leben. Stunden der höchsten Pein waren es, bis der Doctor kam. Er sagte, Clodwig sei schwer krank, die Verhandlung habe ihn übermäßig angegriffen, die Heimfahrt durch den Regen — „und vielleicht noch etwas Anderes,“ setzte er gegen Bella hinzu, die ihn starr mit unbewegten Mienen anschaute.

Clodwig hatte, sobald er wieder zum Bewußtsein gekommen, nach Erich verlangt. Man sandte ihm einen Boten.

Bella schickte nach ihrem Bruder; Niemand wußte genau, wo er war.

„Ich bin allein," sagte auch sie.

Sie erschrak, da sie das gesagt hatte, denn sie fühlte, daß sie in der That bald allein sein würde.

Elftes Capitel.

Es war schwer gewesen, Prancken zu finden.

Nie ging ein Mann äußerlich fester und innerlich gebrochener dahin als Prancken, da er Villa Eden verließ. Es war mehr als gute Form, es war eine sichere Gewöhnung, die ihn aufrecht erhielt.

Prancken hätte es schwer getragen, aber er hätte sich doch darein gefunden, wenn Manna ihn um des Klosters willen verstoßen. Aber ihn um eines Andern willen verstoßen, ihn, Otto von Prancken! ... Er war tief empört.

Er war verschmäht, wo er wirklich liebte. Kann Otto von Prancken Liebe widmen und sie wird nicht erwidert? Wenn das Mädchen den Schleier nahm und die Welt verwarf, so verwarf sie ihn damit, denn er war ja auch in der Welt; aber verschmäht, abgewiesen um eines Andern willen —

Er fühlte vorerst nur seine beleidigte Würde, seine verschmähte Liebe, denn er liebte Manna; mit ihr vereint, natürlich auch mit ihrem Gelde, wollte er brav sein und sich nur noch an schönen Pferden freuen.

Also das ist der Tugend Lohn? So lohnen die Himmlischen die guten Vorsätze?

Prancken fürchtete sich vor seinen rebellischen Gedanken und bereute sie sofort.

Hin und her, bald demüthig, bald empört schwankten seine Gedanken.

Zum ersten Mal in seinem Leben erschien er sich als verkannte, mißhandelte Tugend, vor Allem aber als der beleidigte, edle Anstand, als die mit Undank belohnte Treue. Was hatte er

nicht Alles diesem Hause geopfert! Und nun? Vor seinen Gedanken war es wie ein schwarzer gedrängter Leichenzug; was am Wege steht, darf sich nicht durchdrängen, muß warten, bis Alles vorüber ist.

Er ritt dahin wie ausgestoßen aus der Welt. Wohin soll er sich wenden?

Soll Otto von Prancken einem Menschen klagen, vor einem Andern hülflos erscheinen?

Er lachte laut auf, da er sich erinnerte, daß er, in Voraussicht der Millionen, die ihm werden mußten, bedeutende Schulden gemacht. Was nun?

Unwillkürlich wendete er sich noch einmal und sah nach Villa Eden zurück.

Es bedurfte nur einer Zeile, nur einer kurzen Zusammenkunft, ja, wenn er zurücktritt, wenn er dies Eine Sonnenkamp darlegte, er reitet dann mit Hunderttausenden den Weg dahin. Aber nein, das darf er nicht.

Er ritt des Weges weiter, er kam am Landhause des Herrn von Endlich vorüber. Da droben wohnte die junge Wittwe — sollte er hinaufgehen? Er wußte, sein Liebesantrag wird nicht verschmäht. Nein, jetzt noch nicht. Und doch hielt er an und stieg ab. Er fragte nach der gnädigen Frau; es hieß, sie sei mit ihrem Bruder nach Italien gereist.

Er wollte zu Bella und Clodwig — nein, auch das nicht. Er hatte sie nicht zu Rathe gezogen, da er im Widerspruch mit der ganzen Welt sich Sonnenkamp angeschlossen; sollte er jetzt sich von Clodwig bemitleiden und mit Weisheit abspeisen lassen?

Er drehte das Pferd und ritt stromauf, er kam wieder an Villa Eden vorüber; sein Pferd wollte in das Thor einbiegen, er spornte und peitschte es, daß es vorüberging.

Er ritt nach dem Pfarrhause und ließ Fräulein Perini rufen.

Zuerst fragte er, ob sie noch ferner im Hause bleiben wolle.

Fräulein Perini sah ihn groß an und erklärte, daß sie sich hoffentlich nicht in ihm geirrt habe, er werde doch nicht den Dournay's Alles überlassen; ihr Vater sei um weit Geringeres im Duell gefallen.

Der Pfarrer fiel ein:

„Edler junger Freund! Nein, nicht das. Was soll dies kleine Duell in einem Waldwinkel, und daß Sie einen Menschen nach

den Gesetzen des Zweikampfes tödten? Ihr Söhne des Adels müßt unter dem Banner des Papstes das große Duell mit der Revolution wagen. Auch um Euretwillen. Dort wird der große Kampf zwischen ewigem Gesetz und tagesflüchtiger Selbstvergötterung ausgekämpft und der Sieg ist Euer wie unser."

Prancken lächelte in sich hinein, aber er sprach nicht aus, wie seltsam es ihm vorkam, da der Pfarrer nun erklärte: bevor man gewußt, woher das Geld stammt, hätte man von demselben für heilige Zwecke annehmen können, jetzt aber nicht mehr.

Prancken sah dem Pfarrer lächelnd ins Antlitz. Wußte der Pfarrer die Herkunft des Geldes nicht früher auch? Er hatte auf den Lippen, ihm zu sagen: Es ist sehr freundlich und klug, nun man nichts mehr bekommen kann, zu thun, als ob man es abgelehnt hätte.

Aber warum soll er sich die einzige Partei verbittern, die noch fest an ihm hielt? Er wollte nicht minder klug sein, und sagte, er habe sich von Sonnenkamp getrennt, weil dieser sich geweigert, seiner Forderung gemäß den Honpttheil des Vermögens einer frommen Stiftung zu widmen. Er konnte das mit Fug und Recht sagen, denn er hatte es gewollt. Das war es, was er festhalten wollte; die Ablehnung Manna's verschwand dadurch und sein unnachgiebiges Festhalten an Sonnenkamp erhielt eine gewisse Weihe.

Der Pfarrer erinnerte Prancken, daß heute die Versammlung sei; er werde dort erwartet.

Prancken verabschiedete sich.

Fräulein Perini kehrte stolz lächelnd in die Villa zurück. Seltsame Menschen, diese Deutschen! Sie ihrerseits wollte sich nicht mit leerer Hand verdrängen lassen.

Prancken ritt dahin. Er kam an der Villa vorüber, die dem Cabinetsrath gehört hatte. Ah, die waren klug, sprach es in ihm, die haben sich den Beute-Antheil gesichert vor der Entscheidung. Warum warst Du so einfältig, zart und vertrauend?

Auf dem Bahnhofe stellte er sein Pferd ab und fuhr nach der Bischofsstadt; er wird ja erwartet. Aber wie soll er unter die Genossen treten? Er kam glücklicherweise, als die Versammlung bereits zu Ende war. Im Palais des Kirchenfürsten wurde er ehrenvoll bewillkommt, und im raschen Entschlusse traf er hier eine Entscheidung.

Hier auch traf ihn die Botschaft von Bella.

Er kam nach Wolfsgarten. Der Erste, der ihm begegnete, war der Banquier. Prancken sah den Mann hochmüthig an, hatte aber gute Form genug, ein freundliches Wort an ihn zu wenden.

Er kam zu Bella, die ihm kurz von der Krankheit Clodwigs berichtete.

Prancken verhielt sich schweigsam. Es war jetzt nicht Zeit, das, was vorgefallen war, und seinen Entschluß kund zu geben. Auch als Bella ihn fragte, warum er so verstört aussehe, mochte er nicht antworten.

„Warum warst Du nicht bei der Versammlung? Kommst Du von Villa Eden? Wie sieht es dort aus?“ fragte Bella.

„Ich weiß nichts,“ entgegnete Prancken endlich. —

Ja, wie sah es aus auf Villa Eden?

Zwölftes Capitel.

Sonnenkamp saß allein. Er hatte die versammelten Männer nicht mehr gesprochen, wie er ihnen vor der Verhandlung hatte sagen lassen.

Anfangs saß er mit einem gewissen Selbstgefühl, ja mit einem Siegesmuthe in seiner Stube, als wäre er ein Held, der nach einer glorreichen Schlacht die Waffen abgelegt und in seinem Zelte ausruht.

Jetzt überkam ihn eine andere Empfindung. Wie ein Knistern, ein leises, kaum hörbares Nagen, wie das Züngeln einer Flamme im Gebälke, die immer weiter frißt und im Stoffe, den sie findet, sich vergrößert, solch ein leises Knistern und Züngeln glaubte er in seiner Einsamkeit zu hören. Er hatte sich getäuscht und doch wußte er, es brennt ein Funke geräuschlos fort, er faßt den Boden des Zimmers, er leckt hinan zu den Wänden, die Stühle brennen, die Schränke, die Bilder, fratzenhaft verzerren sich die gemalten Gesichter auf der Leinwand und werden zur Flamme, und die Flamme strebt weiter, dringt in alle Gemächer, faßt endlich das Dach und das ganze Haus und schlägt zum Himmel auf.

Da klopft es an. Gewiß kommt Bella und erklärt, warum

sie geflohen war, als er in das Sämereienzimmer kam. Er öffnete rasch, aber nicht Bella, sondern Weidmann trat ein.

„Haben Sie mich noch etwas im Geheimen zu fragen?“ herrschte ihn Sonnenkamp an.

„Ich habe nur eine Bitte an Sie.“

„Eine Bitte? Sie?“

„Ja. Lassen Sie mir Ihren Sohn ...“

„Meinen Sohn?“

„Wollen Sie mich gefälligst meinen Satz endigen lassen. — Geben Sie mir Ihren Sohn in mein Haus auf Tage, Wochen, Monate, so lange es Ihnen beliebt; nur lassen Sie den Jüngling für einige Zeit in eine andere Sphäre versetzen, worin er wieder gedeihen kann. Er bedarf jetzt einer energischen und befreienden Thätigkeit. Er hat Lust und Trieb, auf Andere zu schauen und nicht auf sich. Das wird ihm helfen und ich möchte ihm darin weiter helfen. Da Ihr Sohn nicht Soldat werden soll, ist es ihm vielleicht gut, die Landwirthschaft kennen zu lernen.“

„Ist das ein Plan, den Sie mit Herrn Dournay verabredet haben?“

„Ja, es ist sein Wunsch und ich finde ihn angemessen.“

„So?“ sagte Sonnenkamp. „Wußte auch vielleicht schon Roland selbst von diesem Wunsche und von seiner Angemessenheit, als er heute mit der Professorin abreiste?“

„Nein. Wenn Sie ablehnen, weiß Niemand davon, als Sie, Herr Dournay und ich.“

„Habe ich denn gesagt, daß ich ablehne? Sie werden noch einen Beweis bekommen, wie sehr ich Ihnen vertraue; ich habe Sie zu einem Vollstrecker meines Testaments gemacht.“

„Ich bin viel älter als Sie.“

Sonnenkamp antwortete nicht auf diesen Einwand und Weidmann fuhr fort:

„Was beschließen Sie auf meine Bitte wegen Ihres Sohnes?“

„Wenn er bei Ihnen bleiben will, so hat er meine Einwilligung.“

Der Wagen, der Roland, die Professorin und Manna zurückbrachte, fuhr bald in den Hof ein. Weidmann begrüßte die Professorin herzlich; er hatte sie vor Zeiten gekannt, die einst so blühende Schönheit sah er jetzt zum ersten Mal als Matrone.

Als man noch im grünen Hause beisammen saß, kam ein reitender Bote von Clodwig, der Erich zu ihm rief.

Weidmann erneuerte nun den Vorschlag, daß Roland nach Mattenheim übersiedle; es wurde Roland von allen Seiten zugesprochen und er erklärte, daß es gar keines Zuspruches bedürfe. Er willigte ein und so fuhr er mit Weidmann, Fürst Valerian und Knopf davon. —

Ein Wirbelwind stürmte durch den Park; er riß die letzten Blätter ab, hob die abgefallenen vom Boden, trieb sie durch einander, und umstürmte das Haus, und ein Wirbelwind schien alle die Einwohner von Villa Eden auseinander zu reißen. Roland war fort, Prancken zeigte sich nicht mehr, Manna wohnte bei der Professorin im grünen Hause, Erich war davon geritten. Sonnenkamp und Frau Ceres waren allein in der Villa. Da kam Fräulein Perini und meldete Sonnenkamp, daß seine Frau ihn augenblicklich zu sprechen wünsche; es sei ein Zustand eingetreten, den sie nicht mehr zu bewältigen verstehe.

Sonnenkamp eilte nach dem Zimmer der Frau Ceres; sie war nicht da. Die Kammerfrau sagte, sie sei, sobald Fräulein Perini weggegangen war, durch das Haus in den Park geeilt. Man suchte, man rief sie, man fand sie endlich am Ufer sitzend, im Wetter-Sturm, mit ihrem Diadem auf dem Haupte, dicke Perlenreihen auf dem nackten Halse, am Arme große Spangen und ein Gürtel von grünen Steinen um den Leib; das glitzerte und schimmerte. Sie sah Sonnenkamp mit einem fremden Lächeln an, dann sagte sie:

„Du hast mich schön geschmückt, reich beschenkt.“

Sie schien größer zu werden, sie stand auf und warf die schwarzen Locken zurück.

„Sieh, hier ist der Dolch, ich wollte mich mit ihm tödten, aber ich schleudre ihn von mir.“

Der Griff von Edelsteinen und Perlen blinkte durch die Luft, stürzte in den Strom und versank.

„Was thust Du? Was ist das?“

„Du kehrst mit mir zurück,“ rief sie, „oder ich stürze mich hier in den Strom und nehme ein Stück Deines Reichthums mit, diesen Schmuck.“

„Du bist ein betrogenes Kind,“ höhnte Sonnenkamp. „Du glaubst, daß das der echte Schmuck sei? Ich habe Dir, dem

einfältigen Kinde, immer nur den nachgeahmten gegeben; den echten, ganz genau mit demselben Kasten, in derselben Fassung, habe ich bei mir im diebessichern Schrank."

„So? Du bist klug," erwiderte Frau Ceres.

„Und Du, mein wildes Kind, bist nicht wahnsinnig."

„Nein, ich bin's nicht, wenn es nicht kommt. Ich bleibe bei Dir, ich verlasse Dich keine Minute mehr. O, ich kenne Dich — o, ich kenne Dich, Du willst mich verlassen."

Sonnenkamp schauderte.

Was ist das? Wie kommt das einfältige Wesen dazu, ihm einen noch schlummernden Gedanken wach zu rufen und aus der Seele zu nehmen? Er sprach die begütigendsten Worte zu Frau Ceres, er brachte sie in das Haus zurück und küßte sie, sie wurde ruhiger. Fest stand es in ihm, er macht sich frei. Es gab nur noch Eines zu gewinnen, dann fort in die weite Welt. Vorerst wollte er nach der Residenz und Professor Crutius niederschießen. Er kämpfte und rang mit dem Gedanken, und endlich mußte er ihn doch aufgeben. Aber das Andere, das muß. Und wie eine Bestätigung dessen, was er in der Seele barg, kam jetzt ein Bote von Erich mit der Meldung, daß er länger auf Wolfsgarten bleiben müsse, denn Graf Clodwig sei dem Sterben nahe.

Dreizehntes Capitel.

Erich ritt nach Wolfsgarten.

Was ist aus ihm, was ist aus den Anderen geworden, seit er von Wolfsgarten aus nach Villa Eden ritt? Alles zog ihm durch die Seele und in stiller Befriedigung athmete er tief auf, indem er dachte, was aus ihm geworden wäre, wenn er nicht mit aller Macht das Verhältniß zu Bella zum Rechten gelenkt hätte. Wie wäre es, wenn er jetzt dahin ritte mit einer die Seele zerreißenden Empfindung? Am Bette des Sterbenden müßte er als der niedrigste Heuchler stehen! Wie muß es zweien Menschen zu Muthe sein, die mit der Todesnachricht eines Andern sich ihr Glück gründen, und die keine Verbrecher, sondern sehr gebildete, sehr verständige Menschen sind? ...

Er schaute sich um wie ein Erretteter.

Er ritt durch den Bergwald. Stille war es hier ringsum. Die Hagebuche, die sich zuerst belaubt, ließ jetzt auch zuerst die gelben Blätter fallen; es rieselte und knisterte in diesem Blätterfalle leise im Walde, und nur der Habicht kreischte oben in der Höhe.

Erich kam vor das Herrenhaus und trat in den Hof. Er ging zu Bella, die blaß und schwer leidend aussah.

Erich war erschreckt, Prancken hier zu treffen. Die beiden Männer bedurften der äußersten Haltung, um jetzt hier einander gegenüber zu stehen.

„Er schläft jetzt,“ sagte Bella; „er spricht beständig von Ihnen. Seien Sie gefaßt, Sie werden ihn kaum kennen; geben Sie ihm in Allem nach, er ist sehr gereizt.“

Die Stimme Bella's war heiser; sie verhüllte die Augen mit einem weißen Tuch, dann fragte sie:

„Sie waren beim Tode Ihres Vaters?“

Erich bejahte.

Bella ging, um Clodwig die Ankunft Erichs zu melden. Prancken und Erich waren allein. Lange sprachen sie kein Wort, endlich begann Erich:

„Es thut mir weh, daß ich den Schein eines Unrechts gegen Sie auf mich laden mußte. Ich mußte es, weil ich das höhere Recht der Liebe Manna's ...“

„Genug!“ unterbrach Prancken. „Ich hatte nie geglaubt, noch ein Wort mit Herrn Dournay zu sprechen; aber wir sind jetzt an ein Krankenbett gestellt, und um des Kranken willen ...“

Bella kam zurück und sagte:

„Er schläft noch. Ach, Herr Dournay, Clodwig liebt Sie weit mehr, als irgend einen andern Menschen auf der Welt.“

Sie reichte Erich ihre Hand, die eiskalt war. Lange waren die Drei stumm, endlich fragte Erich:

„Ist es denn entschieden?“

„Der Doctor sagt, sein Leben sei nur noch nach Stunden zu zählen. Hören Sie nichts? Der Doctor hat versprochen, zu kommen ... sofort wiederzukommen. Ach, wenn ich nur Clodwig dazu bringen könnte, daß er noch einen anderen Arzt zu Rathe zieht. Bitte, bewegen Sie ihn dazu. Ich habe kein Vertrauen zu Doctor Richard.“

Erich antwortete nichts.

„Ach, mein Gott,“ klagte Bella, „wie verlassen sind wir doch in der Noth. Nicht wahr, Sie bleiben bei uns? Sie verlassen uns nicht?“

Erich versprach's.

Es war ein seltsamer Ton, eine Erinnerung aus höflicher Vergangenheit, als Bella sich nun entschuldigte, daß sie noch nicht nach der Mutter Erichs, nach Frau Ceres und Manna gefragt habe, und mit einem eigenthümlichen Herausstoßen der Worte fragte sie:

„Wie lebt denn Herr Sonnenkamp?“

Ein Diener kam und meldete, der Herr Graf sei erwacht und habe sofort nach Herrn Hauptmann Dournay gefragt.

„Gehen Sie zu ihm,“ sagte Bella und legte die Hand auf die Schulter Erichs. „Bitte, sprechen Sie es als Ihre und nicht als meine Ansicht aus, daß man noch einen anderen Arzt zuziehe.“

Erich ging, und Bella sagte schnell hinter ihm drein zu Prancken:

„Otto, schaff mir mit guter Manier den Juden fort. Was will er da?“

Prancken ging zu dem Banquier.

Bella war allein, sie war von einer Unruhe, die sie nicht bemeistern konnte; sie setzte in Gedanken die Todesanzeige auf, ja sie schrieb schon die Worte:

Verwandten und Freunden die schmerzliche Nachricht, daß mein geliebter Mann Clodwig, Graf von Wolfsgarten auf Wolfsgarten, vormals **'scher Gesandter in Rom, Ritter hoher Orden, fünfundsechzig Jahre alt, nach kurzem Krankenlager gestorben ist. Ich bitte um stille Theilnahme.

Bella Gräfin von Wolfsgarten, geb. von Prancken.

Ein Dämon sagte ihr immer diese Todesanzeige vor, sie sah sie schwarz geändert vor sich, während Clodwig noch lebte. Warum ist das? Was zwingt sie, das jetzt schon in Worte zu fassen und vor sich zu sehen? Sie konnte nicht davon los kommen. Sie nahm das Blatt, zerriß es in Stücke und streute die Stücke zum Fenster hinaus in den Regensturm.

Vierzehntes Capitel.

Erich war unterdeß in das Krankenzimmer getreten.

„Bist Du endlich da?" rief Clodwig; seine Stimme war matt und die Kinderhand, die der Kranke dem Eintretenden entgegenstreckte, schien noch feiner.

„Setze Dich," sagte er, „sei nicht so erschüttert, Du bist jung und stark, hast ruhiges Bewußtsein. Laß mir nur Deine Hand. Es ist ein Glück, daß ich mit voller Besinnung sterbe; ich habe oft gewünscht, an einem plötzlichen Schlag zu sterben. Es ist besser so. Erzähle, wie geht es Deiner Mutter?"

Erich konnte kaum ein Wort hervorbringen, und Clodwig fuhr fort:

„Nun sage, wie geht es Roland? Wollte er nicht mit Dir kommen? Ich sehe ihn, den schönen Jüngling, immer vor mir ... Du hast es gut gemacht, Erich."

Bevor dieser antworten konnte, legte sich der Kranke wieder in die Kissen zurück. Er schien eingeschlummert. Man hörte nichts als das Ticken der Uhr. Ein Wagen fuhr in den Hof, die Räder knirschten in den Sand einschneidend.

Clodwig erwachte.

„Das ist der Doctor," sagte er laut.

Er bat die Krankenwärterin, eine barmherzige Schwester, dem Arzte zu sagen, er möge ihn noch eine Weile mit Erich allein lassen. Sich rasch aufrichtend, sagte Clodwig:

„Schließe die Thür, ich habe mit Dir allein zu sprechen."

Erich saß vor dem Bette und Clodwig begann:

„Du fragst um mein Urtheil über Sonnenkamp? Ich habe ihn freigesprochen. Sein Weg wirr, sein Ziel grausam. Wer richtet? Die Heuchelei ist groß in der Welt. Ein Wirrwarr von Fratzen, Masken. Er hatte den Muth, die Frechheit, sich selbst, auch die Heuchelei zu bekennen. Wenn ich mein Leben überschaue, was ist es? Ich habe eine Uniform ausgefüllt. Was sind wir? ... Oede, mit der Landesfarbe angestrichene Schilderhäuser. Wenn eine Ablösung kommt, thun wir geheimnißvoll, flüstern ... eitel Possenspiel. Heuchelei ist das Leben der meisten Menschen, auch das meine, so lang, so ehrenvoll. Wir haben keinen Muth, bekennen nicht, was wir sind; wir schleppen uns mit Formen und Nachgiebigkeiten, mit Höflichkeiten und Fügsamkeiten, und wo ist unser

wahres Innere? Nie sagen wir einander, was wir sind, wozu wir uns bekennen. Ich habe kein Verbrechen, Vergehen, das ich jetzt zu gestehen hätte, ich war mein Lebenlang wie Tausende, wie Millionen neben mir. Ich habe nur nicht gethan, was ich thun mußte, bin nicht von Stunde zu Stunde hingetreten vor die Mächtigen und habe gesagt: so bin ich und so müßt ihr sein. Ich habe mich eingelullt mit falscher Philosophie, habe mir eingeredet, es wird Alles von selbst, wir stehen im Gesetz der Entwicklung, wir haben nichts dazu zu thun. Ja wohl! Es entwickelt sich Alles von selbst ... der Tod kommt von selbst und nimmt das Leben, das kein Leben war, keine Offenheit, kein eigen Selbst. Ich kannte große Schauspieler. Einem Schauspieler wird der Tod immer am schwersten, nicht nur weil er den Tod so oft gespielt; er weiß, was von ihm bleibt, Maske, Schminke, welke Kränze. Wir Diplomaten sterben den Tod des Schauspielers. Ich habe ein unnützes Leben geführt."

„Sie sind zu hart gegen sich," konnte endlich Erich entgegnen. „Es ist viel, das Schöne und Gute in sich ausgebildet und dargestellt zu haben. Nur wenige Menschen sind zu Anderem, zu dem, was als äußere That sich darstellt, berufen."

Clodwig legte schnell seine Hand auf die Erichs, er sah ihn mit innigem Blicke an und sagte lächelnd:

„Ganz so sprach auch einmal Dein Vater und es mag ein Trost sein. Ich hatte kein Vaterland, das mir mehr als diplomatische Narrenspossen zu thun geben konnte. Mein Leben war eine thatlose Geschäftigkeit. Ich habe den größten Theil desselben in der Livree zugebracht für eine Sache, die ich nicht achtete, kaum schätzte. Da ist dieser Sklavenhändler. Wie verächtlich betrachtet ihn die vornehme Welt — und es hat Unterhändler in diesen Kreisen gegeben, die höchst geehrt und schlimmer als Sklavenhändler waren, und Andere sitzen nur deshalb nicht im Zuchthause, weil sie nicht nöthig hatten zu stehlen und weil ihnen ihre Unsittlichkeit mit Geld abgekauft wurde. Bitte, gib mir zu trinken, der Gaumen vertrocknet mir."

Erich gab Clodwig zu trinken, sie waren aber Beide so ungeschickt, daß sie das Getränk fast ganz verschütteten.

Lächelnd sagte Clodwig, daß es in der Welt so sei, das Wenigste werde wirklich getrunken, das Meiste werde verschüttet und vergeudet.

Clodwig bat nun, daß man den Arzt eintreten lasse.

Erich ging in den Garten.

Draußen raste der Novembersturm und peitschte den Regen. Erich hüllte sich in seinen Mantel, ging durch Park und Wald denselben Weg, den er am Morgen gegangen, als er am Abend vorher dem neu gewonnenen Freunde Clodwig sein eigenes Leben dargelegt. Jetzt schritt er nicht im Frohgefühl, nicht als ob eine fremde Macht ihn trüge; er mußte mit dem Sturm kämpfen und über ihm brausten die Kronen der Bäume. Wie damals stand er an der offenen Halle, aber in der weiten Landschaft sah man nichts als Regenwolken, die dahinjagten. Am Gemäuer der Halle stand noch eine schöne blaue Glockenblume; Erich brach sie ab. Er ging zurück und jetzt erst fiel ihm ein, daß er dem Kranken die Blume bringen wolle. Er trat in das Krankenzimmer und Clodwig rief:

„Ach, die blaue Blume! Du brichst sie, Du bringst sie mir. Wir haben viel davon geträumt in meiner Jugendzeit. Jugendzeit! Jugendzeit!" wiederholte der Kranke oft.

Clodwig beugte sich weit vor aus dem Bett, roch an den Kleidern Erichs und sagte:

„Warum fallen mir jetzt die Bilder aus der Bibel ein? Der Erzvater Isaak sagt zu seinem Sohne, der zu ihm in die Krankenstube kam: Mein Sohn, Dein Athem ist wie der Athem des Feldes. Ja, Erich, Du bringst die freie Feldluft in meine Krankenstube. Wenn ich nicht mehr bin, denke, Du hast mir Gutes gethan."

Erich weinte.

„Weine nur, das ist gut, es schadet Dir nichts, daß ich Dir das Herz schwer mache; Du wirst froh, frei thätig auf der Erde sein, deren Schollen bald auf mir ruhen. Nur bitte ich, bleib Du bei mir, wenn ich sterbe. Bleib bei mir, Erich. Ich will nicht an Kleines, an Einzelnes denken, will nicht in Haß und Zorn aus der Welt scheiden; nein, nicht in Haß, in Zorn, auf Niemand. Hilf mir ins Weite, ins Große, da lebe ich, da sterbe ich."

Er legte sich in die Kissen zurück. Erich beugte sich über ihn, der Athem des Kranken ging ruhig und auf seinem Gesichte war der Ausdruck eines milden Lächelns. Welche Gedanken mochten jetzt diese Seele bewegen?

Fünfzehntes Capitel.

Clodwig schlief mehrere Stunden. Erich saß bei dem Banquier und erquickte sich an dem theilnahmvollen selbstlosen Wesen desselben; dem Banquier fehlten manche bräuchliche Lebensformen, aber er bewährte eine tactvolle Haltung, und mitten in aller Herzensbewegung dachte Erich: nur die Selbstlosigkeit hat den wahren Tact, Tactlosigkeit ist Egoismus, denn dieser denkt nur an sich oder handelt nur für sich.

Erich lernte den Banquier jetzt erst kennen. In Karlsbad hatte der Mann sein vielbewegtes Denken mit gewaltsamer Beflissenheit auszulegen gesucht, jetzt gab sich sein mildes und verständnißvolles Naturell wie von selbst.

Bella behandelte ihn mit offenbarer Zurücksetzung, er ließ sich das still gefallen, er sagte nichts, aber er zeigte, daß er ihr nicht grolle. Sie handelte ihrer Natur gemäß und sie war ja auch nicht seine Freundin, Clodwig war sein Freund, und für ihn sich etwas gefallen zu lassen, erschien als Pflicht. Er saß im Bibliothekzimmer, er war bereit, so oft man ihn rief, und hielt sich zurück, so oft er störend zu sein glaubte.

Gegen Mitternacht wurde Erich abgerufen, Clodwig sei erwacht und verlange nach ihm.

Auch Bella kam.

Sie freute sich, daß Clodwig so lebhaft dreinschaute, und noch jetzt bewahrte Clodwig eine formvolle Höflichkeit gegen seine Frau; sie wollte ihm Medicin reichen und er sagte:

„Ja wohl, gib sie mir, aber sprich nicht dabei gegen Doctor Richard. Bitte, thu es nicht.“

Bella saß eine Weile still am Bette. Clodwig bat, daß sie sich zur Ruhe begebe; sie willfahrte ihm. Und als er mit Erich wieder allein war, sagte er:

„Ach, ich habe so gut geschlafen, und wunderlich! Ich träume jetzt immer von einer Cousine Lottchen, die soll ich heiraten, sie gefällt mir auch und ich ihr, aber sie hat so gar nichts gelernt und will nichts lernen und hat ein Lachen, so spitz, und da sagt sie: komm, Clodwig, Du bist so traurig, komm, heirate mich, wir wollen lustig sein. Und da sag ich: Kind, ich bin ja schon so alt; sieh, ich hab' ja keine Zähne mehr, und was wird Bella

dazu sagen? Ach was, sagt sie, Albernheiten. Komm, wir wollen tanzen. Und wir tanzen hinunter zur Capelle und da steht der Pfarrer und er winkt uns und wir tanzen fort, an dem Pfarrer vorbei, und sie ist ein prächtiges Kind und hat gar schöne Augen und hat mich so gern, und so tanzen wir und tanzen und ich kann es ganz gut."

„Lebt Ihre Cousine Lottchen noch?"

„O nein, sie ist schon lange todt, vorige Woche war ein Enkel von ihr bei mir. Aber ist es nicht seltsam, daß meine erste Jugendliebe — ich war damals kaum zehn Jahr alt — in mir erwacht? Damals hatte sie einen Apfel in der Hand und da biß sie herunter und sagte: Beiß auch. Ich will den Apfel nehmen, aber sie gibt ihn mir nicht und sagt: beiße nicht zu tief. Und sieh, als ich erwachte, war mir's im Munde, als ob ich wirklich einen feinen Apfel gegessen hätte. Ja, und jetzt fällt mir's eigentlich erst ein. Wir sind einmal mit einander gemalt worden, der Maler behauptete, es würde uns später sehr freuen; er that es heimlich, man hat ihm natürlich das Bild abgekauft; ich glaube, es ist erhalten, ich weiß nur nicht wo. Findest Du es nicht auch schön, daß sie Lottchen heißt? Es ist ein halbwüchsiges Kind in blaßrothem Cattunkleid mit weißer Schürze, und so ging sie auch immer, und hatte einen breiten Florentiner Hut, dessen Rand bis über die Schultern hinausreichte."

So erzählte Clodwig und mit einem unterdrückten Seufzer sagte er:

„Bella hat nie von meiner Jugend wissen wollen."

Schnell aber, als ob er nicht von ihr sprechen wolle, sagte er zitternd, beide Hände bewegend:

„Mein Vater war Minister, ich bin im Ministerpalais geboren, Sohn einer späten Ehe, einziger Sohn. Mein Vater wurde Bundestagsgesandter. Die Gesellschaft der Bundestagsgesandten — wer weiß, ob sie nicht dahin geht und Niemand hat sie recht geschildert — Ich hätte es gekonnt; schon als ich Student war, ging es mir auf, das ist eine Gesellschaft, die nur dazu da ist, um alles Gute zu verhindern. Der Bundestag ist das böse Gewissen der Fürsten. Sieh, das dachte ich schon früh und das wußte ich schon früh und steckte doch mitten drin und je weiter ich kam, je mehr sah ich es. Alles Gute, was geschieht, hat sich neben dem Bundestage aufgebaut, und darin hat die Kirche etwas vom

Bundestag; das Gute geschieht auch außerhalb ihr, neben ihr; nicht einmal die Todesstrafe, nicht die Folter, die Kettenstrafe, nichts hat sie abgeschafft. Jetzt kommen die zwei großen Befreiungen, die Befreiung der Sklaven und der Leibeigenen, und wer vollzieht sie? Allein die freie Humanität. Sieh, dieser Herr Sonnenkamp lebt in einer ganz andern Welt als ich und doch war mein Leben ... Ach, warte einen Augenblick, warte, ich kann jetzt nicht weiter sprechen."

Nach einer Weile begann Clodwig wieder:

„Kindererinnerung! Höre! .. Ich sehe, wie ein kleines Kind, ganz klein, nur mit einem Hemdchen bekleidet, auf einem Polster auf dem Tische sitzt und meine Mutter hält mich und sie erzählt ... ich meine, ich spüre noch den warmen Athem ihrer Worte, sie hat ihr Haupt an meine Brust gelegt und da sagt sie: Es war einmal ein Kind und das ging in den Wald, um Blumen zu suchen, und fand schöne rothe Blumen und sammelte sie, und dann fand es schöne blaue Blumen und da warf es die rothen weg und sammelte die blauen, und da fand es schöne gelbe und warf die blauen Blumen weg und sammelte die gelben, und es fand schöne weiße und da warf es die gelben weg und sammelte die weißen; es kam vor den Wald und da war ein Bach und es warf die schönen weißen Blumen in den Bach und da hatte es gar nichts mehr in der Hand... Ist unser Leben nur ein Spiel mit Blumen?"

Er schien einzuschlummern; nach einer Weile richtete er sich wieder auf und sagte:

„Geh hinauf in das Zimmer, wo Du zuerst bei mir gewohnt; nimm Robert mit, bring mir die Büste der Victoria her."

Erich ging mit dem Diener nach dem Erkerzimmer, er ließ die Büste der Victoria aufnehmen, die der Medusa, die ihr gegenüber gestanden, lag in Stücken auf dem Boden.

Er fragte Robert, wer sie zerbrochen. Robert wußte nichts davon.

Als Erich die Büste vor das Bett des Kranken in entsprechende Beleuchtung gestellt hatte, sagte Clodwig:

„Ja, so sah die Verstorbene aus ... auch sie in besseren Stunden ... Deine Mutter hat sie gekannt."

Weiter sagte er nichts.

Nachdem er lange stumm auf die Büste geschaut, sagte er

Erich, er möge auch den Banquier hereinrufen. Dieser kam; Clodwig streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Es gehört auch Ihnen." Nachdem er mehrmals vor sich hingenickt, fuhr er fort: „Ich sehe in die Welt hinaus. Der Imperialismus will sich festsetzen in Amerika ... Und in der alten Welt ... Um Rom sammeln sich die Einen, aber um ein Anderes, es ist kein Mann, nur ein Gedanke, die Freiheit, da sammeln sich die Anderen. Zwei große Fahnen sind aufgepflanzt und um diese Fahnen sammeln sich zwei Heere, unabsehbar. Auf der einen Fahne steht: Wir können nicht! Auf der andern: Wir wollen! Ein neuer Glaube, eine neue Erkenntniß wird kommen und die Welt wieder auffrischen. Die neue Religion wird die Menschen nicht loben, ihnen nicht schmeicheln; sie wird ihnen etwas zumuthen, von ihnen fordern, streng, scharf und hart gegen sie sein. Das allein hilft. Wir wandeln beständig auf einem Kirchhof, unser Leben ist todt. Nur eine Erneuerung durch eine große Idee, durch eine neue Religion ... Kopf an Kopf sammeln sich die Menschen in zahllosen Haufen, sie wallen hin zu einem hohen Berge, um die Fahne aufzupflanzen. Ich sehe Dich, wie Du damals unter dem blühenden Apfelbaum standest .. ein Bote. Du trägst die Fahne und darauf steht: Freie Arbeit! ... Und nun schlaft wohl ... gute Nacht ..."

Er brach ab.

Ein glanzvolles Licht lag auf seinem Antlitz und blickte aus seinem Auge, er starrte in die Luft hinein, dann legte er den Kopf zurück und schloß die Augen, aber er tastete nach der Hand Erichs und hielt sie fest. Nach einer Weile ließ er sie los. Der Banquier zog sich zurück.

Erich saß vor dem Bette Clodwigs, der eingeschlafen war. Bella kam noch einmal und mit ihr Prancken; er betete mit der barmherzigen Schwester für den Sterbenden, er that das ohne Scheu und Schaustellung, mit offenem Anstand.

Erich winkte Bella, recht ruhig zu sein; sie saß eine Weile still, dann ging sie mit Prancken davon.

Erich kämpfte mit Schlaf und Müdigkeit. Der Morgen brach herein und übergoß die Stube mit flammrothem Lichte. Erich beugte sich über Clodwig, er hörte keinen Athem mehr. Clodwig war in den Tod hinübergeschlummert. ..

Erich ließ Prancken rufen und übertrug es ihm, seine Schwester

zu benachrichtigen; Prancken bestand darauf, daß man Bella schlafen lasse, bis sie von selbst erwache, sie bedürfe der Kraft. So stieg der Morgen immer höher; die barmherzige Schwester saß betend an dem Bette des Entschlummerten.

Ein Wagen fuhr in den Hof; der Leibarzt des Fürsten kam. Doctor Richard, der Leibarzt, Erich und der Banquier gingen nochmals zur Leiche. Erich warf noch einen Blick auf die Leiche des Freundes. Die Victoria, der Leiche gegenüber, schien schmerzlich drein zu schauen.

Doctor Richard berichtete kurz, an welchen Leiden Clodwig gestorben sei, eine Erkältung und eine Gemüthsbewegung hätten zusammen gewirkt. Die Männer traten in den Gartensaal, wohin Doctor Richard Wein bringen ließ.

„Trinken Sie," ermuthigte er Erich, „es geht nicht anders; Sie verbrauchen jetzt viel, die Maschine muß mit Wein gefüttert werden."

Erich trank, aber er trank eine Thräne mit dem Wein hinab.

Der Leibarzt sagte, daß nun wieder ein Ehrenmann dahin gerafft sei, in dessen Gedenken Jeder eine Erquickung gefunden habe; sein maßvolles und stetig sich vervollkommnendes Wesen, seine Ruhe und Milde, das seien Eigenschaften, wie sie nur einer dahinschwindenden Zeit angehören.

Doctor Richard saß in einem Lehnstuhl und rief:

„Er hatte das Glück oder das Unglück, alles Einzelne im Zusammenhang der Menschheit anzusehen, und da ist es freilich gleichgültig, ob dies Einzelne heute oder morgen geschehe, ob Du es thust oder ein Anderer. Er hätte Größeres bewirken, hätte umwälzend eingreifen können; aber das schien ihm zu herb und er sprach sich davon frei. Jedes Ereigniß, jede Erfahrung sollte ihm nur dazu dienen, sein schönes Naturell aufzubauen. Das ist ein kinderloses, thatenloses Dasein, dessen Mutter eine Philosophie war, die Alles begriff, Alles geschehen ließ, nur um es nachher in ein System zu bringen. Ich habe ihm das selbst so oft in seinem Leben vorgehalten, daß ich es nun auch nach seinem Tode darf. Ich glaube nicht, daß ich ein Tadler des Mannes war; von Allen in der weiten Welt, die von seinem Tode hören und darum trauern, hat ihn Niemand mehr verehrt als ich."

Der Doctor fuhr mit dem Leibarzt davon, bald darauf auch Erich mit dem Banquier, denn Bella hatte gewünscht, daß man sie allein lasse.

Man schaute wehmüthig zurück nach dem Herrenhause, wo jetzt eine schwarze Fahne aufgezogen wurde.

Zwei Tage lang wurde Clodwigs Leiche im großen Saal ausgestellt; er lag auf weißen Atlaskissen, sein Antlitz war friedlich. An seinem Sarge brannten Lichter und er war rings umgeben von Palmen und Blumen.

Aus der ganzen Gegend strömte Alles herzu.

Am dritten Tage geleiteten Erich, der Landrichter, der Banquier, der Major, viele angesehene Bürger aus der Stadt, dazu auch ein Abgesandter des Fürsten, und mehrere höhere Staatsbeamte die Leiche Clodwigs nach der Gruft auf Wolfsgarten.

Die Glocken klangen von Berg zu Thal, der letzte Wolfsgarten wurde beigesetzt.

Sonnenkamp hatte ebenfalls zum Leichenbegängniß kommen wollen, er war auf dem Weg nach Wolfsgarten geritten, aber man sah ihn nicht unter den Leidtragenden.

Durch die offenen Fenster im Sterbezimmer Clodwigs drang feuchter Herbstnebel, auf der Stirne der Victoria sammelte er sich in Tropfen.

Lautlos, öde war es auf Wolfsgarten, auch Prancken war abgereist.

Sechzehntes Capitel.

Bella saß in tief schwarzen Trauerkleidern in ihrem Zimmer. Sie hatte schwarze Bracelets an den Handgelenken, sie hatte soeben schwarze Handschuhe anprobirt und wieder abgezogen; jetzt legte sie die feinen Hände zusammen, und ihr Auge starrte ins Leere, ins Weite, ins große Nichts, und in ihr sprach es: Du bist allein, Du warst stets allein, in Dir, in der Welt, eine einsame Natur, einsam als Frau . . .

In Gedanken ging sie in der Residenz von Haus zu Haus, sie wußte, wie man von ihr, von Clodwig spricht.

Man hatte ihr viel gehuldigt, wo aber war jetzt eine Menschenseele, die es zu ihr drängte?

Ich bin allein und will allein sein, wiederholte sie sich.

Sie hörte den Pendelschlag der Uhr und gedachte eines Wortes von Clodwig, er hatte einmal gesagt: Erinnern an die Vergangenheit und Wünschen für die Zukunft, das ist der Pendelschlag unseres Lebens... Das galt für ihn, für mich nicht! Ich stehe nicht zwischen Erinnern und Wünschen, ich will Gegenwart — Leben, brennendes Leben.

Sie stand auf, sie trat vor den Spiegel, ein Schmerz zuckte durch ihre Mienen, sie sah, daß sie nicht mehr so schlank war, wie früher, und schwarz macht doch schlank; sie erschien sich so klein. Weiter gingen ihre Gedanken: da er doch vor ihr sterben mußte, hätte er nicht Jahre früher sterben können, als Du noch schön warst? Und kühn das Haupt erhebend, sprach sie fast laut vor sich hin:

Ich frage nichts nach der Convenienz. Ich erlaube mir zu denken, was Andere erst nach einem Jahre denken. Ja, Du bist eine Wittwe, der man nur noch aus Gnade einen Besuch macht, eine allein stehende Wittwe. Ich kann nach der Residenz ziehen, ein Haus ausmachen ... O göttergleiches Schicksal! Ich bin ein Haus und werde Präsidentin der Suppenanstalt und ein auserwähltes Dutzend Waisenmädchen in blauen Schürzen folgt meiner Leiche. Dafür kann man schon gelebt haben. Nein! Ich will nicht. Soll ich wieder durch die Länder reisen, an Landschaftsblicken, an Volksgetümmel, an Kunstwerken Selbstvergessen und eingeredete Freude haben, und dann in Gesellschaft conversiren, scherzen, musiciren? ... Fürst Valerian ließe sich gewinnen. Aber in eine fremde Welt, und da wieder heucheln, menschenfreundlich sich freuen, daß russische Bauern innerlich frisirt werden? ... Der Weincavalier wäre sehr bequem, duckt unter, jede Minute anbetend, zwar nur Manier, aber die Manier ist gut, gefällig und — gelogen ist doch Alles! Nein! Nein! Fort möchte ich, in Kampf, in Krieg, in Gefahr, in Noth; aber Leben, gewaltiges, Alles einsetzendes, das muß mir noch werden. Ich höhne die ganze Welt, ich schleudere ihr ins Antlitz, was sie von Ehre, was sie von humanitären Caprizzios will ...

Ein Reiter sprengte in den Hof. Es war Sonnenkamp. Was will er? ...

Sonnenkamp wurde gemeldet.

„Ist willkommen.“

Er trat ein.

„Frau Gräfin, was Sie mir neu erweckt, bringe ich Ihnen zurück — Heldenmuth.“

„Heldenmuth! Was soll er mir? Ich bin in Verlassenheit, schwach.“

„Sie verlassen? Schwach? Sie haben in mir die Kraft angefacht, der ganzen Welt zu trotzen; ich bin wieder jung, ich bin wieder frisch. Jetzt in dieser bedeutsamen Stunde komme ich zu Ihnen, zu Ihnen allein; Sie allein sind mir noch die Welt, Sie allein machen mir die Welt noch werth, und ich möchte Ihnen etwas sein, daß auch Ihnen die Welt wieder werth wäre.“

Bella stand starr und er fuhr fort:

„Schwingen Sie sich auf über diese Stunde, über dies Jahr, über dies Land, über alle Verhältnisse hinweg. Wenn es ein menschliches Wesen gibt, das das vermag, Sie sind es. . .“

Bella that die schwarzen Armspangen ab, sie schienen sie zu pressen, und Sonnenkamp fuhr fort:

„Bella, ich könnte sagen, ich entfliehe in die weite Welt, ich opfere, ich vernichte rücksichtslos Alles, ich stoße von mir Frau, Kinder, nur wenn Du mir folgst, wenn Du es wagst, Alles hinter Dich zu werfen, eine freie Natur zu sein. Das könnte ich sagen und es wäre wahr. Aber das darf Dich nicht bestimmen. Nicht mir sollst Du leben, Dir sollst Du leben. Bella! Ich sehe Deine Seele vor mir, in mir, ich spreche aus Dir, Du sagst wie ich: Ich stehe im Kampf mit der Welt, sie will Gemeinnützigkeit und ich — ich bin kein gemeinnütziges Wesen, bin keine Wohlthätigkeitsanstalt. Andere würden Dich mit süßen Phrasen kirren, betäuben, überreden; ich achte Dich zu hoch, Du hast den Muth, Du selbst zu sein.“

„Ich verstehe nicht. Was wollen Sie? Was wollen Sie für sich, was wollen Sie für mich?“

„Für mich? Was habe ich noch zu wollen? Eine Kugel durchs Hirn. Nur ein Einziges gibt es, was mich retten kann.“

„Was ist das?“

„Du bist es. Um Dir das Große zu zeigen, um Dich groß zu sehen, möchte ich noch leben, kämpfen. Wenn es eine Bewunderung gibt, ein Beugen vor dem Erhabenen, vor dem die Welt besiegenden Genie, ich . . .“

Er machte eine Bewegung, einen Schritt vorwärts, Bella gewann das ruhige Wort und sagte:

„Setzen Sie sich.“

Er schien betroffen von diesem Wort, aber er setzte sich und fuhr fort:

„Ich weiß nicht, was Sie jetzt beginnen wollen ... Doch nein, ich weiß, was Sie beginnen sollen. Sprechen Sie nicht, lassen Sie mich reden. Wenn ich mich in Ihnen geirrt habe, dann ist mein ganzes Leben, all mein Denken, mein Ringen, mein Kämpfen Wahnwitz und die salbungsvollen Verkünder hoher Phrasen haben Recht. Bella, Sie haben mir das große Wort gesagt: ein Mensch der entschlossenen That hat keine Familie, darf keine Familie haben. Das ist mein Leitstern. Ich habe keine Familie mehr, ich bin nichts auf der Welt, als ich selbst, und Sie ... Sie sollen auch nichts auf der Welt sein, als Sie selbst, Sie waren nie Sie selbst, bis jetzt nicht, Sie können, Sie müssen es werden.“

„Ja, ich will! Sie schleudern all das Gerümpel weg, was mein Wesen verschüttet. Sprechen Sie weiter ... was bringen Sie?“

„Ich habe hinter mich geworfen Alles, was in der Welt noch bindet, Ihnen allein sage ich es ... Dir allein; noch heut ziehe ich fort in die neue Welt. Dort gibt es eine neue Welt!“

Sonnenkamp stand rasch auf und faßte ihre Hand.

„Bella, Sie sind ein großes Weib, eine zum Herrschen geborne Natur; ziehen Sie mit mir, Sie haben Muth.“

Bella durchzuckte es, ihr Auge wurde größer, sie öffnete den Mund, aber sie sprach nicht und Sonnenkamp fuhr fort:

„Ich weiß, daß Ihre Unabhängigkeit Ihnen über Alles geht, ich bin bereit, Ihnen jede Bürgschaft dieser Unabhängigkeit zu geben. Ziehen Sie mit mir, es gilt einen Thron aufzurichten. Diese Stirn ist geschaffen für eine Krone. Komm mit mir.“

Es war ein Gewaltiges in dem Tone Sonnenkamps, ein Hinreißendes und Bestrickendes.

Er faßte ihre Hand, sie entzog sich ihm nicht.

Hatte sie so lange mit Allen gespielt, daß sie nun überwältigt wurde? Eine Secunde zog es ihr wiederum durch den Sinn: es wird eine große Erinnerung sein, auch das erlebt, in der Hand gehabt und von sich gewiesen zu haben ... Du darfst Dich nicht binden, nie, nirgends mehr. Aber unwillkürlich sagte sie:

„Sie denken groß und Sie denken groß von mir. Ich danke

Ihnen. O Freund, wir sind erbärmliche schwache Geschöpfe. Zu spät! Zu spät! Warum kommt solcher Ruf zu spät? Vor zehn Jahren hatte ich noch die Kraft, da hätte es mich gelockt, da hätte ich Alles eingesetzt. Nur nicht dieses lahme, müßige, nichtige, Antiquitäten grabende und kramende, schönselige ... Nein, das wollte ich nicht sagen ... Und doch ... Sie erkennen mich. Aber es kann nicht sein. Zu spät!"

„Zu spät?" rief Sonnenkamp und faßte ihre beiden Hände. „Bella, Du hast mir gesagt, wäre ich in Deiner Jugend gekommen, Du wärest mit mir in die weite Welt gezogen. Bella ... Wir sind jung, so lange wir es sein wollen; Du bist jung und ich will es sein. Sei muthig, sei Du selbst, sei Dein eigen. Was sind siebzig müßige, lahme Jahre? Ein einziges Jahr, voll gelebt, ist mehr als Alles."

Es trat eine längere Pause ein; man hörte nichts als das Ticken der Uhr und aus dem Nebengemach das Schreien des Papageis.

„Wann reisen Sie?" fragte Bella.

„Heut Nacht mit dem Eilzuge."

„Nein, zu Schiff. Geht kein Schiff mehr?"

„Doch; auch noch heute Nacht."

„Ich komme mit. Aber jetzt geh ... geh! Hier meine Hand, ich komme mit."

Sie saß still, sie legte die Hände zusammen, sie schloß die Augen. Sonnenkamp faßte ihre Hand, er hielt sie fest, er fühlte den Trauring an ihrem Finger und leise zog er ihn ab.

„Was thun Sie?" fuhr Bella plötzlich auf. Sie sah Sonnenkamp starr an, sie sah den Ring in seiner Hand.

„Lassen Sie mir das als Zeichen," bat er.

„Was soll's? Wir sind keine Menschen, die Scenen machen. Geben Sie."

Er gab den Ring zurück; sie steckte ihn nicht mehr an den Finger ...

In der Nacht hielt das Dampfschiff beim Städtchen; es regnete und stürmte und die Maschine zischte und brummte; da stand ein Mann an der Schiffslände, tief in seinen Mantel gehüllt, und an ihm vorüber ging eine verhüllte große Gestalt.

„Laß mich allein," sagte die Frau zu dem Manne, an ihm vorüberschreitend.

Das Landungsbrett wurde angelegt, die Frau ging hinüber der Mann hinter ihr drein.

Das Brett wurde aufgezogen, das Schiff wendete und schwamm in Nacht und Unwetter hinein. Niemand war auf dem Verdeck, als die Beiden; die Matrosen eilten, wieder in die Cajüte zu kommen. Der Steuermann im Regenmantel und mit dem Dreimaster auf dem Kopf drehte das Rad und pfiff leise dazu.

Die große schwarze verhüllte Frauengestalt stand auf dem Deck des Dampfschiffes, das stromabwärts schoß; die Gestalt starrte lange in die Wellen und auf die Dörfer und Städte am Ufer, wo da und dort noch ein Licht durch die Scheiben blinkte und einen schnell verschlungenen Lichtstreif auf das Wasser warf. Ein Feuerregen aus dem Schlot, ein Strom von hellen Funken zog über die Gestalt hin . . .

Vierzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Blätter an den Bäumen fielen ab, die Zweige waren kahl, Villa Eden stand da, so weiß, so glänzend, wie emporgehoben, da kein belaubtes Gezweige mehr das hellfarbige Mauerwerk verdeckte.

Das Haus war verlassen; der es gebaut, der den Garten gepflanzt, war verschwunden.

Nach Europa war Sonnenkamp zurückgekehrt, er hatte sich Ruhe und Ehrenhaltung geben, seinen Kindern eine freie Stellung sichern wollen. Es war mißlungen. Nun trieb es ihn wieder zurück in die neue Welt, und er hatte eine ruhelose, abenteuersüchtige Seele mit sich in den Strudel gerissen.

Ein Novembersturm wehte durch das Rheinthal, schüttelte die Bäume, blies in die aufgespannten Segel und trieb die Schiffe vor sich her.

Als Erich erwachte, empfand er aufs Neue den Schmerz um den Tod Clodwigs; er trauerte doppelt um ihn, denn er fühlte, daß Niemand, dem man von dem Dahingegangenen erzählte, ganz die Reinheit und Hoheit seines Wesens begreifen würde. Clodwig hatte keine Spur seines Wirkens hinterlassen, und nur diejenigen, die in sein Auge geschaut und seine Stimme gehört, konnten wissen und in sich erneuern, wer er war.

Nicht lange durfte Erich dem dahingegangenen Freunde am stillen Morgen nachtrauern. Der Notar des Städtchens wurde gemeldet. Er trat ein und überbrachte ein Schreiben Sonnenkamps, worin dieser auseinander setzte, daß er mit sich genommen habe,

was vom Sklavenhandel stammte. Er ertheilte Weidmann und Erich Vollmacht, über alles Zurückgelassene bis zur Großjährigkeit seiner Kinder zu verfügen und für Frau Ceres zu sorgen.

Erich las wiederholt das Schreiben; er schien nicht zu begreifen, was das sein sollte, aber da stand es, und der Notar erklärte ihm, daß Sonnenkamp noch gestern bei ihm gewesen und die Vollmacht ausgefertigt habe; er habe auch einen Brief an Weidmann geschrieben.

Erich ließ den Notar allein, er ging nachdenklich im Parke hin und her. Er begegnete Tante Claudine, und ihr zuerst theilte er die Nachricht mit.

„Er hat sich selbst sein Urtheil vollzogen," sagte Claudine in der ihr eigenen ruhig bedachtsamen Weise und erzählte, daß Sonnenkamp noch am Tage vorher im grünen Hause gewesen und ihnen ans Herz gelegt habe, ihre Sorgfalt für Frau Ceres und die Kinder zu bewahren.

In alle Seelen hinein mußte man sich denken, wie sie es erfassen, wie es sie bewegen werde, wenn sie die Nachricht erhalten. Wie wird man es der Frau, den Kindern mittheilen?

Erich ging mit Claudine zu seiner Mutter; sie trafen Manna bei ihr.

In leisen Uebergängen suchte er die schnelle Abreise Sonnenkamps zu verkünden, aber Manna rief:

„Er hat uns verlassen!"

Erich bejahte.

Die Professorin faßte die Hand Manna's; Manna starrte unbewegt drein, endlich sagte sie:

„O, meine Mutter! Ich will zu ihr."

Man überlegte, ob nicht durch Fräulein Perini die Kunde an Frau Ceres gegeben werden solle, aber Manna bestand darauf, daß sie und die Mutter Erichs es ihr sagen. Vom grünen Hause gingen sie nach der Villa.

Sie kamen zu Frau Ceres; kaum hatten sie angedeutet, daß Sonnenkamp verreist sei, als Frau Ceres rief:

„Ich weiß, ich weiß. Darf's nicht sagen. O, ich kann verschwiegen sein. Wir haben's gelernt."

Sie gab indeß doch zu verstehen, daß Sonnenkamp nach Italien gereist sei, vielleicht aber auch nach Paris, und er werde sie Alle bald nachkommen lassen.

Wie sich jetzt Manna eifrig um ihre Mutter bemühte, lächelte diese:

„Ja, Kind, Du hattest nicht nöthig, ins Kloster zu gehen. Das habe ich nie gewollt. Wenn wir zum Vater kommen, mußt Du ihm sagen, daß ich das nie gewollt habe. Es ist so kalt im Kloster und lauter schwarze Kleider — schwarz kleidet Dich gar nicht gut."

Erich wurde abgerufen, Roland war angekommen, seine Wangen glühten und er rief:

„Erich, Herr Weidmann läßt Dir sagen, daß er heut zu Dir kommen werde. Und weißt Du auch schon? Lincoln ist gewählt! Herr Weidmann hat die Nachricht erhalten."

Jetzt verknüpfte sich's Erich. Sonnenkamp hatte die Nachricht gewiß auch bereits, und das hatte seinen Entschluß beschleunigt. Er hatte ja oft davon gesprochen, daß der Kampf unabwendbar eintreten werde, wenn Lincoln gewählt wird. Er war entflohen, um in den Kampf einzutreten.

„Wo ist mein Vater?" fragte Roland, da Erich kein Wort hervorbringen konnte.

„Dein Vater?"

„Ja, wo ist er?"

„Nach Amerika."

„Ohne Abschied von uns Allen? Und meine Mutter — wo ist unsre Mutter?"

„Manna ist bei ihr."

Erich mußte Roland Alles sagen. Roland hörte ihn an und schaute lange nicht auf; endlich sagte er:

„Ich gehe zu meiner Mutter."

Erich schärfte ihm ein, recht behutsam zu sein; er versprach es.

Als Roland bei seiner Mutter eintrat, rief diese:

„Er hat Euch mir gelassen, er kann nicht fortbleiben, er kommt wieder."

Sie umarmte Roland mit Heftigkeit und rief:

„Du hast mich nie verlassen, Du bist nie in ein Kloster gegangen. Ja, Manna, nimm Dir Deinen Bruder zum Beispiel. Jetzt bleibst Du bei mir."

Die Professorin hatte einen Boten nach dem Major geschickt; er kam, und als er die Nachricht hörte, sagte er:

„Und wir haben ihm ja sein Urtheil noch nicht gesprochen."

Der Sturmwind jagte die Blätter durcheinander, er schien auch die Menschen hin und her zu jagen.

Noch standen Erich und der Major beisammen, als ein Reiter bei ihnen erschien. Er war tief in den Mantel gehüllt; er hielt an. Wenn Sonnenkamp selber wieder gekommen wäre, sie hätten nicht mehr erstaunt sein können, als jetzt diesen zu sehen. Es war Prancken. Er sah verstört aus.

„Wo ist Herr Sonnenkamp?" fragte er.

Man gab ihm die Nachricht.

„Und ist er allein? Wissen Sie nicht ... wer bei ihm?"

„Nein."

„Ist Niemand von den Meinigen hier auf der Villa? Haben Sie ... meine Schwester nicht gesehen?"

Man konnte ihm keinen Bescheid geben. Ohne ein Wort zu sagen, wendete Prancken sein Pferd und ritt davon.

Der Doctor kam, und von ihm hörte man, daß Bella von Schloß Wolfsgarten verschwunden sei. Als er jetzt vernahm, daß auch Sonnenkamp entflohen sei, rief er:

„Sie ist mit ihm entflohen! Ein Meisterstück! Wenn Sonnenkamp die feinste Taktik angelegt hätte, er hätte es nicht klüger machen können. Durch diese Entführung Bella's lenkt er die Nachrede von sich ab und von Allem, was er gethan. Daß er Bella Prancken mit sich fortreißen konnte, das ist gewaltiger als Alles."

Zweites Capitel.

„Heinrich, komm! Heinrich, komm zurück! Das sind Deine Bäume, Dein Haus! Komm zurück! Ich tanze Dir! Heinrich! Heinrich!"

So rief Frau Ceres.

Sie wollte auch gar nicht mehr essen, sie wollte warten, bis ihr Mann sagte: Liebes Kind, so genieße doch etwas. Nur auf eindringliches Zureden des Fräulein Perini nahm sie Speise zu sich.

Klagend ging sie durch die Gärten, durch die Treibhäuser.

Fräulein Perini hatte unsägliche Mühe, sie zu beruhigen.

Frau Ceres schalt auf den Gärtner, weil er die Wege reche, da seien Fußspuren von ihrem Manne, die dürfe man nicht verwischen, sonst müsse er sterben.

Am Fenster saß sie wieder stundenlang und schaute hinaus über den Strom, wo die Schiffe auf- und abgingen, zu den Bergen und Wolken und leise klagte sie vor sich hin.

„Heinrich, ich habe Dich schwer gekränkt, Du darfst mich peitschen, wie Deine Sklaven; nur nimm mich zu Dir, verzeih mir. Ach, weißt Du noch, wie es war, als Du zu mir herauskamst? Cäsar spielte die Harfe, und ich tanzte in meinem blauen Kleidchen und meinen goldgelben Schuhen ... Weißt Du noch? ... Manna!" rief sie dann heftig. „Manna! bring Deine Harfe, spiel mir vor, ich will tanzen, ich bin noch schön. Komm, Heinrich!" Sie versuchte eine Tanzweise zu singen.

Plötzlich fragte sie dann Fräulein Perini: „Nicht wahr, er kommt wieder?" Und das fragte sie so ruhig, in so klarem Ton, daß man wieder von der Angst befreit wurde.

„Wenn ich sterbe, soll er Frau Bella heiraten, sagen Sie ihm das," flüsterte sie vertraulich, mit großen Augen dreinstarrend. „Frau Bella ist eine schöne Wittwe, sehr schön, und er soll ihr meinen Schmuck geben, er wird ihr gut stehen. Lassen Sie anspannen, ich will zur Gräfin Bella, sie hat Briefe von ihm, ich weiß das."

Fräulein Perini suchte sie zu beruhigen, aber Frau Ceres bestand darauf, sie wolle zur Gräfin Bella. In ihrer Angst schickte Fräulein Perini zur Professorin und zu Erich; sie hoffte, daß man Frau Ceres zerstreuen und von ihrem Gedanken abbringen könne, aber es gelang nicht; Frau Ceres blieb bei ihrer Forderung. Man sagte ihr, die Gräfin sei verreist.

„Dann ist sie mit ihm ... mit ihm. Ich weiß, er hat ihr meinen Schmuck gegeben, ich habe den falschen. Ruft mir meine Kinder!"

Manna und Roland kamen, und mit einer erstarrenden Lustigkeit rief Frau Ceres:

„Euer Vater hat Frau Bella geheiratet, Ihr habt jetzt noch eine Mutter, sie ist schön ... sehr schön. Da stehen sie Alle und sehen mich an! Fragt sie ... fragt sie nur, ob es nicht wahr ist? Ich bin nicht dumm, er hat selber gesagt, ich sei gescheidt. .. O, ich bin gescheidt!"

Manna wendete sich an Claudine, und diese bestätigte, es sei allerdings wahr, daß Sonnenkamp mit Gräfin Bella entflohen sei.

Roland sah auf Erich. Erich senkte die Augen.

Die Kinder warfen sich an den Hals der Mutter und weinten und schluchzten.

„Sie hat keine Kinder, sie ist doch Eure Mutter nicht! Ihr bleibt bei mir, Ihr geht nicht zu ihr ... Er wird Euch stehlen wollen. Laßt Euch nicht stehlen."

Man legte Frau Ceres auf ein Ruhebett, sie hielt die Hände ihrer Kinder, bis sie einschlief. Manna und Roland saßen still. Wer kann ermessen, was durch ihre Seelen zog? Welches Erbe von Schmach häufte der Vater auf sie!

Weidmann ließ melden, daß er angekommen sei. Der Notar übergab ihm und Erich die Vollmachten, er hatte zugleich auch von Sonnenkamp Anweisung erhalten, wie man Nachrichten an ihn gelangen lassen könne. In einer südstaatlichen Zeitung sollte man unter der Chiffre S. B. Mittheilung machen von dem, was auf Villa Eden vorging. Ein Schauder überrieselte die Männer, daß in diesen Instruktionen offen bezeichnet war, die Nachricht vom Tode der Frau Ceres solle man auch in genau bezeichnete englische und französische Zeitungen setzen. Es schien, daß Sonnenkamp einen Selbstmord seiner Frau erwartete.

Als Weidmann, der Notar und Erich wieder in den Hof kamen, trafen sie Roland. Er reichte Weidmann die Hand und fragte, ob er jetzt wissen dürfe, was sein Vater an ihn geschrieben habe. Weidmann übergab den Brief, worin Sonnenkamp ihm das Schicksal seines Sohnes ans Herz legte und das Vertrauen aussprach, daß sein Sohn in Allem sich der Leitung Weidmanns überlassen werde.

„Nun kann nichts mehr kommen, nun ist Alles erschöpft," sagte Roland mit ruhiger Stimme.

Während die Männer noch beisammen standen, kam Knopf und mit ihm der Neger Adams. Adams trug einen grauen Schnurenrock, ganz ähnlich wie Sonnenkamp einen solchen, wenn er im Garten hin und her ging, zu tragen pflegte. Roland bot dem Neger die Hand und sagte:

„Du hast meinem Vater Böses thun wollen, ich verzeihe Dir, es ist Dir auch Böses geschehen."

Jetzt erst erfuhr Erich, daß Roland nicht nachgelassen habe, bis man Adams holte.

Weidmann wünschte, daß Adams die Villa verlasse, er wollte ihn mit nach Mattenheim nehmen; Roland aber bat, Adams möge bleiben, bis er selber wieder nach Mattenheim zurückkehre. Der Major war gerne bereit, den Neger vorläufig in sein Haus zu nehmen.

Knopf berichtete mit einer Art von Triumph, welch ein Muster von Gaunerei dieser Neger sei; er habe die Absicht gehabt, zu Sonnenkamp zu gehen, offen seine That zu bereuen und ihm falsch Zeugniß anzubieten, natürlich für viel Geld; er sei daher außer sich gewesen, als er hörte, daß Sonnenkamp entflohen und sein falsches Zeugniß nun werthlos sei.

Knopf, ein so gutmüthiger, ja ein so weichmüthiger Mensch, hatte eine wahre Lust daran, nun vollkommene Gauner zu kennen, wie Sonnenkamp und Adams; wo er einmal Schlechtigkeit gefunden, führte er dieselbe wie alle Idealisten zur äußersten Consequenz.

Der Major ging nun mit Adams nach seinem Hause, er hatte eigentlich innerlich einen Widerwillen gegen diesen Menschen, aber er bezwang sich und war besonders freundlich.

Roland ging zu Manna und erzählte ihr, daß er den Neger habe kommen lassen; er halte es für seine Pflicht, diesem Manne zu zeigen, wie er ihm das Ueble, das er über das Haus gebracht, nicht nachtrage, es vielmehr sein Wille sei, ihm Gutes zu erweisen.

Manna wollte von dem Neger nichts wissen. Sie war scheu in sich zurückgezogen, sie hatte nicht die Fassung gewonnen, zu der Roland so rasch gelangt war, sie kam fast nie mehr nach dem grünen Hause. Sie blieb bei ihrer Mutter, war zutraulich und dankbar gegen Fräulein Perini und bat sie wiederholt um Entschuldigung, wenn sie jemals sie gekränkt. Die Stimme Manna's hatte wieder jenen umflorten Ton, über ihr ganzes Wesen schien sich wieder die Verschleierung zu breiten, die von ihr gewichen war.

Diese Gemüthsverfassung erschien Fräulein Perini als eine wohl zu benutzende. Sie ging zum Pfarrer und sagte, jetzt sei die Zeit, vielleicht die letzte, wo wiederum Alles zu gewinnen wäre; Sonnenkamp habe seine Kinder selbständig gestellt, Frau Ceres magere sichtbar ab und bei ihren Heftigkeiten ließe sich nicht absehen, wie sie plötzlich dahingerafft würde. Jetzt wäre es noch

möglich, Manna aus der Umgarnung, in der die Dournay's sie gefangen hielten, zu befreien.

Der Pfarrer erachtete es ohnedies als Pflicht, sich dem Kinde, das sich ihm ehemals so vertraulich nahe gestellt, nicht zu entziehen; er lehnte aber auch vor Fräulein Perini jede andere Absicht ab. Er ging nach der Villa und ließ Manna sagen, daß er sie zu sprechen wünsche. Manna erbebte, sie ließ erwidern, daß sie sehr dankbar für seinen Besuch sei, sie sei jedoch die Verlobte Erichs und könne den Pfarrer nur im Beisein Erichs sprechen. Fräulein Perini lehnte es ab, dem Pfarrer diese Antwort zu überbringen.

„So gehe ich selbst," sagte Manna. Sie ging hinab in den Balkonsaal und sagte, sie bitte dringend, daß der Pfarrer keinerlei Verletzung darin sehen möge, aber als die Braut Erichs müsse sie fortan auf jeden geistlichen Zuspruch verzichten.

Der Pfarrer sah sie nicht zornig, er sah sie mitleidig an und entgegnete:

„Gut, es geschehe nach Ihrem Willen."

Er wendete sich ab und ging.

Drittes Capitel.

Von allen Menschen, deren Sinnen nach Villa Eden gerichtet war, wurde keiner von den so scharfen Ereignissen schwerer betroffen, als der Major. Er hatte keine Ruhe mehr im Hause und schon seit der Erzählung Sonnenkamps hatte er auch sein Bestes verloren, „die Ablösung", wie er es nannte, nämlich seinen gesunden Schlaf. Er ging unruhig hin und her und sprach oft mit der Laadi. In der Nacht war ihm das unruhige Denken so beängstigend, daß er leise mit sich selber sprach, manchmal aber auch Fräulein Milch weckte, daß sie ihm darüber weghelfe; die Flucht Sonnenkamps und die Nachricht, daß Bella mit ihm entflohen wäre, verwirrte ihn noch mehr.

Als er nun mit Knopf und dem Neger kam, bat Fräulein Milch Herrn Knopf, dazubleiben; sie gestand ihm offen, sie fühle eine Furcht, die sie nicht bemeistern könne.

Knopf bedauerte, daß er nicht bleiben könne, er habe Pflichten gegen den Fürsten Valerian.

Er beschwichtigte keineswegs die Angst der Fräulein Milch, steigerte sie vielmehr noch, da er mit großem Behagen darlegte, welch ein prächtiger Gauner dieser Adams sei.

Wenige Tage, nachdem Adams ins Haus genommen worden, wurde der Major krank und mußte sich zu Bette legen.

Der Doctor gab beruhigende Mittel, sie halfen dem Major, aber für Fräulein Milch konnte er keine beruhigenden Mittel verordnen. Diese gab ihr ein Mann, der nichts von Medicin verstand. Es war Professor Einsiedel. Ihm klagte sie über die Anwesenheit des Negers und sie sagte:

„Ich muß mich hüten, durch diesen einen Neger nicht ein Vorurtheil gegen alle Neger anzunehmen."

„Wie meinen Sie das?"

Fräulein Milch erröthete und erwiderte:

„Wenn man ein fremdes Volk oder einen fremden Stamm nicht kennt und eine nicht günstige Vormeinung von denselben hat, kommt man leicht dazu, den Einzelnen, den man kennen lernt, als den Vertreter der Gesammtheit anzusehen, seine Eigenheiten und Fehler der Gesammtheit aufzubürden. Dieser Neger nun ist ein Mann, der nichts lernen und arbeiten will, er ist als Sklave und dann als Lakai gewöhnt worden, daß Andere für ihn sorgen. Nun könnte man leicht auf das Vorurtheil kommen, daß alle Neger so sind, und das wäre doch ungerecht."

„Wohl bedacht," gab der Professor seine Censur ab. „Ich möchte nur wissen, wie Sie dazu kommen, sich gegen Vorurtheile zu wehren? Ich kenne freilich das weibliche Geschlecht nur wenig, aber ich meine, daß dies Behüten vor Vorurtheilen selten bei Frauen ist."

Fräulein Milch preßte die Lippen zusammen, sie hätte wohl sagen können, woher in ihr die Forderung stammte, daß jeder Einzelne für sich betrachtet werden müsse.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Glauben Sie nicht auch, daß die Neger nie vollkommen frei werden, wenn sie sich nicht selbst befreien, wenn nicht ein Moses aus ihrer Mitte ersteht und sie aus ihrer Sklaverei führt? Glauben Sie nicht, daß auch dies Geschlecht, das in der Sklaverei war, verkommen und absterben muß und erst das neue,

in Freiheit erwachsene Geschlecht ins gelobte Land der Freiheit kommt?"

„Da haben Sie es," fiel Professor Einsiedel ein, „ich hoffe, Sie verstehen mich. Die schwarze Rasse hat keine selbständige Culturentwickelung, sie bringt, so weit wir bis jetzt sehen, nichts mit in das geistige Familiengut der Menschheit. Allerdings sollten nicht Fremde sie befreien, aber der Erlöser, den wir allein kennen, heißt Bildung, und die wird übertragen und sie allein erlöst. Sie kennen wol die neueren Forschungen über die Japhetiden?"

„Ach nein."

Der Professor war eben daran, Fräulein Milch zu erklären, wie man in egyptischen Papyrosrollen überraschende Aufschlüsse gefunden; es zeige sich, daß der Verfasser oder Redacteur der Bibel nicht vollkommen Egyptisch verstanden, ja es finde sich das Wesentliche, was die Bibel enthalte, bereits in egyptischen Schriften, nur die Befreiung der Sklaven bleibe die große That des mythischen Moses und stehe einzig da in der ganzen alten Welt.

In seiner Freude, eine so gute Zuhörerin zu haben, wollte der Professor eben weitläufig werden, als der Krischer mit seinem Sohne, dem Küfer, und der Tochter des Siebenpfeifers kam. Zum Hause des Majors gingen sie zuerst, um hier zu verkünden, daß Alles wieder gütlich ausgeglichen sei; der Siebenpfeifer hatte die Einwilligung gegeben. Noch mehr. Man hatte das „nahrhafte Wirthshaus," wie der Krischer es nannte, das Wirthshaus zum Karpfen im Städtchen angekauft und der Krischer wußte schön auszumalen, wie glücklich er sei, daß er nun Vater eines Wirthshauses sei.

Der Major, der in der Kammer von den Ankömmlingen gehört hatte, ließ nicht ab, bis sie zu ihm hereinkamen, denn solch eine Freude mache ihn halb gesund; er ermahnte nur den Krischer, sich nicht dem Trinken zu überlassen. Der Krischer gab ihm die Hand und sagte:

„Da haben Sie meine Hand drauf. Von heute an trinke ich keinen Tropfen mehr über den Durst. Aber meinen Durst löschen darf ich doch? Ich habe Gottlob einen gesunden Durst, aber an der Hochzeit — Sie müssen auch dabei sein — da trink ich mir einen Allerweltsrausch! Unser Herrgott soll vom Himmel herunter lachen: ja, so kann's doch Keiner, wie mein Krischer."

Dieses einfache freudige Ereigniß brachte in die dumpfe Schwüle, in die alle Menschen im Umkreise von Villa Eden versetzt waren, eine Erfrischung und Belebung; Professor Einsiedel hatte einen guten Gedanken, er sagte dem Krischer, daß er als Dank für seine Freude auch ein Gutes thun und den Neger ins Haus nehmen möge. Der Krischer war sofort bereit. Leise sagte ihm Fräulein Milch, es werde schwer halten, Adams zur Arbeit zu bringen, und sie bat, er möge ja recht gut gegen den Neger sein. Der Krischer versprach's und nahm Adams mit.

Die Hunde bellten laut, als der Neger in das Haus des Krischers kam, und die Frauen schrien in Angst; das Angstgeschrei verstummte bald, das Bellen der Hunde aber hörte nicht auf, sobald Adams aus dem Hause trat, bellten alle Hunde aufs Neue...

Als der Doctor mit der Professorin zum Hause des Majors kam, war er sehr befriedigt, daß Adams bereits das Haus verlassen hatte, und noch mehr, daß der Major wieder aufrecht im Bette saß und seine lange Pfeife rauchte. Er bat nur, daß der Major sich noch ruhig verhalte, dann ging er mit den beiden Frauen in die Wohnstube. Hier theilte er ihnen mit, daß er stolz sein könne; Bella habe an ihn aus Antwerpen geschrieben. Der Brief lautete:

Sie allein haben mir nie Freundlichkeit geheuchelt, darum sollen Sie auch ein Andenken von mir haben. Ich schenke Ihnen meinen Papagei. Der Papagei ist das Meisterstück der Schöpfung, er spricht nur, was man ihm einlernt. Adieu!

Bella.

Die beiden Frauen sahen einander erschreckt an und der Doctor war nicht wenig erstaunt, als Fräulein Milch sagte, sie habe gewiß nie etwas Freundliches von Herrn von Prancken erfahren, aber es sei doch hart, daß ihn ein solch schweres Schicksal betroffen. Nachdem er die Braut verloren, habe auch die Schwester ihn verlassen, bereite ihm so viel Kummer und bringe Schande über ihn.

Hätte Prancken geahnt, daß Fräulein Milch ihm jetzt Mitleid widmete, es wäre vielleicht das Härteste gewesen, was er in seiner jetzigen Lage empfunden.

Der Doctor erzählte von der Verwirrung, die nach der Flucht Bella's auf Wolfsgarten geherrscht; es sei nicht recht klar, ob sie die bedeutenden Ersparnisse mitgenommen oder zurückgelassen habe.

„Mir fehlt etwas," sagte er, „seitdem Bella verschwunden ist, ein Barometer für das rechte Denken und eine Quelle von Betrachtungen. Jetzt da diese Frau fort ist, merkt man erst, wie breit ihre Wirkung war, vielleicht ausgedehnter, als ihr zustand. Uebrigens freut mich diese Geschichte, sie ist wieder einmal ein Beweis, daß es noch kühne, gewaltige Menschen gibt."

„Sie lieben die Bizarrerie," warf die Professorin ein.

„O nein. Was Andern als Bizarrerie erscheint, sehe ich als folgerichtige Handlungsweise; so und nicht anders mußte Bella handeln, das gehört zu ihrem Heroismus. Herr Erich kann mir bezeugen, daß ich geraume Zeit vor dem Ereignisse etwas der Art ahnte. Bella und Sonnenkamp haben Aehnlichkeit, sie sind Beide geistreich, scharf denkend in allem Unpersönlichen, aber tyrannisch, boshaft, selbstisch in allem Persönlichen. Jetzt, da sie fort ist, kann ich es sagen, sie ist auch als Mörderin geflohen: nicht mit Gift und Dolch, aber mit tödtenden Worten hat sie Clodwig ins Herz getroffen, er hat es mir gestanden."

„Wie ist bei so viel Bildung Alles das möglich?" sagte die Professorin.

„Ja, eben darin liegt's," warf der Doctor ein. „Alles Geistesleben ging Frau Bella nie etwas an, sie kam hinein und wußte nicht wozu; sie mußte verwüsten, denn was sollte sie mit all dieser Bildung? Bisher gab es nur Religionsheuchelei, jetzt gibt es auch Bildungsheuchelei. Aber nein, Frau Bella war keine Heuchlerin und eigentlich nicht bös, sie war einfach roh."

„Roh?"

„Ja. Denken an ein Anderes ist Bildung des Geistes und des Herzens, Frau Bella dachte stets nur an sich, an das, was sie zu sagen, zu empfinden hatte. Ich habe lange nach einer Grundlage in dieser Natur geforscht, bis ich es, wie ich glaube, gefunden habe. Es ist das Beauté-Bewußtsein. Ich bin eine Beauté, ist das Princip, auf das sich ein ganzes System stellt; die anderen Menschen sind nur dazu da, die Beauté zu sehen und zu bewundern. Es war ein Verrath an sich selbst, als Bella den Grafen Clodwig heiratete, es konnte nur in einem Momente sein, wo sie ihr Beauté-Bewußtsein verlor. Wie können wir solche Menschen gerecht beurtheilen?"

Der Major rief laut aus der Kammer, man solle ihm doch mittheilen, was der Doctor so laut und heftig spreche. Fräulein

Milch beruhigte ihn und sagte, es sei keine Unterhaltung für einen Kranken; sie gestand indeß, daß von Bella die Rede sei. Als Fräulein Milch wieder in die Wohnstube eintrat, kam ein Bote von Villa Eden, der den Doctor und die Professorin heimrief; Frau Ceres sei in Lebensgefahr.

Der Doctor und die Professorin eilten nach der Villa.

Viertes Capitel.

„Heinrich, komm! komm zurück! Das sind Deine Bäume, Dein Haus! Komm zu mir! Ich tanze Dir! Heinrich! Heinrich!"

So rief Frau Ceres.

„Kommen Sie," sagte sie zu Fräulein Perini. „Seine Eriken müssen gut gepflegt werden, ich verstehe es, ich hab's von ihm gelernt. Gute Moorerde, die lassen wir trocknen und zerschlagen und sieben. Wenn er kommt, wird er sagen: das hast Du brav gemacht, Ceres; Du bist ganz gescheidt."

Sie ging mit Fräulein Perini nach dem Treibhause und sagte mit Verständigkeit dem Obergärtner, wie er sorgsam darauf halten solle, daß die Luft bei den Eriken in mittlerer Temperatur und ständig feucht gehalten werde.

Fräulein Perini schickte einen Gartenburschen nach Erich, sie konnte es vor Beängstigung mit Frau Ceres allein nicht aushalten.

Frau Ceres war ganz ruhig; sie hob die Erikentöpfe etwas in die Höhe, um nachzusehen, ob die Untersetzer gehörig feucht seien; endlich wendete sie sich um und sagte:

„Es wäre Zeit, daß der Herr Hauptmann lernte, wie man die Pflanzen behandelt. Die Herren Gelehrten meinen immer, sie können von uns nichts lernen; von meinem Mann können sie sehr viel lernen. Mehr als zweihundert Sorten Eriken sind am Cap. Ja, Sie können es glauben. Er hat's gesagt. Nun wollen wir wieder ins Haus zurückgehen."

Sie gingen und kamen auf den großen Platz, wo der See mit dem Springbrunnen war.

Plötzlich that Frau Ceres einen gellenden Schrei. Dort ging ein Mann im grauen Schnurenrock, mit ihm der Krischer.

„Heinrich! Heinrich! Da bist Du! Ich bin da. Komm. Warum wendest du dich ab."

Der Mann wendete sich um, es war Adams. Frau Ceres schrie:

„Du bist in einen Neger verwandelt! Heinrich, wer hat Dir das gethan? Heinrich! Pfui! Thu die schwarze Haut ab, Heinrich!" schrie sie und sprang mit aller Kraft auf Adams zu und riß ihm die Kleider vom Leibe. Sie sank vor ihm nieder, sie wurde in Zuckungen von Adams und dem Krischer ins Haus getragen, als eben der Doctor und die Professorin ankamen.

Frau Ceres wurde nicht mehr zum Leben erweckt ...

Manna und Roland knieten lautlos an der Leiche ihrer Mutter. Die schönen Blumen, die Sonnenkamp so sorgsam gepflegt, standen um die Leiche seiner Frau im Musiksaale.

Die Freunde kamen; sie umarmten und küßten Roland, auch Lina kam und umarmte Manna still; mit einem Händedruck, mit einer Umarmung sagte ein Jedes dem Leidtragenden: Ich bin bei Dir, ich möchte Dir helfen, ich lebe.

Auch Prancken erschien unter den Leidtragenden; er kniete an der Leiche nieder, neben ihm Fräulein Perini.

Die Leiche wurde in der Kirche eingesegnet, und von da wandelte das Gefolge nach dem Kirchhofe.

Knopf und der Lehrer Faßbender hatten den Gesangverein zusammen gebracht, sie sangen vor dem offenen Grabe. Roland stand an Erich gelehnt, Manna war von der Professorin und Claudine gehalten.

Der Gesang war zu Ende, der Pfarrer trat vor. Er ließ eine Weile still seinen Blick auf der Versammlung ruhen; kein Laut war vernehmbar, vom Walde hörte man nur die Elster schnattern und den Nußhäher kreischen.

Der Pfarrer sprach das Gebet um Sündenvergebung in das offene Grab hinein, dann weihte er das Grab mit den üblichen Worten, ließ Weihrauch darüber wehen und spritzte dreimal Weihwasser hinab. Jetzt bückte er sich, nahm die Schaufel und warf drei Schaufeln Erde hinab, indem er sprach: „Von Staub bist Du, zu Staub wirst Du." Er erhob sich, sah die Versammlung ruhig an, sah still in das Antlitz der Leidtragenden, drückte das Gebetbuch an die Brust, und nachdem er einige allgemeine Betrachtungen ausgesprochen, rief er:

„Du armes reiches Kind aus der neuen Welt! Jetzt bist Du in der wahren neuen Welt. Du, Verewigte, bist jetzt geadelt, denn der Tod adelt und Du trägst einen Schmuck, schöner als alle Deine Diamanten, denn Du warst bei aller Weltlichkeit ein gläubig Gemüth; Du hast die Dornenkrone des Schmerzes getragen. Ihr aber, die Ihr lebendig hier steht, Euch rufe ich zu: Ihr könnt Landhäuser bauen, Ihr könnt sie schön ausstatten, aber es kommt der Fürst alles Lebens, der Tod. Ein Bretterhaus, das ist die Heimat, das ist das Landhaus, Jedem beschieden tief im Erdengrund. An jenen reichen Jüngling ging das Wort: Laß Alles hinter Dir und folge mir nach. Wollt Ihr auch weinend von dannen gehen, da Ihr von dem Besitzthum der Welt nicht lassen konntet? . . . O, ich rufe Euch — nein, der diesen Tag über uns heraufgeführt und der in dieses Grab hinunterschaut, hoch oben über Allem, er ruft Euch zu: Zerreißt die Bande der Sklaverei, Ihr selbst seid Sklaven! Seid frei! Du, edle Jungfrau, die Du das Beste in Dir gehegt, schau hinab in dieses Grab und hinaus über die Spanne Zeit, wo Dir solch eine Grube sich öffnet. Verschmähe die Hand nicht, die Dich retten will. Tage des Jammers, Nächte der Verlassenheit werden über Dich kommen. Du wirst am Tage fragen: wo bin ich und was soll ich auf der Welt? Und in die dunkle Nacht hinein wirst Du klagen und schaudern vor der Nacht des Todes. Du kanntest das Heil, Du trugst es in Dir. Und nun? Treulos . . . dreifach treulos! . . . Treulos an Dir, an Deinen Freunden und an Deinem Gott!"

Sich auf die Brust schlagend, mit thränengepreßter Stimme fuhr er fort:

„Wie gerne, wie freudig will ich sterben, ich, der hier zu Euch spricht, wenn ich sagen kann, ich habe Euch gerettet. Nein, nicht ich, der Geist hat Euch gerettet durch den Hauch meines Mundes. Kommt her, laßt Alles, was Euch hält, worauf Ihr Euch stützt — kommt her zu mir, Ihr Kinder des Schmerzes, zu mir, Ihr Kinder des Elends, des Leids, des Reichthums und der hülflosen Armuth!"

Er machte eine Pause, und als sich Niemaud bewegte, fuhr er fort:

„Ich habe gesprochen, habe gemahnt, wie ich mußte und weil ich mußte. Ich rufe Dich an, deren Hülle wir jetzt der Erde übergeben, rufe Du Deinen Kindern zu: die drei Schollen sollt

Ihr auf mein Grab werfen, wenn Eure Hand hingibt, was man das Besitzthum der Welt nennt, und was nichts ist als der Kaufpreis um die verlorne Seele. Thut Ihr es nicht, so beten wir für Euch, die Ihr todt seid im lebendigen Leibe, wie wir für Dich beten, die wir nun todten Leibes in die Grube senken, aber deren Seele aufgegangen ist in die Ewigkeit. Gib, daß Deine Kinder die Ewigkeit empfahen, die Ewigkeit allein ..."

Der Pfarrer zitterte am ganzen Leibe und Roland bebte an der Seite Erichs.

Jetzt trat Weidmann an die andere Seite Rolands und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Das Grab wurde zugeschüttet. Der Pfarrer ging rasch von dannen; Prancken ging mit ihm; die Leidtragenden kehrten nach der Villa zurück. —

Roland war es zuerst, der sich ermannte und rief:

„Ich lasse mich nicht zerbrechen und knicken. Der schwarze Schrecken soll mich nicht verscheuchen."

Auch Manna richtete sich auf.

Der Tod und die Erschütterung am Grabe der Mutter ward zur neuen Befestigung im Wesen der Kinder...

Am Tage nach dem Begräbniß bat Fräulein Perini um ihre Entlassung; sie erhielt noch die gesammte Garderobe der Frau Ceres. Sie ließ dieselbe in großen Kisten nach dem Pfarrhause bringen und reiste bald nach Italien zu der jungen Wittwe, der Tochter des Herrn von Endlich.

Fünftes Capitel.

Auf Villa Eden herrschte Stille und Trauer; draußen aber setzten die leichtblütigen Rheinländer ihr Leben in gewohnter Weise fort. Die Schoppengäste saßen beisammen. Da war die Rede von Paris, von London, von Amerika, der geht hin, der ist dort, der kommt heim; das ganze bewegliche Wesen der Rheinländer wurde laut; das lebt beständig wie auf die Welle gesetzt.

Der grüne Strauß war im Nachbarstädtchen ausgesteckt, die treuen Verehrer des Heurigen, der noch auf der Zunge tanzt,

versammelten sich. Zuerst kam der Holzhändler, man kann eigentlich nicht sagen, er kam, denn er war immer da; er ging nur bisweilen nach seinem Hause, um nach dem Geschäfte zu sehen, dann war er wieder in der guten getäferten Wirthshausstube, wo es im Sommer so kühl und im Winter so behaglich warm und so früh dunkel ist, daß man bald bei Licht trinken kann.

Nun kamen sie nach und nach alle heran mit jenen zufriedenen Mienen, die die Zuversicht eines guten Trunkes und einer behaglichen Unterhaltung verleiht.

Sie saßen endlich beisammen. Zuerst ging's an ein Besprechen über das Benehmen des Pfarrers beim Begräbniß der Frau Ceres. Man stritt hin und her, ob der Kirchenfürst den Auftrag hiezu gegeben oder mindestens einverstanden sei. Weiter wagte man sich nicht, denn der Holzhändler, oder vielmehr die Frau des Holzhändlers hielt streng zur Geistlichkeit.

Das Gespräch wendete sich bald vom Pfarrer weg und haftete um so ergiebiger bei Sonnenkamp. Man hatte eigentlich doch Respect vor ihm; die Kraft imponirt, und ein Kraftstreich war es, wenn auch ein verwerflicher, nicht nur Sklaven zu verkaufen, solch ein Haus zu bauen, den ganzen Hof an der Nase herumzuführen, sondern auch noch zuletzt die Gräfin mitzunehmen.

Der Agent, der mit Manna und Fräulein Perini rheinabwärts gefahren war, wollte wissen, daß Prinz Leonhard in Unterhandlung stehe, die Villa zu kaufen; er suchte dadurch eigentlich nur vorzubeugen, daß Niemand sich mit der Sache einlasse, da er selber einen Käufer ausfindig machen wollte.

Der Holzhändler, der in Permanenz beim Schoppen war, sagte, das Beste wäre eigentlich, es machte sich eine Gesellschaft zusammen und kaufte die Villa mit aller fahrenden Habe. Das war nun guter Stoff. Ein Weinhändler, der jedes Jahr verkündete, daß er sein Geschäft aufgebe, und die letzte Versteigerung hielt, dann aber auch jedes Jahr sein Geschäft erneuerte, sagte, daß ihm einige Weinberge Sonnenkamps gut anständen, auch die Kellereien zu miethen und den gesammten Vorrath anzukaufen, wäre er nicht abgeneigt; die Pferde, die Hunde wurden vorläufig zur Versteigerung ausgesetzt. Es fragte sich nur, was man aus dem Hause machen solle. Wer nicht eine Million hat, kann das Haus nicht bewohnen, und schade wäre es doch für das schöne Haus und den gewählten Punkt, wenn man eine Fabrik daraus machte.

„Hellauf! da kommt der Sputzenmacher!“ hieß es plötzlich.

Es war der Mann, mit dem Erich damals, als er beim Doctor übernachtet hatte, eine Strecke heimwärts fuhr; er hatte eines jener weinseligen gerötheten Gesichter, die kein Alter erkennen lassen jenseits der Vierziger-Jahre; dabei war sein Antlitz so beweglich, als ob es von Guttapercha wäre.

Der Sputzenmacher winkte dem Wirthsmädchen, es wußte, von welchem er trank; er setzte sich behaglich nieder, die Cigarrenspitze aus der Tasche nehmend und das Futteral öffnend.

„Was gibt's Neues?“ wurde gefragt.

Der Sputzenmacher gab die gewöhnliche Antwort: „Schön Wetter und nichts darauf.“

„Wo bist Du denn seit drei Tagen gewesen, daß man Dich nicht gesehen?“

„Da, wo man sein Leben verlängert.“

„Was ist denn das wieder?“

„Ich bin in der Hauptstadt Uniformingen gewesen; da kann man sein Leben verlängern, denn da wird einem die Zeit doppelt lang.“

„Alt! alt!“ schrieen die Schoppengäste. „Mußt was Neues geben!“

„Ja wohl, was Neues! Ich sage Euch, manche Lügen sind nicht wahr, und das sind oft gerade die schönsten. Geht aber hinaus auf das Schiff; sie sitzen in der großen Cajüte, das ist ein Leben! Jedes bringt sein eigenes Kochbuch in die Ehe und dann verheiraten sie die Braten mit einander.“

Von allen Seiten wurde der Sputzenmacher gehänselt, weil er so Albernes vorbringe.

„Wenn Ihr ruhig sein wollt, erzähle ich Euch die Geschichte, aber erst muß Eins hinausgehen an den Rhein, damit ich hernach einen Zeugen habe, daß meine Geschichte eine wirklich wahre ist, wie der alte Oberförster sagt.“

Ein Küfer wurde nach dem am Rhein vor Anker liegenden Schiffe abgeschickt; der Sputzenmacher gab Anweisung, was er erkunden sollte, dann sagte er:

„Ja, ich hab' einmal das Glück, daß ich die besten Geschichten erlebe; sie laufen mir in die Hände.“

„Erzähl'! erzähl'! Ist's was vom starken Sonnenkamp, oder von der schönen Gräfin?“

„Ah bah! Das wäre altbacken. Ich habe eine neue, frisch von der Pfanne, und meine Geschichte heißt: Die Liebe von der „Lorelei“ und dem „Beethoven“, oder ein Spanferkel als Ehestifter. Ja, lacht nur, werdet sehen, daß es eine wirklich wahre Geschichte ist. Also, Ihr kennt doch den Wirth auf der „Lorelei“? Sie heißen ihn das große Einmaleins, ein bestandener Mann und ein ehrlicher dazu, denn er gesteht ehrlich, daß er durch geschickte Addition bei den Rechnungen sich ein hübsches Vermögen zusammenaddirt hat. Nun ist er ledig ... schrecklich ledig; Essen und Trinken schmeckt ihm, aber ...“

„Ja, ja, wir kennen ihn. Weiter.“

„Unterbrecht mich nicht! Meine Geschichte muß nicht erzählt sein, mir ist's genug, wenn ich sie allein weiß. Also die Sache ist so: Der Capitän von der „Lorelei“, Ihr kennt ihn ja, der große Baumlange, er ist mehrere Jahre Steuermann auf dem „Adolph“ gewesen . . . Also, der Capitän weiß seinem Restaurateur den Mund wässerig zu machen nach der Wirthin auf dem „Beethoven“, die seit zwei Jahren Wittwe ist, eine runde, appetitliche Frau. Es werden Grüße gewechselt von der weißen Mütze hüben und der weißen Haube drüben; zu einander gekommen sind sie aber nicht, bis vor vierzehn Tagen in Köln auf einige Minuten; da legten die „Lorelei“ und der „Beethoven“ an einander an, und dann war's wieder vorbei. Seitdem schmunzelt das große Einmaleins auf der „Lorelei“ gar munter, aber vom Heiraten will er nichts wissen. Sich ein gutes Essen bereiten, wo Niemand etwas dreinreden kann, ist sein Hauptspaß; und da hat er nun ein säuberliches Spanferkel zurecht gemacht, das er sich auf morgen braten wollte. Sein Capitän weiß, daß die beiden Schiffe auf morgen, das heißt auf heute, hier übernachten. Er stiehlt nun das Spanferkel, gibt es dem Nachbar-Capitän und dieser der Wittwe vom „Beethoven“, daß sie es gut bereite und noch etwas dazu; sie thut das mit allem Willen. Nun ladet der Capitän seinen Wirth zum Abendessen auf dem „Beethoven“ ein, und da die Wirthin das Essen stellt, ist es nicht mehr als billig, daß der Einmaleins von der „Lorelei“ den Wein dazu gibt. Sie setzen sich auf dem „Beethoven“ zum Schmaus, die Wirthin ist natürlich auch dabei, und es geht überaus lustig her. Der Einmaleins sagt, besser könne man ein Spanferkel nicht herrichten, und es sei fast gar so fein, wie das seinige. Nun kommt die Schelmerei

bald heraus, aber lustig sind sie, und kurz und gut — beim Spanferkel ist die Verlobung gefeiert worden."

Kaum hatte der Sputzenmacher so weit erzählt, als der Küfer mit dem Capitän der „Lorelei" kam und Alles der Wahrheit gemäß bestätigte. Die Lustigkeit war lärmend und übermüthig, und der Capitän erzählte, daß die Neuverlobten die gleiche Liebhaberei hätten; sie sammelten während des Sommers möglichst viel Gold, und jetzt sitzen sie beisammen und putzen mit Seifenwasser das Gold blank und lachen dazu.

Da trat der Steuermann ein; er mußte noch einmal die Geschichte erzählen, wie bei stürmischem Wetter die Gräfin Wolfsgarten mit Sonnenkamp rheinab gefahren sei; er hatte sie deutlich erkannt.

Jetzt wendete sich das Gespräch wieder, und es schien eine Vereinigung zu Stande zu kommen, daß eine Gesellschaft das Landhaus mit allem Zubehör kaufe und dann den Gewinn aus dem Wiederverkauf theile.

Der Agent, der diese Gesellschaft nicht zu Stande kommen lassen wollte, lachte über das Vorhaben und sagte jetzt, es sei eigentlich nur Scherz gewesen, daß er erzählt habe, Prinz Leonhard wolle das Landhaus kaufen; es sei so viel als sicher, daß die Kinder das Landhaus gar nicht veräußern. Und warum sollten sie nicht in der Gegend bleiben? Jedermann habe sie lieb, hier sei nun einmal bekannt, wer sie seien; man habe sie trotzdem lieb. Auch Andere stimmten bei, daß man den Kindern nur rathen könne, im Lande zu bleiben, zumal da ein so tüchtiger Mann, wie der Hauptmann Dournay das Ganze in Besitz nehmen werde. Man sprach lebhaft und der Wein mundete gut dazu; Schoppen auf Schoppen wurde getrunken. Als man endlich davon ging, hielt der Holzhändler in einem Seitengäßchen zwei Kameraden fest und sagte, es wäre nicht gut, solch ein Geschäft in großer Gesellschaft abzumachen, sie drei mit einander wollten suchen, es in die Hand zu bekommen; er habe erfahren, daß Herr Weidmann auf Mattenheim eine Art Vormund und Bevollmächtigter sei; er sei ein Mann, mit dem sich gut verkehren lasse, und so müsse es das Erste sein, daß man mit ihm in Verbindung trete.

Andern Tages erschien der Agent bei Weidmann und bat, daß man ihm die Vermittlung beim Verkauf des Landhauses übergeben möge, er werde das Beste herausbringen. Kaum hatte Weid-

mann ihn abgewiesen, als die drei Männer vom Heurigen kamen; auch diese lehnte Weidmann ab, da vorerst keine Rede davon sei, das Landhaus zu verkaufen.

Sechstes Capitel.

Während die Menschen draußen bereits über Haus und Hof verfügten und dessen Bewohner in die Fremde schickten, saßen Roland und Manna in stiller Trauer.

Nach gewaltiger Erschütterung, nach der anspannenden Kraft, solche zu ertragen, tritt eine Müdigkeit, eine Ruhebedürftigkeit ein, die nichts möchte, als nur die erste Zeit im Schlafe verbringen, bis sich die Lebenskräfte wieder erneuert haben.

Der Vater war entflohen, die Mutter todt, und draußen tobten die einbrechenden Winterstürme.

Sonnenkamp hatte seinen Kindern den größten Theil seines Reichthums zurückgelassen; er hatte erklärt, daß auf diesem Besitzthum kein Flecken hafte, aber es ruhte dennoch kein Segen für die Kinder auf diesem väterlichen Erbe. Sollten sie Alles von sich geben? Sie waren im Reichthum erzogen, daran gewöhnt, hier in diesem Hause, wo Alles in solcher Fülle, hier im Garten, wo man lustwandeln konnte; aber weit weg drängten sie die Versuchung des Reichthums, ja sie waren kaum davon berührt. Erich und Manna wollten sich ein neues Leben schaffen. In Roland erwachte nun ganz allein der Gedanke, zu welchem Berufe er sich bestimmen sollte. Er sagte Manna, daß er entschlossen sei, Landwirth zu werden und mit seiner Hände Arbeit sich sein Brod zu verdienen.

„Ach,“ sagte er ihr, „wenn Du nur auch eine Thätigkeit gewinnen könntest.“ Und es war ein aus Schmerzen hervorbrechendes Lächeln, wie ein aus dunkler Wolke dringender heller Strahl, da er hinzusetzte:

„Ich vergesse ja ganz, daß Du die Gattin Erichs wirst.“

Manna schwieg.

„Was liesest Du denn so eifrig?“ fragte Manna, da er stundenlang still sitzend von einem Buche nicht aufsah.

Er zeigte es ihr, es war ein Lehrbuch der Forstwissenschaft.

Die Erkenntniß des stetigen Wachsens, diese Pflege desselben durch den Menschen erquickte ihm die Seele. Es war mit einem eigenen Herzstoß, da er sagte:

„Ich konnte nicht, wie der Vater, Gartenpflanzen pflegen, aber es ist doch von ihm, daß mich der Forstbetrieb am meisten anzieht. Die Kraft des Bodens, die Gesetze des Wachsthums sind in der alten und neuen — ich wollte sagen — auf der ganzen Erde die gleichen."

Roland wagte noch nicht, Manna zu sagen, daß er sich vorbereite, nach Amerika zu ziehen. Selbst die Geschwister scheuten sich, mit einander davon zu sprechen, wie sie ein Leben fortsetzen wollten, dem alles Aeußerliche geboten war, dem aber ein Etwas fehlte, das nie zu ersetzen schien: die Ehre.

Weidmann kam nach Villa Eden, und jetzt übernahmen er und Erich im Beisein des Notars die Werthpapiere. Im Pulte des Schreibtisches lagen die Schlüssel und das geheimnißvolle Wort, zu dem die Buchstaben an den Drehrosetten gefügt werden mußten, damit der Schlüssel öffne. Das Wort hieß Manna.

Das Besitzthum war wohlgeordnet; in verschiedenen Fächern lagen Staatspapiere von allen europäischen Staaten, in der größten Anzahl von amerikanischen, Actien von Bergwerken und den mannigfaltigsten Bank-Instituten; da lagen die Papiere von verschiedener Art und Farbe, alle Schattirungen des Regenbogens waren da.

Auf den Wunsch Weidmanns mußte Erich mit Roland und Joseph nach der Handelsstadt reisen, um die Staatspapiere in sichere Obhut zu bringen.

Dort angekommen, war ihr erster Weg nach dem Hause des Banquiers, das, in einem Garten vor dem Thore, ländliche Ruhe mit städtischer Bewegtheit vereinigte; das Gewerbs- und Geschäftsleben hielt sich im Innern der Stadt, hier draußen war ein befreites Sein. Freundlich anmuthend herrschten Schönheit und Bildungssinn in dem reich ausgestatteten Hause.

Erich traf den Banquier in dem großen, mit schönen Statuen geschmückten Bibliotheksaale; er schaute verwundert auf den Mann, der sich so bescheiden auf Wolfsgarten beim Tode Clodwigs verhalten, während er in seinem Heimwesen über eine gediegene Fülle gebot.

Das Gespräch ging bald auf Clodwig und Bella über. Der Banquier urtheilte mild; er hatte Mitleid mit Bella, deren zurückgedrängte Abenteurerlust zu einem solchen Extrem gekommen war. Er machte es Clodwig zum Vorwurf, noch einmal geheiratet zu haben; Clodwig habe sich getäuscht und einer Täuschung Bella's nachgegeben, die da geglaubt, daß sie sich an einem stillen Leben genügen könnte.

Man fuhr nach dem Comptoir in der innern Stadt. Inmitten seiner Thätigkeit erschien der Banquier als ein ganz anderer; er hatte so zu sagen eine Comptoirseele und eine Hausseele. In seinem Hause freundlich, liebenswürdig, leicht spendend und redselig, auf dem Comptoir karg im Wort, kurzab, entschieden und genau berechnend.

Zunächst erklärte er, daß er das reiche Besitzthum nicht selbst in Verwahrung nehme; man müsse es vielmehr der städtischen Bank übergeben.

In Begleitung des Cassiers, der ein Sohn Faßbenders war, brachten Erich und Roland die Papiere nach dem Gewölbe der Bank.

Als man das Bankgebäude verließ, athmete Roland frei auf, da nun das Alles von ihm und den Seinen genommen war.

Wie von einer Last befreit, kehrte er mit Erich nach Villa Eden zurück.

Er sehnte sich nach Mattenheim, und jetzt erklärte auch Erich, daß er mit nach Mattenheim ziehe; er wolle ausschauen und sich vorbereiten, eine Thätigkeit zu finden, die ihm gestatte, aus eigener Kraft einen Hausstand zu gründen.

Als Erich seinen Plan dem Major mittheilte, klagte dieser, daß er sich in alten Tagen noch ein neues Nest bauen müsse, denn der Bruder Altmeister, dessen Frau gestorben war, hatte sich wieder verlobt und wollte zum Frühling heiraten. Fräulein Milch hatte nicht Lust, neben einer jungen Frau geduldet zu leben, und als der Bruder Altmeister sagte, daß er eines der Zimmer, welche der Major bisher inne gehabt, zum Fremdenzimmer für Verwandte herrichten wolle, übte sie eine große Eigenmächtigkeit, indem sie mit eben so viel Dank als Entschiedenheit erklärte, daß sie das Haus verlasse.

Das war vielleicht das einzige Mal, daß ein Zwiespalt zwischen ihr und dem Major stattfand.

Als aber der Major sah, wie schmerzlich Fräulein Milch den Fehler der Eigenmächtigkeit empfand, schalt er über sich selbst, daß er zu demüthig und nachgiebig sei; ja, er dankte Fräulein Milch, daß sie den Stolz wahre, den er eigentlich haben müsse und so leicht vergesse.

Er besprach mit ihr den Plan, nach der Burg zu ziehen, da seien bereits ausgebaute Zimmer, und es müsse sich da oben gar lustig leben; aber Fräulein Milch wollte vom Wohnen auf der Ritterburg nichts wissen. Sie schilderte dem Major die Plackerei, die man haben werde; den Fleischer, den Bäcker, den Krämer, die Milchfrau, alle Handwerke und Geschäfte jagte sie ihm auf den Hals, daß ihm ganz Angst wurde.

„Es ist keine Rede mehr davon," rief er, „aber bitte, lassen Sie mich nicht vergessen, ich muß den Hauptmann Dournay fragen, wie denn die alten Ritter lebten."

Als nun Erich kam, war das auch das Erste, was der Major ihm vorlegte; erst dann besprach er seine Wohnungsnoth.

Als Erich am andern Tage nach Mattenheim abreiste, küßte er zum ersten Mal vor dem Auge der Mutter seine Braut.

Erich und Roland ritten davon.

Auch Adams ritt mit ihnen; er sollte auf Mattenheim zur Thätigkeit angeleitet werden.

Die Frauen waren allein mit Professor Einsiedel und dem Major, der mehr als je sich bei ihnen aufhielt.

Die Villa war still und leer, viele Diener waren entlassen, nur die Gärtner hatte man behalten.

Manna wohnte im grünen Hause, sie trug schwarze Trauerkleider, ihr dunkles Auge erschien noch größer; sie wollte von der Gemeinschaft der Menschen draußen nichts mehr wissen; sie lebte wie eine jüngere Schwester in ständiger Gesellschaft Claudinens, mit der sie las, musicirte und nach den Sternen sah. Sie schrieb einst an Erich nach Mattenheim: jene Anmerkung seines Vaters über eine Frau, die in der Trauerzeit die Musik von sich gewiesen, passe nicht auf sie; sie fühle eine Art Erlösung im Reich der Töne, noch mehr als im Aufblick zu den Sternen.

Siebentes Capitel.

Ein frisches Leben war auf Mattenheim; der Tag begann früh und endete früh. Alles war voll Arbeitsamkeit, Erich arbeitete in der Pulverfabrik, die ein Sohn Weidmanns eingerichtet hatte, selbst Adams, der sah, wie Jedes sich bethätigte, konnte sich der Arbeit nicht entziehen. Er schämte sich seines Müßiggangs. Der Knecht, der ehemals Sträfling gewesen, mußte ihn pflügen und säen lehren; auch zum Dreschen drängte er sich, aber er konnte nicht Tact halten. Am liebsten arbeitete er in der Mühle, und es war ein seltsamer Anblick, den starken Neger mit Mehlstaub bedeckt auf und ab wandeln zu sehen. Daneben war er am Abend eifrig beim Unterricht, den ihm Knopf ertheilte.

Von allen Menschen auf Mattenheim war Knopf der Glücklichste. Was hatte er auch nicht Alles? Weidmann, den er verehrte, Erich, den er hoch hielt, Roland, den er schwärmerisch liebte, und einen Fürsten und einen Sklaven, die er unterrichtete. Ja, Fürst Valerian mußte es sich gefallen lassen, neben Adams unterrichtet zu werden; denn während dieser Schönschriften machte, setzte der Fürst seine Studien in Geschichte und Mathematik fort.

Den Tag über war man in jeglichem Wetter auf freiem Felde beschäftigt; es wurden Vermessungen vorgenommen, vor Allem in der nun angekauften Domäne; die Wälder wurden durchforstet und es gab gute Jagden, bei denen sich Roland mit großem Geschicke hervorthat.

Weidmann war besonders glücklich, daß er den Plan ausführen konnte, ein neues Dorf auf der vom Staate angekauften Domäne anzulegen. Er belehrte die jüngeren Männer, daß Weinbau ohne Ackerland einen unsichern Hausstand gebe, nicht nur durch Fehljahre, sondern auch dadurch, daß der kleinere Weinbauer, der im Herbste verkaufen muß, für sein geringes Wachsthum weniger erhält; ein Bauer, der Weizen oder Kartoffeln zu verkaufen hat, bekommt für das kleine Erträgniß denselben allgemeinen Preis, den Andere für ein großes bekommen; nicht so aber ist es beim Weinverkauf.

Knopf bat beständig, man möge ja nicht eines jener langweiligen Colonisten-Dörfer bauen in gerader Linie; der Architekt

tröstete ihn, indem er zeigte, daß der Bach durch seine Krümmungen und die anzulegende Kirche auf einer Anhöhe eine künstlerische Gruppirung gebe.

Roland ging so zu sagen von Hand zu Hand, denn Jeder der Söhne Weidmanns nahm ihn auf Stunden und Tage mit und Jeder hatte seine Lust, ihm das Beste mitzutheilen, was er wußte.

Weidmann hatte ein beständiges, zuverlässiges Gleichgewicht, so daß jede stürmische Bewegtheit eines Andern davor zurückwich; er hatte Würde ohne Schwerfälligkeit, er hatte ein ruhiges festes Maß für alle Dinge. Er registrirte einen Fehler, ein Mißgeschick, in allgemein politischen wie in Privat-Angelegenheiten, mit mannhafter Ruhe, ohne sich beirren und entmuthigen zu lassen.

Ein Strom, der so klar ist, daß man dessen Grund sehen kann, erscheint weniger tief als er ist, und so war es auch bei Weidmann. Er hatte weniger Geistreiches, er war einfach sachlich.

Der Abend jedes Tages hatte seine feierliche Weihe; der Feierabend, der leider aus unserer Welt verschwindet, stand hier noch in voller Geltung. Hier war das frische Leben des productiven Reichthums.

Frau Weidmann, die Tages über wohl sauber und nett, erschien am Abend gesellschaftsmäßig gekleidet. Man betete auf Mattenheim nicht, aber Weidmann hatte eine eigene Andacht des Geistes, die sich bei vielen Lebensereignissen kundgab.

Viel Heiterkeit erregte Fürst Valerian; er hatte die Wißbegierde, die er schon am ersten Tage auf Wolfsgarten bekundete, noch immer behalten, und so unermüdlich der Fürst im Fragen, so unermüdlich war Weidmann im Antworten.

Jetzt stand Roland in einer Gemeinschaft, er hörte Antworten auf Fragen, die er nicht selbst gestellt; und wie er zuerst diese Fragen sich innerlich erneuern mußte, so drangen auch die Antworten erwecklicher in seine Seele als diejenigen, die er ehedem selbst gefordert hatte.

Wenn man aus dem Felde, von den Fabriken, den Bergwerken und der Domäne heimkam, konnte man im Antlitz der Frau Weidmann sehen, ob ein Brief aus Amerika da war.

Von Doctor Fritz kamen oft Briefe und die höchste Freude war es, wenn auch Lilian dazu schrieb.

Knopf hatte seine heimliche Dichterlust, der Stillvertraute einer romantischen Liebe zu sein.

Weidmann sprach es geradezu aus, daß jetzt ein Gewitter über der Welt heraufziehe, und er hoffe, daß das in Amerika losbrechende auch die Luft in Europa reinige.

Knopf, hierdurch ermuntert, erzählte, wie man Ludwig XII. vorgestellt, daß man die wilden Völker nicht bekehren könne, man müsse sie vorher zu Sklaven machen, dann könne man sie zur Kirche bekehren; man bekehrte sie nun zur Kirche und vergaß nur die Kleinigkeit, sie dann aus der Sklaverei zu befreien.

Frau Weidmann war sehr unwillig, daß man Derartiges vor Roland erörterte, aber sie tröstete sich, daß ihr Mann gewiß seinen wohlbedachten Zweck habe.

Und in der That war es die Absicht Weidmanns, Roland voll und ganz in diese Frage zu führen. Er kannte die Sophistik der Welt und wußte, wie leicht ein bedrücktes Gemüth derselben zugänglich ist; hatte er ja auch in der Handelsstadt vernommen, daß selbst menschenfreundlich Gesinnte die Sache des Sklavenhandels mit allerlei Beschönigung betrachteten. Roland sollte den ganzen Schmerz haben, um nach seinen Kräften die ganze Versöhnung zu bewirken. Mit einer ihm sonst fremden Heftigkeit sprach er seinen Unmuth aus, daß man eine Berechtigung dafür finden konnte, einen mit Sprache und Vernunft begabten Menschen als Sache zu behandeln.

So lebte man auf Mattenheim geraume Zeit in allseitiger Bewegung. . .

Die rheinische Gastfreundschaft war auf Mattenheim noch volle Wahrheit. Der Banquier kam und war erfreut, Roland so frisch thätig zu finden. Auch Professor Crutius kam. Er näherte sich Roland freundlich, dieser aber hielt sich entschieden von ihm fern.

Knopf, der ein Studiengenosse des Professor Crutius war und ihn nach Villa Eden empfohlen hatte, kündigte Crutius förmlich seine Freundschaft auf; er hätte Sonnenkamp um der Kinder willen schonen müssen. Weidmann dagegen, der die Art, wie Crutius verfahren, ebenfalls mißbilligte, aber die streng politische Haltung des Mannes hoch achtete, behielt ein freundliches Verhältniß zu ihm.

Durch Crutius und seine Mittheilungen über die Zustände der neuen Welt wurde nun sehr eifrig besprochen, wie ein großer, langer und entscheidender Kampf zwischen Freiheit und Knechtschaft bevorsteht.

Crutius konnte aufs Neue und aus eigener Wahrnehmung bestätigen, daß die Südstaaten reichlich mit wohlgeschulten Officieren versehen seien, denn an der Kriegsschule zu Westpoint, wo er ehedem Lehrer gewesen, waren weit mehr Zöglinge aus den südlichen, als aus den nördlichen Staaten. Wird die Union zersprengt, siegen die Sklavenhalter, dann ist die Sache der Freiheit ins Mark getroffen.

Nach der Abreise des Professor Crutius bemerkte man an Roland eine stille Schwermuth. Er that, was man von ihm wünschte, aber stundenlang konnte er starr dreinschauen. Weder zu Weidmann, noch zu Erich gab er kund, was in ihm vorging; nur gegen Knopf äußerte er seine Beklommenheit, aber Knopf mußte ihm geloben, sonst Niemand Mittheilung zu machen.

Roland hatte vernommen, daß Doctor Fritz der erbittertste Feind seines Vaters sei.

Wie eine verschüttete Flamme, die plötzlich vielzackig aufzüngelt, so ging aufs Neue aller Schmerz in Roland auf. Der Schmerz um die That des Vaters, um seine Flucht und die Entführung Bella's, während die Mutter noch lebte; der Tod der Mutter und das traurige Erbe — das Alles wirrte sich durch einander und die einzige freie Erlösung war vernichtet. Lilian ist die Tochter eines der erbittertsten Feinde seines Vaters und er selber, wenn es zur Entscheidung kam, sollte er im feindlichen Heere seinem Vater gegenüber stehen?

Achtes Capitel.

Das große Gesetz unserer Zeit, daß alles Leben als einheitliches empfunden wird, machte sich nirgends stärker und nachhaltiger geltend, als in dem thätigen Hause auf Mattenheim. Weidmann hielt sein Denken auf die Bewegung in der neuen Welt gerichtet, und der Jüngling war durch sein Schicksal damit verbunden.

Mit Begierde las Roland die Schriften und Zeitungen, in denen die sogenannte Sklavenfrage erörtert wurde. Doctor Fritz schrieb in unzufriedenem Tone über Lincoln; er fürchtete, daß der

Mann so lauteren Charakters und so grundmäßigen Glaubens an die Güte der Menschen nicht entschieden genug gegen die Junker der Südstaaten vorgehen werde.

Roland hörte hier die Sklavenhalter immer Junker nennen, und Weidmann erklärte ihm, daß dies der vollkommen deckende Ausdruck sei. Die Sklavenbesitzer wollten nur den sogenannten noblen Passionen leben; für den Lebensunterhalt, ja für den Luxus sollten andere Menschen arbeiten. Das ist das correcte Junkerthum. Denn es sieht die Arbeit als etwas Erniedrigendes und Entwürdigendes an, während Arbeit allein der Adel des Menschen ist.

Roland las jetzt zum ersten Mal „Onkel Tom's Hütte"; er weinte Thränen darüber, aber bald richtete er sich auf und fragte:

Was ist das? Den Gepeitschten und Mißhandelten an Vergeltung im Jenseits weisen, wo der Herr des Sklaven gezüchtigt und der mißhandelte Sklave erhöht wird? Wer gibt die erlittene Qual zurück? Ist das nicht wie damals beim Krischer? Wer entschädigt ihn für die Gefangenschaft, die er erleiden mußte, um dann als unschuldig erkannt zu werden?

Ganz anders war die Wirkung des aus gediegener Vorbereitung entstandenen Buches von Friedrich Kapp, „Geschichte der Sklaverei in Amerika", dessen Erscheinen eben jetzt wunderbar mit den Ereignissen zusammen traf.

Anfangs konnte der Jüngling nicht fassen, wie man sachlich und rein geschichtlich eine so empörende Thatsache darstellen könne; bei einer Stelle aber schrie er unwillkürlich laut auf, denn es hieß:

„Die Rheder der Sklavenschiffe sind fast sämmtlich Ausländer, Spanier und Portugiesen, leider auch" ... hier folgte ein Gedankenstrich, und dieser Gedankenstrich war wie ein Dolch ... „leider auch — Deutsche!"

Zum ersten Mal wurde Roland auch an Benjamin Franklin zweifelhaft.

Er las, daß Franklin zwar den Vorsitz in der abolitionistischen Gesellschaft zu Philadelphia geführt, aber auch er wie die anderen Helden des amerikanischen Befreiungskampfes hatten sich in der Bemühung, die Einheit zu schaffen, bei Gründung der Union mit dem Gedanken getröstet, daß in einem Menschenalter durch Zunahme der freien Arbeit die Sklaverei aufhören und erlöschen werde.

Ihre Hoffnung hatte sich nicht erfüllt und jenes Wort Theodor Parkers erneuerte sich schmerzlich:

„Alle großen Urkunden der Menschheit sind mit Blut geschrieben worden."

Vor einem Bild von Ary Scheffer, das in der Wohnstube hing, stand Roland oft nachdenklich, es war die Anbetung des Jesuskindes. Darauf ist ein Neger, eine tiefrührende Gestalt, der die gefesselten Arme dem tröstenden und befreienden-Erlöser entgegenstreckt. Zwei Jahrtausende streckt dieser Stamm dem erlösenden Menschheitsgedanken die gefesselten Arme entgegen. — Warum ist das bis jetzt so geblieben?

Roland fielen die Verse von Goethe ein, er wiederholte sie zu Weidmann und dieser sagte:

„Das Erbtheil des freien Menschen ist, daß er Niemand ganz und in Allem als vollkommen vor sich sehen kann. Aehnlich wie Goethe es thut, rühmen sich die Amerikaner selber, daß sie keine mittelalterlichen Zustände zu überwinden hätten, und sie haben doch das Erbe der Sklaverei, das Manche sogar als den natürlichen Zustand der arbeitenden Classe erklären."

Weidmann gab Roland die Rede zu lesen, die Abraham Lincoln im Cooper-Institute zu Newyork gehalten.

Roland mußte sie laut vorlesen, seine Stimme stockte, sein Ton war schmerzlich bewegt, als er las:

„Und würden wir auch unsere Stimmen aufopfern, Republikaner, Ihr könnt sicher sein, die Demokraten werden es hierbei nicht bewenden lassen. Wir dürfen nicht einmal stille sein. Wir müßten aufhören, die Sklaverei ein Uebel zu nennen, wir müßten ihre Berechtigung laut und unbedingt zugeben. Die Constitutionen aller unserer freien Staaten müßten abgeändert, und was immer in ihnen der Sklaverei widerspricht, ausgestrichen werden.

Da die Südlichen vorgeben, die Sklaverei sei eine moralische Einrichtung, welche die Menschheit erhebe, so müssen sie folgerichtig darauf ausgehen, daß sie allgemein als ein sittliches Recht, als ein socialer Segen anerkannt und auch allenthalben eingeführt werde.

Unser Pflichtgefühl fordert uns auf, solch einem Verlangen entgegen zu treten. Wir müssen an unserer Pflicht festhalten und jede schlechte Zumuthung mit ganzer Kraft und ohne alle Rücksicht zurückweisen. Weg mit dem sophistischen Gerede von einer Ver-

mittlung, von einem Halbweg zwischen Gutem und Bösem! Hieße das nicht eben so viel als nach einem Mann forschen, der weder todt ist noch lebendig? Fort mit der Staatsweisheit „was gehts Euch an,“ über eine Frage, die alle Menschen angeht. Kerker dürfen uns nicht erschrecken. Halten wir fest an dem Glauben: Recht gibt Macht. In diesem Glauben laßt uns handeln wie die Pflicht es gebietet bis zum Ende unserer Tage.“

Thränen traten Roland in die Augen, er sah zu dem Bilde auf, wo der gefesselte Neger seine Hände emporstreckt, und in ihm sprach es: Du wirst erlöst.

Neuntes Capitel.

Die Bienen, die wir aus Europa mitgebracht, fliegen jetzt in den Frühling hinaus . . . schrieb Lilian aus Newyork.

Auch auf Mattenheim nahte der Frühling mit Macht. Die Arbeit in Feld und Wald drängte sich, Sonnenschein und Hagelschauer wechselten in rascher Folge, aber die grüne Saat erquickte das Auge.

Von Mattenheim aus gingen Einladungen an die Freunde zu einem Abschiedsfeste für Fürst Valerian, der in seine Heimat zurückkehren wollte. Zuerst kamen von Villa Eden die Professorin, Claudine und Manna, mit ihnen der Major und Professor Einsiedel.

Manna und die Professorin fanden freundlichen Anschluß an Frau Weidmann und deren Schwiegertöchtern. Es war ein Leben im Hause so voll und reich durch alle Altersstufen, daß es einem Jeden das Herz erquickte.

Die Frauen von Villa Eden wurden zu vielen Betrachtungen und Selbstprüfungen erregt, da sie hier ein immer thätiges Wesen sahen; denn im Hause war bei aller Geschäftigkeit ein gelassener festgeordneter Gang und ohne sich mit Gedanken abzuplagen, erfüllte Frau Weidmann den Kreis ihrer Pflichten. Sie war stolz darauf, das ganze Haus und besonders die großen Einmachgläser zu zeigen, wo nicht nur Vorrath für ihre eigene weitverzweigte Familie war, sondern auch für die Armen, die für nichts vorsorgen konnten. Freilich klagte sie auch, daß sie nicht Zeit genug

auf ihre Fortbildung verwenden könne, aber lächelnd setzte sie hinzu, es gehe ihr da, wie in ihrem Pflanzengarten; sie vertreibe dort die Vögel, denn entweder müsse man auf Salat und Strauchbeeren oder auf Vogelsang verzichten.

Alle waren erstaunt, als sie hier von der großen Bewegung hörten, die in der neuen Welt vorging, denn mit einem Briefe Lilians waren auch Zeitungen angekommen und Weidmann sagte, daß in diesem herankommenden Sommer die größte Entscheidung unseres Jahrhunderts, ja vielleicht die der ganzen modernen Geschichte vor sich gehe. Wenn es möglich ist, die Union zu zersprengen, dann wäre die Freiheit und Humanität, an der wir Alle arbeiten, in so großem Maße geschädigt und zurückgeworfen, daß die kleine Arbeit des Einzelnen davor verschwindet.

Lina kam mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam, auch der Doctor mit seiner Frau kam, er brachte die alle Anwesenden bewegende Nachricht, daß Prancken in das päpstliche Heer eingetreten sei.

Man versammelte sich endlich zu dem großen Mahle, das ein Abschiedsfest für den Fürsten Valerian sein sollte.

Weidmann, der obenan saß, brachte den Trinkspruch auf den scheidenden Freund aus. Nachdem er dessen Wißbegierde und Eifer für die Mitmenschen betont, führte er aus:

„Zwei Dinge kämpfen in der Welt mit einander: Egoismus und Humanität. Je mehr Du Anderen in Liebe dienst, um so freier bist Du; je mehr Du Dich hingibst, um so reicher bist Du in Dir. Wir arbeiten an der Befreiung unsrer Mitmenschen. Auf Berechnung allein stellt sich keine Befreiung. Wo die Liebe nicht mitwirkt, die Selbstlosigkeit, wird kein Dauerndes geschaffen. Erwerbssucht und Genußsucht drängen sich vor, als wären sie allein der Charakter unserer Zeit. Wir aber rufen: groß ist unser Jahrhundert! Europa mit seiner alten Cultur, seinem untergehenden Adel, strebt danach, alle Menschen zur Arbeit zu verpflichten, das russische Reich und Amerika die Menschen zur freien Arbeit zu erlösen. Seit ich die große Jahrtausendwelle auf mich eindringen sehe, seitdem lebe ich froh und in heiliger Zuversicht. Den Glaubenssatz versteht Jeder nach seinem eigenen Sinn, wie ihn Jeder in seiner ihm allein angehörenden, im letzten Ton unnachahmlichen Stimme spricht. Die That, die gerechte, die schöne, die freie That allein kann nicht gedeutet, nicht mißverstanden,

vom Einzelnen nicht verändert werden; wir können keinen Bund der freien That stiften, denn die freie That gehört Jedem allein."

So ziehe nun Fürst Valerian in fremde Lande als Genosse der freien schönen That.

Noch während man bei Tische saß, kam ein Brief des Professor Crutius, worin dieser Herrn Weidmann mittheilte, daß nach soeben bei der Redaction eingetroffenen überseeischen Correspondenzen der Krieg in Amerika ausgebrochen sei.

Tief bewegt verkündete Weidmann diese Nachricht der Gesellschaft.

„Ich ziehe in den Krieg!" erhob sich Roland. Sein Angesicht leuchtete, sein Auge glühte. Alles schaute auf ihn, Niemand schien ein Wort zu wagen; endlich sagte Weidmann:

„Es ist Ihr Schicksal, Ihre Pflicht."

„Könnte ich mit Dir ziehen!" sagte Erich.

„Du kannst, Du sollst!" fiel Manna ein.

„Ich? Und Du, Manna?"

„Ich ziehe mit Dir; ich ziehe mit Euch."

Roland fiel seiner Schwester um den Hals und rief:

„Manna, Du bist eine Heldenfrau. O meine Schwester! O Erich! Wir Alle setzen uns ein! Jetzt ist die Befreiung da."

„Ich habe das kommen sehen," sagte die Professorin. „Wer darf es wagen, Euch zurückzuhalten?"

Knopf hatte Adams herbeigerufen, der laut aufjauchzte, die Fäuste ballte und rief:

„Ziehen wir alle . . . alle!"

Man umarmte einander, wie wenn eine Erlösung über die Welt gekommen wäre.

Als man sich wieder ruhig niedergesetzt hatte, sagte Manna leise zu Erich:

„O Erich! Und der Vater im feindlichen Lager, und sein Sohn ihm gegenüber . . ."

Erich beruhigte sie, indem er erklärte, daß er in die von Sonnenkamp bezeichnete südstaatliche Zeitung mit Worten, die nur Sonnenkamp verstehe, die Anzeige gebe, daß Roland in das amerikanische Landheer eintrete, in der Zuversicht, daß er dann nicht seinem in der Marine kämpfenden Vater gegenüber stehe.

Es schien ganz vergessen, daß man zu einer Abschiedsfeier des Fürsten Valerian zusammengekommen war. Dieser erhob sich und

sagte, daß er die hochgehende Stimmung der Freunde, die er zurücklasse, nicht unterbrechen wolle; er werde es in der Seele mitnehmen, welche dem Reinen lebende Menschen in einem Hause auf der rheinischen Hochebene athmen, und das Gedenken als ein Heiligthum für sein ganzes Leben auch in weiter Ferne bewahren. Er wußte darauf hinzudeuten, daß es Momente im Leben gibt, die wie ein Aufbrechen der Blüthe seien, die sich lange und still in der Knospe vorbereitet. Und wie jetzt draußen in der Natur Alles aufbreche, so sei es ihm ein Glück, Erich und Manna nun als Ehegatten zu wissen, die sich entschließen, vereint dem Kampfe um die reine Menschlichkeit sich zu Gebote zu stellen.

Der Fürst sprach mit bewegter Stimme, und Alles war bewegt, da er zuerst laut ausgesprochen hatte, daß Erich und Manna nun ihre Hochzeit feiern.

In die aufs Höchste gespannte Gemüthsspannung Aller kam eine gewisse Beruhigung und Ablenkung, als Knopf nun ein Abschiedsgedicht vorlas; es war viel Lustiges darin, die ganze Tischgenossenschaft lachte, während einem Jeden das Herz erbebte.

Man stand auf. Lina mußte noch ein Abschiedslied singen, und fröhlich fuhr Fürst Valerian dahin, von Knopf bis zur Eisenbahn begleitet.

Die Männer umstanden Erich, die Frauen waren bei Manna, die in sich erschauernd, die Augen niederschlagend, mit in einander gelegten Händen da stand; Roland ging von einer Gruppe zur andern, bald sprach er zu Manna, bald zu Erich. Es wurde beschlossen, daß die Professorin, Claudine, Lina und Manna im Geleite Rolands und des Professor Einsiedel nach der Villa zurückkehren und andern Tages auch Erich mit den Männern dahin kommen sollte, wo alsdann Weidmann die bürgerliche Trauung, die seines Amtes war, vollziehen werde.

Zehntes Capitel.

Ein heller Frühlingstag war aufgegangen. Manna stand in bräutlichem Schleier in ihrem Zimmer bei der Professorin und Claudine; sie sprach kaum ein Wort. Lina brachte den frischen

Myrtenkranz; sie war voll Jubel und mußte sich zurückhalten, ihre übermüthige Stimmung zu beherrschen.

Der Major und Professor Einsiedel traten ein und holten Manna zur Trauung ab. Im Musiksaale, den die Gärtner nach der Anordnung Lina's reich geschmückt hatten, harrten ihrer Erich, der Doctor, der Landrichter und Weidmann, der heut zum Zeichen seines Bürgermeister-Amtes die goldene Kette auf der Brust trug. Erich ging Manna entgegen, sie reichte ihm die Hand, er führte sie an den mit Blumen bestellten Tisch, hinter welchem Weidmann wartend stand.

Als Manna ihren Namen schrieb, sank sie fast zusammen; sie schrieb „Manna" und sah sich um und fragte leise:

„Wie soll ich schreiben? Sonnenkamp oder Banfield?"

Sie legte ihr Haupt mit dem Myrtenkranz an die Brust Erichs, der ganze Schmerz ihres Lebens drängte sich in diesen einen Augenblick zusammen.

„Schreibe beide Namen," sagte Erich leise. „Künftig hast Du den meinen."

Sie schrieb, dann erhob sie sich und sagte:

„Nun ist das Letzte geschehen. Hier verspreche ich Dir, Erich, nie mehr soll Derartiges mich überwältigen. Mit Dir, mit Deinem Namen beginnt mein neues Leben."

Weidmann segnete das Paar ein. Er begann mit seinem Satze:

„Ich verstehe nicht, wie die Menschen es fertig bringen, nicht an Gott zu glauben. Ihr seid durch den Allgeist, den wir erkennen, so wundersam zusammengefügt."

Er legte in kurzen Worten dar, was es heißt, jetzt auf der Schwelle einer großen weltgeschichtlichen Entscheidung, mit dem Entschlusse, sein Leben dafür einzusetzen, sich zu vereinen.

Erich legte den Trauring an die Hand Manna's.

Dann ging er mit ihr in den Garten, und sie saßen dort an jener Stelle, wo sie sich den ersten Kuß gegeben; um sie her duftete der Frühling und die Nachtigall sang.

Am Mittag fuhren Erich und Manna rheinabwärts.

Es war Abend, als sie mit einander auf der Burgruine saßen und hinab schauten auf das Kloster. Erich erzählte, wie er an jenem Abend, da er Manna zuerst gesehen, hier einsam in einer Herzbewegung gesessen, die er nicht bemeistern konnte. Leise sagte Manna:

„Dort — dort wollte ich bleiben mein Lebenlang, mich opfern zur Sühne für die schwere That. Jetzt bringe ich mehr, unsäglich mehr als Opfergabe. Ich nehme auf mich das schwerste Frauenloos, zu harren und zu warten, ob die Kämpfer lebend heimkehren, oder ob wir sie todt unter erschlagenen Feinden suchen müssen. O Erich, daß ich Dich von dieser Stunde an mein nennen darf, macht mich glückselig, wie es mehr nie ein Menschenkind auf Erden war."

Sie hatte heute keine Thräne vergossen; jetzt weinte sie. Es gelang Erich, sie zu beruhigen.

Still gingen sie Hand in Hand den Berg hinab. Der Mond stand über dem Rheinthale und glitzerte auf dem Strom und schimmerte auf Baum und Busch, wo die Knospen leise sprangen und die Nachtigall unermüdlich schlug; in Wonne lebte die Welt.

Elftes Capitel.

Zur Hochzeit von Lina und dem Architekten waren Manna und Erich noch einmal fröhlich mit den Fröhlichen. Als sie nach Villa Eden zurückkehrten, war ein Besuch eingetroffen. Der Banquier war mit seiner Schwiegertochter gekommen, die die Schwester Rolands und die Schwiegermutter kennen lernen wollte. Die drei Frauen schlossen schnell jene Freundschaft, die sich auf Grundlage schöner und freier Bildung aufbaut. Sie gingen nach dem Treibhaus, ein würziger Duftstrom wallte ihnen entgegen und hielt sie umflossen, und das Auge ward erquickt von den vielfarbigen neu entfalteten Blüthen.

Da kam der Major mit Fräulein Milch und sein erstes Wort war, zu Manna gewendet:

„Frau Hauptmann, ich stelle Ihnen hier die Frau Majorin vor."

Er ließ die erstaunten Frauen stehen und holte die Männer herbei, dann sagte er, daß er bereit sei, dem Andringen der Freunde nachzugeben, die Villa zu bewohnen und Alles in Stand zu halten, und daß Fräulein Milch sich bereit erklärt habe, nun ihre Verhüllung zu lösen; der freie und schöne Entschluß Manna's habe auch den Bann von Fräulein Milch genommen, er bitte die Freunde, die Geschichte anzuhören, die sie erzählen werde.

Man setzte sich und Fräulein Milch erzählte:

„Sie, Herr Professor, sind ganz wie mein Vater; er war auch ein Gelehrter, aber in anderem Gebiet. Sie haben viel von seinen Gewohnheiten. Sie, Frau Professorin, die mich geehrt, bevor Sie mein Leben kannten, und Sie, Frau Hauptmann, die mir, nach Besiegung schweren Vorurtheils, reiche Liebe zugewendet, sollen mich nun kennen. Sie aber," wendete sie sich an den Banquier, „Sie werden meine Lebensgeschichte noch am besten verstehen, denn Sie sind ein Jude, wie ich eine Jüdin."

Sie hielt inne.

Alle schwiegen. Fräulein Milch fuhr fort:

„Ich bin die Tochter eines jüdischen Gelehrten. Mein Vater war ein Mann, edel und fromm, er galt als scharfsinniger Gelehrter, aber im Leben war er kindlich unbefangen und sogar unbeholfen. Er las in den heiligen Büchern vom Morgen bis zum Abend.

Meine Mutter, die aus einem vermögenden Hause stammte, hatte nach dem Willen ihrer Eltern meinen Vater um seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit willen geheiratet; sie war voll Anbetung für meinen Vater.

Die Stille und Gleichmäßigkeit, die ruhige Sättigung, die in meinem elterlichen Hause herrschte, wie die Armen gespeist wurden, wie das ganze Leben nichts war als die Pause von einem Gottesdienst, von einem Fest zum andern, das kennen nur Sie" — sie wendete sich wieder zum Banquier — „nur Sie allein ermessen. Ich selber muß mich oft darauf besinnen, wie auf einen Traum.

Im Winter, wenn die Gemeinde zu meinem Vater in sein Studirzimmer kam zum gemeinsamen Gebete, da er nicht ausgehen durfte, hörte ich nach Vollendung des Gebets auch von Weltbegebenheiten sprechen.

Was wußten wir von der Welt?

Die Beamten, die Soldaten da draußen, denen gehörte die Welt, sie erschienen mir als Wesen, die in einem Märchenreich sich bewegten, in das man nicht kommen kann.

Mein einziger Bruder war ein schöner Mensch, er hatte Aehnlichkeit mit dem Herrn Hauptmann Dournay und er ward der Freund des bei uns einquartierten jungen Tambours Graßler. Er ehrte den Vater, wir gewannen ihn bald lieb. Der Tambour

mußte weiter ziehen. Ich weiß noch als wäre es heute, ich stand an der Treppe, ich hielt eine Kugel des Geländers, die sich drehen ließ, in der Hand und spielte damit, da sagte der Tambour zu mir: Ja, Rosalie, wenn Du groß bist und ich Officier geworden, da komme ich wieder und hole Dich.

Er ging davon und trommelte, und ich hörte aus dem Trommeln heraus immer die seltsamen Worte und stand an der Treppe und drehte die Kugel und die ganze Welt drehte sich mit mir. Aber ich bitte, ich werde zu weitläufig."

„Nein, erzählen Sie nur so ausführlich, als Sie wollen."

„Nun also, sie zogen in den Krieg, mein Bruder fiel; Conrad kam zurück, er war Fähnrich geworden, er brachte dem Vater das kleine Gebetbuch meines Bruders, durch dessen Decke und Blätter eine Kugel gegangen war. Mein Vater, meine Mutter und ich, wir saßen sieben Tage trauernd auf der Erde; Conrad kam und setzte sich zu uns. Dann saß mein Vater wieder unter seinen heiligen Büchern, aber während er sonst nur leise vor sich hinsummte, sprach er jetzt die Worte laut und heftig; er schien die Gedanken bezwingen zu müssen, die sich nach dem Sohne hindrängten.

Die Zeit heilte allmälig den Schmerz. Der Bruder ruhte längst, wer weiß wo, im Grabe, Conrad war nach der Heimat zurückgekehrt. Ich war siebzehn Jahre alt, wir hatten das Osterfest gefeiert und mein Vater sprach über die wunderbare Befreiung aus der Sklaverei, deren Gedächtniß wir zu Ostern feiern, und klagte über den Druck, unter dem wir jetzt noch seufzen.

Erst spät hatten wir uns zur Ruhe begeben. Ich schlief in der Kammer neben meinen Eltern. Da hörte ich, wie mein Vater zur Mutter sagte:

Was sind wir Juden doch so armselig dran! Da ist der prächtige Mensch, der getreue, herzgute Conrad Graßler wiedergekommen. Er hat es bis zum Hauptmann gebracht und sie haben ihn als Major pensionirt, und da kommt er nun und hält um unsere Rosalie an. Wenn der gute Mensch von unserm Glauben wäre, wie gern gäbe ich ihm mein Kind! Ich könnte mir keinen besseren Mann für sie wünschen. So aber kann es doch nicht sein, und Gott soll mir die Sünde verzeihen über Alles, was ich gedacht habe.

Das hörte ich in der Kammer im elterlichen Hause; im Geiste

war ich schon auf und davon, in der Welt draußen, wo die Beamten lebten, die Soldaten und alle die, denen die weite Welt gehört.

Mein Vater hätte nichts gegen Conrad, wenn das Eine nicht gewesen wäre . . . so sprach es in mir die ganze Nacht. Und am Morgen, als Vater und Mutter in der Synagoge waren, saß ich mit meinem Gebetbuch allein . . . hier ist es, es ist ein Andachtsbuch für Frauen, von meinem Vater verfaßt . . . aber meine Gedanken waren nicht dabei. Ich war allein im Hause, auf der Gasse sah man Niemand, die ganze Gemeinde war in der Synagoge. Ich setzte mich in die Mitte des Zimmers, ich wollte nicht durchs Fenster sehen, denn gewiß geht Conrad vorüber.

Wie wunderbar, daß er gehalten, was er mir als Kind versprochen. Wie ist er geworden? Wie wird er mich finden?

Da, ich weiß nicht, wie es kam, stand ich doch am Fenster und schaute hinaus; ich sehe Conrad, ich ziehe mich vom Fenster zurück, aber es kommen Schritte die Treppe herauf . . . mein Herz klopft zum Zerspringen.

Ich erzählte Conrad, was mein Vater in der Nacht zur Mutter gesagt.

Mein Vater kam aus der Synagoge zurück und nie habe ich schwereres Leid empfunden, als da er mir segnend die Hand aufs Haupt legte, wie das Brauch bei uns ist. Ich wollte die Festesfreude nicht stören, erst nach dem Feste — ach, ich habe ihm die ganze Freude des Lebens zerstört, es gab kein Fest mehr für ihn — entfloh ich mit Conrad. Ich redete mir ein, mein Vater würde uns seinen Segen geben, wenn er sähe, daß es nicht mehr anders möglich sei. Wir schrieben an ihn, er antwortete nicht; durch einen Freund ließ er uns sagen, er habe zwei Kinder gehabt, die seien gestorben; er bitte und bete, daß es ihnen in der andern Welt gut gehen möge. Dann ließ er mir weiter sagen: Du suchst Ehre vor der Welt und um dieser Ehre willen hast Du Deinen Vater verlassen. Ich schrieb ihm zurück und gelobte heilig, daß ich keine Ehre vor der Welt wolle; ich versprach, die Geringschätzung, die Schande der Welt auf mich zu nehmen, und — das habe ich gehalten bis auf den heutigen Tag. Wir ließen uns bürgerlich trauen, vor der Welt aber verzichtete ich auf alle Ehre.

Conrad bekam bald die Nachricht, daß meine Mutter gestorben

war, auch der Vater folgte ihr nach wenigen Monaten. Ich erhielt ein kleines Erbe; ich habe lange Zeit in Schmerz um meine Handlungsweise gegen meine Eltern gelebt. Conrad, der selber darunter litt, tröstete mich mit der ganzen Güte seines Herzens. Ich war einmal auf dem Grabe meiner Eltern, unerkannt, in der Nacht. Wenn es eine schwere Buße giebt, ich ertrug sie, daß ich bei Nacht, mich vor dem Blicke der Menschen fürchtend, auf dem Grabe meiner Eltern sein mußte. Und doch gewann ich von dort eine Erleichterung. Ich hatte wenigstens die Kraft, vor Conrad meinen Schmerz zu unterdrücken. Conrad und ich zogen nach dem Rhein. In einem Dorfe am Niederrhein lebten wir zwölf Jahre, verborgen vor aller Welt, in uns glücklich. Wir bedurften nichts von der Welt als uns selbst. Niemand kannte uns. Ich besuchte die Kirche, ich hatte das Verlangen, gemeinsam mit Menschen zu beten. Während die Orgel brauste und ein mir fremder Gottesdienst gefeiert wurde, saß ich allein und betete in dem Gebetbuch, das mein Vater verfaßt, und in dem andern, das mein Bruder im Felde gehabt und das an seinem Herzen geruht hatte, bis es nicht mehr schlug. Ich war keine Fremde mehr, denn da waren Menschen neben mir, die zu demselben Geist beten, den auch ich anrufe, und dieser Geist wird wissen und zurecht legen, warum die Menschen in so verschiedener Weise sich zu ihm wenden.

Wir zogen hieher. Wie ich hier lebte, wissen Sie. Auch beim Umzuge wollte Conrad, daß ich meine Ehrenstellung einnehme, aber mir war es lieber, nicht Frau Majorin zu heißen; es war mir eine Buße und Kasteiung, weil ich doch meine Eltern und die Meinen verlassen hatte; wir lebten in der Treue, in Einigkeit. So haben wir gelebt und nun glaube ich, meine Schmerzen haben mich entsühnt, ich bin frei."

„Sie sind es," riefen der Banquier und Professor Einsiedel wie aus Einem Munde.

Manna umarmte die Majorin.

Zwölftes Capitel.

Im Wirthshaus zum Karpfen war lautes Getümmel. Der Küfer, als junger Wirth, schenkte fröhlich ein, der Krischer und der Siebenpfeifer schauten vergnüglich zu und stießen manchmal mit den gerippten Gläsern an.

Man wußte in der ganzen Gegend, daß der Küfer ein Vertrauter Rolands und Erichs war, und nun kamen junge Männer von allen Orten, die sich für den amerikanischen Krieg anwerben lassen wollten, ja, eine Deputation aus der Cementfabrik Weidmanns bat um Ueberfahrtsgeld für zweiunddreißig Mann.

Der Küfer hatte Roland berichtet, was vorging. Roland kam in das Wirthshaus zum Karpfen und legte den Männern dar, daß er nur drei junge Aerzte — für einen derselben war der Banquier eingetreten — mitnehme, daß er aber sonst Niemand veranlasse, mit ihnen zu gehen.

Vom Krischer geleitet, kehrte er wieder nach Villa Eden zurück, wo jetzt der Major lebte.

Der Major machte mit der Frau Majorin auch seine Hochzeitsreise; sie verweilten eine Zeit lang in dem Theile des Gartens, der Nizza genannt wurde, dann gingen sie durch den Park und auf den Hügel, wo man rheinabwärts schaute. Sehr vergnüglich sagte er:

„Nun, Frau Majorin, hier sind wir auf dem höchsten Berge der Schweiz."

Und beim kleinen See sagte er:

„Frau Majorin, wollen Sie gefälligst den Lago maggiore bewundern."

Durch die Treibhäuser gingen sie und der Major rief lachend, daß die Welt hier ihren schönsten Pflanzenschmuck zusammengestellt, um ihnen nicht die Mühe der Wanderung zu machen. Er bat seine Frau, sie möge ihn entschuldigen, wenn er in den nächsten Tagen sich ihr nicht widme; es sei noch so Vieles zur Abreise zu besorgen.

Es gab in der That der Erledigungen noch viele und zuletzt mußte Erich doch manches Wesentliche Weidmann und dem Landrichter überlassen.

Bevor er abreisen konnte, mußte er seinen Abschied nehmen;

er stand in der Reserve. Er erhielt auf seine Eingabe die Antwort, daß der Fürst ihn persönlich sprechen wolle. Er reiste nach der Residenz und war nicht wenig erstaunt, wie huldreich und ehrend der Fürst sich aussprach, indem er äußerte, daß er einem Manne wie Erich nicht den Abschied, sondern Urlaub auf unbestimmte Zeit geben möchte.

Erichs Stolz wurde indeß alsbald gebeugt, da der Fürst darauf hinwies, daß Erich, der nun solche Reichthümer besitze, im Lande bleiben möge.

Der Tag der Abreise, lange vorbereitet, kam doch überraschend.

Der Kammerdiener Joseph kam mit seiner Braut; man hatte ihm die Mittel gegeben, daß er ein eigenes Wirthshaus in der Residenz erwerbe. Er benahm sich indeß hier noch als der Diener des Hauses.

Der Sohn Faßbenders, der im Comptoir des Banquiers gearbeitet hatte, zog mit in die neue Welt; er wollte in das Geschäft seines Bruders eintreten, der ein bedeutender Bauunternehmer war.

Der Stumme aus der Cementfabrik, dem Roland ein Messer geschenkt hatte, kam am Abend vor der Abfahrt, er brachte Roland einen Topf, worauf in sehr unbeholfener Schrift eingegraben war: Komm wieder.

Roland bat den Sohn Weidmanns, für den Verlassenen zu sorgen. Der Stumme zog mit nach Mattenheim.

Sehr schwer ward Roland der Abschied von den Pferden und Hunden. Er hatte gewünscht, Greif mitzunehmen, aber man hatte ihm die Beschwerlichkeiten vorgehalten und er stand davon ab. Und so hielt er die Hand auf den Kopf des Hundes gelegt und sagte:

„Ja, alter Freund, kann Dich nicht mitnehmen, muß noch viel mehr hier lassen als Dich, weiß selbst nicht, wohin es geht."

Der Hund sah traurig zu seinem Herrn auf.

Am Morgen war große Wallfahrt von der Villa nach der Anlände des Dampfschiffes.

Man ließ die Wagen vorausfahren, Weidmann hielt Erich, der Major Roland, und Knopf hielt den Neger an der Hand; Manna ging zwischen der Professorin und der Majorin, Claudine und Professor Einsiedel waren auf der Villa zurückgeblieben. So

wandelte man dahin. Manna weinte und stützte sich auf den Arm ihrer Führerin. Nach dem Kirchhof aufschauend sagte sie:

„Am Ufer dieses Stromes sind wir zu Hause, hier ruht unsere Mutter in der Erde. Ich erinnere mich einer alten Sage: die nomadischen Stämme wandern und wandern, aber wo sie ein Grab der Ihren gegraben, da müssen sie endlich bleiben und aufhören, Wanderer zu sein."

Die Stimme Manna's stockte; nach einer Weile fuhr sie fort:

„Da stehen die Bäume, die der Vater gepflanzt . . ."

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Als man an der Anlände ankam, fand man eine große Versammlung. Der nunmehrige Karpfenwirth und der Siebenpfeifer übergaben im Namen Vieler ein Fäßchen Jungfernwein mit frischem Grün bekränzt.

Jetzt wurde der Krischer lebendig, er rechnete aus, wie viel auf jeden Mann von der Reisegesellschaft täglich komme, bis man in Newyork sei.

Erich und Manna saßen bei der Mutter und hielten ihre Hand, die Mutter sprach ihnen Trost ein und sagte:

„Erich, schone Dein Leben . . . Solltest Du fallen um der großen Sache willen, so werde ich um Dich trauern, Dich nicht beklagen."

„Mutter, ich habe die Zuversicht, daß ich lebend aus diesem Kampf heimkehre; und sollte ich fallen, so halte fest, ich habe das höchste Leben gelebt, durch Dich, durch den Vater und durch die Liebe meiner Manna."

Die Mutter drückte ihm still die Hand. Dann übergab sie ihm noch das Bild von Oheim Alphons und empfahl, nach ihm und seinen etwaigen Nachkommen zu forschen.

Jetzt zeigte sich wieder die Lustigkeit des rheinischen Lebens. Der Gesangverein hatte sich mit einer Musikbande eingefunden, helle Lieder wurden in den jungen Tag hinein gesungen, vom Schiffe, das jetzt stromab kam, so zierlich und schlank, tönten Böllerschüsse, das Schiff hielt an, der Abschied war bedrängt. Erich, Manna und Roland küßten die Mutter und die Mutter rief:

„Haltet treu aus."

Das Schiff stieß ab, da tönte ein Schrei; der Hund Greif, den der Küfer am Halsbande gehalten, hatte sich losgerissen und war in den Rhein gesprungen, dem Schiffe nach. Das Schiff

hielt nochmals an, der Hund wurde herausgezogen und nun mitgenommen.

Die am Ufer Zurückbleibenden winkten, die auf dem Schiff antworteten, bis sie einander nicht mehr sahen, aber noch lange ruhte ihr Blick auf der Villa. Was wird aus dem Hause? Welche Menschen werden dahin zurückkehren? Welch ein Leben wird sich dort aufbauen?

Jetzt aber hatten sie noch eine Ueberraschung. Es war Niemand aufgefallen, daß man den Major beim Abschiede nicht gesehen, nun kam er mit seiner Gattin aus der Cajüte. Sie begleiteten die Davonziehenden bis nach dem Niederrhein. Ein gutes Stück Heimat zog mit ihnen.

„Ja,“ sagte der Major zu Erich, „Sie wissen, ich bin Tambour gewesen ... ich erzähl' Ihnen die Geschichte schon noch einmal ... Wenn Sie wiederkommen, sollen Sie sie haben.“

An der Station vor der Insel stiegen der Major und seine Frau aus, hier hatten sie in der ersten Zeit ihrer Vereinigung gewohnt, hier wollten sie nun wieder einen Tag sein und den freundlichen Menschen von damals sich als Eheleute zeigen. Noch vom Kahn aus winkte der Major, er wollte ein fröhliches Gesicht machen, aber die Thränen rannen ihm über die Wangen, er beugte sich über den Kahn und seine Thränen flossen in den Rhein.

Man fuhr still dahin. Als man an der Klosterinsel vorüber kam, wiegte sich ein Flug weißer Tauben über der Insel, die Nachtigallen schlugen so laut, daß man sie durch das Geklapper der Dampfschiffräder hindurch hörte, die Kinder auf der Insel gingen Paar und Paar am Uferweg und sangen.

Manna grüßte hinüber. Niemand ahnte, wer da vorüberfuhr, fort ... fort dem Meere zu, in die neue Welt.

Erich erinnerte sich eines Blattes, das ihm Weidmann beim Abschied gegeben, er las es; es waren Worte aus dem Schlusse des Kosmos von Humboldt:

„Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt.“

Aus Briefen

von und nach der neuen Welt.

Fünfzehntes Buch.

Erich an seine Mutter.

An Bord des Benjamin Franklin.

... Unser Schiff trägt den Namen, den der Vater immer mit besonderer Innigkeit nannte.

Meine Mutter!

Ich lebe jetzt auf dem Meere und mir ist, als schriebe ich Dir aus einer andern Welt.

Wir hatten noch ein freundliches Begegniß, ehe wir das Vaterland verließen. Als wir am ersten Abend anlandeten, sah aus dem Fenster des Eckhauses am Landungsplatz eine breite, wohlwollend behagliche Gestalt; der Mann grüßte, ich dankte, ich kannte ihn nicht. Beim Eintritte in die Stadt, kam er uns entgegen; es war Meister Ferdinand, dem ich beim Musikfeste ausgeholfen hatte. Er hatte von unserm Leben gehört.

Wir mußten bei ihm eintreten und mit einer Behendigkeit, die nur die selbstlose volle Güte verleiht, brachte er Kunstgenossen und gutgeschulte Dilettanten aus der Stadt zusammen; es wurde gesungen und musicirt bis tief in die Nacht hinein.

Mit Musik in der Seele verließen wir den Rhein, verließen wir Deutschland. —

Manna und Roland werden Dir selbst schreiben, sie sind jetzt oben auf Deck und lesen die Odyssee; es ist das Einzige, was man hier lesen mag. Was sich auf dem Festlande bewegt, was in geschlossenen Räumen unter allerlei Hausrath vorgeht, das Alles liegt weit ab.

Solch ein Schiff ist eine Welt für sich.

Unser Freund Knopf hatte ein wunderbares Begegniß. Er schreibt an den Major, laß Dir seinen Brief zeigen.

Wir kamen in Liverpool am Abend an, wir wollten hier einen Tag ausruhen. Am Morgen war ich allein am Hafen. Das ist der erste englische Hafen, in welchem Sklavenschiffe ausgerüstet wurden. Ich wurde aus meinen Träumereien über die Wandlungen der Geschichte geweckt; ein Schiff, das in See ging, lichtete die Anker.

Auf dem Verdeck stand ein Mann, ich zweifle nicht, daß es Sonnenkamp war; er hat einen Vollbart, aber ich erkannte ihn doch. Entweder ist er bis jetzt in Europa gewesen oder wiedergekommen. Er schien mich zu erkennen, er lüpfte seinen breiträndrigen Hut, winkte Jemand herbei, eine Gestalt kam, ich konnte sie nicht deutlich erkennen, aber ich meine, es sei Bella gewesen.

Von Freunden, an die mich Herr Weidmann empfohlen, erfuhr ich, daß ein Mann ganz vom Behaben Sonnenkamps eine Schiffsladung Waffen und Munition nach einem südstaatlichen Hafen expedirte.

Ich darf nicht ausdenken, welches Entsetzen ein Zusammentreffen hier gebracht hätte.

Tief ergriff mich, daß Manna, als ich Nachmittags mit ihr durch die Stadt ging, sagte: Mir ist, als müßte ich hier dem Vater begegnen, als müßte er jetzt dort um die Ecke biegen.

Ich glaube, ich that nicht Unrecht, daß ich ihr verschwieg, was ich gesehen.

Tief marternd ist der Gedanke, daß Vater und Sohn vielleicht doch in feindlichen Heeren gegen einander kämpfen. Meine Hoffnung ist, daß Sonnenkamp als alter Seemann zur See kämpfen wird.

Roland ist der Liebling des ganzen Schiffes. Mit unermüdlichem Eifer sucht er die Schiffs-Einrichtung und alle Thätigkeiten der Mannschaft kennen zu lernen. Er ist bald da, bald dort mit thätig und ich freue mich, daß er sich alles schweren Sinnens und Grübelns entschlägt.

Am zweiten Abend.

Es ist jetzt Nacht. Manna ist allein auf dem Verdeck und schaut nach den Sternen. Oben das Uebermaß der Sterne und rings um uns das unermeßliche Meer. Mir ist, als müßte ich

auf dieser Seefahrt alles schwere Denken, Sinnen und Grübeln ins Weite verflattern lassen, um auf dem Boden der neuen Welt ein Mensch der geschlossenen That zu sein. Es war ein abenteuerlicher Zug in meinem Lebensgange und meinem Wesen . . .

Was ist's, das mich nun dahin führt, mein ganzes Sein in einer großen Wendung der Menschheitsgeschichte einzusetzen? Nicht mehr blos Zuschauer zu sein, sondern zu handeln, zu leben und vielleicht — Nein, Mutter, ich habe die Zuversicht, ich werde lebend aus diesem Kampf heimkehren.

Heim! Heim! O Mutter, meine Seele schwingt sich über das unabsehbare Wogen des Lebens, wir sind bei Dir. Und wenn das Schicksal doch anders beschlossen, so halte fest: Dein Sohn war glücklich, er besaß das Leben in seiner Fülle. Ich hatte Dich, den Vater, Manna, die Wissenschaft, das reine Streben, die That, Alles ist mein gewesen.

Da sitze ich und die Welle trägt mich dahin. Wohl dem, der es empfindet wie ich jetzt, daß er einem hohen Ziele zustrebt.

Es sind viel junge Männer an Bord, sie haben versucht, Roland in ihre Gesellschaft zu ziehen, er weiß sich mit gutem Tact fern zu halten. Die jungen Männer, Kaufmannssöhne verschiedener Confessionen, vertreiben sich die Zeit mit Hazardspielen; die Kellner auf dem Schiffe verstehen Instrumente zu spielen und haben ein leidliches Orchester zusammengebracht. Auch eine Drehorgel haben wir, die vier Schiffsjungen drehen sie zu bestimmten Zeiten abwechselnd, dann wird für sie gesammelt. Wir — Knopf und seine Braut gehören mit zu uns, und auch unsre Aerzte halten sich in der Regel zu unsrem Kreise — bilden eine abgeschlossene Genossenschaft.

Am siebenten Tage.

Ich habe seit fünf Tagen nicht geschrieben, seitdem war ich mit den Meinen am Rande des Todes.

Wir haben einen Sturm erlebt, wie der Capitän, der nun schon dreiundzwanzig Jahre auf dem Meere fährt, noch nie einen durchgemacht.

Die Stärksten inmitten des Sturmes waren Roland und Knopf. Knopf war aber nicht bei uns, er war auf dem Vorderdeck bei seiner Braut. Manna hielt mich umschlungen, wir wollten mit einander sterben.

Ach, was soll ich von den Gefahren erzählen? Es ist vorbei.

Am Morgen als der Himmel klar, das Meer ruhig war, da feierten wir auf dem Schiff eine Verlobung. Freund Knopf wird Alles näher schreiben. Das Faß Jungfernwein, das uns mitgegeben wurde, ist an diesem Tage von der Schiffsgesellschaft ausgetrunken worden. Der Rhein hat uns Allen Frohmuth in die Adern gegossen. Es wurde gesungen, getanzt, gejubelt, alle Flaggen wurden aufgezogen und bei Tisch hielt Freund Knopf eine Rede, so lustig als ergreifend. Ich glaube, er wird dem Major die Rede schicken. Eigene Musik hatten wir auch. Knopf blies die Flöte und brachte es dahin, daß Manna ihre Harfe auf Deck bringen ließ und spielte; die ganze Schiffsgesellschaft stand umher und hielt den Athem an; als sie geendet, jauchzte und jubelte Alles.

Uebermorgen sollen wir ans Land steigen. Mein erster Gang auf dem Boden der neuen Welt wird sein, Dir diesen Brief zu senden, wenn wir nicht noch unterwegs ein Schiff treffen, das ihn nach Europa nimmt.

Nach Europa!

Sei froh im Gedanken an Deinen glücklichen Sohn

Erich.

Knopf an den Major und die Frau Majorin.

Auf dem Rhein.

Sofort in der Stunde, da Ihr uns verlassen, schreibe ich Euch.

Was war die Nibelungenfahrt auf dem Rhein? Was war der Argonautenzug? In unsrer Zeit ist Alles neu, schön und klar.

Da drüben sitzt Erich mit seiner jungen Frau. Die alte Sage, die hier am Rhein besonders oft verbreitet ist, erneuert sich, die Sage von der erlösten Jungfrau. Nur ein reiner Jüngling wie Dournay konnte die reine Jungfrau erlösen. Und ich, was bin ich? Ich bin selbst begierig, was das Schicksal aus mir macht.

Liverpool.

Morgen früh schiffen wir uns ein in die neue Welt. Wie oft habe ich vom Meere gesungen, jetzt soll ich auf ihm leben. Ich habe gar kein Bangen und keine Wehmuth, daß ich Europa verlassen muß. Ich habe eine Ahnung in der Seele, daß mir etwas Großes begegnet.

Auf dem Meere.

Lieber Bruder und liebe Schwester!

O, wie gut, daß ich, der nie zu einem Menschen so sagen konnte, jetzt Bruder und Schwester sagen kann!

In dem rothen Buch, das Du, liebe Schwester, mir geschenkt, sind viele Reisenotizen; ich hoffe, sie einmal ausführen zu können, jetzt kann ich nicht. Schnell das Beste: ich bin verlobt!!!

Indem ich die drei Ausrufungszeichen mache, fällt mir ein, daß die Form dieser Zeichen eine Bedeutung habe; sie erscheinen mir als Bild eines Kometen. Fragt einmal Professor Einsiedel, ob ich da nicht eine große wissenschaftliche Entdeckung gemacht habe.

Erinnerst Du Dich, liebe Schwester, wie ich Dir erzählte, daß mir damals, als ich unsern Freund Dournay aufsuchte, ein Mädchen mit zwei Knaben im Walde begegnete? Dieses Mädchen ist jetzt meine Braut, sie heißt auch Rosalie wie Du, sie könnte Deine Schwester sein ... ja sie ist es. Sie hat auch braune Augen wie Du.

Ja, wer ist sie denn? höre ich Dich fragen, und Du legst Dein Nähzeug weg und schaust mich so getreu an.

Laß mich nur ruhig berichten.

Also das Mädchen von damals, mein Waldmädchen, ist die Tochter eines Lehrers und — ich bitte um Respect — sie hat ihr Lehrerin-Examen gemacht. Ich wagte es nicht, mich ihr zu nähern, obgleich ich sie beim ersten Anblick auf dem Schiffe erkannte; ich suchte mir die Brüder anzuwerben und sagte dem Kleineren — der sogleich an mir hing — „sag Deiner Schwester, daß ich ihr im Mai im Walde begegnete, wie sie mit Euch nach der Capelle ging, sie hatte ein braunes Kleid an."

„Warum sagst Du ihr das nicht selber?" fragt der Kleine.

Ich hatte nicht Zeit, ihm zu erwidern, denn eben kam mein Waldmädchen daher und schalt die Brüder, daß sie den fremden Herrn belästigen. Da rief der Kleine:

„Das ist ja der Herr, dem Du nachahmst, wie er Dich über die Brille weg angeblinzelt hat."

Nun war es heraus. Also sie hat über mich gespottet? sie auch? Ich that meine Brille ab, ehrlich gestanden, ich hätte die Brille gern ins Meer geworfen.

Wir standen verlegen, da sagte sie — ach, was hat sie für

eine Stimme! Sie singt auch, ganz ähnlich wie Landrichters Lina, sie hat aber mehr Höhe, bis zum zweigestrichenen a.

Was sie sagte? fragst Du.

Gutes, Inniges; sie habe nicht über mich gespottet. ... Ach, ich weiß nicht mehr ... sie reichte mir die Hand und ...

Ich kann es nicht schreiben, Ihr werdet Alles später erfahren, und wenn ich es auch nicht schreibe, wißt Ihr es doch: ich, Emil Knopf, Mädchenlehrer von so und so viel Generationen, bin verlobt mit einem Engel. Das ist eine abgebrauchte Phrase. Wer weiß, ob die Engel das Examen als Lehrerinnen bestehen könnten.

Kann das ein Menschenverstand ausdenken, daß das Mädchen schon damals Wohlgefallen an mir findet, daß ich keine Ahnung habe, woher sie ist, wer sie ist; und nun wird sie mir aufs Schiff gesetzt, oder ich werde aufs Schiff gesetzt und sie hat einen Onkel in Amerika, zu dem sie reist. — Es ist doch eine schöne Sache, daß es Onkel in Amerika gibt. Ich glaube, ich habe meinen Schwiegervater gekannt.

Wir haben einen Sturm erlebt.

Mitten im Sturm — und es war kein gewöhnlicher — habe ich gedacht: wie wäre es, wenn Du hättest ins Meer versinken müssen und hättest nie gewußt, wie eine Mädchenlippe küßt und wie es thut, wenn eine zarte Hand Einem über das Gesicht streichelt und sogar sagt: Du bist hübsch ... Denkt nur! Ich, Emil Knopf, berühmt als der ungefährlichste Mensch, ich bin hübsch! O wie verblendet waren die Mütter und Töchter im gelobten Lande Uniformingen! Rosalie hat einen kleinen Spiegel, und wie ich da hineinsehe, bin ich wirklich hübsch; ich gefalle mir. Glaubt aber nicht, daß ich närrisch geworden, ich habe meinen vollen Verstand. Herr Major, ich mache mich anheischig, das Gesetz von Schwerpunkt und Schwerlinie zu erklären. Ich bin bei vollem Verstand.

Eins aber ist mir hart. Ich erkenne, daß ich kein Dichter bin. Wenn ich es wäre, jetzt müßte ich Gedichte machen, daß die ganze Welt von nichts Anderem mehr wüßte; die Matrosen müßten sie singen und die Soldaten, und das weißhändige Fräulein am Clavier und der Handwerksbursch am Wegrain, wenn er den Wachstuchhut abthut und sein Haupt auf das Ränzel legt. Ach, ich meine, ich müßte etwas finden, um die ganze Welt zu beglücken,

und möchte allen Menschen zurufen: Seht Ihr denn nicht, wie schön die Welt ist?

Nun bitte ich mir aber ein Hochzeitsgeschenk aus; Du und die Majorin, Ihr müßt Euch photographiren lassen, mir zu lieb.

In der neuen Welt schreibe ich wieder, jetzt kein Wort mehr; ich habe genug geschrieben mein Lebenlang, jetzt will ich nichts als scherzen und küssen. Ach! Die schöne Melodie aus Don Juan fällt mir dabei ein.

Nur das will ich noch sagen: Manna benimmt sich lieb und gut gegen meine Rosalie und auch unsere drei Doctoren und der junge Faßbender. Alles freut sich mit unserm Glück und hat so auch sein Theil Glück. Meine jungen Schwäger sind frische Bursche.

Dir, lieber Major, muß ich nur noch besonders sagen: Dein Glaube ist der rechte. Du glaubst an das unzerstörbare Gute in jedem Menschen, und es bewährt sich. Adams ist ein ganz verwandelter Mensch. Der Gedanke, daß er für die Befreiung seiner Stammesbrüder kämpfen soll, hat die bessere Seele in ihm erweckt. Ich könnte Dir da viel sagen, aber es ist genug. Du weißt schon.

Wir üben uns Alle im Englischen, aber wir wollen Deutsche bleiben.

Vor Land.

In drei Tagen sind wir in Newyork. Ich weiß nicht, was da Alles auf mich einstürmen wird. Rosalie sagt, ich soll jetzt schreiben; sie sitzt neben mir. Ich kann eigentlich nicht Brief schreiben, wenn Jemand bei mir im Zimmer ist, und nun gar, wenn so liebe Augen auf mich sehen. Ich will es aber doch versuchen; Rosalie meint, ich hätte so schön gesprochen, daß das nicht verloren gehen darf. Sie macht mich noch eitel; sie hält große Stücke auf Alles, was ich sage.

Ihr wißt, daß wir einen fürchterlichen Sturm gehabt und daß wir am Tage darauf unsere Verlobung gefeiert haben. Im Geiste haben wir dazu vom Festlande die besten Menschen geladen und ich habe sie Alle citirt und angesprochen. Zuerst Sie, lieber Major — oder, verzeihe, Dich, und dann Dich, liebe Schwester; Deine Haube mit dem blauen Band ist für mich ein gutes Anknüpfband geworden. Meine Rosalie trug auch ein blaues Band.

Ich habe Dir nämlich gesagt ...

Ach, Ihr guten Menschen, ich kann nicht. Sie sagen alle, ich hätte gesprochen wie ein Pfingstgeist. Kann wohl sein, aber schreiben kann ich es nicht.

So, nun ist's genug.

(Nachschrift.) Ich habe, was ich geschrieben, meiner Rosalie zu lesen gegeben; sie notirt mir eine schlechte Censur. Ja, so sind die examinirten Lehrerinnen!

Newyork.

In einen Brief zu fassen, was man in drei Tagen, ja nur in Einem Tage in Newyork erlebt, das hieße Wellenwogen und wechselnde Wolkengebilde schildern. In mein Tagebuch schreibe ich gar nichts mehr, es ist zu viel.

Als wir anlandeten, wartete der Onkel auf uns; er hat mich aber nicht gern zum Neffen angenommen. Ich wollte, ich hätte Dich da, lieber Major, daß Du ihm erklärtest, wer ich bin und wie ich bin. Jetzt muß ich warten, bis er es selber einsieht; vielleicht geschieht das nie. Ich nehme es dem Onkel gar nicht übel, er hatte für Rosalie bereits einen Bräutigam bestimmt, und als ich ihm den Hauptmann Dournay vorstellte, sagte er:

„Dournay ... Dournay?"

Weiter nichts. Er muß einmal mit Einem aus der Familie zu thun gehabt haben.

Der Onkel ist sehr verschlossen, aber so verschlossen als er, so offen ist Alles im Hause des Doctor Fritz. Jetzt weiß ich, wie Herr Weidmann und sein Haus in der Jugendzeit gewesen sein muß; aber Herr Weidmann hat mehr Söhne und hier sind Töchter. Und was für prächtige Geschöpfe! Und eine Frau! Ich kann nur sagen, wenn sie Einen mit ihren großen Augen ansieht, ist man wie durchleuchtet.

O, was sind wir Deutsche für herrliche Menschen! Wo man uns hinversetzt, und nun gar in den Boden und in die Luft der Freiheit, da gehen wir auf, da zeigt sich, was wir sind.

Ich war dabei, wie Roland und Lilian einander begrüßten; sie müssen ein geheimes Erkennungszeichen haben, denn ihr erstes Wort war „Kiesel". Ja, in einem Liebesverhältniß bildet sich immer ein geheimes Einverständniß. Roland und Lilian hielten sich nur an der Hand, dann gingen sie mit einander aus. Die Kinder leben hier in großer Selbständigkeit.

Digitized by Google

Kein Mensch hat hier Zeit. Ich verstehe jetzt erst, warum sie in Amerika sagen: Zeit ist Geld. Das ist eine Rastlosigkeit ohne Gleichen.

So viel sehe ich schon jetzt, man wird es hier für Schwärmerei halten, daß Erich, Roland und Manna auf das große Vermögen verzichten. Hier fragt kein Mensch, wovon man reich ist.

Fortsetzung.

Hier ist Krieg — Krieg!

Die meisten Menschen glauben, er sei bald vorüber; Doctor Fritz sagt aber jetzt auch, die Hartnäckigkeit der Südstaaten sei groß, und sie seien viel besser gerüstet als wir.

Was aus mir wird? Doctor Fritz findet es nun sonderbar, daß ich Negerlehrer werden will, ich bin noch nicht fertig genug in der Sprache. Er läßt mir aber die Hoffnung, daß sich die Sache später ausführen ließe. Und ich denke sogar weiter. Es muß ein Lehrer-Seminar für Neger-Jünglinge gegründet werden; ich lasse nicht ab. Einstweilen gebe ich Musikstunden, und es ist gar seltsam, wenn ich, aus einem Haus kommend, wo wir Musik geübt haben, auf der Straße die Trommel rasseln und lärmen höre.

Adams ist voll Verzweiflung, daß der Präsident noch keine Schwarzen ins Heer eintreten lassen will; Adams soll mit an Festungswerken bauen, und das will er nicht. Aber er wird sich schon anders besinnen. Es ist Eins, was man für die Freiheit thut, wenn man nur dafür arbeitet.

Der junge Faßbender übernimmt mit seinem Bruder Lieferungen für die Armee. Ich hoffe, daß er sich ehrlich benimmt, denn wie ich höre, gibt es auch in der Republik sehr viel Betrügerei und Unterschleif. Das ist traurig!

Knopf an Faßbender.

... und sag mir, habe ich nicht einmal einen Lehrer mit Namen Runzler bei Dir getroffen? Es liegt mir viel daran, dies zu wissen, denn dieser Lehrer Runzler ist der Vater meiner Braut gewesen.

Ich meine, er war bei Dir und hat aus einer großen Dose geschnupft.

Ich habe eben meine Rosalie gefragt. Ihr Vater hat aus einer großen Buchsbaumdose geschnupft. Es ist also richtig. Das

Gedächtniß ist doch ein wunderliches Ding, wir sollten pädagogisch weit mehr darauf Bedacht nehmen. Ich erinnere mich eigentlich nur noch der Dose und bitte Dich, mir zu sagen, was wir gesprochen haben. Erinnere Dich, ich war damals sehr traurig wegen des Kinderstreichs, den mir Roland gespielt, und ich hatte noch dazu meine Brille verloren. Ich war so sehr bedrückt, daß ich gar kein Gedenken aus jener Zeit mehr habe. Also schreib mir Alles, Du thust mir einen großen Gefallen damit. Du bekommst auch bald eine Karte, worauf steht:

Emil Knopf,

Rosalie Knopf, geb. Runzler,

Vermählte.

Ich sage Dir, das ganze Leben ist ein Märchen.

Dein Sohn ist ein äußerst praktischer Mensch; Du wirst Freude an ihm haben.

Wenn Dein Unterlehrer hierher kommen will, so kann ich ihm viel Clavierstunden verschaffen. Wir haben in Deutschland Lehrer genug zum Export.

Roland an die Professorin.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht mehr Mutter nenne; es ist mir wie ein Unrecht an meiner verstorbenen Mutter, daß ich es je that. Ich bitte, das Grab meiner Mutter sorgsam pflegen zu lassen und ihre Lieblingsblumen, Eriken und Nelken, darauf zu halten.

Nun ich das vom Herzen habe, will ich weiter schreiben.

Wenn ich an das grüne Haus denke, ist mir immer, als schwämme es auf dem Meere und müßte zu uns herankommen.

Ueber unsere Fahrt werden Ihnen Erich und Manna geschrieben haben. Ich habe auf See ziemlich die ganze Schiffsbehandlung gelernt und möchte am liebsten mich zur See anwerben lassen, aber Erich ist entschieden dagegen.

Es ist wahrscheinlich, daß mein Vater zur See gegen uns kämpft, und da ist es besser, ich bin im Landheer.

Ich habe Lilian hier getroffen. Sagen Sie nicht, daß wir noch so jung seien; wir sind älter durch die Ereignisse. Benjamin Franklin wollte ja Miß Read auch heiraten, als er 18 Jahr alt

war. Wir haben uns gelobt, erst wenn der Krieg zu Ende, einander anzugehören.

Ich bitte, diese Zeilen von keinem andern Auge sehen zu lassen, als von dem Ihrigen.

Wir waren in Washington; ich habe die Akropolis der neuen Welt gesehen. Ich wollte zum Grabe Franklins wallfahrten, aber es ist gut, daß ich zuerst zu einem seiner größten Nachfolger, zu Abraham Lincoln, wallfahrten konnte.

Ich habe zum ersten Mal einen Mann unsterblichen Ruhmes gesehen, habe ihm ins Angesicht den Namen gesprochen, den die Nachwelt bewahren wird. Die Lippen, deren Worte zur jetzt lebenden Welt und zur künftigen dringen, haben meinen Namen genannt. Ich sah die Größe, sie ist so einfach.

Es war in Carlsbad in jenem merkwürdigen Gespräch, ich habe nicht viel davon behalten, das aber traf mich, als der General sagte: Wer je durch eine Galerie seiner Ahnen geschritten, der wandelt durch das ganze Leben wie begleitet von ihren Augen. O, aus den Augen Lincolns sah auf mich der Geist des Sokrates und des Aristides, der Geist des Moses, des Washington und Franklin. Und da habe ich es gefühlt: das sind die Ahnen, die Jeder sich erwerben kann durch redliche Arbeit, durch Treue und Aufopferung. Ich habe die höchsten Ahnen und will ihrer würdig sein.

Ich lege Ihnen hier eine Photographie Lincolns bei; er hat mich an Herrn Weidmann gemahnt, nicht in der Erscheinung, aber in der ganzen Art. Ich erzählte ihm von Adams und wie unglücklich der Neger sei, daß er nicht ins Heer eintreten und nur zum Festungsbau verwendet werden könne. Lincoln ermahnte mich, der reifen Besonnenheit zu vertrauen und nicht in jugendlichem Uebermuthe zu vergessen, daß man alle Mittel der Verständigung zuerst einsetzen müsse, um vor seinem eigenen Gewissen und vor Gott gerechtfertigt zu sein, wenn man weiter geht; denn es sei ein Bruderkampf, man führe den Krieg nicht zur Vernichtung, sondern zur Versöhnung.

Ich möchte gern in ein Regiment von Negern eintreten; ich sagte ihm das. Er schwieg und legte nur seine breite gewaltige Hand auf mein Haupt.

Manna bleibt im Hause des Doctor Fritz. Erich hat Ihnen wol schon gesagt, daß er mit dem Range eines Majors eintritt.

Und ich habe einen Kameraden, Hermann, den Bruder Lilians, er hat viel Aehnlichkeit mit Rudolf Weidmann, er ist in gleichem Alter mit ihm, aber hier ist man mit achtzehn Jahren schon viel weiter. Er spricht wenig, aber was er spricht, ist gediegen und fest. Ach, er hat eine schöne Jugend gehabt! . . . Nein, ich will nicht mehr davon sprechen. Ich habe Lilian den Greif zurückgelassen. Wir sind bei der Cavallerie. Hätten wir nur unsere Pferde von Villa Eden hier. Man hat hier schlechte Karrengäule zur Cavallerie nehmen müssen und Fuhrleute wurden Cavalleristen. Lassen Sie mir vom Major schreiben, wer unsere Pferde gekauft hat. Das Herz thut mir weh, wenn ich an Villa Eden denke. . .

Ich höre hier, daß Viele vom Gleichen in Ehren und Freuden leben. Das darf uns aber nicht in Versuchung führen und nicht abwendig machen, nie . . .

Ich mußte aufhören. Haben Sie Geduld mit mir, Sie sollen sehen, daß Sie mir nicht vergebens so viel Gutes gethan; Sie sollen sehen, daß sich als Mann benimmt

Ihr

Franklin Roland.

So heiße ich nun allein.

Manna an die Professorin.

. . . An Deine Brust möchte ich mich werfen und sagen: Mutter! Weiter nichts. Die Feder in der Hand zittert mir, aber ich höre, wie Du sagst: sei stark. Ich will es sein. Ich darf nicht daran denken, wie es sein wird, wenn wir wieder bei Dir leben; Du bist unsere Heimat. Wir müssen ausharren, wer weiß wie lange, wer weiß zu welchen Opfern. Ich darf nicht daran denken, daß mir Erich entrissen würde, mir — uns.

Wie ein Traum war es mir, als wir das Festland betraten, das Land meiner Geburt; ich hätte ewig auf dem Schiffe so fortschwimmen mögen. Ich lebe im Hause des Doctor Fritz, Erich und Roland sind heute nach Washington gereist; ich fasse es nicht, daß Erich nicht bei mir ist, und doch werde ich ihn ganz anders noch entlassen müssen. Nicht wahr, Mutter, wir bangen nicht? Ein wunderbares Schicksal hat uns zusammengeführt und erhalten, es wird uns treu bleiben.

Von dem Hause, in dem ich wohne, von den guten, geistig

erweckten Menschen möchte ich gern viel berichten, und oft, wenn ich die Frau und die Kinder sprechen höre, handeln sehe, möchte ich sagen: das habt ihr von der Mutter Erichs, von meiner Mutter. Es ist eine Gemeinschaft der Edeln durch die ganze Welt, und wer etwas davon in sich hat, findet sie. Das bedeutet für mich jenes Wort: Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Ich habe von Dir die Kraft des Suchens, des Anklopfens, und ich finde, es wird mir aufgethan. O Mutter! warum müssen es so gewaltige, auf der Spitze von Leben und Tod sich bewegende Ereignisse sein, vor denen die Größe und Güte, die Opferwilligkeit des Menschenherzens sich aufthut? Warum nicht in Frieden, in Liebe, in stiller Sorgfalt?

Es ist gut, daß ich unterbrochen worden bin. Lilian hat eine frische Singstimme, und auch die Braut unseres Freundes Knopf singt schön. Wir haben uns hier Stücke eingeübt, und ich begleite Lilians Gesang mit der Harfe. Wenn wir nur diese Töne hinübersenden könnten zu Euch. Mitten im Aufruhr alles Lebens sitzen wir hier stundenlang und singen. Ich verstehe aufs Neue jenes Wort, daß die Kunst eine Erlöserin ist, jenes Wort, das der Vater gesagt.

Warum zerreißt das Wort Vater mir so die Seele? Wenn ich auf diesen Weg des Denkens komme, ist mir immer, als schritte ich in eine Wüste, weit — weit hinaus, nirgends etwas, das das Auge erquickt, die Seele erfrischt. Ich muß es tragen.

Ich sehe mit Kummer, daß ich so verwirrt schreibe, Du weißt aber und glaubst mir, ich bin es nicht, und vor Allem sollst Du wissen, daß ich unsern Erich nie mit solch schwerem Denken belaste. Es ist nicht Vorsatz, nein, sobald er da ist, schwindet Bangen und Trauern, Alles ist Licht, Sonne, Tag.

Drei Tage später.

Erich ist mit Roland von Washington zurückgekehrt, sie erzählen viel, und Roland ist von einer Begeisterung, die Du Dir denken kannst.

Lilian ist weit reifer, als man ihren Jahren nach erwarten dürfte. Ihres Bekehrungseifers wegen wurde sie nach Deutschland geschickt und unser Freund Knopf hat da gute Arbeit vollendet. Lilian ist mir eine Schwester geworden und wir sprechen viel davon, wie sie mit uns an den Rhein ziehen wird; sie meint aber,

daß Erich und ich hier bleiben, und das wird doch nimmer sein. Dort ist unsere Heimat, Du bist unsere Heimat. Ich küsse Dir die Augen, die Wangen, den Mund, die Hände. Ich bin glücklich, daß ich bin

Deine Tochter

Manna Dournay.

(Nachschrift.) Liebe Tante Claudine, Professor Einsiedel hat mir versprochen, astronomische Bücher zu besorgen. Erinnere ihn daran mit meinem innigsten Gruße. Ich finde hier viel Befreiung im Betrachten der Sterne. Ich spiele auch fleißig Harfe.

Erich an Weidmann.

. . . . . Weil ich in meinem kurzen Leben erfahren habe, welche reine und edle Menschen mit mir athmen, darum war ich frei und unbefangen, als ich vor Lincoln stand. Mir ist ein hohes Loos beschieden, ich darf den Besten meines Zeitalters ins Antlitz schauen. Und wenn mir die Klüglinge wieder herablassend sagen sollten, ich sei ein Idealist, so kann ich ihnen erwidern: das muß ich sein, denn mir sind von den Besten auf meinem Lebenswege begegnet.

In der Umgebung Lincolns hörten wir den Ausspruch, man dürfe die Neger nicht frei geben, denn sie würden nichts arbeiten, wenn sie nicht gezwungen würden.

Da sagte Roland leise zu mir:

„Arbeiten denn die Negerbesitzer, die nicht müssen?"

Lincoln sah, daß der Jüngling etwas zu mir sagte; er ermahnte, es offen zu bekennen, und mit ruhiger Herzhaftigkeit wiederholte Roland, was er mir gesagt. Sie, der Sie mit mir an der Erweckung dieser Jünglingsseele gearbeitet, empfinden das gleiche Glück wie ich.

Und nun will ich Ihnen von Ihrem Neffen erzählen.

O, unser gesegnetes deutsches Leben! In alten Zeiten trugen Auswanderer ihre Götterbilder mit in die Fremde, wir Deutsche tragen unsere Dichter, unsere Philosophen und Musiker durch die ganze Welt; und so ist im Hause Ihres Neffen eine Bildungsstätte, heimisch, wohlig und frei. Mitten im Aufruhr des Staatswesens und des Privatlebens walten unsterbliche Geister und bewirken eine Andacht, eine Ruhe, eine Tempelstille eigener Art.

Mitten im Wachsen und Walten der geschichtlichen Bewegung fühle ich: der Einzelne ist wie die Zelle am Baum, oder anders: wir sind wie die Schüler auf der Schulbank, wir kennen den Lehrplan nicht, wir wissen die Ziele nicht, zu denen dies Alles führt; heute müssen wir unsere Aufgabe lernen und es wächst Zelle an Zelle, reiht sich Wissen an Wissen, bis — ja, wer weiß das Ende.

Beim ersten großen Kampf, beim Unabhängigkeitskriege der neuen Welt waren von deutschen Fürsten verkaufte Deutsche, die für die Engländer gegen die Amerikaner kämpften, und wenige freie Deutsche — unter ihnen Steuben und Kalb — kämpften für die Republik.

Damals standen die Franzosen — der Name Lafayette klingt hell hervor — unter den Freiheitskämpfern der neuen Welt voran, heute stehen Tausende von Deutschen im Unionsheere, ausgewanderte und ausgesendete Zeugen. Eingewanderte Franzosen haben Zuavenregimenter gebildet, sie werden französisch commandirt. Als die besten Truppen gelten aber Irländer und Deutsche.

Ich sehe den Dichter der Zukunft kommen, ihm stellt sich das große Drama unserer Zeit — der Kampf zwischen Cäsarismus und Selbstbestimmung — in einer Ausdehnung dar, wie keine Vergangenheit sie kennen konnte; er drängt den Kampf in dichterischen Bildern zusammen, Gestalten, durch Meere getrennt, werden zu Trägern kämpfender Mächte und ringen mit einander.

Es sind noch nicht hundert Jahre, seitdem die Republik der Vereinigten Staaten besteht. O, wie anders sieht es hier aus, als wir uns dachten. Ich habe Viele gefunden, die an dem Fortbestand der Union zweifeln, ja ein gebildeter Geistlicher sagte mir, es sei doch wol in der monarchischen Verfassung mehr Kraft der Dauer. Das ist das Empfinden der Muthlosigkeit und Verzweiflung, die aber, wie ich glaube, nur vereinzelt ist.

Wie oft muß ich mich hier einen philanthropischen Idealisten nennen lassen; sie sagen mir, ich würde auch bald bekehrt werden. Ihr Neffe, der mit großem Blick Alles überschaut, hat mir das Räthsel gelöst. Die Menschen hier haben lange blos für Erwerb und Wohlbefinden gelebt und die Staatspflicht nur zeitweise als Wähler empfunden; sie müssen die Schule der Militärpflichtigkeit durchmachen, jenes Einsetzen des Lebens für den Staatsbestand, natürlich nur als Schule, um dann wieder frei zu sein.

Die Sklavenfrage ist hier noch nicht so entschieden, als wir glaubten. Ihr Neffe meint, daß die gänzliche Aufhebung der Sklaverei eine nothwendige Kriegsmaßregel werden müsse, der Kampf um den Bestand des Staates. Der Patriotismus muß sich mit der Humanität verbinden, die reine Idee mit Nutzen und Nothwendigkeit versetzt werden; die Logik der Thatsachen bringe eine Entscheidung, die die Logik der Gedanken nicht vermochte. Es gibt auch hier im Norden eine starke Partei, die nicht zu dem einzigen, wie sie es nennt, extremen Mittel, zur absoluten Aufhebung der Sklaverei, fortschreiten will; sie hofft, nicht durch Aufhebung der Sklaverei, sondern durch den Krieg den Süden zu unterwerfen.

Wir hoffen, es gelingt nicht. Der Kampf muß ganz durchgefochten werden. Das Wort Staatsnothwendigkeit, das von den Tyrannen so oft mißbraucht wurde, wird hoffentlich auch einmal zur Freiheit führen.

Was muß man hier nicht alles gegen die Neger hören. Daß die vier Millionen Sklaven nahezu zweitausend Millionen Dollars Gold repräsentiren, steht natürlich obenan; daß die Neger viele Laster haben — als ob die Unterdrückten lauter Tugendmuster sein könnten. Jedes Volk, so lange in Sklaverei gehalten, gepeinigt, gemartert und zur Unwissenheit verdammt, hätte so werden müssen. Immer hat die Tyrannei die Unterdrückten für niedrige Wesen ausgegeben, natürlich indem sie verleugnete, daß, was sie etwa von Niedrigkeit haben, ihnen durch die Unterdrückung aufgeprägt und eingepflanzt wurde.

Ich habe hier einen hochbegabten Neger kennen gelernt und hörte von ihm eine Rede über Stellung und Zukunft seiner Stammesgenossen; es war etwas Demosthenisches darin, der Mann ist 22 Jahr lang Sklave gewesen und hat sich jetzt eine vollkommene wissenschaftliche Bildung angeeignet.

Manchmal ist in seinem Ton eine zitternde Klage, wie von einem Verschmachtenden, und ich bewundere, daß er allen knirschenden Zorn niederhält. Wenn ein Einzelner je noch Befreier seines Volkes werden könnte, dieser Mann oder ein Anderer ihm gleicher könnte ein befreiender Held werden.

Aber das Heroenthum ist vorbei, immer und überall. Wir haben nur noch die Solidarität Aller.

Wohl sehe ich, seitdem ich hier bin, nicht nur eingerostete

Vorurtheile, die sich mit humanen Redensarten zudecken, es zeigt sich mir auch die große Umwälzung, die die Aufhebung der Sklaverei mit sich bringt. Aber Amerika muß jetzt sühnen für die Unterlassungssünde der Vorfahren. Da sind die Straßen, die Häuser, die Felder, sie sind auch aus Mark und Knochen der Neger aufgebaut, das muß bezahlt werden, getilgt. Daß das jetzige Geschlecht es muß, ist hart, aber es muß.

Ganz Amerika trägt eine Schuld des Vaters auf sich. Roland ist nur ein hervorstechendes Beispiel von jener Schuld der Väter, die die Kinder zu sühnen haben.

Wir sind mitten in einen historischen Proceß versetzt, der seine eigene Logik erweist. Die Mittel friedlichen Ausgleichs haben nichts geholfen. Gegen den Ruf: Nur keine Unterjochung! Nur keinen Eingriff in die Unabhängigkeit der Einzelnstaaten! mußte doch ein Heer aufgestellt werden, und nun heißt der Ruf: Nur keine Confiscation des Eigenthums! Das heißt, keine Aufhebung der Sklaverei, und diese wird doch die zweite Consequenz sein müssen, da sie nicht die erste sein konnte.

Die moralische Schuld, die nie an der Börse notirt, nicht verzinst, nicht amortisirt wurde, wird jetzt zu einer großen Staatsschuld der Union, und jene moralische Schuld wird mit Geld und Blut abgetragen werden müssen.

Da sagen sie hier, der Krieg kostet drei tausend Millionen Dollars, mit der Hälfte dieser Summe hätte man die Sklaven freikaufen können. Aber eine Idee läßt sich nicht mit Geld kaufen, die muß doch mit dem Einsetzen des Lebens errungen werden. Die Freiheit läßt sich nicht kaufen, nicht schenken, sie muß erkämpft werden. . .

Manna an die Professorin.

. . . . . Was war dagegen jener nächtliche Spuk der geschwärzten Männer! Ich habe hier einen Sklavenaufruhr erlebt. Doctor Fritz sagt, es sei die Erbitterung gegen die angeordnete Conscription, die ihn veranlaßt. Viele Neger sind ermordet, unserm Freund Knopf wurde seine Schule zerstört, die Waisenhäuser der Neger sind niedergebrannt worden und die armen schwarzen Kinder wälzen sich wimmernd auf der Straße.

Wir haben viel zu thun und gut zu machen.

Ich war beim Begräbniß einer Negerfrau.

Die Neger haben ihre getrennten Begräbnißplätze. Noch im Tode die Ausscheidung....

Wie oft höre ich im Geiste die Melodie und die Worte: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Es war ein Sommertag, da ich das Lied zuerst hörte von Erich, der es auf dem Rheine sang. Wie namenlos weh war mir damals. Und jetzt ist es, als ob über den ganzen Welttheil das Wort Goethe's hintönte: Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Erich an den Banquier.

..... Vollkommen erkenne ich Ihren Schmerz darüber, daß Juden bei den Sonderbündlern stehen. Der General Twiggs, der in Texas befehligte und Armee, Festung und Kriegsgeräthe den Rebellen übergab, ist ein Jude.

Daß auch Börsenspeculanten den Vertheidigern der Sklaverei Vorschub leisten — warum sollen sie's minder als die kirchenfrommen Engländer?

Warum verlangen Sie, daß alle Juden auf Seite des sittlichen Princips stehen? Es soll sich zeigen und es zeigt sich, daß keine Religion auserwählt zur Sittlichkeit ist.

Je mehr ich über Ihren Brief denke, um so mehr gelange ich zu der Betrachtung: Die Juden, die so lange und so grausam ausgestoßen aus staatlicher Gemeinschaft und zu einem traurigen Kosmopolitismus verdammt waren, bewähren sich in der Befreiung als Eingeborne der verschiedenen staatlichen Gemeinschaften und halten sich zunächst an den Patriotismus.

Mir stellt sich nun wieder eine Parallele, die ich schon oft im Auge hatte; die Juden und die Hugenotten haben eine eigenthümliche Mission. Unter fremde Völker vertrieben, mit ihnen Eins geworden, stellen sie gewissermaßen eine Bindung dar, so daß sich das Volksthum nicht auf die Blutabstammung allein gründet; ja noch mehr, sie repräsentiren die Einheit des Menschenthums.

Uebrigens sind sehr viele Juden hier bei uns und kämpfen tapfer und aufopfernd.

Der junge Arzt, den Sie ausgerüstet, ist sehr tüchtig.

Die Summe, die Sie übersendet haben, wird gewissenhaft verwendet. . .

Die Professorin an Erich und Manna.

..... So viel Blüthen trägt kein Baum, als Segenswünsche aus meinem Herzen zu Euch hin sich wenden. Wir sitzen hier still, und Ihr draußen seid im Kampf. Wir können nichts für Euch thun, nur sagen will ich Dir, mein Sohn, und Dir, meine Tochter: was auch kommt, seid beruhigt in der Zuversicht, daß wir dem Geiste gefolgt. Wir müssen nun unser Theil still erkennend tragen.

Ich war auch im neuen Dorf. So muß es in Amerika in einer neuen Ansiedlung sein.

Ein großes Glück ist es, so vielen Menschen ein heiteres und arbeitsames Dasein bereiten zu können.

Mein Sohn! Warum schreibst Du nicht, ob Du nach dem Onkel Alphons geforscht? Versäume das nicht. Wenn er noch lebt, sage ihm, daß ich ihn nie verkannt habe, trotzdem er so hart gegen uns verfahren, und sage ihm, daß Dein Vater seiner immer brüderlich gedachte. Ach, ich weiß ja nicht, ob er noch lebt. Versuche, Dir Gewißheit zu verschaffen.

Unser Freund Einsiedel ordnet jetzt die Papiere Deines Vaters.

Unser guter Major will sich ein Zimmer im Warmhause einrichten und da will er im nächsten Winter den ganzen Tag unter den Pflanzen leben und ihren Athem einsaugen. Er behauptet, daß er dann hundert Jahre alt werde.

Claudine an Manna.

..... Es ist gut, daß Du vom Schweren, das Du erleben mußt, in der Pflege der Sternkunde Dich befreist. Das hilft über alles Kleine hinweg.

Lina an Manna.

..... Morgen ist der Jahrestag meiner Hochzeit und da gebe ich meinen ersten großen Kaffee. Habe Respect vor mir. Ich lege schöne damastne Decken auf und habe eigene goldgeränderte Tassen. Ach, warum kannst Du nicht da sein! Die Leute sagen, meine Stimme wäre jetzt, seit ich Mutter bin, viel stärker. O Manna, der beglückendste Gesang ist doch der, den man seinem Kinde singt. Schreib es mir nur gleich.

Prancken und seine Frau sind zurückgekehrt, sie bleiben aber nicht bei uns. Er wird Gesandter da drunten an der Donau bei der Türkei, ich weiß nicht, wie das Land heißt.

Ich habe mir etwas Schönes für Dich ausgedacht. Wenn Du wiederkommst, mußt Du einen Gesangverein stiften für alle Frauen und Mädchen der Gegend, und da singen wir in Eurem Garten und im Musiksaal, auf dem flachen Dach und in Kähnen auf dem Wasser, überall. Ach, das soll ein Leben sein!

Wenn es nur schon morgen wäre!

Einsiedel an Erich.

..... Erhebende Gedanken sind in den hinterlassenen Papieren Ihres Vaters. Es ist zu bedauern, daß nicht Einiges davon früher herausgegeben wurde. Er hat diesen Krieg in Amerika vorausgesehen, ganz deutlich. Die Consequenz des Denkens ist eine Art Prophetie. Ich werde die Blätter veröffentlichen und darauf hinweisen, daß sie viele Jahre vor diesen Ereignissen von einem einsamen Geiste niedergeschrieben sind.

Weidmann an Erich.

..... Mein Neffe schickt mir regelmäßig die Zeitungen. Lassen Sie sich nicht vom Denken an Europa und an die verschiedenen Verhältnisse beunruhigen, Sie sind jetzt auf einen Posten gestellt, wo Sie nur das Nächste im Auge haben dürfen. Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube, Sie zu ermahnen.

Es war höchste Zeit, daß diese Schmach aus dem Bewußtsein unserer Zeit getilgt wurde, denn es zeigt sich, daß sie durch lange Gewohnheit gar nicht mehr so bitter und scharf als Sünde und Schmach empfunden wurde.

Ich mache nach dieser Seite hin überraschende Erfahrungen. Herr Sonnenkamp war mehr als er wußte ein Verderber unserer Landschaft; man spricht jetzt gut von ihm.

Ach, nur ein Sklavenhändler? kann man aller Orten hören.

Der Heroismus hat immer etwas Bewältigendes, der kühne Bösewicht wird anziehender als der einfach tugendhafte Mensch. Ganz ernste Männer finden es übertrieben, daß der Fürst Herrn Sonnenkamp nicht geadelt hat.

Es hat sich nach Europa eine Pflanze verbreitet, die das Volk die Wasserpest nennt, Sie werden davon gelesen haben, sie kam aus Canada und hat die Themse durch ihr Wurzel- und Stengelgewirre fast verstopft, hat sich tief in den Continent hinein geschlungen und ist nun schon bei uns. Solch eine Art Wasserpest verbreitet sich auch in geistigen Dingen.

Es ist gut, daß Sie und Roland die Angelegenheit mit dem in der Bank niedergelegten Gelde meinem Neffen und mir nun anheim geben. Mein Neffe ist der Ansicht, daß jetzt ein Theil und der andere nach Beendigung des Krieges verwendet werden solle. Er schreibt mir sehr befriedigt darüber, wie Sie und Roland jeder Versuchung widerstehen, die sich, wie ich vermuthete, in Amerika wieder erneuern wird.

Doctor Richard an Erich.

..... Seien Sie froh, daß Sie nicht mehr zu grübeln, sondern etwas zu thun haben.

Und jetzt eine schöne Geschichte.

Otto von Prancken, für den ich immer wie alle profanen Menschen eine Sympathie hatte — er ist kein Tugendheld, aber eine volle Natur — hat die Schwarzröcke im Wettrennen an Klugheit überrannt; er ließ sich von ihnen nach Rom empfehlen und hat dort einen lustigen Streich vollführt.

Er war mit Majorsrang in das päpstliche Heer eingetreten, hat aber Streit bekommen; wie ich glaube, hat er ihn gesucht. Er schrieb einen Brief voll Unzufriedenheit über die Organisation des Heeres. Das sollte ihn entschuldigen, da er wieder austreten wollte, um die junge Wittwe, die Tochter des Herrn von Endlich, heimzuführen. Wenn Sie wiederkommen, haben Sie neue Nachbarschaft. Man sagt indeß, daß Prancken in die diplomatische Carriere eintreten würde, und ich glaube, er hat Talent dazu.

Haben Sie nichts von Frau Bella gehört oder gesehen?

Die Majorin Graßler, weiland Fräulein Milch, an Knopf.

..... Du kannst Dir denken, welche Freude uns Dein Brief gemacht. Mein guter Mann war seit geraumer Zeit zum ersten Mal wieder heiter; er ist, seitdem Ihr Alle abgereist seid, voll

Unruhe. Monate lang hat er den Gedanken nicht los werden können, warum er nicht jünger sei, daß er auch hätte mitziehen können. Wir haben ein wahres Hauskreuz, denn unsere Laadi ist erblindet, es kann ihr kein Arzt helfen. Die Menschen lachen uns aus, weil wir den Hund so treu pflegen; sie wollen, daß wir ihn erschießen lassen, das aber können wir nicht. Mein Mann sitzt stundenlang bei der Laadi und spricht mit ihr, ja er führt sie an einem Strick täglich spazieren. Warum mußte der Hund blind werden? Man muß sich hüten, nicht sentimental zu werden, Mutter Natur ist eine sehr harte Mutter.

Ach, lieber Freund, ich schäme mich, daß ich Dir so Kleinliches schreibe, Du stehst jetzt inmitten eines großen Weltereignisses, was mag Dir da dies Alles sein? Mein Mann hat mir erzählt, daß einmal beim Grafen Wolfsgarten viel über das amerikanische Sprüchwort gesprochen wurde: Hilf Dir selbst. Ist das nicht jetzt das große Wort, das in Amerika zur That wird? Amerika hilft einem lange geknechteten Stamm zu seiner Freiheit und es hilft sich selbst damit zu seiner Freiheit und Sittlichkeit.

(Nachschrift.) Ich habe den Vater Ihrer Rosalie gekannt, er war einmal mit dem Lehrer Faßbender bei uns.

Erich an Weidmann.

Adams ist zum Schanzenbau beordert und mit ihm eine große Zahl von Negern. Er wollte nicht die Hacke zur Hand nehmen, da schloß sich Roland den Negern an und führte mit ihnen die Hacke.

Es ist sehr viel Unzufriedenheit im Heere, man verargt es Lincoln, daß er eine Politik des Schwankens, der Unsicherheit, gelindestens gesagt, des äußersten Zögerns inne hält.

Ich muß es Doctor Fritz selbst oder vielmehr der Zeit überlassen, seinen Ausspruch zu rechtfertigen, denn er sagt:

Lincoln ist nicht eine geniale, um Haupteslänge über die Massen hervorragende Persönlichkeit, er ist das Durchschnittsmaß, der exacte Ausdruck dessen, wozu der Volksgeist hier bis jetzt gediehen. Er ist kein Mann der Auszeichnung, sondern nur der richtigen Bezeichnung.

Mag sein, aber das ist viel. Es ist nicht Größe im alten Sinne, aber sind wir nicht bereits in die Zeit eingetreten, die

das Heroenthum, den Träger der Heldenrolle, um den sich alles Andere nur als Nebenfigur gruppirt, überwunden hat?

Dem Monarchischen, dem Aristokratischen und Monotheistischen gegenüber steht das Republikanische, das Demokratische, das Pantheistische; es sind drei verschiedene Namen für drei Regionen desselben Princips.

Roland an die Professorin.

Meine ersten Zeilen aus dem Felde sind an Sie, liebe Frau Professorin.

Warum kennen Sie Lilian nicht? Sie ist es würdig, von Ihnen gekannt zu sein.

O, was ist Doctor Fritz für ein Mann!

Er sagte mir, er sei ein Schüler Ihres Mannes und es muß Sie beglücken, daß sein Geist nun fortlebt in einem solchen Manne in der neuen Welt.

Ich muß mir Mühe geben, nicht zu viel an Sie und an die Vergangenheit zu denken; ich darf jetzt nichts denken, als was wir vorhaben, und ich bin müde, ich habe scharf exerciren müssen.

Erich genießt hier großes Ansehen.

Es ist jetzt still im Lager, es heißt, daß wir morgen zum ersten Mal ins Feuer kommen.

Am Morgen.

Die Schlacht beginnt. Ich hoffe meine Schuldigkeit zu thun.

Am Abend.

Ich bin zum Officier ernannt.

Erich an Weidmann.

Aus dem Lager.

Wir haben eine Schlacht geschlagen. Wir sind besiegt. Roland hat sich hervorgethan, er ist zum Officier ernannt; ich muß allen meinen Einfluß anwenden, seine Kühnheit zu zügeln.

Es ist mir eine wirksame Hülfe, daß Ihr Großneffe Hermann so besonnen ist.

Das Härteste an diesem Kriege ist, daß Tausende geopfert

werden müssen, damit die Führer die Kriegskunst lernen; es fehlt an bewährten und mit Vertrauen geschmückten Führern. Es ist kein Geringes, daß das Heer, ohne die Zuversicht in die Kriegskunst seiner Führer, sich so tapfer hält; sie müssen erst den Krieg im Kriege lernen. Die Südstaaten sind dadurch im Vorsprung.

Viel zu denken gibt es mir, ob unsere Gegner mit Hoffnung auf Sieg kämpfen; ich meine, ob sie ehrlich hoffen, daß, wenn sie siegen, ihr Princip ein dauernd geltendes sein kann.

Gerade die über alle Grenzen der Menschlichkeit gehende Erbitterung, gerade die Rachsucht, mit der sie kämpfen und die Gefangenen behandeln, sind mir Zeichen, daß sie wohl an den Sieg im Kriege glauben, aber nicht an einen Sieg im Frieden. Und da stellt sich mir wieder die Frage: warum muß ein ideell Anerkanntes immer und immer noch mit Blut erkämpft werden?

Es ist das große Räthsel der Geschichte.

Es ist wie im Kleinen und Einzelnen. Der Mensch ist ein vernünftiges aber noch vorherrschend leidenschaftliches Wesen, und immer ist es die Leidenschaft, der Affect, der das Einzelleben wie das der Menschheit gewaltig treibt und erneuert. Amerika hat nicht, wie Goethe sagte, kein Mittelalter zu besiegen, wie er auch darin irrte, daß es keine Basaltlager habe; es bekämpft seinen besonderen Feudalismus. Seine Geschichte drängt sich nur wie in einem dramatischen Gedicht näher und in kürzeren Zeiträumen zusammen.

Amerika hat keine dynastischen und keine Religionskriege mitgemacht. Unabhängigkeit war das erste Moment, aber das kann auch egoistisch sein. Befreiung Anderer ist das zweite und rein ideale Moment. Aus dem Streben nach Besitz und Geld, wo materielle Wohlfahrt das Einzige, Letzte und Höchste war, nun in eine Geschichtsperiode versetzt zu sein, wo man das Leben für eine Idee einsetzen muß, das gibt die Idealität. Jetzt erst bringt Amerika seine Opfergabe in das Pantheon der Menschheit. Bisher konnte man sagen, daß die Geschichtsgröße Amerika's in keinem Vergleiche stehe mit seiner Naturgröße.

Jetzt erlebt Amerika ins Eins zusammengedrängt seine Völkerwanderung, seine Kreuzzüge und seinen dreißigjährigen Krieg; es ist eine Zusammendrängung der Zeit; seine Geschichte entwickelt sich im Zeitalter des elektrischen Telegraphen.

Da sitze ich im Lager und schulmeistere. Aber es hat mir doch wohlgethan, ich fühle mich gesammelt, erlabt und gesättigt, indem ich mich zu Ihnen wenden konnte.

Erich an Weidmann.

Aus dem Lager.

..... Das Echte, das Nothwendige ist geschehen; die Neger sind zum Heeresdienst berufen; wir sind in ein Neger-Regiment eingetreten, Roland, Hermann und ich. Jetzt erst ist der Kampf ein voller. Die Neger benehmen sich willig und gut und sind immer lustig. Diese Disciplinirung im Heere ist eine große Vorschule für das Leben.

Von einem Spione den wir ausgesendet, haben wir erfahren, daß ein Mann, der Beschreibung nach halte ich ihn für Sonnenkamp, im Heere uns gegenüberstehe und bei ihm eine Frau in Männerkleidung, eine gewaltige Schönheit, sei, der Alles huldigt. Ich hatte gehofft, daß er in der Marine stehen würde, und mir ist es entsetzlich, daß er und sein Sohn so unmittelbar gegen einander kämpfen. Wenn nur Roland nichts davon erfährt.

Eine Freude ist es, die schöne Cameradschaft zwischen Roland und Ihrem Großneffen Hermann zu sehen, die beiden Jünglinge sind unzertrennlich.

Roland an die Professorin.

. . . Endlich ist das Volle eingetreten. Erich, Hermann und ich, wir dienen in einem schwarzen Regimente. Das ist's, was ich wollte. Ihnen darf ich's sagen, sie lieben mich, diese Geknechteten, die jetzt um ihr Menschenthum kämpfen, das man ihnen nicht im Frieden geben wollte. Ich denke an das Wort Parkers. Ach, was war das für ein Tag, als ich zum ersten Mal seinen Namen von Ihnen hörte, dort beim Ausgang aus der Kirche, und dann —

Vorwärts! heißt jetzt unsere Losung, wir dürfen nicht mehr zurückschauen.

Ich habe einen Freund gefunden, einen Freund, den Sie mir nach Ihrem vollen Herzen nicht besser hätten schaffen können, und mein Hermann ist der Bruder Lilians. Ich darf nicht daran

denken, daß er aus freiem Entschluß kämpft und ich — Nein, ich setze auch frei Alles ein . . .

Wir sind geschlagen! Mutter, wir sind geschlagen! Erich tröstet mich und tröstet Alle, er sagt, daß es gut sei, wir müssen lernen aushalten. Gut, ich will es lernen.

(Nachschrift Erich's.) Mutter! Diese Zeilen Rolands fand ich in seinen zurückgelassenen Sachen, ich schicke sie Dir. Wir haben seitdem nochmals gekämpft und einen Sieg errungen. Roland ist verschwunden, er ist gefallen oder gefangen, aber er hat sich tapfer gehalten. O mein Roland!

Erich an Weidmann.

Aus dem Lager.

O Freund! Wir haben einen Sieg erfochten, aber Roland ist verloren. Ich habe mit unserm Arzte, mit Adams und Hermann das Schlachtfeld durchsucht. Welch ein Anblick! Wir haben Roland nicht gefunden. Unsere Hoffnung ist, daß er gefangen ist.

Welch eine Hoffnung!

Ich muß mich trösten, indem ich Hermann tröste. Die volle Seelenkraft dieses gediegenen Jünglings tritt im Schmerz um den Verlornen heraus, er ist aber fern von aller Weichlichkeit; es zeigt sich die gute Schule des Freistaates und des deutschen elterlichen Hauses. Hermann ist nun mein Zeltgenosse; er ist ganz anders als Roland. Hier in Amerika hat Jedes Raum und alles Gezweige lebt und gestaltet sich aus am Baum; dazu hat Hermann kein Schmerzensschicksal in der Seele, wie mein armer Roland es hatte.

Ich bitte Sie, wenn vielleicht eine Nachricht von Sonnenkamp an mich eintrifft, ihm zu schreiben, daß sein Sohn gefangen sei.

Ich bin bis zum Tode ermattet. Die Bilder der Verwundeten, der Todten, der Zerstampften, werden niemals aus meinem Gedächtniß schwinden.

Ich weiß nicht, wann ich Ihnen wieder schreibe, nur bitte ich das wegen Rolands an Sonnenkamp ja auszuführen; vielleicht könnten Sie es auch in eine englische Zeitung setzen lassen, die nach den Südstaaten kommt.

Besprechen Sie Alles mit Professor Einsiedel.

Roland war gestern ganz übermäßig bewegt. Er hatte von

den Negern ein Lied gehört und plötzlich ging ihm die Erinnerung auf, daß dies das Lied war, welches ihm seine Amme gesungen. Es hatte einen traurigen Inhalt und eine fast noch traurigere Weise. Eine Negermutter singt ihrem Kinde, es solle wachsen und schöne Zähne bekommen, denn der Herr will das.

Den ganzen Tag ging Roland das Lied nach, er sprach davon und summte es vor sich hin, es schien ihm die Seele einzunehmen. Sein Wiegenlied lag ihm in Gedanken, während er vielleicht doch in den Tod ging...

Lilian an die Professorin.

„Schreibe es sofort an die Mutter Erichs,“ sagt mir Roland.

So wissen Sie denn, verehrte Frau, ich habe ihn gefunden.

Die Schreckensnachricht kam zu uns, daß Roland gefallen oder gefangen sei, ich hielt es nicht mehr aus. Ich wanderte ins feindliche Land. Im Geleite von Bruder Martin — ich meine nämlich Herrn Knopf — wagte ich es, über die Linie zu kommen. Wir waren als Südländer verkleidet, ich trug einen Arm in der Binde, als wäre ich verwundet. Ach! was soll ich von den Gefahren erzählen, die wir bestanden?

Herr Knopf kam doch nicht über die Linie, ich kam allein hinüber, Greif war bei mir.

O was habe ich Alles erlebt! Ich bin auf den Schlachtfeldern gewesen, habe Hunderten von Verstümmelten und Todten ins Antlitz geschaut. Ich war in Lazarethen, habe das Aechzen, das Wimmern gehört, und nirgends war Roland, nirgends eine Spur.

Weiter und weiter wanderte ich, und sie haben Mitleid mit mir gehabt, die Entsetzlichen.

Ich habe ihn endlich gefunden. Nein, nicht ich — Greif hat ihn gefunden. In einer Scheune lag er verwundet; er sah so abgemagert und verändert aus, ich hätte ihn kaum mehr erkannt.

Roland spricht davon, daß eine Frau in Männerkleidern ihn habe in die Scheune tragen lassen, er behauptet, es sei Gräfin Bella gewesen. Ich habe sie einmal gesehen, als ich noch auf Mattenheim war, ich sah sie jetzt — ich glaube, sie war es — in Männerkleidern auf einem Pferde vorübersausen; sie sah mich an, sie mußte mich erkannt haben.

Ich habe Roland einen Kiesel geschenkt, als wir uns auf

Mattenheim trennten; diesen Kiesel, wohl eingenäht, trug er auf dem Herzen, und durch ihn wurde er vom Tode gerettet.

Ich habe Alles nach Newyork berichtet, weiß aber nicht, ob der Brief ankommt. Nach Europa werden Briefe durchkommen, ich bitte Sie, die Nachricht an meinen Vater und an Erich gelangen zu lassen. Sagen Sie noch, daß Roland außer aller Gefahr ist; ein deutscher Arzt, der hier im Heere dient, gibt mir die Versicherung.

Geben Sie diese Nachrichten an Onkel und Tante und alle Angehörigen.

Roland ist eben erwacht.

Er läßt Sie bitten, den Taubstummen auf die Villa zu nehmen und ihm im Garten Beschäftigung zu geben, er spricht viel von ihm.

Doctor Fritz an Doctor Richard.

Wir erhalten nur schwer Nachrichten aus den Südstaaten. Ein Gefangener, der glücklich entkommen ist — Sie kennen wol die Unmenschlichkeiten, mit denen die Südstaatlichen die Gefangenen behandeln — erzählte mir zufällig, daß Sonnenkamp-Banfield dort im Heere kämpfe und bei ihm eine schöne Dame sei. Sonnenkamp ist in den Südstaaten nicht zu der Geltung gelangt, die sein Ehrgeiz erwartete. Er ist den südstaatlichen Junkern zu radikal, er macht aus dem, was sie wollen, ein logisches Prinzip, wie er das ja auch früher im Kampfe gegen mich that. Ganz vernichtet aber hat er seinen Einfluß, da er mit dem Plane heraustrat, aus den Südstaaten eine Monarchie zu machen. Das wollten die Junker des Südens doch nicht; der Republikanismus sitzt ihnen noch in den Gliedern, und wenn auch Sonnenkamp von seinem Plane zurücktrat, er hat das Ansehen verscherzt, das er bei seiner unbestreitbaren Kraft und seiner Rücksichtslosigkeit hätte erlangen müssen. Ich glaube, er und Gräfin Bella kämpfen nur noch aus Verzweiflung und Abenteuersucht.

Erich an Weidmann.

. . . So ist nun das Aeußerste erlebt!

Es war ein heißer Tag, auf beiden Seiten wurde mit Hartnäckigkeit gekämpft. Wir haben gesiegt, aber unser Verlust ist

groß. Da kam Adams zu mir, er blutete und Schaum stand ihm vor dem Munde. Ich wollte seine Wunde verbinden lassen, er wehrte ab und rief:

„Kommen Sie! Kommen Sie! Ich habe ihn nicht getödtet ... draußen liegt er.“

„Wer denn?“

„Der Vater Roland's!“

Ich nahm einen Arzt mit, wir eilten an Verstümmelten, Hülferufenden vorüber.

Wir kamen zu einem Hügel, dort lag er.

Als ich vor ihm stand konnte ich kaum athmen, endlich rief ich:

„Vater!“

„Vater!“ schrie er. „Weg von mir! Laßt mich!“

Gläsernen Blickes starrte er mich an. Er raufte das Gras aus und wühlte tief hinein, dann steckte er das Gesicht in die aufgewühlte Erde, er mochte den einzigen Duft suchen, der ihn erquickt hatte, aber er schüttelte den Kopf, er schien nichts mehr vom Brodem der Erde zu riechen.

Jetzt wendete er sich und starrte mich an.

Der Arzt untersuchte ihn, er blutete. Mit Kraft stieß er ihn von sich.

„Ich will nicht verbunden sein! Fort mit Euch Allen!“

Ich kniete zu ihm nieder und sagte, er habe nicht seinem Sohn im Kampf gegenüber gestanden, Roland sei seit drei Monaten verschwunden, wahrscheinlich gefangen.

„Gefangen! ... Wehe! dreimal wehe!“ schrie er. „Gefangen! ... O, *sie* ist schuld ... sie! ... Ich wollte nicht ... ich mußte ... sie wollte zu Pferde sitzen ... Amazone spielen ...“

Er lachte höhnisch.

„Auf dem Meere ... zur See ...“ fuhr er dann fort, „da wollte ich sein ... ich mußte ihr folgen ... ich sah sie fallen ... sie war schön noch im Tode ... eine Zauberin ...“

Der Arzt winkte mir, ich verstand. Ich fragte, ob er keinen Wunsch mehr habe.

Er sah mich starr an.

„Dort ... das gib mir ... gib!“

Er deutete nach einer Erika, die nicht weit von ihm stand. Adams war unserm Blicke und den Worten gefolgt, er raufte

einen ganzen Büschel Eriken aus und gab sie dem Sterbenden in die Hand, der den Neger mit heraustretenden Augen ansah. Dann trat ein Lächeln in sein Angesicht, er bäumte sich noch einmal hoch auf mit gewaltiger Kraft, that einen entsetzlichen Schrei, und sank zurück, der Tod streckte ihm die Glieder. Mit der Erika in der krampfhaften Hand starb er.

O, was habe ich erlebt, was mußte ich erleben!

Als wir ihn in die Erde eingruben und ihn ganz mit Eriken zudeckten, da weinte ich um den Mann von so gewaltiger Kraft. Was wäre aus ihm geworden, wenn . . .

Mitten im Schreiben werde ich unterbrochen.

Seit diese Zeilen hier stehen, habe ich noch einen Todten begraben.

Ich wurde zu Adams gerufen, er hatte es verabsäumt, sich verbinden zu lassen, und nun war es zu spät. Er verlangte nach mir. Ich stand an seinem Lager.

„Herr Major, werden meine Brüder frei?“

„Ja, ja,“ rief ich ihm zu, da hob er seine Hände in die Höhe und schrie und tobte wie rasend. Seine wilde Natur, die nur gebändigt und zurückgehalten war, trat in seinem Todeskampfe heraus.

Ach, ich kann nicht weiter schreiben; ich habe mich in mir selbst geirrt. Ich glaubte gefestigt zu sein gegen Alles, ich bin es nicht. Ich bitte Sie nur, lieber Herr Weidmann, meiner Mutter den Tod vom Vater Manna's und Rolands mitzutheilen.

Könnte ich nur schlafen, Ruhe finden!

(Nachschrift von der Hand Manna's.) Dieser Brief, bis hierher geschrieben, fand sich in der Tasche meines Erich, als er unter dem Pferde hervorgezogen wurde. In der bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerten Aufregung ist er zu Pferde gestiegen und wollte in die Schlacht, er ist gestürzt. Ich schicke den Brief. Noch erkennt er Niemand, noch spricht er verwirrt, aber der Arzt gibt mir Hoffnung.

Ich schicke den Brief erst fort, wenn ich Besseres berichten kann.

Drei Tage später.

Mein Mann sagt, daß er im Gedenken an Sie eine Labung finde. Ich habe heut auch an die Mutter geschrieben.

Manna an die Professorin.

Mutter, er ist gerettet! Verflogen alle Qual! Er ist gerettet! Tage lang, Nächte lang lag er im Fieber und erkannte mich nicht. Einmal aber rief er:

„Ach, die Harfentöne!"

Ich telegraphirte sofort nach Newyork, daß man mir meine Harfe schicke, da sagte mir der Telegraphist, daß eine Frau, die hier einsam lebe, eine Harfe besitze. Ich ging zu der Frau ... Und diese Frau ist die Mutter meines Heimchen. Die Oberin hatte ihr von der Liebe des Kindes zu mir geschrieben und ich mußte nun der Mutter viel erzählen. Und jetzt ... Ja, wir leben im Wunder! Von Heimchen kam mir die Harfe, die meinem Manne Ruhe zutönen sollte.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen je von einer verschleierten Spanierin, die wir in Carlsbad gesehen und der ich manchmal in der Kirche begegnete, gesagt habe; das war die Mutter Heimchens. Sie trägt ein schweres Schicksal; sie hatte sich vermählt und dann erfahren, daß ihr Mann bereits verheiratet war; sie will aber den Namen ihres Mannes nie nennen. Sie erzählte mir jetzt, daß sie mich schon damals kannte, sich mir aber nicht genähert habe; ein Cavalier aus der Umgebung der Gräfin Bella habe sie schwer beleidigt, so daß sie abgereist sei. Ich verstehe vieles nicht, was die Frau spricht; ich darf sie nicht bedrängen, denn sie spricht nicht gern.

Ich kehrte zu Erich zurück. Der Arzt war einverstanden, ich spielte im Nebenzimmer. Erich schlief, und als er erwachte, sagte er:

„Warum kommt denn Manna nicht?"

Der Arzt verbot mir, bei ihm einzutreten, man dürfe keine Erschütterung über ihn bringen. Und so durfte ich ihn nur sehen, wenn er die Augen geschlossen hatte, bis der Arzt es mir endlich erlaubte.

In seinen Fieber-Phantasien hat er mich immer im Kloster gesehen, wie ich damals das Flügelpaar trug, und dann sprach er französisch und lachte über Schwester Seraphine. Die Erschütterung, die Erich durch den Tod des Vaters erfahren, hatte ihm so alle Fassung genommen, daß er, wie der Arzt mir sagte, geraume Zeit keine Stunde mehr geschlafen.

Es wurden ihm Schlafmittel gegeben, aber sie erschienen

gefährlich; man mußte ablassen. Da kam es wieder zur Schlacht. Alle baten ihn, sich Ruhe zu gönnen, er hatte sich ja so ruhmvoll bewiesen, aber er stieg zu Pferde und ritt hinaus. Das Pferd stürzte mit ihm und für todt wurde er ins Lazareth getragen. Ich erhielt die Nachricht und eilte hieher. Jetzt ist bereits Alles wieder gut, nur ist er noch sehr schwach.

Aber wie das seine Art ist, er bat mich, auch den anderen Verwundeten die Freude zu gönnen, und so muß ich oft stundenlang in den Krankensälen Harfe spielen. Es erquickt die Kranken unsäglich und die Aerzte behaupten sogar, daß durch die seitdem erheiterte Gemüthsstimmung die Wunden besser heilen. Wenn ich dann zu Erich komme und der Arzt ihm erzählt, wie wohlthuend die Musik für die Kranken sei, da leuchtet sein Antlitz; er spricht wenig, er hält nur still meine Hand. Aber, Mutter, Du kannst ruhig sein.

Erich verlangt, daß ihm erlaubt werde, auch ein Wort an Dich zu schreiben.

(Mit zitternden Zügen standen hier:)

Dein lebender, liebender, geliebter Sohn Erich.

(Dann von der Hand Manna's:)

Erschrick nicht über diese unsteten Schriftzüge. Der Arzt wiederholt, daß jede Gefahr vorüber sei, nur ist große Ruhe nöthig.

O Mutter! Wie soll ich Gott danken, daß mein Erich lebt, ich nicht verwittwet und ein Leben verwaist vor der Geburt. Sei ruhig, ich halte mich stark, ich habe dreifältig zu leben die Pflicht.

Manna an Professor Einsiedel.

..... Im Hospitale wurde ich zu einem Schwerverwundeten gerufen, es war ein Gefangener aus dem Heere der Südstaaten, er hatte mein Harfenspiel gehört, nach mir gefragt und erfahren, daß ich eine Deutsche sei. Der Mann erzählte mir, er habe einen Oheim in Deutschland, der Buchhalter in einem großen Bankgeschäft gewesen. Eines Abends, als der Oheim im Theater, bestahl er ihn und entfloh. Ich sagte ihm, daß ich einen solchen Mann durch Sie in Carlsbad kennen gelernt, das heißt nur gesehen habe; ich schilderte ihn so gut ich konnte. Der Kranke behauptete, das sei sein Oheim. Und nun bat er mich, diesem zu schreiben, daß er seine That bereue. Er habe immer gehofft,

er werde zu großem Reichthum kommen, um zurückzukehren und Alles gut zu machen. Das sei nun nicht eingetroffen, er müsse arm sterben, aber er wünsche, daß der Oheim von seiner Umkehr wisse.

Wollen Sie dem Manne das Alles mittheilen.

Erich an seine Mutter.

.... In meinen Fieberträumen sagte ich mir immer : Du hast ja Deiner Mutter versprochen, gesund wieder heimzukehren; Du darfst nicht krank sein, nicht sterben Du mußt Dein Versprechen erfüllen. Und das begleitete mich fort und fort, machte mich bald ruhig, bald unruhig. Ich meinte immer, ich müsse etwas thun können, um die Natur zu zwingen, daß sie die Schatten wegnehme, die Beschwerniß, die Unfähigkeit, die auf mir lastete. Es waren zwei Seelen in mir. Und einmal hörte ich Dich ganz deutlich zu mir sagen: Halte Dich nur ruhig; mit Deinem Denken zerstörst Du Dein Leben; lerne einmal gar nichts denken. Und dann stand ich oben auf der Tribüne beim Musikfest und sollte singen und konnte keinen Ton aus der Kehle bringen. Ich habe entsetzliche Qualen durchgemacht. Nun aber bin ich vollkommen frischauf...

Doctor Fritz an Weidmann.

...... Durch die Verwundung Erichs und das Harfenspiel Manna's, wie es in den Zeitungen stand, hat sich ein seltsames Räthsel gelöst. Zu mir kam ein altes Männchen von feinem Aeußeren, er sprach deutsch, aber offenbar mit jener Mühsamkeit, die zeigte, daß er vielleicht Jahrzehnte lang sich nicht in dieser Sprache ausgedrückt. Er fragte mich nun, ob ich in der That mit einem Major Dournay bekannt sei. Ich bejahte das, und nur mühsam brachte ich endlich heraus, daß dies der Oheim Erichs, ein Mann von großem Reichthum. Er wollte Näheres über die Familie wissen, vor Allem ob seine Schwester Claudine noch lebe. Glücklicherweise wußte Knopf alles Nähere.

Erich an seine Mutter.

Mutter! Der Oheim ist gefunden. Mein Sturz vom Pferde, mehr aber noch das Harfenspiel Manna's, wurde wie eine

Wundermähr in den Zeitungen erzählt. Der Oheim Alphons las das und meldete sich bei Doctor Fritz.

Der Oheim kam selbst zu mir, als ich noch schwer krank war. Ich glaubte den Vater gesehen zu haben.

Man erzählte mir, ich sei so aufgeregt gewesen, daß man aufs Neue für mein Leben fürchtete. Nun mußten sie mir die Nachricht vorenthalten, bis ich wieder ganz gesund war. Ich habe dem Oheim Deinen Brief gezeigt. Der alte Mann, der Jahrzehnte lang nichts mehr von Europa, nichts von Blutsverwandten wissen wollte, weinte bitterlich. Er will mit uns nach Europa zurückkehren.

Knopf an Faßbender.

... Das classische Alterthum hatte schöne, große, heroische Gestalten, aber es hatte keinen Onkel in Amerika. Und wie wurde nur die Welt vor Columbus fertig ohne den Onkel in Amerika? Ich glaube, daß unser Herrgott, als er am siebenten Tage ruhte, in seinem Mittagsschläfchen den reichen Onkel von Amerika träumte, dichtete und schuf.

Mein Freund, der Major Dournay, hat nun auch seinen Onkel gefunden mit einer Mitgift, ich weiß nicht wie viel, aber viel ists, und Alles ehrlich erworben. Jetzt ist er selber auf den Punkt gestellt, das Räthsel zu lösen, was man mit so vielem Geld anfängt. Meine Sängerhallen will er nicht bauen, aber er wird anderes Großes thun ...

Doctor Fritz an Weidmann.

..... Zwei Kinder sind uns geboren. Manna ist von einem Sohn genesen und die Frau Knopfs eines Mädchens. Ich war gerade bei Knopf, als ihm die Tochter geboren wurde, und als er sie zum ersten Mal sah, rief er laut:

„Rein kaukasische Rasse!“

Er gestand mir dann, er habe trotz seiner Liebe zu den Negern doch immer gefürchtet, daß seine Rosalie ein schwarzes Kind gebäre, denn sie sah immer Negerkinder vor sich, da sie Lehrerin derselben wie er auch. Und nun freute er sich, daß seine Tochter, die er Manna Erika nennen läßt, rein kaukasische Rasse, und gar lustig preist er das Schicksal, das ihm, dem Mädchenlehrer, als Erstgebornes ein Mädchen gab.

Das Kind Manna's hat die Namen Benjamin Alphons erhalten. Onkel Alphons ist Pathe; er hat testamentarisch sein ganzes Vermögen zu gleichen Theilen seiner Schwester Claudine und dem Sohne seines Bruders verschrieben und jetzt bereits die Hälfte davon übergeben. Er will mit nach Europa ziehen, ich glaube aber, daß der gute Mann nicht lange mehr lebt.

Ich habe Ihnen früher mitgetheilt, daß meine Tochter Lilian den Heldenjüngling Roland in Feindesland aufgesucht und gerettet hat. Roland ist noch sehr schwach, er ist mit einem deutschen Arzte auf unserer Farm Lilianhouse, seine Jugendkraft wird ihn wieder herstellen. Er will später in die Marine eintreten.

Der große Kampf geht zu Ende und mit der Siegesfeier werden wir die Hochzeit Rolands und Lilians feiern können. Sie bleiben hier bei uns.

Roland hat sich tapfer bewährt. Wir verwenden den größten Theil seines väterlichen Besitzthums, um den Negern freies Land zu schaffen, sie mit allem Nöthigen auszurüsten und Erziehungs-Institute für dieselben einzurichten . . .

Roland an Weidmann.

Lilian-House.

Hier in der Stille des Landlebens, während ich mich von den Mühen des Krieges erhole, habe ich auf einsamen Gängen einen Gedanken in der Seele gehegt, der sich schließlich in Worte fügte, die mich Tage lang wie eine Melodie begleiteten.

Ein Haus des Friedens und der Ruhe für die Kämpfer des freien Gedankens sei Villa Eden.

Wie dem, was ich will, eine bestimmte Fassung zu geben wäre, weiß ich noch nicht; aber ich meine doch, daß etwas der Art wie ein Kloster für einsam stehende, ruhebedürftige freie Seelen ins Werk gesetzt werden sollte.

Was wir hier von dem Erwerbniß während des Krieges anwendet und wie wir es nun für die befreiten Neger verwenden, das geschieht unter Mitwirkung von Doctor Fritz, den ich nun Vater nenne; denn erst jetzt beginnt die große und mühsame Arbeit.

In Europa ist noch unser Haus; meine Schwester wünscht mit mir, daß es nicht verkauft werde und nicht verödet bleibe, und ich frage, ob sich nicht etwas gründen und aufrichten ließe, das

den Männern, die ihr Lebenlang für die höheren Anliegen des Geistes gearbeitet, eine freie und friedliche Ruhestätte biete.

Erich hat viele Bedenken; er wird mitberathen. Sollten Sie und die Freunde dort anders bestimmen, so erklären wir uns im Voraus einverstanden.

(Nachschrift Erichs.) Ich schicke Ihnen diesen Brief Rolands; ich lege ihn in Ihre Hand als Zeugniß seiner Gesinnung, denn dem Plane, den er mit Villa Eden hat, stehen unzählige Bedenken entgegen, die Alle aus dem Einen fließen, daß der Gedanke der Freiheit sich keine Form aus einem andern Gebiete aneignen kann.

Erich an die Mutter.

..... Mutter! Großmutter! Alles ist wohlauf. Ach, was ist da mehr zu sagen. Aus allem Elend heraus sind wir glücklich. Und Mutter, ich komme — ich komme heim mit meiner Frau und meinem Kinde und dem Oheim Alphons.

Die Wellen werden tragen, das Schiff wird halten, das Land wird feststehen, und Mutter, ich werde Dich wieder in meine Arme schließen, ich werde mein Kind in Deine Arme legen, wir werden leben, wirken...

Erich an Weidmann.

..... Wir sind mit unserm schwarzen Regiment in Richmond eingezogen.

Ich habe das Höchste gelebt, ich durfte mitwirken in dem größten Kampf unseres Jahrhunderts.

Es gibt keine Sklaverei mehr.

Nun sollen sie herankommen die Herren mit Talaren und Bäffchen und uns sogenannten Ketzern eine That von solcher Tragweite zeigen gleich dieser.

Später.

..... Da lesen Sie. Ein Mord, ein Meuchelmord! Warum soll es nicht sein? Warum soll nichts rein und schön sich vollführen?

Lincoln ermordet!

Ist es nicht oft, als ob ein schadenfroher Dämon die Welt regierte?

Nein, diese That steht da als Zeichen, bis zu welcher Barbarei die Bekenner der Aristokratie, die Vertheidiger privilegirter Classen, die Menschenleugner sich fähig gemacht. In künftigen Tagen würde man nicht mehr an die Ruchlosigkeit glauben, jetzt steht sie da als Meuchelmord und nicht als Meuchelmord eines Einzelnen; eine Bande hatte sich verschworen.

Sie hatten in den Südstaaten den Fanatismus losgelassen im Kriege, nun hat er sein blutiges Siegel.

Doctor Fritz an Weidmann.

... Die klare Geschichte wird es nicht dulden, daß aus Lincoln nun durch seinen Märtyrertod ein Heros gedichtet wird. Er war ein rechtschaffener, gediegener Mann, er lebte für eine gute Sache, er wurde ermordet um ihretwillen; das ist viel und genug.

Der Steuermann ist über Bord gestürzt.

Mir fällt ein Ereigniß aus meinem Leben ein, das sich jetzt in der weitesten Ausdehnung erneuert.

Als ich zum ersten Mal, nachdem unsere Hoffnungen für das deutsche Vaterland gescheitert waren, über das Meer in die neue Welt fuhr, war ein plötzlicher Schreck auf dem Schiffe, das im raschen Lauf unversehens anhielt. Alles war erschüttert; Alles fragte: was ist geschehen? Und da hieß es: der Steuermann ist über Bord gestürzt.

Der Steuermann der amerikanischen Union ist über Bord gestürzt und die tausendfältige unermeßliche Bewegung der neuen Welt hält plötzlich still, wie damals unser Schiff auf dem Meere. Aber das Schiff ist fest gefugt, im Sturm erprobt; es wird dem Steuermann nachgetrauert, aber Andere treten an seine Stelle.

Es ist kein Wortspiel, wenn ich Ihnen sage, daß jetzt zum ersten Mal die amerikanische Union eine wunderbare Einheit der Empfindung gewonnen hat.

Es ist so schwer, daß sich in unserer modernen Welt eine gemeinsame Empfindung in allen Seelen festsetze; jetzt ist sie da und wird eine Wirkung üben, unabsehbar.

Wann hatte der neue Continent je eine Stunde, einen Tag, in dem eine einzige Empfindung die Herzen aller Menschen durchzitterte, wie jetzt beim Tode Lincolns?

Das ist eine Wirkung, wie sie größer nicht erdacht werden kann.

Nicht der Aufruhr, sondern die Ruhe, die nach dem Tode Lincolns eintrat, ist das Große. Da war ein still trauerndes Volk, eine ganze große Volksseele trauerte.

Wenn es noch etwas geben konnte, um auf ewig auch die letzte Spur von einer Berechtigung der Sklaverei aus der Seele der Menschen zu tilgen, der Tod dieses einfach tüchtigen Mannes und die Todesart hat das bewirkt.

Ist es vielleicht doch ein Gesetz der Geschichte, daß eine große Idee zu ihrer Besiegelung den Opfertod eines Märtyrers erheischt?

Knopf an den Major.

..... Der Oheim unseres Freundes Dournay ist todt, er war krank, die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Lincoln hat ihn getödtet.

Erich und Manna kehren heim mit ihrem Sohne.

Erich an Weidmann.

..... Denn das ist so geworden, die Geschichte hat über das so erworbene Besitzthum verfügt.

Roland bleibt hier, er findet hier die rechte Bethätigung für sein Streben im Anschluß an die Familie unseres Freundes Doctor Fritz.

Ich kehre mit Manna heim. Wir haben uns entschlossen, vorerst Villa Eden zu bewohnen.

Dieser Brief geht uns nur um drei Tage voraus nach Europa, an den Rhein...

Ich habe Roland versprochen, zum Jahre 1876, zur Jahrhundertfeier der amerikanischen Republik hierher zu kommen. In dem großen Erinnerungsfeste der modernen freien Welt wollen wir Beide dann auch still vergleichen, was Jeder in seinem Vaterlande gewirkt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google